Neue philologische Rundschau

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. L
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes,

Gotha, 11. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

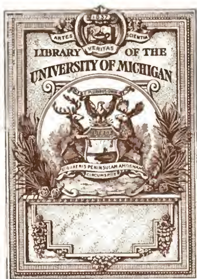
Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

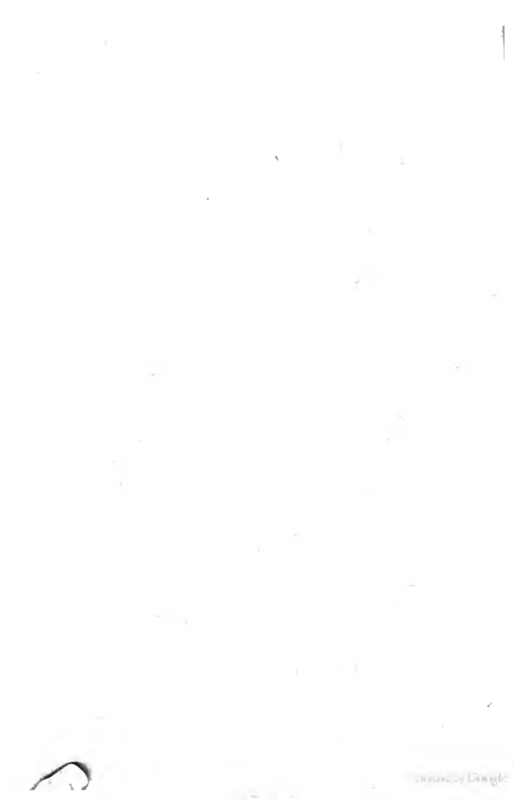
Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

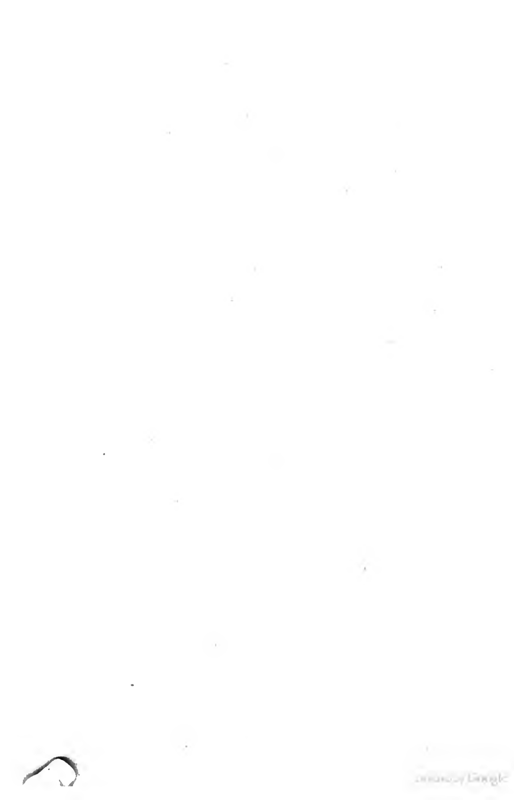
Eruc[…] (– – ◡ ∾) oder Erucius (◡ ◡ ◡ ∾)?

Von **J. May** (Durlach).

Die rh[…]e Analyse der Rosciana, die demnächst bei G. Fock […]eipzig […]n wird, erweckte unter anderem auch Zweifel in mir, die sei[…]bleitung des […]ens des Anklägers Erucius richtig sei. […]kei[…]en Jahrbb[…], S. 208 Anm.) behauptet, dafs d[…] […]me […]t der Pf[…]ica (Rauke) nicht das mindeste […]haff[…]dern die […]e Form des griechischen Ἐρύκιος s[…] […]ξ, Ἔρι[…]er also mit dem Namen des sizilisch[…] […]nhäng[…]eritalien — es wird d[…]s geschlosse[…] […]er a[…]egend stamme — […] Nam[…] […]esc[…] Mommsens Index zu […]e ihn […] den weiblichen Namer […]trete […] zweimal die Form Herucii[…] […]vie […] als Herucina erscheine. Dies[…]


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Neue

Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in

Bremen.

Jahrgang 1904.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes

Aktiengesellschaft.

1904.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1904.

A. **Originalartikel:**

B. **Rezensionen:**

Gotha, 9. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **Walter Leaf, The Iliad.** Vol. II, Books XIII—XXIV. Second. edition. London, Macmillan and Co., 1902. XXIII u. 663 S. 8. 18 sh. (geb. ℳ 18.—).

Der erste Band dieser Iliasausgabe erschien im Jahre 1900 und ist vom Ref. in Nr. 12 des Jahrg. 1901 besprochen worden. Was dort über die ganze Anlage des Buches und die Grundansicht des Verf. in Hinsicht auf die homerische Frage gesagt ist, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Das dort ausgesprochene Lob der vorliegenden Arbeit gilt in vollem Umfange auch für diesen zweiten, abschliefsenden Teil. Dieselbe Sorgfalt in Benutzung der einschlägigen Literatur, dieselbe ruhige Besonnenheit der Ansichten, dieselbe vernünftige und vorurteilsfreie Auffassung der erklärenden Stellen tritt auch in diesem Teile der Ausgabe überall hervor. Vorausgeschickt sind diesem Bande drei Abhandlungen: 1) eine Analyse der Ilias, d. h. eine Zerlegung des uns überlieferten Epos in eine zugrunde liegende kleinere Dichtung (Menis) und drei zeitlich

verschiedene Erweiterungen; 2) eine Besprechung der Iliasscholien und 3) eine Charakteristik der Handschriften. Die Analyse der Ilias beruht auf der Grundansicht des Verf. über die Entstehung der Ilias, und es gilt in Bezug darauf das bei Besprechung des ersten Bandes Gesagte. Die beiden anderen Abhandlungen sind für den, der sich mit diesen Fragen bekannt machen will, ein sehr gutes Einführungsmittel. — Wie dem ersten Bande sind auch dem vorliegenden eine Anzahl Anhänge hinzugefügt, teils homerische Realien, teils einzelne besonders schwierig zu erklärende Iliasstellen, teils die homerische Metrik betreffend: über die homerische Frauentracht, οὐρανός, αἰθήρ, ἀήρ, über den Schild des Achill, über X, 202—204, über homerische Bestattungsgebräuche, über das Anschirren des Wagens, über den vierten Fufs des Hexameters. Im einzelnen mag man hier abweichender Meinung sein, besonders inbetreff dessen, was über den Schild des Achill vorgetragen ist; überall aber findet sich viel Interessantes und Lesenswertes; besonders sei auf die Besprechung des Tanzplatzes in dem Abschnitte über den Schild des Achill und ferner auf den Anhang über das Anschirren des Wagens hingewiesen.

Nach alledem gehört — wenigstens nach Ansicht des Ref. — die Iliasausgabe von Leaf zu dem besten, was an Erklärungsschriften zur Ilias in neuerer Zeit veröffentlicht worden ist.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

2) **Oddone Ravenna, Di Moschione e di Teodette poeti tragici.** Padova, P. Prosperini, 1903. 78 S. 8.

Die vorliegende Abhandlung, die in der Rivista di Storia antica, nuova serie, a. VII, fasc. 4 erschien, fand den Beifall der Facoltà di Lettere dell' Ateneo patavino. Der inzwischen verstorbene Verf. behandelt darin die beiden Tragiker Moschion und Theodektes, die der alexandrinischen Zeit unmittelbar vorangingen. Auf Grund der erhaltenen, allerdings sehr spärlichen Fragmente, der Überlieferung und der neueren Literatur entwirft er, soweit dies möglich ist, ein Bild von dem Leben und der literarischen Tätigkeit der beiden Männer. Alle einschlägigen Fragen werden dabei gründlich und mit gesundem Urteil besprochen; freilich ist der Ertrag an neuen gesicherten Ergebnissen nur gering, was in der Natur des gewählten Themas begründet ist. Auch werden manche Fragen, die schon durch die Untersuchungen früherer Gelehrter ihre endgültige Lösung

gefunden haben, zu ausführlich und breit behandelt; hier hätte ein kurzer Hinweis völlig genügt. Im ganzen ist die Arbeit aber ein dankenswerter Beitrag zur Kenntnis der griechischen Tragödie des 4. Jahrh. v. Chr.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

3/4) **W. M. Lindsay, The ancient Editions of Martial,** with Collations of the Berlin & Edinburgh Mss. (St. Andrews University Publications. Nr. II). Oxford, J. Parker & Co., 1903. IV u. 122 S. 8.

W. M. Lindsay, M. Valeri Martialis Epigrammata recognovit brevique adnotatione critica instruxit (W. M. L.). (Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis.) Oxonii e typographeo Clarendoniano (London, H. Frowde), o. J. [1902] und ohne Seitenzählung [29 Bogen]. 8.

Jeder Herausgeber eines antiken Schriftwerkes mufs das Bestreben haben, über die uns zu Gebote stehenden mittelalterlichen Handschr. hinaus zu der Geschichte des Textes in einer viel früheren Zeit zu gelangen und zu ermitteln, welche alten Ausgaben des Schriftstellers unsere Codices widerspiegeln. Es liegt in der Natur der Sache, dafs man nur in den seltensten Fällen imstande ist, durch den Schutt der Überlieferung bis zu jener letzten und reinsten Quelle vorzudringen, die allein einen zuverlässigen, urkundlichen Text zu gewährleisten vermag. Wenn uns nun in dem zuerst genannten Buche ein derartiger Versuch vorgelegt wird, so hat diese Leistung von vornherein einen um so gröfseren Anspruch auf Beachtung, als der Verf. nicht allein als Martialforscher seit langen Jahren einen klangvollen Namen in der gelehrten Welt besitzt, sondern auch entschieden den hervorragendsten Handschriftenkennern unserer Tage zuzuzählen ist. Wohin man auch blickt, überall findet sich eine scharfe und bündige Formulierung der Fragen, nur Tatsachen werden registriert und klare, wenn auch nicht stets absolut zwingende und überzeugende Lösungen geboten.

Unter der grofsen Masse der Handschr., welche uns die Epigramme des Martial erhalten haben, lassen sich leicht drei Klassen unterscheiden. Die erste derselben, von Lindsay mit dem Sigel B^A gekennzeichnet, umfafst vier Codices, die sämtlich auf einer — vermutlich dreibändigen, vgl. S. 42 Anm. — Ausgabe mit der subscriptio des Torquatus Gennadius beruhen. Die zweite (C^A) ist the direct successor and representative of the

current, popular edition of Martial's poems und wird deshalb treffend als Vulgata bezeichnet. Die dritte Familie A^A, die allein die Spectacula überliefert, geht auf eine zweibändige Exzerptenhandschrift zurück; ein charakteristischer Zug dieser antiken Ausgabe war der, dafs sie einige obszöne Wendungen (z. B. I 90, 6) durch passende Euphemismen ersetzt: also eine editio in usum elegantiorum. Am anfechtbarsten ist vielleicht das nun folgende Kapitel über den Ursprung der Divergenzen innerhalb des Martialtextes (S. 13—34). L. unternimmt, ohne freilich zu verkennen, dafs der Pfad seiner Erforschung im tiefen Dunkel liegt, den Versuch zu konstatieren, wieviele der zahlreichen Varianten in den drei Texten bis auf die eigene Zeit des Dichters zurückreichen und welche Korruptelen in später Zeit eingedrungen sind. Bei einigen Abweichungen gebe ich die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines frühen, bis ins Altertum selbst zurückgehenden Ursprungs zu (z. B. I 10, 1 Gemellus und Venustus; X 19, 15 studet bez vacat), bei anderen nur die Möglichkeit (IX 100, 4 viduas statt vetulas; V 4, 1 Myrtale statt Tuccius), bei noch anderen keins von beiden. Wenn z. B. vermutet wird, dafs IX 61, 9 die Lesart *suum* der Vulgata die ursprüngliche, die des Gennadius *nemus* dagegen eine spätere Abänderung des Dichters ist, so kann ich dem in keiner Weise beipflichten. Sollte die Sache nicht vielmehr so liegen, dafs ein Schreiber an der in ihrer Kürze geradezu kontorten Redeweise *nemus* Anstofs nahm und dafür suo Marte das farblose *suum* an die Stelle setzte? Ähnlich verhält es sich mit einer anderen Stelle, der L. ein entscheidendes Gewicht beizumessen scheint; X 48, 23 ist mit Gruter zweifellos *Scorpoque* herzustellen, während die Handschr. zwischen *venetoque* (A^A), *scutoque* (B^A) und *scipioque* (C^A) schwanken. Der Verf. sieht in *Scorpoque* die Lesung der ersten, in *venetoque* aber die der zweiten nach dem Tode des Scorpus vom Dichter besorgten Ausgabe. Das ist unverkennbar eine sehr geistreiche Idee, nur schade, dafs ihr viel zu sehr das reale Substrat fehlt, als dafs wir auf ihr weitgehende Hypothesen aufbauen könnten. Ich neige mit den meisten neueren Kritikern zu der Annahme, dafs den späteren Schreibern das Wort *Scorpus* unverständlich oder verdächtig vorkam, und dafs sie deshalb zu einer Konjektur ihre Zuflucht nahmen [1]). Überhaupt ist es ohne absolut sicheren Beweis ein plenum opus aleae, zu ermitteln, ob irgend eine Diskrepanz den sogen. Itali oder einer der alten Ausgaben

1) Diese Ansicht zu ändern, habe ich auch nach dem soeben in der Berl. philol. Woch. 1903, Sp. 1278 Gesagten keinen Anlafs nehmen können.

ihren Ursprung verdankt. Eine sehr ausführliche Betrachtung ist den Überschriften der Epigramme und ihrer Entstehungszeit gewidmet (S. 34 bis 55). L. plädiert auch hier mit Aufbietung grofsen Scharfsinns für ein hohes Alter dieser lemmata, von denen er die in allen drei Ausgaben im wesentlichen übereinstimmenden einer älteren Zeit, die übrigen in B^{A} zu Buch V—XII überlieferten dem Gennadius selbst zuweist. Wenn wir unter diesen Umständen dem Gennadius auch manche groben Mifsverständnisse, schier unglaubliche Irrtümer und kaum entschuldbare Nachlässigkeiten zu gute halten müssen — er war eben kein Philologe ex professo, sondern mehr Amateurgelehrter — so ist das Ergebnis der mit grofser Gründlichkeit geführten Untersuchung um so erwägenswerter, als eine genaue Prüfung des Sprachidioms der tituli in B^{A} mit unumstöfslicher Sicherheit ergeben hat, dafs diese der Zeit des Gennadius angehören müssen, worüber Landgraf, Arch. f. lat. Lex. XII, 455. Ob man indessen auf diese Grundlage die Theorie stützen kann, dafs ein bestimmter Bestand an Überschriften noch aus der eigenen Zeit des Martial oder der folgenden Generation existiert oder dafs der Dichter seine Gedichte — die Xenia und Apophoreta ausgenommen — selber mit lemmata versehen habe, erscheint mir doch sehr fraglich. — Jedenfalls ist die Annahme von L. irrig, dafs für diesen Umstand X 59, 1 spräche — denn hier ist unter lemma nicht „Überschrift", sondern wie sehr oft das Epigramm selbst zu verstehen, vgl. Plin. ep. IV 27, 3. Ebensowenig durfte die Überschrift zu spect. VI angerufen werden (vgl. auch Ausg. S. 18), da das genannte Gedicht doch sicher fragmentarisch überliefert ist. Das sechste Kapitel (S. 55—63) enthält eine Reihe sorgfältiger und mit grofsem Geschick klassifizierter Beobachtungen über gewisse Korruptelen, die so tief gehen, dafs man nicht umhin kann, ihren Ursprung schon im Altertum zu suchen. Den Beschlufs des Buches bilden Kollationen des Edinburgensis (saec. X), des treuesten Vertreters des C^{A} Archetypus, über dessen Lesungen bisher ein genauerer Bericht nicht veröffentlicht war, und des bis dahin völlig unbekannten Lucensis (saec. XII), des „codex optimus" (Class. Rev. 1901, S. 413) und besten Repräsentanten der Gennadiusrezension, der vor nicht langer Zeit von der Königl. Bibliothek zu Berlin erworben worden ist. Die Kollationen scheinen mit gröfster Akribie und peinlichster Sorgfalt angefertigt zu sein, wie natürlich, da ihnen unbedingter Glaube beigemessen werden mufs und ein Irrtum daher hier schwerer wiegen würde als anderswo.

Über Lindsay's Ausgabe kann ich mich kurz fassen. Eine knappe, klar geschriebene praefatio gibt eine erschöpfende, übersichtliche Orientierung und Beschreibung aller Handschr., welche als Basis der Textesgestaltung gedient haben. Es sei mir gestattet, ein paar Einzelheiten besonders hervorzuheben. Interessieren dürfte es, dafs die vom Herausg. in der Einleitung zu Friedländers Ausgabe, S. 78 Anm. 2, ausgesprochene Vermutung, der Edinburgensis sei die Vorlage des Vossianus A gewesen, nicht mehr aufrecht erhalten wird. Dafs die Ergebnisse der neuesten Forschung überall gebührend berücksichtigt sind, zeigen u. a. die wiederholten Hinweise auf das verdienstvolle russische Werk von A. Maleyn, Martial, Untersuchungen auf d. Gebiete des Dichters u. s. Interpret. [1]), dem er überall beistimmt. In der Literaturübersicht wäre jetzt noch hinzuzufügen Class. Rev. 1903, Nr. 5, wo uns ein beachtenswerter Emendationsversuch einer schwer verderbten Stelle (VI 8, 11) vorgelegt wird, und Arch. f. lat. Lex. XIII, 279. Wenn anders es mit Recht als eine der Hauptaufgaben der heutigen Philologie gilt, möglichste Vereinfachung des kritischen Apparates anzustreben, dann wird das Lindsaysche Werk dauernd einen ehrenvollen Platz unter den Martialausgaben einnehmen; es kann in dieser Beziehung jedem Editor als Muster dienen, wenngleich es nicht jeder so bequem hat, mit einem derart handlichen instrumentum criticum zu arbeiten. Statt uns den Kehricht aller Handschr. vorzuwerfen, rekonstruiert er die durch sie repräsentierten drei Archetypa und teilt die Lesarten einzelner Codices nur da mit, wo die Sprösslinge derselben Familie untereinander divergieren. Diese Klassifikation schreibt dem Herausgeber naturgemäfs auch die Methode vor, nach der die Konstituierung des Textes zu erfolgen hat: es ist die der recensio. Das Geschäft der emendatio coniecturalis wäre allenfalls in den nur in der A^A-Klasse überlieferten Spectacula zu besorgen. Der Text selber gibt mir keinen Anlafs zu besonderen Bemerkungen; dafs über Einzelheiten, die aber gegenüber dem grofsen Ganzen natürlich nicht einmal von sekundärer Bedeutung sind, andere nach subjektivem Empfinden anders urteilen können, ist selbstverständlich. Danken wir also dem Herausg. für diese seine Leistung, über welche meines Erachtens viele Dezennien nicht hinauskommen werden.

Die äufsere Ausstattung ist, wie bei der renommierten Verlagshand-

1) Vgl. Liter. Zentralbl. 1902, Sp. 767 ff.

lung nicht anders zu erwarten, vorzüglich, aber wann wird die Clarendon Press endlich mit der leidigen Gewohnheit brechen, nicht zu paginieren?

Kiel. **Gustav Wörpel.**

---

5) **William Gwathmey Manly, Ithaca or Leucas.** (A. u. d. T.: The University of Missouri Studies edited by Frank Thilly, Vol. II, number 1. Published by the University of Missouri. April 1903. 52 S. gr. 8, mit 4 Kärtchen und einer Abbildung. 1 Dollar.

Der Verf. kennt zwar offenbar Dörpfelds Schrift „Das homerische Ithaka" in den „Mélanges Perrot" nicht, hat aber in Athen dessen Vorträge gehört und hat an der Reise nach Leukas teilgenommen. Also verdient seine Meinung darüber, ob Dörpfeld mit Recht das homerische Ithaka in dem heutigen Leukas sieht, volle Beachtung. — Die Schrift enthält aufser einer kurzen Einleitung drei Kapitel: 1) Das homerische Ithaka (S. 3—20), 2) Leukas (S. 21—37), 3) Das heutige Ithaka (S. 38—52). Im ersten Teile hat der Verf. möglichst alles zusammengestellt, was der Dichter über Ithaka mitteilt und besonders darauf geachtet, was über die Lage der einzelnen Örtlichkeiten zueinander angedeutet ist. Im zweiten Kapitel wird untersucht, ob Leukas diesen Angaben entspricht. Das ist für die Leser der wichtigste Teil, weil die bisherigen Schilderer von Leukas, Oberhummer und Partsch, natürlich nicht den jetzt in Frage kommenden Gesichtspunkt im Auge gehabt haben, und Dörpfeld über Leukas selbst nur wenig mitteilt. Zunächst weist der Verf. darauf hin, dafs der bei Homer genannte Leukadische Fels (Od. XXIV, 11), von dem die Insel den Namen erhalten habe, aufserhalb der Insel Ithaka gelegen haben müsse — also eben auf Leukas — und die Stadt Nerikos (XXIV, 377) nicht zum homerischen Ithaka gehört haben könne, sondern eine Stadt des Festlandes, bez. einer Halbinsel gewesen sei. Nach Thukydides habe Nerikos auf dem heutigen Leukas gelegen. An eine Verschiebung der Namen, wie sie Dörpfeld annehme, könne man doch blofs glauben, wenn eine sehr grofse Übereinstimmung der Beschreibung des homerischen Ithaka mit dem heutigen Leukas nachgewiesen werde. Die sei aber nicht vorhanden. Nach den Zeugnissen der Alten sei Leukas eine Halbinsel, während Homer eine Insel schildere; ferner könne Leukas nicht von Elis aus gesehen werden, wie der Hymnus auf den pythischen Apoll angibt; es sei weiter als eine Nachtreise von Pylos entfernt. Wenn Odysseus vom heu-

tigen Leukas aus hätte fliehen wollen, so würde Eupeithes nicht Od. XXIV, 430 zu der Vermutung gekommen sein, dafs er nach Pylos oder Elis geflohen sei, sondern er würde Akarnanien genannt haben. Die Bezeichnung „niedrig" — und eine andere Bedeutung von χθαμαλή ist nicht erwiesen — und die Angabe über die Lage im Westen pafst auf Leukas nicht besser als auf Ithaka. Aber letzteres sei wenigstens von Inseln umgeben, wie es Homer sagt, Leukas aber nicht. Die Beschreibung, welche Homer von Asteris gibt, passe nur auf eine Insel, die in einem engen Kanale liege, wie der zwischen Kephallonia und Ithaka sei, aber nicht auf Arkudi zwischen Ithaka und Leukas, die 28 km auseinander liegen. Ein Schiff, das zwischen Vlicho auf Leukas, wohin Dörpfeld „die Stadt" verlegen will, und dem weit entfernten Ithaka verkehre, könne unmöglich eine Fähre heifsen und der Meeresteil zwischen beiden könne nicht Kanal genannt werden. Auch würde Arkudi für die Freier durchaus kein geeigneter Punkt gewesen sein, um Telemach abzufangen; es entspräche nicht der Beschreibung Homers; ja, habe überhaupt keinen Hafen. Dies wird durch eine beigegebene Photographie erhärtet.

Dafs Leukas einige Ähnlichkeiten mit der von Homer beschriebenen Insel aufzuweisen habe, sei nicht in Abrede zu stellen, aber die Verschiedenheiten seien gröfser.

Das heutige Ithaka pafst zu Homers Angaben viel besser. Das wird im dritten Teile erwiesen, in dem nicht viel Neues gebracht wird. Mit vielem wird man übereinstimmen, aber sicher nicht mit seiner Verlegung der „Stadt" an den Aëtos und den Ortsansetzungen, die damit zusammenhängen. Es ist dem Verf. entgangen, dafs das zurückkehrende Schiff des Telemach, das dieser vorher verlassen hat, in eben den Hafen einläuft, an dem die Freier gelauert haben, sonst hatte Amphinomos nicht von diesen sagen können „sie sahen wohl selbst, dafs das Schiff an ihnen vorüberfuhr".

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

6) Erich Lindskog, In tropos scriptorum Latinorum studia. Commentatio academica. Upsaliae 1903. 64 S. 4.

Vorliegende Schrift ist eigentlich zum Vorwort einer Abhandlung über die Tropen eines römischen Dichters bestimmt gewesen, aber im Laufe der Untersuchung zu solchem Umfange angewachsen, dafs es der

Verf. für praktisch gehalten hat, sie für sich zu veröffentlichen. Doch enthält sie nicht alle Tropen, sondern beschränkt sich auf zwei, die *Synekdoche* und die *Metonymie*, die, wie L. im Anschlufs an eine Stelle in meiner „Charakteristik der lateinischen Sprache" (2. Aufl. S. 87) hervorhebt, in der römischen Poesie eine bedeutendere Rolle spielen als die Metapher. In besonnener Weise wird der Unterschied zwischen beiden Spracherscheinungen und der Umfang ihres Gebietes festgestellt unter sorgfältiger Berücksichtigung der Ansichten römischer Grammatiker und neuerer, namentlich deutscher Gelehrter. Dabei nimmt der Verf. öfter gegen falsche Auffassungen mit Entschiedenheit Stellung, z. B. S. 20, wo er Volkmanns Annahme zurückweist, dafs bei dem Gebrauche von *μέλισσα* im Sinne von Honig totum pro parte, also Synekdoche vorliege; denn der Honig ist nicht ein Teil, sondern ein Erzeugnis der Biene, also haben wir es mit Metonymie zu tun. Doch ist L. in Fällen, die eine doppelte Auslegung gestatten, nicht so engherzig, dafs er nur *eine* Ansicht gelten liefse.

Mehrfach hat er auf analoge Verhältnisse im Deutschen Rücksicht genommen, aber nur in sehr unvollkommener Weise. So hätten S. 18, wo die den Menschen betreffende Synekdoche besprochen wird, zahlreiche Belege aus Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte zur Verfügung gestanden wie *Dummkopf* (für dummer Mensch), *Graukopf*, *Kahlkopf*, *Dickkopf*, *Trotzkopf*, *Hasenherz*, *Hasenfufs*, *Gelbschnabel*, *Graubart* u. a. So hätte S. 60 Anm. statt auf Schillers Vers („In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis") auf den Brauch unserer Sprache hingewiesen werden können, Volksnamen in den Singular zu setzen, wenn das Wesen und die Eigenart der betreffenden Völker zum Ausdruck gebracht werden soll, z. B. *der Engländer* ist ein geborener Kaufmann, *der Russe* trinkt gern Branntwein usw. (Vgl. Grimm, D. Gr. II, 1005; IV, 954 und meine Syntax der Altenburger Mundart S. 5.) Wie sehr sich aber die römische Volkssprache mit der deutschen berührt, ergibt sich aus Wendungen wie „das ist ein *Scheusal*", „er ist die *Liebenswürdigkeit* selber", „du bist ein rechtes *Ungeschick*", „ein rechter *Schabernack*", „du alte *Neugierde*" usw. (vgl. meine Syntax der Altenburger Mundart S. 8 f.) neben der von Lindskog S. 56 aus Terenz Adelph. 394 zitierten Stelle tu nihil nisi sapientia es.

Leider ist die sonst so vortreffliche Schrift arg von Druckfehlern

entstellt. Denn aufser den S. 65 aufgezählten fehlt es fast auf keiner Seite daran, z. B. S. 4 synechdoche, S. 6 vic = vix u. a.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

7) **Beiträge zur alten Geschichte und griechisch-römischen Altertumskunde.** Festschrift zu **Otto Hirschfelds** sechzigstem Geburtstage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. X u. 513 S. 8. ℳ 20.—.

'Treue Freunde und dankbare Schüler' sind es, die dem Jubilar die reichhaltige Festschrift gewidmet haben. Sie umfafst 63 Beiträge deutscher und auswärtiger Gelehrter. Das Hauptkontingent stellen Abhandlungen aus dem Gebiete der politischen Geschichte, der Staats- und der Privataltertümer, doch fehlen auch literar- und sprachgeschichtliche Themata nicht; Inschriften und Papyri bilden häufig das zu grunde liegende Material.

Die Fülle der Beiträge zwingt uns zu einem kurzgefafsten Referat, das, soweit möglich, die Beiträge nach sachlichen Gruppen geordnet vorführen soll.

Die Reihe eröffnet, wie billig, Altmeister Th. Mommsen (S. 1) mit einer Abhandlung über die Erblichkeit des Decurionats: die Erblichkeit, die dem Wesen der Institution ursprünglich widerspricht, wird als aus der Zwangsergänzung des Kollegiums hervorgegangen gezeigt; daran schliefst sich eine Erörterung über den Begriff des πατρόβουλος. Dem Gebiete der römischen Staats- und Rechtsaltertümer gehören ferner an die Ausführungen von B. Kübler über gewisse privatrechtliche Competenzen der Tribunen in der Kaiserzeit (S. 50) und von A. v. Premerstein über stadtrömische und municipale Quinqueviri (S. 234), wo Beiträge zu ihrer Geschichte, besonders über Stand und Stellung der Cistiberes in Rom, gegeben werden. Das römische Heerwesen des ausgehenden 3. Jahrh. n. Chr. behandelt E. Ritterling (S. 345); er sucht die Organisation der Truppengattungen *equites Dalmatae, equites promoti* u. a. auf die Zeit des Gallienus zurückzuführen. In das Bereich der römischen Privat- und Religionsaltertümer gehören folgende Abhandlungen: E. Samter, Zu römischen Bestattungsgebräuchen (S. 249): Samter behandelt das *deponere* der Sterbenden sowie die *collocatio* oder Leichenausstellung auf Grund des Haterierreliefs im Lateran und weist auf den Umstand hin, dafs der Tote bei den Leichenzügen mit dem Kopfe voran getragen wird. E. Majonica verbreitet sich über an-

tike Schreibrequisiten aus Aquileia (S. 360), die teils im Original aus dortigen Gräbern gekommen sind, teils auf sepulcralen Darstellungen erscheinen. Die 'Eigenschaftsgötter' der altrömischen Religion bespricht in religionsgeschichtlich recht interessanten Ausführungen A. v. Domaszewski (S. 243). F. Cumont, Gladiateurs et Acteurs dans Le Pont (S. 270) liefert Beiträge zur Geschichte dieser Berufsklassen durch einige neue Inschriften. Ebenfalls mit Heranziehung epigraphischen Materials behandeln Gegenstände der römischen Altertumskunde: R. Cagnat, Afrikana (S. 167): er publiziert und bespricht zwei Inschriften; A. Schulten, Prozefs wegen Weidefrevel (S. 171): ausführlicher Kommentar zu einer afrikanischen Inschrift des Bull. du Comité des Travaux hist. 1893, 231; A. Héron de Villefosse (S. 192): Veröffentlichung der verbesserten Lesung eines im Bull. archéol. du Comité 1899 erschienenen neuen Fragments der Ansprachen Hadrians an die Truppen in Lambaesis; M. Krascheninnikov, Observationes epigraphicae Pompeianae (S. 408): Erklärung des *Macerio* sowie der auf einigen Inschriften von Corp. IV vorkommenden *dormientes*, *furunculi*, *seribibi*. Aus Pompeji publiziert P. Orsi ein paar frustula epigraphica (S. 412). F. Studniczka, Eine ligorische Portraitinschrift (S. 413), tritt für die Echtheit der Rusticus-, richtiger Fuficius-Inschrift (Bernoulli I 286) ein [1]. E. Bormann (S. 431) gibt Erklärungen und Ergänzungen zu dem SC. de Oropiis und zu den legg. agraria, repetundarum, Antonia de Termessibus, S. Frankfurter (S. 440) eine römisch-griechische Inschrift aus Carnuntum, auf einem der Aequitas-*Εὐδικίῃ* geweihten Altar; R. Heberdey (S. 444) berichtigt auf Grund einer neuen Inschrift von Ephesus Angaben der Prosopographia imp. R.; Fr. Bulić (S. 369) beschreibt das Grabmal der Pomponia Vera in Salona. Mit numismatischem Material arbeiten: H. Dressel (S. 280), der ein auf die *Ludi decennales* des Pius bezügliches, bisher falsch beschriebenes und erklärtes Pariser Medaillon durch Publikation eines zweiten, jetzt im Berliner Kabinett befindlichen Exemplars in seiner Bedeutung sicherstellt; K. Regling (S. 286), der 63 durch Direktor Dressel für das Berliner Kabinett erworbene römische Aurei aus dem Funde von Karnak publiziert, worunter 14 bei Cohen entweder ganz fehlende oder nur nach verschollenen Exemplaren zitierte Stücke; E. Pridik (S. 299),

1) Vgl. dagegen jetzt Hülsen, Mitteilungen des arch. Inst. Röm. Abt. Bd. XVII, S. 317.

der ein unediertes Goldmedaillon des Numerian, aus der Petersburger Eremitage, bringt. Mehr zur griechischen Münzkunde gehört die Abhandlung von M. Rostowzew (S. 303) 'Augustus und Athen', worin die Beziehungen des Augustus zu Athen auf Grund von Bleitesseren behandelt werden. Ins Gebiet der römischen Geschichte selbst führen uns: E. Kornemann (S. 221), der die Entstehung der Provinz Lusitanien, d. h. Zeit und Form der Lostrennung dieser Provinz von Hispania ulterior behandelt; L. M. Hartmann (S. 336), der Spuren einer italischen Chronik in den Handschr. der von Papst Hadrian für Karl d. Gr. veranstalteten Sammlung der Briefe Gregors I. nachweist; P. Groebe (S. 452), der Cäsars Legionen während des Gallierkrieges, Zugang, Abgang, Dislokation usw., behandelt; während C. Patsch, J. Jung und C. Jullian Beiträge zur Länder- und Völkerkunde des römischen Orbis liefern; ersterer (S. 198), indem er über die Bewaldung Dalmatiens im Altertum und Mittelalter handelt, ausgehend von den Inschriften auf Silvanus silvester und vilicus; Jung (S. 205), indem er Daten zur Geschichte tuskischer Städte, Ferentum, Tuscana u. a. im ausgehenden Altertum und Mittelalter beibringt; Jullian (S. 214: Sur le mode de formation des cités gauloises), indem er feststellt, dafs in der Regel nicht Flüsse, sondern Waldungen und Sümpfe die Grenzen der gallischen *civitates* bildeten und dafs die Mehrzahl derselben nicht ausschliefslich Flachland oder Gebirge ist, sondern sich aus beiden Elementen zusammensetzt. Zu römischen Autoren (Textkritik, Überlieferung, Erklärung, Literarhistorisches) steuern Arbeiten bei die Folgenden: L. Friedländer (S. 8) behandelt einige Stellen der Cena Trimalchionis, mit Heranziehung handschriftl. Bemerkungen von C. F. W. Müller; C. Bardt, Ad Att. VIII 9 (S. 11), weist nach, dafs in diesem Briefe zwei verschiedene zusammengeflossen sind, deren erster auf den 25. Februar zu datieren ist, während der zweite auf Ende März 705 d. St. fällt; gleichfalls mit den Briefdaten der ciceronischen Korrespondenz beschäftigt sich L. Gurlitt (S. 16), der zwischen Briefkategorien scheidet, welche regelmäfsig datiert, und solchen, die gewöhnlich ohne Datum sind; im Anhange werden die *tabellarii* Ciceros behandelt. Mit der literarischen Persönlichkeit des Tacitus beschäftigen sich F. Münzer und O. Seeck; jener (S. 34) beleuchtet die Kunst des Tacitus durch Vergleichung seiner Darstellung der Verhandlungen über das ius honorum der Gallier mit der inschriftlich erhaltenen Rede des Claudius; dieser (Zur Quellenbenutzung des Tacitus, S. 45) durch

Gegenüberstellung der Berichte über die Adoption des Piso bei Plutarch, Sueton und Tacitus. Auf Tacitus bezieht sich auch der Beitrag P. v. Bieńkowski's (S. 350), welcher die Tac. Germ. 17 erwähnte Frauentracht durch ein in der Westdeutschen Zeitschrift XVIII zuerst publiziertes und hier wiederholtes Relief illustriert. M. Ihm (Zu Isidors viri illustres, S. 341) weist nach, dafs von den zwei Fassungen, in denen Isidors Werk überliefert ist (33 und 46 Kapp.), nur die kürzere auf diesen selbst zurückgeht J. Dürr (S. 447) legt die Beziehungen Juvenals zu Kaiser Hadrian und den Ereignissen seiner Regierungszeit dar. Die Vorrede des Livius ist Gegenstand des Beitrages von H. Dessau (S. 461), der ausführt, dafs in § 9 derselben eine Anspielung stecke auf das auch von Properz bezeugte Ehegesetz des Augustus vom Jahre 28, das nicht zur Ausführung kam. Eine sehr ansprechende Deutung von Catulls Phaselus-Gedicht bringt C. Cichorius (S. 467): der '*limpidus lacus*', der Schauplatz des Gedichtes, ist nicht der Gardasee, sondern der von Apollonia ἐπὶ Ῥυνδάκῳ in Bithynien, und die Abfassung fällt in die Zeit der Heimkehr Catulls von dort. Schliefslich schützt J. Vahlen (S. 484) die Überlieferung von Cic. Pis. 98 in seiner bekannten Weise gegen die 'criticorum superba fastidia'. — An diese literarische Reihe sei angeschlossen das lexikalische Thema M. Rothsteins (S. 30): 'Suffragium'; für die Grundbedeutung des Wortes wird erklärt das 'Dabeilosbrechen', die 'Beifallskundgebung', wie Quint. inst. 8, 3, 3 fragor der Applaus heifst [1]).

1) Die Grundbedeutung „Bruchstück", „Scherbe", die bei der Ableitung von *sub* und *frangere* die nächstliegende ist, macht sachliche Schwierigkeiten, da das ὄστρακον bei den Abstimmungen keine Rolle gespielt hat (Mommsen, Staatsr. III 402). Pfuhl (Jahrbb. f. Philol. 1863, S. 789) u. a. suchten daher nach neuen Etymologien, während Rothstein nunmehr dem Problem bedeutungsgeschichtlich beikommen will. Ref. kann sich übrigens von der Wahrscheinlichkeit jener Hypothese nicht recht überzeugen: die Verba *frango* wie *suffringo* weisen nicht die geringste Spur eines auf Geräusche bezüglichen Gebrauches auf, und doch kämen hier die Verba zunächst in Frage, da auch die formalen Parallelen des Wortes: *contagium*, *conubium*, *divortium* unmittelbare Weiterbildungen von Verben sind; freilich hat das V.-subst. *fragor* eine akustische Bedeutung entwickelt, aber doch nur eine sehr allgemeine: die Beziehung auf den Beifallslärm einer Masse findet sich aufser in jener von R. angeführten Quintilianstelle nur noch (soweit mir bekannt) bei Porphyrio zu Hor. epist 2, 1, 202: diese Stelle übrigens würde, wenn sie älter wäre, wohl zu gunsten von Rothsteins Annahme sprechen, sie lautet: Tantus populi (tantos populos *M*) *fragor* est in deposcendis vanarum rerum spectaculis, ut . . . Gargani silvas mugire vel undas fremere putes . . ., non auram vel suffragia spectatorum (naufragia peccaturum *M*). Anschliefsend sei darauf hingewiesen, dafs die ziemlich alte Verbindung *suffragium ferre* (Scip. min. bei Gell. 5, 19, 16) schon bei Varro (Non. 523) mit einem Ortsadverb vorkommt: *per pontem*.

Über die römische Welt hinaus führt uns H. Lucas, Ein Märchen bei Petron (S. 257): es handelt sich um das in Kap. 80 angeschlagene Motiv der Teilung eines Menschen mit dem Schwert, wie es im Salomon-Urteil und im Märchen vom dankbaren Toten auftritt. Von Rom nach dem Osten weisen auch die Beiträge von E. Löwy und Chr. Hülsen, die sich beide mit der Geschichte des Triumphbogens befassen; Löwy (S. 417), der die Herkunft dieser Denkmälerklasse behandelt, nimmt sie mit P. Gräf für das Griechentum in Anspruch und zwar für das hellenisierte Ägypten; Hülsen (S. 423) verbreitet sich über die Stufen der Entwickelung: Vorstufen der Verbindung von Ehrenbasis und Bogen finden wir im hellenistischen Osten; die eigentliche Entwickelung zum 'Ehrenbogen' erfolgte wohl in Sicilien, vgl. Cic. Verr. II 2, 154; dagegen steht die Kombination von Ehrenbogen und Triumph, also das, woran wir bei einem 'Triumphbogen' traditionell zuerst denken, am Ende, nicht am Anfang der Entwickelung.

Das griechische, bzw. hellenistische Altertum haben die weiteren Beiträge der Festschrift zum Gegenstand. Stark vertreten ist auch hier die Epigraphik. U. Ph. Boissevain, Die Inschrift der nach den Perserkriegen gestifteten Zeusstatue (S. 69), sucht die Reihenfolge der Staatennamen, wie sie Pausanias (5, 23, 1) auf der Basis der Zeusstatue in Olympia gelesen hat, mit der abweichenden Ordnung (bzw. Vollständigkeit) der Namen auf der delphischen Schlangensäule in Einklang zu bringen. O. Benndorf (S. 75) publiziert historische Inschriften vom Stadttor zu Xanthos und gibt eine Würdigung der auf denselben genannten Person des Aichmon, Sohn des Apollodot. F. Hiller v. Gaertringen verbreitet sich über den Verein der Bakchisten und die Ptolemäerherrschaft in Thera (S. 87), mit Zugrundelegung von Inschriften. W. Kolbe, Zur athenischen Archontenliste des 3. Jahrh. v. Chr. (S. 312), datiert CIA IV 2, 614^{b} auf 238/6 (statt ca. 290). O. Kern, Zum Orakel des Apollon Koropaios (S. 322), liefert auf Grund von Autopsie verbesserte Lesarten des von Lolling Athen. Mitteil. VII 1882 zuerst veröffentlichten Steines von Bupha. A. Schiff (S. 373) führt vier Inschriften aus Schedia (Unterägypten) vor, Text und Kommentar, mit besonderer Bezugnahme auf die Ausbaggerung des westlichen Nilarmes Agathodaimon, C. F. Lehmann (S. 391) zwei griechische Inschriften römischer Zeit aus Kleinarmenien und Kommagene.

Zu den epigraphischen Artikeln ist schliefslich noch zu rechnen

H. Swoboda's *Ταγός* (S. 319); er behandelt die Verwendung dieses sonst nur im thessalischen und kyprischen Sprachschatze vorkommenden Wortes in der delphischen Labyadeninschrift (Dittenberger[2] 438).

Reichlich vertreten ist auch die Papyrusforschung: so durch C. Wessely (S. 100), der ein Fragment eines griechischen Historikers, auf die Ereignisse der Jahre 355/4 und zwar auf Chares bezüglich, publiziert und erklärt; durch Seymour de Ricci (S. 104), der zwei Papyri von Soknopaiou Nêsos (nr. 10386 u. 10365 des Louvremuseums) bringt; durch J. Krall (S. 113), der die Weiterentwickelung des makedonischen Mondkalenders in Ägypten, der Heimat des Sonnenjahres, verfolgt; durch Paul M. Meyer (*Διοίκησις* und *Ἴδιος Λόγος*, S. 131), der Beiträge zur Verwaltungsgeschichte des Ptolemäerreiches liefert; durch M. Wilcken (S. 123), der die Bevölkerungsaufnahme Ägyptens im 2. Jahrh. n. Chr. durch drei Papyrustexte beleuchtet und erklärt; und durch A. Bauer (S. 330), der ein Fragment von nur wenigen Buchstaben mit der griechischen Vorlage des sogen. Barbarus Scaligeri fol. 63[a] identifiziert und kommentiert.

Von den Papyri zur Literatur im engeren Wortsinn führt uns A. Ludwich (S. 61): er bespricht das Epigramm auf Anthemion, des Diphilos Sohn, in der aristotelischen Schrift vom Staat der Athener cap. 7, 4. Rein literarische Themen behandeln G. Lumbroso (S. 108), der einige Stellen aus der Rede des Dio Chrysostomus *πρὸς Ἀλεξανδρεῖς* erklärt, und R. Schöne (S. 327), der ein Fragment des Johannes Laurentius Lydus (über die Tagesanfänge bei den verschiedenen Völkern) bei Anastasius Sinaita nachweist. Fr. W. Freiherr v. Bissing (S. 164) und Gr. G. Tocilescu (S. 354) bringen topographische Abhandlungen; ersterer bestimmt die Lage des ägyptischen Strandsees *Σιρβωνὶς Λίμνη*, letzterer gibt einen Bericht über die Ausgrabungen auf dem Boden der alten mösischen Stadt Axiopolis.

Ganz aufserhalb der Reihe steht der Beitrag von H. Schöne, der auch den Schlufs des Buches bildet (S. 492): die Publikation von sechs italienisch geschriebenen Briefen Niebuhrs an Angelo Mai aus den Jahren 1824—1828.

Was die Ausstattung des Buches: Papier, Druck, Abbildungen betrifft, so ist sie eine geradezu glänzende zu nennen: von den Abbildungen sei besonders die Münztafel zu K. Reglings Beitrag gerühmt. Das Bild des Gefeierten, eine Radierung von M. Jacoby, schmückt den Titel des

Buches; es ist von einer erfreulichen Frische des Strichs und der Auffassung, über die Porträtähnlichkeit vermag Ref. nicht zu urteilen.

München. O. **Hey.**

8) **Mme B. Boissonnas: Une Famille pendant la guerre 1870—1871.** Im Auszuge für den Schulgebrauch bearbeitet von **E. Werner.** Mit 2 Karten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. VIII u. 86 S. 8. Sonderwörterbuch 23 S. geb. ℳ 1.—. Wörterbuch ℳ —.40.

Die Boissonnassche Briefsammlung ist in Deutschland eine sehr beliebte Schullektüre geworden, und sie verdient das in vollstem Mafse, namentlich deshalb, weil sie dem deutschen Leser die Feinde von 1870 als Menschen näher bringt und dadurch zur Pflege versöhnlicher Gefühle beitragen kann. — Die vorliegende Ausgabe unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen in folgenden Punkten. Zunächst nimmt die Auswahl mehr auf die Bedürfnisse der mittleren Klassen Rücksicht; deshalb sind z. B. die meist schwierigeren Briefe des Herrn von Vineuil weniger berücksichtigt worden, mit Ausnahme allerdings des Geburtstagsschreibens an den kleinen Robert (S. 28 f.), das in keiner anderen Schulausgabe steht, das aber seines ethischen Wertes wegen die Aufnahme gerade besonders verdient. Ferner sind zur Erleichterung der Übersicht längere Briefe in Abschnitte zerlegt worden, und endlich bringt die Ausgabe insofern etwas wesentlich neues, als sie zum ersten Male Auskunft über die Entstehung des Werkes bietet. Aufser dem hiervon handelnden Abschnitte enthält die Einleitung noch eine Übersicht über die wichtigsten Daten des Krieges und ein Kapitel über das französische Heerwesen der damaligen Zeit. Die Anmerkungen (S. 71—86) sind nach den bekannten Grundsätzen der Perthesschen Sammlung gearbeitet, das Wörterverzeichnis ist wegen der Stufe, für die Werner sein Buch bestimmt hat, sehr ausführlich.

Wir können die mit tüchtiger Sachkenntnis und grofser Sorgfalt gearbeitete Ausgabe den Fachgenossen bestens empfehlen. **-x.**

9) **Karl Bergmann, Französische Phraseologie.** Leipzig, Rofsberg, 1903. IV u. 114 S. 8. ℳ 1.80.

Das Buch besteht aus zwei Teilen, deren jeder in 16 Kapitel zerfällt. Der erste Teil enthält in zusammenhängenden Texten 16 Be-

sprechungen verschiedenen Inhalts, z. B. über den menschlichen Charakter, über Beruf und Lebensweise, Urteil, Gemütsbewegungen, geistige Fähigkeiten, Blick, Ton und Stimme, über den menschlichen Körper und seine Bewegungen, Handel, Licht und anderes mehr. Im zweiten Teile ist das in diesen kleinen Abhandlungen vorkommende Phrasenmaterial unter Beifügung einer deutschen Übersetzung systematisch unter denselben Überschriften zusammengestellt; auch sind vielfach Wendungen, die sich in den entsprechenden Texten nicht recht anbringen liefsen, noch hinzugenommen.

Das Buch, das, wie die Vorrede ausdrücklich betont, für Vorgerücktere bestimmt ist, kann als eine Ergänzungsphraseologie zu jeder Phrasensammlung oder zu jedem der Fortbildung im Sprechen dienenden Lehrmittel gelten. Was die Benutzung des Werkchens betrifft, so empfiehlt der Verf. der Lektüre der Texte die Durchnahme der im zweiten Teile folgenden Wendungen vorangehen zu lassen. Der im allgemeinen jetzt üblichen Praxis, die den Lernenden gern das Einprägen von Phrasen und Wörtern aufserhalb des Zusammenhanges erspart, würde das umgekehrte Verfahren mehr entsprechen.

Das Buch, welches sich auch durch seine treffliche Ausstattung empfiehlt, wird sich besonders zum Selbststudium eignen.

Dessau. **Bahrs.**

---

10) **Georg Weitzenböck, Lehrbuch der französischen Sprache** in 2 Teilen und 3 Bänden. 4. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 171; 180; 90; 196 S. 8. geb. ℳ 2.—; ℳ 1.50; ℳ 2.50.

Das Buch ist dazu bestimmt, in die fremdsprachliche Konversation einzuführen. Der erste Teil enthält 63 Sprachstücke aus Gebieten, welche dem Knabenalter zunächst liegen, mit reichlich angehängten Fragen und Übungen in französischer Sprache. Übersetzen aus dem Deutschen fällt weg. Ein Anhang gibt die im Schulleben gebräuchlichen Redewendungen, ein zweiter Erklärungen zu den Sprachstücken und ein dritter 7 Sprachstücke in Lautschrift, die auch sonst viel zu Hilfe genommen wird. Dann folgt eine kurzgefafste Formenlehre, ein Vocabulaire bildet den Schlufs.

Der zweite Teil gibt Übungsbuch und Sprachlehre getrennt. Das Übungsbuch enthält in 52 Nummern einen aufserordentlich reichen Sprachstoff mit ebenso reichlichen Anleitungen zu Sprechübungen. Da wird nicht nur der Text abgefragt, es werden synonyme und konträre Wörter

zusammengestellt, Partizipien und Infinitive werden durch Nebensätze ersetzt, Nebensätze werden in Hauptsätze umgewandelt, und umgekehrt; die Satzfunktion der Wörter wird angegeben, Fürwörter werden durch das ersetzt, wofür sie stehen, mit den Zeiten, mit Aktiv und Passiv wird gewechselt, in Sätzen wird konjugiert usw. Daran schliefst sich ein umfangreicher Kommentar, der, entsprechend fast durchweg in französischer Sprache, zu Konversationsübungen Anleitung gibt, und endlich ein Vocabulaire. Die Sprachlehre verdeutscht die aus der lateinischen Grammatik übernommenen Kunstausdrücke gröfstenteils.

In erster Auflage ist der für höhere Mädchenschulen und Lehrerseminarien bestimmte erste Teil (ℳ 2.50) erschienen. Diesem ist ein weiterer Anhang beigegeben: Conversation sur les tableaux du printemps, de l'été et de l'hiver (de la maison Ed. Hölzel à Vienne). Das Lehrbuch ist einheitlich durchgeführt und zeugt von Fleifs und Sachkenntnis.

Freiburg i. Br. **H. Bihler.**

---

11) **English Men of Letters, Herbert W. Paul, Matthew Arnold.** London, Macmillan & Co., 1902. 188 S. 8. geb. 2 sh.

Wenn schon in England der Kreis der Verehrer und Leser des Dichters Matthew Arnold, des ältesten Sohnes des Dr. Arnold, jenes berühmten Leiters von Rugby, ein beschränkter geblieben ist, so ist erst recht im Auslande seine Stellung in der zeitgenössischen Literatur nur von wenigen bislang geschätzt und richtig bemessen worden. Arnold ist ein Produkt von Rugby und Oxford, das Ideal eines Oxfordman der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, d. h. derjenigen Bildung, die in allen Punkten auf das klassische Altertum, auf das Griechentum zurückgreift. Ihm stehen immer griechische Muster vor Augen; er ist stets bestrebt, griechischen Mustern nachzuahmen, gleichzukommen. Das hat ihn zum Dichter der "educated classes" gemacht. Seine Dichtungen, unter denen "Empedocles on Etna" und die Tragödie "Merope" am stärksten diesen ausgesprochenen klassischen Einflufs zeigen, fanden nur bei wenigen gebührendes Verständnis und Würdigung. Weitergehend war sein Einflufs als Kritiker.

In trefflicher Weise gibt Paul ein Bild von der mannigfachen Tätigkeit dieses vielbeschäftigten Mannes. Nach Paul steht Arnold als Dichter nur den Gröfsten seiner Zeit nach (p. 173). "No living English poet except Tennyson was incontestably his superior" (p. 100). Unter seinen kritischen Werken haben die Essays in Criticism nicht ihresgleichen gefunden

seit Hazlitt (p. 74). Als "Inspector of Schools" ist Arnold 35 Jahre lang rastlos tätig, anregend auf das noch sehr der Verbesserung bedürftige Schulwesen Englands zu wirken. Auch seine Schriften über Kritik, Religion und Philosophie bieten manches Beachtenswerte.

Pauls Wertschätzung Arnolds mag an einzelnen Stellen etwas zu hoch gegriffen erscheinen; immerhin wird man dem Biographen aber nicht den Vorwurf machen können, dafs er blind gewesen gegen die Schwächen, die dem von ihm so hochgeschätzten Manne angehaftet. Dem Dichter Arnold kann er "the imperfection of his ear for rhythm" (p. 177) nicht absprechen. "Some of his unrhymed lyrics lead one to ask whether he had any ear at all, and for richness of melody, he cannot be mentioned with Mr. Swinburne" (p. 32). Wiederholt tadelt Paul in Arnolds Werken "the undue repetition of words and phrases which afterwards became a vice of style" (p. 61; vgl. auch p. 79). Er widerspricht Arnold, wenn er den Hexameter als das "best metre for a translation of Homer" (p. 62) bezeichnet. Auch seinen Ansichten über zeitgenössische Dichter und Schriftsteller kann Paul oft nicht beipflichten. So gibt Lob und Tadel, gegeneinander abgewägt, eine richtige Vorstellung von der Bedeutung des von vielen "Oxfordmen" als "the English Goethe" (p. 5 u. p. 173) hochgepriesenen Mannes.

Arnold war zweimal von der Regierung beauftragt worden, die Schulsysteme des Kontinents, besonders Frankreichs und Deutschlands zu prüfen. Lobend hat er sich in seinen amtlichen Berichten über die deutschen Schulen ausgesprochen. "Mr. Arnold may fairly be said to have fallen in love with the German system of education. The French universities, he said, wanted liberty, the English universities wanted science; the German universities had both" (p. 111). Als Politiker war er ein "Liberal Conservative" (p. 145) oder ein "moderate Liberal" (p. 23). Über Deutschlands, und besonders Preufsens Zukunft hatte er sich, wie ja mancher seiner Landsleute, lange falschen Vorstellungen hingegeben. Wenn er z B. 1859 sagt, dafs Preufsen niemals gegen Österreich oder Frankreich das Feld behaupten würde (p. 57), oder wenn er sich freute, einen Landsmann getroffen zu haben, "who shared my conviction as to the French always beating any number of Germans who come into the field against them" (p. 58), so werden ihn spätere Ereignisse eines besseren belehrt haben.

Münster i. W. **H. Hoffschulte.**

12) **H. G. Wells, The Sea Lady.** Ed. Tauchnitz. Vol. 3618. Leipzig, B. Tauchnitz, 1902. 271 S. 8. geb. ℳ 1.60.

H. G. Wells gehört zweifellos zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der neuesten englischen Literatur. Er erinnert in seiner Manier bald an Jules Verne, bald an Swift und bald an Poe, im ganzen aber macht er auch wieder einen so originellen Eindruck, daſs man ihn keinesfalls einfach als Nachahmer der genannten Schriftsteller bezeichnen darf. Sein Erzählertalent ist sehr bedeutend, seine Phantasie äuſserst fruchtbar, und der Humor, mit dem er meistens seine Darstellung würzt, macht die Lektüre seiner Schriften zu einer angenehmen Erholung für Stunden geistiger Ausspannung. Höchst amüsant ist z. B. das paläontologische Idyll „Aepyornis Island“ (Tauchnitz 3128, S. 149 ff.), welches erzählt, wie ein Naturaliensammler auf einer entlegenen Koralleninsel mit einem nachträglich ausgekrochenen Exemplar der ausgestorbenen madegassischen Riesenvogelart Aepyornis zusammenlebt, anfangs in traulicher Freundschaft, schlieſslich aber, als der lebendige Anachronismus zu der dreifachen Höhe eines Strauſses herangewachsen ist, in bitterer Feindschaft, die ihn zuletzt zwingt, das wertvolle Ungeheuer zu töten. Nicht weniger fesselnd, aber mehr im grausigen Stile Poe's oder Hoffmann's gehalten sind die in demselben Bande zu findenden Erzählungen „The Lord of the Dynamos“, „The Treasure in the Forest“, „The Flowering of the Strange Orchid“ und „A Moth — Genus Novo“. Die schöpferische Phantasie Wells' zeigt sich in glänzendster Weise in dem „Planetenkrieg“ (The War of the Worlds, Tauchnitz 3274). Der Verf. schildert hier einen Vorstoſs der Marsbewohner gegen die Erde, der zu einem groſsartig ausgemalten Verzweiflungskampfe der Menschheit gegen die geistig höherstehenden und mit furchtbaren Angriffswaffen ausgerüsteten Weltnachbarn führt. Wie Jules Verne, versteht Wells es durch geschickte Heranziehung von wirklich vorhandenen Analogien und durch eine höchst realistische Darstellung kühne, ja unmögliche Voraussetzungen soweit plausibel zu machen, daſs der Leser sich damit wenigstens während der Lektüre zufrieden geben kann. So z. B. in dem Bericht von der Erfindung eines Stoffes, der die Wirkung der Schwerkraft aufhebt (in „The First Men in the Moon“, Tauchnitz 3577) und in dem „Invisible Man“, der teils komischen, teils tieftragischen Geschichte eines genialen Experimentalphysikers, der die Kunst entdeckt hat, sich unsichtbar zu machen, der aber von seiner Entdeckung keinen richtigen Gebrauch zu machen versteht und damit nur andere und

sich selbst ins Unglück stürzt. Mit Vorliebe betrachtet Wells wie im „Planetenkrieg“ die menschlichen Verhältnisse von einem aufserirdischen Standpunkte aus und wird dadurch zu manchen interessanten Fragen geführt. Während er dort das Problem behandelt, wie die Menschheit sich verhalten würde, wenn sie unter die Herrschaft von Wesen höherer Intelligenz käme, schildert er in der Reise nach dem Monde (The First Men in the Moon, vgl. oben) eine Welt, wo nicht eine Spezies von Wirbeltieren, sondern eine Art von insektenähnlichen Geschöpfen die höchste geistige Ausbildung erlangt hat. Wie Swift, hat Wells von der zeitgenössischen Menschheit im ganzen anscheinend keine sonderlich hohe Meinung; wenigstens fehlt es bei ihm nicht an Stellen von ziemlich scharfer Satire. In dem Romane „Die Dame aus der See“, der uns heute zur Besprechung vorliegt, tritt dieser Zug ganz besonders hervor; denn den breitesten Raum in demselben nimmt die Schilderung des faden Wesens bestimmter Kreise des englischen Mittelstandes ein, die wahrscheinlich überhaupt als Typen des ganzen Hohlheit und Nichtigkeit eines gewissen von konventionellen Beschränkungen eingeengten und kleinlichen Interessen zugewandten Kulturphilistertums dienen sollen. Die „Seedame“ ist eine Sirene, welche sich aus Liebe zu einem jungen Manne in diese Kreise hineinbegibt. Als Vertreterin einer durch keine konventionellen, aber auch durch keine sittlichen Schranken gehemmten elementaren Natürlichkeit mit verstecktem sinnlichem Beigeschmack sucht sie diesen jungen Mann, der auf dem Wege ist, durch seine (allerdings vom Verf. auch etwas karrikierte) Braut zu höheren Idealen begeistert zu werden, in ihre Netze zu verstricken, und es gelingt ihr auch schliefslich, ihn mit sich hinab in die Meerestiefe zu ziehen. Der Versuch, das Auftreten und überhaupt die Existenz dieses mit einem regulären Fischschwanze behafteten Fabelwesens dem Leser einigermafsen plausibel erscheinen zu lassen, wird hier von dem Verf. überhaupt gar nicht gemacht. Offenbar soll das Ganze nur Satire und Allegorie sein, und im einzelnen wird wohl selbst dem scharfsinnigsten Leser vieles unklar bleiben. Man kann aus dem Buche dies und jenes lernen, namentlich mit bezug auf das moderne Umgangsenglisch der nachlässigsten Art, wie es etwa mit der Zigarre im Munde gesprochen wird; — im ganzen aber fühlt man sich von der Lektüre des Romanes wenig befriedigt. Hoffentlich entspricht Wells' nächste literarische Produktion wieder mehr seiner so glänzenden Befähigung. -x.

---

13) **German American Annals.** March 1903. Philadelphia, New York, Berlin (Mayer & Müller), Leipzig (F. A. Brockhaus) usw. 56 S. gr. 8. geh. 25 cents.

Die „German American Annals", welche in monatlichen Heften von der Deutsch-amerikanischen Historischen Gesellschaft zu Philadelphia herausgegeben werden, sind gewidmet dem Studium der geschichtlichen, literarischen, sprachlichen, pädagogischen und kommerziellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika. Sie bilden eine Fortsetzung der Vierteljahrsschrift „Americana Germanica", von welcher vier Bände vorliegen. Den älteren Titel will man für eine Serie von gröfseren Monographien beibehalten, während kleinere Aufsätze in den „Annals" abgedruckt werden sollen. Von allgemeinerem Interesse ist in der vorliegenden Nummer nur die Fortsetzung von Waldeck's Diary of the Revolution. Die übrigen Artikel sind rein statistischer Art. Am Schlufs findet man ein Verzeichnis der bisher in den „Americana Germanica" abgedruckten Originalartikel.

---

14) **Modern Philology.** A Quarterly Journal devoted to research in Modern Languages and Literatures. Chicago: The University of Chicago Press. Leipzig: Otto Harrassowitz. London: Luzac & Co. Subskriptionspreis in Deutschland jährlich ℳ 15 75.

Die neue Vierteljahrsschrift für moderne Philologie, deren erstes Heft vom Juni 1903 uns heute vorliegt, wird herausgegeben von Philip S. Allen, Frederic I. Carpenter und Camillo von Klenze, unter Mitwirkung eines „Advisory Board", welches sich aus folgenden Mitgliedern zusammensetzt: James W. Bright, Francis B. Gummere, George Hempl, George L. Kittredge, John E. Matzke, Calvin Thomas und Frederick M. Warren. Nach der ersten Nummer zu urteilen, verspricht die Zeitschrift sehr reichhaltig und vielseitig zu werden. Wir finden in dieser Nummer auf 216 Seiten die folgenden Aufsätze: Chaucer and Some of His Friends, von G. L. Kittredge; References to the English Language in the German Literature of the First Half of the Sixteenth Century, von Ewald Flügel; Some Features of the Supernatural as Represented in Plays of the Reigns of Elizabeth and James, von F. E. Schelling; Old Spanish Etymologies, von J. D. M. Ford; The Origin and Meaning of the Name Yggdrasill, von S. N. Hagen;

The Medieval Drama, von Brander Matthews; Welsh Traditions in Layamon's Brut, von A. C. L. Brown; Some of Chaucer's Lines on the Monk, von O. F. Emerson; Romantisme et Protestantisme, von E. J. Dubedout; Hickes's Additions to the Runic Poem, von George Hempl; Milton and Ovid, von J. W. Hales; A Variant of the Gaelic Ballad of the Mantle, von F. N. Robinson; The Authenticity of Goethe's Sesenheim Songs, von Julius Goebel; The Influence of Theatrical Conditions on Shakespeare, von E. E. Hale, Jr.; Primitive Poetry and the Ballad, von F. B. Gummere; The Intrusive Nasal in *Nightingale*, von Henry Bradley; und Songs of the Spanish Jews in the Balkan Peninsula, von Leo Wiener.

Wir würden uns hier gern näher mit dem Inhalte des interessanten Heftes und den Ergebnissen der einzelnen Aufsätze beschäftigen. Doch wäre es sehr schwer, eine geeignete Auswahl zu treffen, da eigentlich jede der zum Abdruck gebrachten Arbeiten eine eingehendere Beachtung verdient. Wir begnügen uns deshalb mit der obigen Inhaltsangabe und verweisen unsere Leser im übrigen auf die Zeitschrift selbst. Für einen gedeihlichen Fortgang des Unternehmens bürgen ohne weiteres die Namen der Herausgeber.

---

15) **P. Johann Baptist Egger (O. S. B.), Begriff der Gymnastik bei den alten Philosophen und Medizinern.** Inaugural-Dissertation. Freiburg in der Schweiz 1903. 103 S. 8.

Zweck vorliegender Arbeit ist es, der verwickelten Frage nach dem Begriff der Gymnastik genauer nachzuspüren, über die in Unterrichtsbüchern, Lexicis usw. abweichende und teilweise sich widersprechende Ansichten zu finden sind.

Um seine Aufgabe zu lösen, schlägt Verf. den historisch-chronologischen Weg ein, indem er, mit Hippokrates beginnend und mit Philostratos schliefsend, die Wandlungen und Verschiebungen erörtert, die sich im Laufe von ungefähr sieben Jahrhunderten am Wesen der Gymnastik und der ihr verwandten Disziplinen: der Iatrik, Diätetik, Hygieine, Paidotribik und Athletik vollzogen haben. Unter sorgfältiger Benutzung der Quellen kommt er zu dem Ergebnis, dafs die Auffassung der Gymnastik immer dem subjektiven Standpunkt des Autors entspricht, dafs die Mediziner (Hippokrates, Erasistratos, Galenos und Philostratos) mehr dazu neigen, in ihr eine Dienerin der Diätetik und der mit ihr verbundenen

Iatrik zu sehen bezw. sie als einen Teil der Hygieine der Iatrik unterzuordnen, während die Philosophen, vor allem Platon und Aristoteles, ihr mehr den Wert einer selbständigen, auch in das intellektuelle und ethische Gebiet hinübergreifenden Disziplin beilegen. Was die der Gymnastik verwandten Begriffe betrifft, so ergibt sich etwa folgendes Resultat: Die Paidotribik, deren Arbeitsfeld noch bei Platon von dem der Gymnastik nicht geschieden ist, hat in späterer Zeit im allgemeinen mehr die praktische Seite der Turnkunst im Auge; die Iatrik ist bald im engeren Sinne als Pharmakeutik und Chirurgie, bald im weiteren als Gymnastik und Diätetik zu fassen; letzterer Begriff deckt sich seit Galenos im wesentlichen mit dem der Hygieine, während diese wiederum durch Erasistratos mit der Platonischen Gymnastik (in theoretischem Sinne) identifiziert worden ist; was die Athletik endlich betrifft, so wird sie fast einstimmig als Afterkunst verurteilt und meist nicht einmal für einen Teil der Gymnastik gehalten.

Angesichts der Verwirrung, die in der medizinisch-gymnastischen Terminologie tatsächlich herrscht, ist es durchaus nicht leicht, zu einem abschliefsenden Urteil über oben genannte zum Teil ineinanderfliefsende Begriffe zu gelangen. Soweit es aber auf Grund der Quellen möglich ist, hat Verf. durch seine fleifsige Arbeit, in der er die historisch-kritische Methode sicher und geschickt handhabt, Klarheit in die vielumstrittene Frage gebracht.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 23. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

16) **Aristotle's Psychology**, a Treatise on the Principle of Life, *(De Anima* and *Parva Naturalia).* Translated with Introduction and Notes by **W. A. Hammond.** London, Swan Sonnenschein & Co.; New York, The Macmillan Co., 1902. LXXXVI u. 339 S. 8.

Hammonds Buch enthält auf Seite 1 bis 330 eine englische Übersetzung derjenigen Schriften des Aristoteles, welche sich speziell mit der *ψυχή*, d. h. nach seiner Terminologie mit dem Lebensprinzip der organischen Welt, beschäftigen. Es sind dies erstens De Anima und zweitens die kleineren Aufsätze, welche man meist unter dem gemeinsamen Titel Parva Naturalia zusammenfaſst und deren griechische Überschriften im einzelnen die folgenden sind: *Περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν. Περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως. Περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγόρσεως. Περὶ ἐνυπνίων καὶ τῆς καθ' ὕπνον μαντικῆς. Περὶ μακροβιότητος καὶ βραχυβιότητος. Περὶ νεότητος καὶ γήρως. Περὶ ζωῆς καὶ θανάτου* und endlich *Περὶ ἀναπνοῆς*. Hammond hat seine Übersetzung auf den von Wilhelm Biehl herausgegebenen Teubnerschen Text basiert; die Emendationen hat er fortlaufend mit der Berliner Ausgabe verglichen;

wo er davon abweicht, gibt er dies jedesmal in einer Fufsnote an. Eine genaue Nachprüfung des Codex E (Parisiensis Regius 1853), welche er 1897 für seine Übersetzung vorgenommen hatte, war durch die von Biehl in demselben Jahre angestellte Kollation überflüssig gemacht worden. Im allgemeinen hat H. speziellen Textfragen nur dann eingehendere Beachtung geschenkt, wenn die Beantwortung derselben für die Erkenntnis der aristotelischen Lehre von wesentlicher Bedeutung war. Seine angenehm lesbare Übersetzung ist durchgehends sehr sorgfältig und schliefst sich aufs engste an den griechischen Wortlaut an. Ein Teil der Fufsnoten hat den Zweck, diese und jene schwierige Stelle dem Verständnis des Lesers noch näher zu bringen. Sehr verdienstlich ist die ausführliche, 72 Seiten ausfüllende Einleitung, welche die gesamte Lehre des Aristoteles über das Lebensprinzip zusammenfassend zur Darstellung bringt. Das besonders interessante VIII. Kapitel, in dem der *νοῦς ποιητικός* eingehend behandelt wird, ist der nur wenig veränderte Abdruck eines Aufsatzes, welchen Hammond im Mai 1902 in der „Philosophical Review" (Band XI, Nr. 3) veröffentlicht hatte. — Den Schlufs des Buches bildet eine bibliographische Übersicht und ein alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten Stichwörter. — Der Verfasser hat seine Arbeit hauptsächlich in der Absicht unternommen, denjenigen englischen und amerikanischen Naturforschern und Philosophen, welche griechisch-philologischen Studien ferner stehen, die Orientierung über die physiologisch-psychologischen Theorien des Aristoteles zu erleichtern. Sein Buch mufs aber überhaupt als ein sehr dankenswerter Beitrag zur Aristotelesforschung bezeichnet werden und verdient deshalb auch aufserhalb der Kreise, für die es eigentlich bestimmt ist, Beachtung und Würdigung.

---

17) **K. O. Breithaupt, Q. Horatii Flacci satirae.** Für den Schulgebrauch erklärt. 2. Aufl. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. IV u. 165 S. 8. ℳ 1.80.

Horaz' Satiren sind in Breithaupts Ausgabe, der für den Text die von Petschenig (Leipzig und Prag 1883) zugrunde gelegt ist, eines der frühesten Stücke der „Bibliotheca Gothana" gewesen (1887 erschienen). Die vorliegende zweite Auflage hat, wie aus der Vorrede zu ersehen, gegenüber der ersten an etwa einem Dutzend Stellen leichte Änderungen des Textes (einschl. Interpunktionsänderungen) vorgenommen, an etwa fünfzig Stellen

hat der Kommentar Berichtigungen und mehr oder minder bedeutende Abänderungen und Zusätze erfahren. Freilich vermögen wir nicht nachzuprüfen, worin diese Veränderungen bestehen, da uns die erste Auflage nicht zur Hand ist. Jedenfalls bringen die Anmerkungen, die einfach und meist kurz sind, aber, wo nötig, auch eingehende Erörterungen enthalten, wohl alles, was dem sich vorbereitenden Schüler zum vollen Verständnis verhelfen kann. Denn um dieses ist es dem Herausg. zu tun. Daher macht er sachliche Angaben, Hinweise auf soziale Zustände, auf philosophische Anschauungen, auf geschichtliche, antiquarische, geographische Dinge (z. B. bei Beschreibung von Örtlichkeiten Roms u. dgl.) gern ausführlich, wie überhaupt auf die vielfachen Einzelbeziehungen und Anspielungen, die die Satire bringt, stets aufmerksam gemacht wird. Dem Bedürfnis oder vielmehr dem Standpunkte des Schülers wird auch in der Weise Rechnung getragen, dafs Parallelstellen anderer Autoren nicht beigebracht, dagegen aus Horaz häufig herangezogen werden. Am Anfange einer jeden Satire wird kurz der wesentliche Inhalt und der Hauptgedanke mitgeteilt; der Gedankengang wird in den Anmerkungen nicht ausdrücklich ausgeführt, doch wird jedesmal in ausreichender Weise darauf aufmerksam gemacht, so dafs der durchgehende Faden stets erkennbar bleibt. So betrachten wir das Buch in der vorliegenden Gestalt als ein brauchbares und bequemes Hilfsmittel für den Schüler; vielleicht wird es auch dem Lehrer manchen nützlichen Wink geben.

Hanau. **O. Wackermann.**

18) **Antonio Cima, L'eloquenza latina prima di Cicerone.** Saggio storico-critico. Roma, Ermanno Loescher, 1903. IV u. 223 S. 8. 4 lire.

Cima bietet in seinem aus langen Studien hervorgegangenen Buche eine Geschichte der römischen Redekunst und der einzelnen Redner bis zu Ciceros Auftreten für Sextus Roscius im Jahre 80 v. Chr.

Gelegenheit zu rednerischen Versuchen gaben seit alter Zeit die laudationes funebres. Gefeiert war sodann die Rede, mit der Appius Claudius 280 den Senat vom Abschlufs des Friedens mit Pyrrhus zurückhielt. Der blinde Appius kann diese Rede gar wohl nachträglich einem Schreiber diktiert haben. Ohne Zweifel gab es damals schon geschriebene Leichenreden (S. 8), und es war ein Interesse für niedergeschriebene Reden erwacht. Cimas Meinung (S. 10), dafs dies das einzige Beispiel einer

geschriebenen Rede aus so früher Zeit wäre, scheint mir nicht richtig. Er glanbt (S. 217) mit Niese, dafs Cicero (Brut. 61; de sen. 16) durch ein Machwerk (un prodotto rettorico) aus dem 1. Jahrh. v. Chr. getäuscht worden sei. Wenn jedoch Cicero von Cato sagt: *nec habeo quemquam antiquiorem, nisi quem Appi Caeci oratio haec ipsa de Pyrrho et nonnullae mortuorum laudationes forte delectant,* so mufs die Rede des Appins wirklich ein altertümliches Gepräge gehabt haben, wie es bei einer Schulübnng nicht vorhanden sein konnte.

Sehr einläfslich wird das Leben und die Tätigkeit des alten Cato erörtert, S. 17—94. Er wurde 85 Jahre alt, 234—149; Livius nnd andere geben ihm fälschlich 90 Jahre. Nach Nepos *primum stipendium meruit annorum decem septemque;* Cima meint, er sei nach der Schlacht bei Cannä ausgehoben worden. Er kämpfte bei Cannä nicht mit; denn er gehörte nachher nicht zu den zwei legiones Canuenses. Wahrscheinlich war er bei den *urbanae legîones* eingestellt, die der Diktator M. Iunius ins Feld führte. 214 zog er nach Cicero mit Fabius vor Capna, d. h. er half Casilinnm einnehmen (Liv. 24, 19) und wnrde nun *tribunus militum in Sicilia* (nach Nepos). 209 kämpfte er vor Tarent, 207 am Metanrus. 204 war er Scipios Quästor in Sizilien, dann in Afrika, doch nicht bis zum Ende des Krieges, wie Cima meint; denn 202 hatte Scipio den C. Laelius als Quästor (nach Liv. 30, 33, 2). *Quaestor ex Africa decedens Q. Ennium poëtam deduxit ex Sardinia* (nach Nepos), was Cima als blofsen Zufall betrachtet. Nach Nepos *ab adulescentia orationes confecit.* Doch hielt er die erste bedeutsame Rede erst 195 als Konsul *pro lege Oppia.* In den nächsten Jahren folgten die Reden *dierum dictarum de consulatu suo,* dann gegen Q. Minncins Thermus, M'. Acilius Glabrio, M. Fulvius Nobilior, *de pecunia regis Antiochi.* Diese letzte Rede hielt Cato 187, im Todesjahre des älteren Afrikanus; 184 war er Zensor.

Hier schiebt Cima die Scipionenprozesse ein. Er nennt den Bericht des Livius hierüber S. 142 nna relazione altrettanto confusa, qnale egli stesso la trovava negli annalisti. Livius setzt 38, 50, 4 — 55, 13 die Anklagen gegen P. Scipio und L. Scipio ins Jahr 187. P. Scipio redete nicht von der Schlacht bei Zama, sondern von einem Kampfe, der ihr voransging (Liv. 30, 29, 7), wurde dann krank (38, 52, 3) nnd starb im Sommer 187. Die angeblichen Reden des P. Scipio gegen M. Naevius und des Ti. Gracchus charakterisiert Livius 38, 56, 5 — 57, 1 deutlich als Fälschungen. Die Annalisten und Cicero wufsten nichts von ihnen;

Cicero kannte von Afrikanus *nulla monumenta mandata litteris.* Erst Cornelius Nepos führte sie in die Geschichtswerke ein, und Gellins folgte ihm. — 39, 52 gerät dann Livins in Verlegenheit durch die Angabe des Polybius und Rutilins, dafs Afrikanus 183 gestorben sei. Mit Recht macht er geltend, Afrikanus sei 184 bei der lectio senatus nicht mehr am Leben gewesen; denn man hätte es sonst dem Cato znm Vorwurf gemacht, dafs er seinen alten Gegner Scipio, nachdem er während zwei Lnstren princeps senatus gewesen, dnrch L. Valerius ersetzte. Doch hält Livins es nun für wahrscheinlich, dafs Afrikanus nach dem Amtsantritt des Volkstribnnen M. Naevius am 10. Dezember 185 noch gelebt habe, obwohl er 38, 56, 6 gesagt hat: *index orationis P. Scipionis nomen M. Naevii tribuni plebis habet, ipsa oratio sine nomine est accusatoris.* Cima macht S. 43 den gleichen Fehler, indem er in der Rede gegen Naevins die Stelle bei Gellius IV, 18, 3 für echt hält: *Memoria, Quirites, repeto, diem esse hodiernum, quo Hannibalem Poenum imperio nostro inimicissimum magno proelio vici etc.* Die Schlacht bei Zama fiel unmittebar vor den 10. Dezember. Nach Val. Max. 3, 7, 1 sagte Scipio vielmehr: *Hoc ego, Quirites, die Karthaginem magna spirantem leges nostras accipere iussi,* was wohl am 19. Dezember 202 geschah, mindestens zwölf Tage nach der Schlacht bei Zama (Liv. 30, 37, 1) oder schon im Sommer 203 (Liv. 30, 16, 10). In der Rede des Ti. Gracchus ist P. Scipio, der Tochtermann des Afrikanus, mit diesem verwechselt (Liv. 38, 52, 8; Gell. VII, 19).

Gegen die einreifsende Sittenverderbnis trat Cato als Zensor 184 mit grofser Strenge auf und begründete sein Verfahren in mindestens zehn Reden. Von seinen späteren Reden würdigt Cima namentlich die Verteidigung der Rhodier im Senate nach rhetorischen Gesichtspunkten. Mindestens vier Reden hielt Cato, um den dritten punischen Krieg zu erregen. Cicero las mehr als 150 Catonische Reden (Brut. 65). Die letzte seiner Reden, die Cato in die Origines anfnahm, war die gegen Galba (Brnt. 89). Quintilian 2, 15, 8 sagt: *Servium Galbam miseratione sola ... elapsum esse, cum aliorum monumentis tum Catonis oratione testatum est.* Es scheint mir, dafs Jordan nnd Cima S. 81 diese Worte mifsverstehen. Sie bedeuten nicht, in Catos Rede sei gesagt worden, dafs Galba vom Volke freigesprochen sei. Cato schilderte blofs den allgemeinen Unwillen über Galbas Treulosigkeit nnd Grausamkeit gegen die Lusitanier und warnte das Volk davor, ihm aus Mitleid mit seinen Kindern die

Strafe zu erlassen. Da Galba dennoch frei ausging, so ergab sich der Schlufs, er sei *sola miseratione* entschlüpft.

Die zahlreichen Redner aus der Zeit des Cato und den nächsten Jahren, Ämilius Paulus, Galba, Metellus Macedonicus, Lälius, werden von Cima nur kurz erwähnt; eine längere Abhandlung ist dem Leben und den Reden des jüngeren Afrikanus gewidmet. Ergreifend ist die Schilderung der Wirksamkeit und der schmählichen Unterdrückung der beiden Gracchen.

161 war C. Fannius C. f. Konsul und schlug eine *lex sumptuaria* vor. Bei Cicero Brut. 99 erscheinen *duo C. Fannii, C. et M. filii, quorum Gai filius consul cum Domitio fuit* (122), *Marci filius C. Laelii gener.* Eine Inschrift C. I. L. I, 560 führt einen C. Fannius M. f. als Konsul auf, und ein C. Fannius schrieb Geschichte. Bei den alten (nach Cic. ad Att. 12, 5, 3) und neueren herrscht Widerspruch über diese Männer. Nach Cima S. 136 gab es due Fannii, entrambi figli di Marco dei quali l'uno fu console nel 122 e forse tutt' uno con l'annalista, l'altro fu il genere di Lelio. Es ist kaum glaublich, dafs beide Söhne eines M. Fannius das Pränomen Gaius hatten, und durch die Annahme zweier Väter Marci Fannii wird die Sache noch konfuser.

Eiusdem fere temporis fuit eques Romanus C. Titius (nach Cic. Brut. 167). Er hielt nach Makrob eine Rede für die lex Fannia sumptuaria (161). Cima glaubt S. 137, dafs Cicero irrtümlich die lex Fannia dem Konsul von 122 zuteilte und sich den C. Titius etwa 144 geboren dachte. Aber Cicero erwähnt doch die lex Fannia nicht. Es war blofs schwierig, das lange Leben des C. Titius (etwa 185—105) an passender Stelle zu erwähnen, und Cicero führt ihn nun sehr spät an, was er durch *fere* anzudeuten scheint.

Kap. XI schildert den Iugurthinischen Krieg und den Charakter des Scaurus, gegen den Sallust eine starke Abneigung hat. Scaurus fürchtete nach Sall. Iug. 15, 5 *ne polluta licentia invidiam accenderet.* Cima vermutet S. 145 *pollucta* im Sinne von *aperta, manifesta*; es könnte jedoch nur „reichlich" bedeuten. Neben Scaurus gab es viele mittelmäfsige Redner; die bedeutendsten waren der im Jahre 95 ungerecht verurteilte Rutilius und Metellus Numidicus.

Damals waren bereits auch M. Antonius und L. Crassus tätig. 106 nahm Q. Caepio das rebellische Tolosa ein und raubte das Gold des Apollotempels. 105 wurde er als Prokonsul samt dem Konsul Cn. Mallius von den Cimbern geschlagen. Er wurde deshalb angeklagt und ging nach

Smyrna ins Exil. Ein Antrag des Volkstribunen C. Norbanus de auro Tolosano rief heftige Kämpfe hervor, nach Cima 103 v. Chr. Deshalb wurde Norbanus 95 unter dem Konsulat des L. Crassus de maiestate angeklagt, jedoch durch die Verteidigung des Antonius gerettet. Nach Cicero (Brut. 162) existierte auch *L. Crassi in consulatu pro Q. Caepione defensione iuncta non brevis ut laudatio, ut oratio autem brevis.* Mir scheint nach *Caepione* ein Wort zu fehlen, etwa *deprecatio,* Fürbitte. Mommsen nahm an, Crassus habe 95 im Prozesse des Norbanus gesprochen. Cima streicht die Worte *in consulatu* und glaubt, dafs Crassus 105 im Anschlusse an die Selbstverteidigung des Q. Caepio für diesen vor dem Volke aufgetreten sei. Da aber Cicero bei den übrigen Reden des Crassus die Zeit genau angibt, so kann *in consulatu* nicht entfernt werden. Es ist möglich, dafs Q. Caepio von Smyrna zurückkam, da Valerius Maximus (8, 6, 13) erzählt, dafs er im Gefängnis gestorben sei. Auch kann Crassus für einen anderen Q. Caepio gesprochen haben, der 100 Quästor war, um 90 im Kriege fiel und in der Zwischenzeit von T. Betutius Barrus de maiestate angeklagt wurde (ad Her. 1, 12, 21. Brut. 169).

Crassus ex consulatu provinciam Galliam obtinuit (nach Val. Max. 3, 7, 6), d. h. 94 als Prokonsul. Cima nimmt an, dafs er als Konsul in Gallien war (S. 178), weil Cicero (in Pis. § 62) sagt, sein Kollege Scaevola habe seinen Triumph verhindert, honorem collega praeripuit. Cicero meinte wohl: sein gewesener Kollege.

Weniger bedeutend als Redner waren Sulpicius und Cotta. Der Artikel über Cotta bei Pauly-Wissowa II 2483 wird S. 203 berichtigt: er war 124 geboren (Brut. 301), nicht 120, und wurde nicht wenige Tage nach dem Tode des Crassus (Sept. 91), sondern non multis ab eo tempore mensibus (de or. 3, 2, 11) verbannt.

Den Schlufs des Buches bildet eine Schilderung der wilden Parteikämpfe seit 88 und der Jugend des Hortensius. Mit ihm beginnt der Einflufs der griechischen Rhetoren und ihrer erkünstelten Beredsamkeit sich bei den Römern geltend zu machen.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

---

19) **Stephan Cybulski, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur.** Tab. III[b] XII—XX.. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. Je ℳ 4. —; die topographischen Tafeln je ℳ 5. —.

Von diesem grofsen und prächtigen Anschauungswerke liegen mir zwölf Tafeln zur Besprechung vor. Wie schon bei früheren Gelegenheiten die Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung der Tafeln von mir hervorgehoben wurde, so zeigen sich auch jetzt wieder diese trefflichen Eigenschaften im vollsten Mafse. Die Farbengebung ist nicht nur historisch treu, sondern läfst auch bei gehöriger Entfernung die Gegenstände fast plastisch hervortreten. Schon aus diesen Gründen sind die Tafeln ein angenehmer Schmuck für Unterrichtsräume, nimmt man nun an der Hand der beigegebenen erklärenden Texte eine Besprechung der einzelnen Tafeln in den mittleren und oberen Klassen unserer Gymnasien vor, so läfst sich eine grofse Fülle von Belehrung daran schliefsen, ja manche der Tafeln, insonderheit die Darstellung der griechischen und römischen Münzen, ersetzen den Besuch eine Museumssammlung, die ja so wie so nicht immer erreichbar ist. Insofern kommen also Cybulskis Tafeln geradezu einem Bedürfnis entgegen. Doch nicht nur dem Gymnasialunterrichte dienen sie, auch für Studierende der Philologie und Altertumswissenschaft sind sie ein vorzügliches Anschauungsmittel und ersetzen, zumal sie durchweg auf den neuesten Forschungen beruhen, wohl gar ein Kompendium für verschiedene Disziplinen unserer Wissenschaft.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen seien einige Worte über die einzelnen Tafeln gestattet. Tab. III[b], die römischen Münzen darstellend, ist ein würdiges Gegenstück zu der schon früher hier besprochenen Tafel III[a] über die griechischen Münzen. Die Abbildungen und besonders der dazu gehörige Text von Eugen Pridik sind hochwillkommen, weil es an einem brauchbaren Handbuche der Numismatik fehlt. Im ganzen werden 140 Münzen behandelt, darunter sind viele aus der kaiserlichen Sammlung in der Eremitage zu St. Petersburg hier zum ersten Male veröffentlicht. Wenn auch einzelne Abbildungen von Münzen aus der römischen Kaiserzeit an Schärfe der Darstellung nicht mit Imhoof-Blumers Porträtköpfen auf römischen Münzen (Leipzig, Teubner, 1892) wetteifern können, so ist ihre Ausführung doch gut und deutlich. Die Tafel gehört unstreitig zu den schönsten der ganzen Sammlung. Wegen des eingehenden Textes von Pridik ist aber dieses Anschauungswerk dem eben genannten von Imhoof-Blumer vorzuziehen.

Tafel XII und XIII, bereits in zweiter Auflage erschienen, behandeln das griechische Theater. Der dazu von Ernst Bodensteiner gearbeitete Text stützt sich ganz und gar auf die Dörpfeldschen Forschungen. Tab. XII zeigt die typischen Formen des römischen, bzw. griechischen Theaters im 5. Jahrh. an den Theatergebänden von Segesta und Epidaurus. Dazu die Normalpläne von Vitruv. Außerdem die Abbildung einer Thymele, eines Dreifußes, des Marmorsessels für den Dionysospriester in Athen, eine Periakte und verschiedene Eintrittsmarken. Tab. XIII bringt Theaterrequisiten. Tragische und komische Masken; farbenprächtige Bilder zeigen Kostüme und Szenen aus Tragödie und Komödie, ferner sehen wir eine Reihe musikalischer Instrumente. Alles dies ist meist Reproduktion pompeianischer Wandgemälde. — Für die sachliche Interpretation der griechischen Tagödie sind diese Tafeln geradezu unentbehrlich. Bodensteiners Text, der noch zehn weitere Abbildungen und vier Tafeln enthält, geht freilich weit über das Ziel des Gymnasialunterrichtes hinaus, führt aber vortrefflich ein in das Studium der griechisch-römischen Theaterfrage, das man nicht gleich mit Dörpfeld-Reisch beginnen sollte.

Tafel XIV[a] und [b] (zweite Auflage) beziehen sich auf die Topographie Athens. a) zeigt die Akropolis und Umgebung, b) den weiteren Stadtplan. Nebenkarten bringen die Häfen Athens, eine noch besonders den Piräus, die langen Mauern und die Enneakrunos. Ein erklärender Text dazu ist noch nicht erschienen, indes erklären sich die Karten selbst. Durch verschiedene Farben sind die mykenische Epoche, die klassischen Zeiten des 6. bis 4. Jahrh., die makedonischen und endlich die römischen Zeiten deutlich unterschieden. Man überblickt also die Geschichte der Stadt Athen von den Urzeiten an bis zu Hadrian und hat den Hauptinhalt des Buches von Curtius-Milchhöfer sozusagen kartographisch vor sich. Von besonderem Interesse ist die Nebenkarte vom Piräus mit den Straßenzügen, wie sie der alte Baumeister Hippodamos geplant und ausgeführt hat. Auch die Karte von der Kallirhoe-Enneakrunos ist bedeutsam. Sie stützt sich wohl auf bisher nicht veröffentliches Beweismaterial. Daß alle Namen auf diesen Tafeln griechisch und lateinisch gegeben sind, wirkt auf den ersten Blick befremdend, doch mögen zwingende Gründe dafür maßgebend gewesen sein.

Tafel XV[a] und [b] behandelt das alte Rom. a) Das republikanische, b) das kaiserliche Rom in der Hauptkarte. Nebenkarten zeigen das forum romanum

zu verschiedenen Zeiten, außerdem die Grundrisse der Kaiserpaläste auf dem Palatin. Der erklärende Text von Michael Rostowzew gibt noch 23 Abbildungen. Seine Darstellung holt sehr weit aus, sie beginnt mit den geologischen Verhältnissen der Umgegend Roms, bespricht dann eingehend die älteste Entwickelung der Stadt, während die Kaiserzeit recht kurz wegkommt. Hier ist die Tafel ausführlicher als der Text. R. unterscheidet drei Perioden der Stadt. a) Rom innerhalb Latinms; b) Rom zur Zeit Cäsars; c) Rom unter den Kaisern und zwar α) bis Septimius Severus; β) Zeit des Verfalls. Von der servianischen Mauer sagt der Verf.: Die Zeit ihrer Entstehung ist nicht bekannt, die übliche Chronologie setzt sie viel zu früh. Das ist richtig, aber doch zu unbestimmt. Die Zeit zwischen 350 — 300 v. Chr. wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit als die Bauperiode des murus Servii festhalten dürfen. Dann erscheint es verständlich, daß sich innerhalb dieser Mauer das republikanische Rom entwickelte, das im Gegensatz zu den griechischen Städten keine Akropolis hatte — das Kapitol darf nicht als solche angesehen werden —, dessen Zentrum vielmehr das Forumtal war, das zugleich die Verbindung zwischen den ältesten Siedelungen der latinisch-sabinischen Gemeinde auf dem Palatin und Viminalis bildete. Auch für die cloaca maxima ist von R. keine Datierung gegeben, schwerlich ist der Bau der Tarquinischen Dynastie zuzuschreiben, wenngleich nicht geleugnet werden darf, daß dieselbe eine Entwässerungsanlage des Forums ausgeführt hat.

Bei der Bezeichnung der sacraria Argeorum ist auf Tafel XV[a] insofern ein kleiner Irrtum vorgekommen, als die Zahlen IV und VI je zweimal gedruckt sind, während II und V fehlen. S. 26 nennt R. das Colosseum Amphitheatrum Flavi, warum nicht Flavium? wie es auf der Tafel steht. Auch sollen dort nicht weniger als 50000 Leute Platz gefunden haben; früher lernte man, daß es für 87000 Raum geboten habe. Von diesen und anderen Prachtbauten der Kaiserzeit konnte der Text etwas ausführlicher sein. Beachtenswert ist der dem erklärenden Texte beigegebene Plan des modernen Rom von Norden gesehen mit porta del popolo im Vordergrunde, rechts die mächtige Peterskirche, ganz im Hintergrunde das Kolosseum. Tab. XV[b] zeigt, wie auch sonst die Pläne der Roma antiqua, den mons Janiculus links. Die Tafel ist bei aller Fülle der Namen doch übersichtlich und klar, durch ein Versehen ist aus dem pons Cestius ein p. Cestuis geworden. Daß diese Tafeln von Athen und

Rom für den Unterricht in der alten Geschichte von hoher Bedeutung sind, braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden.

Die drei Tafeln XVI—XVIII stellen die Gewandung der alten Griechen dar. Der zugehörige Text von Walter Amelung enthält noch 35 Abbildungen und handelt zunächst von den antiken Kleiderstoffen, von Tierfellen, Wolle, Leinen, Baumwolle und Seide. Ich vermisse dabei den Hinweis, daſs manche Worte wie ὀθόνη und χιτών semitischen Ursprungs sind und den Beweis liefern, daſs den Griechen die Kunst des Webens durch die Phönikier bekannt geworden ist. Der Verf. geht dann zu der Beschreibung der einzelnen Gewänder über, Peplos, Chiton, Himation-Pharos, Chlaina, Chlamys usw., auch die Haartrachten der Frauen, die Kopf- und Fuſsbekleidung werden eingehend behandelt. Zur Erklärung konnten noch mehr die plastischen Denkmäler herangezogen werden, z. B. für Chlamys und Petasos der Parthenonfries, für die Beschuhung des Hermes von Praxiteles und die Darstellungen des Pergamener Altars. S. 29 ist freilich der Ampyx sehr schön durch den Kopf einer jugendlichen Göttin mit hohem Diadem erklärt worden, indes der Hinweis auf die bekannte Juno Ludovisi lag noch näher. Es sei gestattet, hier einmal die einzelnen Darstellungen zu erwähnen. Auf Tab. XVI sehen wir sechs weibliche Figuren, 1) eine mit umgegürtetem Peplos, wie ihn die spartanischen Jungfrauen trugen; 2) eine mit buntgewebten umgegürtetem Peplos (besonders instruktiv für die Erklärung der homerischen Gedichte). Tiere, Kampfesszenen und Pflanzenornamente zeigt dieser πέπλος ποικίλος. Die Trägerin desselben ist in betender Stellung; 3) eine im safranfarbigen halb geschlossenen Peplos; 4) eine mit hochgegürtetem rosafarbenen Chiton, darüber die Chlanis, in der linken Hand einen Fächer haltend; 5) eine mit umgegürtetem linnenen Chiton, ein dunkelfarbiges Himation oder Pharos umlegend; 6) eine mit doppelt gegürtetem Chiton, ihr Haar ordnend. Tab. XVII zeigt auch noch weibliche Gewandfiguren: 1) mit Chiton und Peplos darüber, sie hält in der Linken einen Handspiegel und ordnet sich mit der Rechten das von einer Binde dreifach umwundene Haar; 2) eine Frau aus der Pisistratidenzeit in der ionischen Tracht. Farbe und Faltengebung genau nachgebildet den auf der Akropolis im sogen. Perserschutt gefundenen Marmorstatuen; 3) eine jugendliche Figur mit hochgeschürztem blauen Chiton, eine rosafarbene Chlaina umlegend; 4) eine Frau, deren Chiton durch eine Schnur auf der Schulter festgehalten wird; 5) Kitharoede im goldgestickten Ärmelchiton, darüber die

golddurchwirkte Chlaina, um das Haupt eine goldene Tänie, einen Lorbeerkranz tragend. In der Linken die Kithara, in der Rechten das Plektron; 6) eine weibliche Figur in Trauerkleidung.

Tafel XVIII macht uns bekannt mit der Tracht der Männer. Wir sehen einen Jüngling in kurzem Chiton und Endromides (Halbstiefeln); 2) einen Priester im langen Chiton; 3) einen Handwerker in Pilos (phrygischer Mütze) und Arbeitskittel (Exomis); 4) einen alten Mann in Chiton und Tribon; 5) einen vornehmen Mann in Chiton und Himation; 6) einen jungen Mann mit Chlamys, den Petasos auf dem Kopfe.

Die Tafeln XIX nnd XX zeigen die Gewandung der Römer, der erklärende Text ist mit dem zu Tab. XVI—XVIII verbunden. Es würde zu weit führen, alle die Figuren zu besprechen. Von besonderem Interesse ist der Flamen und die Flaminica auf XIX und die Darstellung der Vestalin auf XX. Über die Camilli — das Wort steht in den üblichen Schulwörterbüchern nicht — hätte der Text wohl etwas ausführlicher sein können.

So ist jede einzelne Tafel mit der gröfsten Sorgfalt und Einsicht gearbeitet und ausgeführt. Dem Herausgeber und dem Verleger, dio keine Mühe und Kosten geschont haben, gebührt der wärmste Dank.

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

---

20) **Hermann Menge, Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache.** Teil I: Lateinisch-Deutsch. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1903. VII u. 390 S. geb. ℳ 2.—.

In der Sammlung von Langenscheidts Taschenwörterbüchern für Reise, Lektüre, Konversation und den Schulgebrauch, welche die englische, französische, spanische, griechische, lateinische, russische, italienische, portugiesische, rumänische, ungarische, niederländische, dänische, schwedische, neugriechische, hebräische Sprache umfassen soll, hat Herm. Menge die Bearbeitung der Taschenwörterbücher für die lateinische und griechische Sprache übernommen. Während bei den Wörterbüchern für die modernen Sprachen der Nutzen einleuchtend ist, scheint es mir nicht ganz klar zu sein, wie für den Schulgebrauch die Taschenwörterbücher der lateinischen und griechischen Sprache verwandt werden sollen, denn für den Unterricht auf der unteren Stufe einer höheren Lehranstalt ist ein Wörterbuch nicht nötig, in den mittleren Klassen werden gewöhnlich jetzt Spezialwörterbücher gebraucht

und für die oberen Klassen genügt ein Taschenwörterbuch nicht. Nach Ansicht des Verf. freilich ist das Buch so gestaltet, dafs es zum Verständnis aller derjenigen Schriftsteller, die gegenwärtig noch in unseren höheren Schulen gelesen werden, zur Not ausreicht. Es hat nicht, sagt Menge in der Vorrede, in meiner Absicht gelegen, die Phraseologie und Synonymik in dem Umfange zu berücksichtigen, dafs das Buch auch für die Übersetzungen aus dem Deutschen in das Lateinische genügen könnte; vielmehr müssen die Schüler für diesen Zweck ein umfangreicheres Lexikon zu Hilfe nehmen. Doch wir wollen hier nicht weiter auf diese Frage eingehen, sondern nur näher ansehen, wie das Gebotene von dem Herausgeber verarbeitet worden ist.

Es ist besonders hervorzuheben, dafs fast überall die neueste und beste Orthographie angewandt ist, ebenso dafs die syntaktischen Konstruktionen angegeben sind, soweit die Rücksicht auf praktische Zwecke derartige Angaben wünschenswert oder notwendig zu machen schien. Was ich in meiner Bearbeitung von Heinichens Schulwörterbuch zuerst durchgeführt habe, nämlich die Kürzen- und Längenbezeichnung der Vokale, auch der in Positionssilben stehenden, das ist auch von Menge angewandt und zwar in der Weise, dafs die durch Position langen, aber von Natur kurzen Vokale durch das Zeichen V kenntlich gemacht sind. Leider fehlt für die Formenlehre bei den einzelnen Wörtern eine kurze Angabe der unregelmäfsigen Formen, auch sind die Eigennamen ganz weggelassen.

Im einzelnen möchte ich nur folgende Kleinigkeiten, die mir aufgefallen sind, erwähnen, denn erst beim längeren Gebrauche findet man die Vorzüge und die Mängel, die einem Wörterbuche anhaften. Bei *abhinc* wird gesagt, dafs es nur mit dem Akkusativ verbunden würde; das ist nicht genau, so findet sich bei Cicero abhinc mit dem Akkusativ pro Q. Rosc. 37; Verr. 1, 34; 2, 25; pro Balb. 16; Phil. 2, 119; Divinat. 2, 118, mit dem Ablativ pro Q. Rosc. 37; Verr. 2, 130; Epist. ad Att. 12, 17. — *animabilis,* das Menge anführt, wurde als *ἅπαξ λεγόμενον* bei Cicero Nat. Deor. 2, 91 gelesen, jetzt haben Baiter und C. F. W. Müller animalis. — *ardelio* schreibt Menge, aber diese Form wird von Fisch (Archiv für latein. Lexikogr. und Grammatik, herausgeg. von Wölfflin V 62) und Georges (Archiv V 486 und Berl. philolog. Wochenschr. 1889, S. 47) verworfen, von den Schreibweisen *ardalio* und ardulio ist die erstere nach den besten Handschriften und Glossarien die klassisch einzig richtige, so Phaedr. 2, 5, 1 codd. PR (und danach L. Müller ed. maior); Mart. 2,

7, 8; 4, 78, 10 codd. optim., vgl. auch Sonny (Archiv X 381) und Götz, Thesaur. Gloss. VI 91. — *barritus*, die Bedeutung „Schildgesang" ist schwer verständlich. — *basiatio* fehlt im Wörterbuche, obwohl es bei Catull. 7, 1 und Mart. 2, 23, 4 vorkommt. — Bei *fides* ist die Bedeutung „Untreue" nicht angegeben, vgl. Horat. Carm. 1, 18, 16 arcanique fides prodiga; genau handelt über fides als vox media Krüger im Archiv X 355 ff. — *haedilia* fehlt, aus dem C. G. L. III 432, 37/38 geht aber deutlich hervor, dafs haedilia „Zicklein, Böcklein" bedeutet, und dafs es so auch Horat. Carm. 1, 17, 9 erklärt werden mufs und nicht etwa „Hädilierwald", wofür gar kein Beweis anzuführen ist, habe ich ausführlich in der N. Philol. Rundschau 1899, S. 217—220 zu beweisen versucht, vgl. Bücheler, Coniect. Bonn 1878, S. 23 und Heraeus, Die Sprache des Petronius und die Glossen 1899, S. 10, Anm. 5. — *hoc* in der Bedeutung von huc ist nicht angeführt, obwohl es bei den Epistolographen (Caelius, Plancius, Brutus, Balbus, Lentulus), den Fortsetzern Cäsars, bei Nepos und Livius vorkommt; Wölfflin (Archiv VII 332) bezeichnet huc mit Recht als die hochlateinische Form, hoc als die der Umgangssprache. — Bei *impraesentiarum* hätte Menge in einem Taschenwörterbuche die Erklärung in praesentia rerum nicht anführen dürfen, da sie nicht sicher ist, denn Corssen, Aussprache etc. II 869, A. Eberhard, Zeitschrift für Gymnasialwesen 1873, S. 846 und Brugmann, Grundrifs der vergleichenden Grammatik I², S. 862 nehmen an, dafs das Wort aus in praesentia harum (sc. rerum) entstanden sei, während Wölfflin (Archiv IV 11) und Lindsay, Die lateinische Sprache, S. 647, für die alte Ansicht (in praesentia rerum) eintreten. — Menge schreibt *promuntūrium*, aber bei Ovid. Met 15, 709 lesen wir: inde legit Capreas promuntūriumque Minervae, vgl. auch tugūrium. — *sulphur* und *sulfur* hat Menge, *sulpur* erwähnt er nicht, aber aus Brambach, Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung, hätte er ersehen müssen, dafs sulfur nicht zu gebrauchen sei, sondern nur sulpur oder sulphur. Dazu bemerkt Brambach, dafs für sulpur die bessere Überlieferung spreche, und Brandis, De aspiratione Latina, p. 24, zeigt, dafs die Form sulpur die einzig richtige sei, dafs sulphur sich zuerst in den Handschriften des Neuen Testaments aus dem 6. Jahrh. finde. — *superne* bezeichnet Menge noch mit langem Schlufs-e, und doch hat Leo (Archiv X 435) deutlich gezeigt, dafs superne immer mit kurzem Schlufs-e vorkommt, und da supernĕ älter ist als supernus, so zieht er den richtigen Schlufs, dafs supernĕ nicht vom Adjektiv supernus abzuleiten sei. — Bei

tricesimus fehlt die Bedeutung „Neumond", die ich Horat Sat. 1, 9, 69 sicher nachgewiesen zu haben glaube, vgl. N. Philolog. Rundschau 1900, S. 553—558. — Als Perfektum von *viso* wird öfter *vidi* als visi gebraucht, vgl. Leo, Hermes 1902, S. 315—316.

Bremen. **C. Wagener.**

---

21) **F. Lotsch, Ce que l'on doit savoir du style français.** Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1902. 40 S. 8. ℳ —.60.

Das kleine französisch geschriebene Heftchen (warum eigentlich französisch?) will keine erschöpfende Darstellung der französischen Stilistik geben, sondern nur die Aufmerksamkeit der Schüler der oberen Klassen auf einige Hauptpunkte lenken, deren Kenntnis zum richtigen Verständnis der formalen Schönheit französischer Schriftwerke unerläſslich ist. Aber die Betrachtung der Schreibweise französischer Klassiker soll nach der Meinung des Verf. nicht nur den Genuſs beim Lesen erhöhen, sondern: „Le style des écrivains classiques doit être un modèle pour nos élèves: ils doivent s'efforcer à écrire non seulement, mais à bien écrire." Damit ist also das Schriftchen auch zu einer Art Anweisung zur Aufsatzbildung gestempelt, und, wenn dem so sein soll, hätte sich der Verf. einige Beschränkungen meines Erachtens auferlegen müssen. Deutsche Schüler werden französisch doch immer nur im niederen Stil zu schreiben lernen, d. h. im Stil des Verstandes, demnach muſsten sich die Beispiele auch nur hierauf erstrecken, und es erscheint mir nicht angängig, Stilproben aus Bossuet und anderen Rednern oder gar aus Odendichtern, den Vertretern des Stils des Gefühls, als Muster zu geben oder mit der kritischen Sonde des Verstandes zu zergliedern. Das verwirrt mehr als es nützt. Im allgemeinen aber ist die kleine Schrift, die auf guten in der Vorrede zitierten Quellen beruht, sehr zu empfehlen. Sie ist in drei Abschnitte gegliedert, von denen der erste De la clarté, der zweite De l'expression, der dritte De l'harmonie überschrieben ist. Der erste handelt zunächst von der Klarheit in den Worten und empfiehlt correction grammaticale (die wohl streng genommen nicht in einer Stilistik zu betrachten ist), propriété, pureté und précision, dann von der Klarheit im Satzbau. Hier ist zunächst die Rede von der Verwendung der Inversion; die hier gegebenen Beispiele stammen meist aus Rednern, eignen sich zwar trefflich zur logischen Betrachtung, sind aber keineswegs als Musterbeispiele, für deutsche Schüler zu verwerten. Dann bespricht Verf. die Periode.

Hier tadelt er die Vereinigung begrifflich nicht zusammenhängender Ideen in derselben Periode, die ungeschickte Verwendung der Parenthese, den plötzlichen Subjektswechsel innerhalb derselben Periode, den unklaren Gebrauch der Pronomina personalia und possessiva der dritten Person und erläutert alles dies meist an recht guten Beispielen. Den Beschlufs des ersten Abschnittes machen einige Bemerkungen Du style coupé, die als nur auf den poetischen Stil bezüglich hätten unterdrückt werden können. Der zweite Hauptabschnitt „De l'expression“ handelt von den Figuren und Tropen, deren eigentlicher Platz ja auch nur im anschaulichen Stil der Einbildung ist, die aber doch in bescheidenen Grenzen wohl auch im Stil des Verstandes Verwendung finden können, daher mit Recht in der vorliegenden Schrift mitbetrachtet worden sind. Über die Figuren geht Verf. schnell hinweg und von den Tropen behandelt er nur zwei ausführlicher, die Metapher und die Metonymie. Der dritte Hauptabschnitt „De l'harmonie“ verlangt Wohllaut in der Wahl der Worte, in der Verteilung der Worte und im Satzbau. Verf. sagt hier mit Recht, dafs die letzten Worte im Satze die meist betonten Hauptträger des Gedankens sein müssen. Vielleicht hätte er hinzusetzen können, dafs dies eine notwendige Folge des französischen Satzbaues ist, der im Gegensatz zum trochäischen deutschen Satzbau jambischen Charakter hat. Von der harmonie imitative und der harmonie expressive proprement dite hätte, als von poetischen und oratorischen Erfordernissen, nicht eben die Rede ausführlicher zu sein brauchen. Bis hierher war nur vom objektiven Stil die Rede gewesen. Einige Bemerkungen am Schlusse sind dann noch dem subjektiven Stil gewidmet. So viel über den Inhalt des Büchleins, dem leider keine Inhaltsübersicht beigegeben ist. Seine Lektüre wird manchem Schüler und Lehrer hübsche Anregung geben. Zum Schlufs möchte ich noch auf einige Druckfehler aufmerksam machen: p. 2 Anm. panegyrique, p. 6 détestari, p. 16 ramenees, p. 34 effecté st. affecté, p. 35 la poète; p. 39 Z. 4 v. u. fehlt ein Interpunktionszeichen.

Erfurt. **Max Krüger.**

22) **Th. Seccombe** and **J. W. Allen, The Age of Shakespeare** (1579—1631). With an Introduction by Prof. **Hales.** Vol. I: Poetry and Prose. Vol. II: Drama. London, G. Bell and Sons, 1903. XXIX u. 292 S.; XIII u. 232 S. 8.

geb. je 3 S. 6 d.

Diese beiden neuen Bände der von Prof. Hales herausgegebenen *Handbooks of English Literature* gehören mit zu den erfreulichsten und

besten Erzeugnissen der Shakespeareliteratur, die uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind. Genau, eingehend und zuverlässig gearbeitet, geben sie ein ganz ausgezeichnetes Bild der so reichbewegten elisabethinischen Literaturepoche und bieten eine höchst willkommene Ergänzung zu den allgemeinen Literaturgeschichten, die über viele der hier besprochenen Schriftsteller nur wenig oder gar nichts bringen, sowie zu den Shakespearebiographien, die des Dichters Zeitgenossen, Vorläufer und Nachfolger auch nur kurz berühren können. Das Werk erfüllt die Aufgaben eines literarischen Handbuches trefflich; obendrein ist es in glänzendem, lebhaftem und immer anziehendem Stil geschrieben und erfreut noch durch eine Reihe praktischer Beigaben in Gestalt von eingehenden literarischen und chronologischen Tabellen. Schon die Einleitung von Hales selbst ist ein Muster großzügiger Darstellungskunst; in gehobener, edler Sprache mit packender Rhetorik, voll gesunden Nationalgefühls, das doch nie in Chauvinismus ausartet, schildert sie ausdrucksvoll die elisabethinische Zeit Englands vom politisch- und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus.

Die Darstellung der eigentlichen Literaturgeschichte des Zeitraumes weist fast durchgehends dieselben Vorzüge auf. Die Verfasser haben in so enger Gemeinschaft gearbeitet, daſs sie beide die Verantwortung für das ganze Werk übernommen haben; nur allgemein wird gesagt, daſs in der Hauptsache Seccombe am ersten, Allen am zweiten Bande den wesentlichen Anteil hat. Die zunächst etwas schematisch anmutende Disposition „Lyrik, Prosa, Drama“ erweist sich bei der praktischen Ausführung als sehr übersichtlich und brauchbar; der kleine Nachteil, daſs manche Schriftsteller dadurch etwas zerrissen wurden, lieſs sich durch kurze Verweise ausgleichen und kommt kaum in Betracht gegenüber dem Vorteil, die Literaturgattungen einmal gesondert für sich in ihrer Entwickelung überschauen zu können. Auf Einzelheiten der auſserordentlich genauen Darstellung hier einzugehen, halten wir nicht für notwendig, einmal, weil die angestellten Nachprüfungen alles bestätigten, und zweitens, weil selbst kleine Versehen, die sich etwa aufstöbern lieſsen, dem Wert des Ganzen doch keinen Abbruch tun würden. Nur soviel ist besonders hervorzuheben, daſs der erste Band kaum auf irgend eine Frage die Antwort schuldig bleiben dürfte und daſs namentlich der zweite Teil über die Prosa auf mancherlei bisher noch ganz unbekanntes Material hinweist.

Im zweiten Bande ist natürlich Shakespeare selbst der Mittelpunkt (S. 54—142). Auf eine kurze Übersicht über sein Leben folgt die Besprechung der Stücke in vier Gruppen (Experimental Plays, History and Comedy, Tragedy, Romance). Hierbei ist nun vom rein philologisch-literarhistorischen Standpunkt aus auch nichts auszusetzen; aber für ein Werk, das schon seinem Titel nach die Person Shakespeares so durchaus in den Vordergrund stellt, hätten wir es doch für sehr angemessen gehalten, wenn auch die ästhetisch-analysierende Betrachtung wenigstens bei den wichtigsten Dramen einigermafsen zu ihrem Rechte gekommen wäre, wie dies doch bei manchen, allerdings viel weniger bekannten Stücken anderer Dichter der Fall ist. Es schildern dann zwei Abschnitte die Entwickelung von Shakespeares Verskunst, die Verwendung der Prosa, einer handelt über allgemeinere Fragen wie über seine Bildung, seine moralischen Anschauungen, über seine Kunst; natürlich wird dabei auch das nicht aufser Acht gelassen, was uns als unschön und störend erscheint. Endlich folgt noch ein Schlufsabschnitt Shakespeareana von hervorragend praktischer Bedeutung, in dem eine Übersicht über die Geschichte des Textes und der Ausgaben, über die Chronologie der Dramen sowie eine knappe, aber recht gute bibliographische Auswahl enthalten ist. Die deutsche Forschung wird dabei mit folgenden kurzen, aber gewichtigen Worten charakterisiert (S. 140): „In Germany cyclopean work has been done“; in der zugehörigen Anmerkung werden als gute Beispiele der deutschen Shakespearekritik nur die Vorlesungen von Kreyssig und F. Th. Vischers Vorträge genannt, was etwas dürftig und nicht ganz gerecht ist; aber Schlegels Übersetzung wird das Lob erteilt, dafs sie die beste von allen fremdsprachlichen Wiedergaben des Dichters sei. — Vorausgeschickt ist dem Shakespearekapitel eins über seine Vorläufer, das eine allgemeine theatergeschichtliche Einleitung und die Charakteristiken von Lily, Greene, Peel, Kyd und Marlowe bietet. Das Schlufskapitel behandelt die Dramatiker nach Shakespeare von Beaumont und Fletcher bis Ben Jonson in derselben ausführlichen und anziehenden Weise.

Von den oben erwähnten praktischen Beigaben ist die eine die chronologische Tabelle am Schlufs des ersten Bandes (S. 225—259) von Seccombe, die auf der linken Seite immer die wichtigsten Veröffentlichungen in England, auf der rechten bedeutsame gleichzeitige Ereignisse aus der politischen, Kultur- und Literaturgeschichte anderer Völker beibringt, wobei uns nur die fast völlige Vernachlässigung der deutschen

Literaturgeschichte unangenehm aufgefallen ist; nicht einmal das für England so wichtige deutsche Faustbuch von 1587 oder Opitzens deutsche Poeterei sind erwähnt, während manche recht wenig hervorragende Erscheinung aus der spanischen, italienischen, französischen Literatur Berücksichtigung findet. — Sehr verdienstlich und übersichtlich ist die dem zweiten Bande vorausgeschickte Tabelle, die die wichtigsten Dramen aus dem ganzen Zeitraum nach Aufführungs- und Druckjahr so genau wie möglich verzeichnet, und endlich sei auch noch der beiden sorgfältigen und reichhaltigen Register lobend gedacht, die die Brauchbarkeit und leichte Benutzbarkeit des Werkes in reichem Mafse erhöhen.

Breslau. **H. Jantzen.**

---

23) **Wilhelm Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung.** Erster Band: Die Lehre vom Bildungswesen. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1902. XII u. 680 S. gr. 8. ℳ 10. —.

In der Göschenschen Sammlung hat Professor Dr. W. Rein, der Direktor des pädagogischen Seminars an der Universität Jena, schon vor längeren Jahren (die zweite Auflage ist von 1893) eine „Pädagogik im Grundrifs" veröffentlicht und diesem Grundrisse will er nunmehr einen vollständig ausgeführten grofsen Bau folgen lassen, indem er eine weit angelegte „Pädagogik in systematischer Darstellung" erscheinen läfst; der bis jetzt erschienene erste Band dieses Systems der Pädagogik schliefst zunächst die Behandlung der pädagogischen Praxis oder, wie es auf dem Titel heifst, der Lehre vom Bildungswesen in sich und der „praktischen Pädagogik" wird im zweiten Bande die „theoretische", die Lehre von der Bildungsarbeit, zur Seite treten; dagegen bleibt auch von diesem gröfseren Werke, wie von dem ihm voraufgegangenen kleineren, die andere Seite der Betrachtung, die Geschichte der Pädagogik, ausgeschlossen, und nur vor der Darstellung des öffentlichen Schulwesens wird auf S. 237 bis 374 ein „geschichtlicher Rückblick" auf die Entwickelung dieses Zweiges der Erziehungslehre gegeben. Der erwähnte Abschnitt vom öffentlichen Schulwesen gehört zum ersten Teile des vorliegenden Bandes, der sich in der Unterabteilungen („Hauspädagogik", „von der Anstaltserziehung" und „das öffentliche Schulwesen, Schulerziehung") mit den „Formen der Erziehung" befafst; der zweite Teil behandelt unter dem Titel „Von der Schulverwaltung" die „Schulverfassungstheorie", die „Ausstattung der Schulen", die „Leitung der Schulen", die „Lehrerbildung" und die

„Lehrerfortbildung". Fundamentiert wird der ganze Bau durch eine sehr gründliche Einleitung (auf S. 3 bis 110), die sich über Volksleben und Erziehung, Macht und Grenzen der Erziehung, Notwendigkeit eines Systems der Erziehung im Zusammenhang mit dem Leben, Entwickelung der Erziehungswissenschaft, Pädagogik eine Wissenschaft oder Kunst, Theorie und Praxis, Individual- und Sozialpädagogik, Verhältnis der Pädagogik zu den Grund- und Hilfswissenschaften und Aufgabe und Plan der Pädagogik verbreitet. Überhaupt ist dem ganzen Werke, das auch mit vielen statistischen Angaben ausgestattet ist, eine sehr genaue und methodische, wohl disponierte Behandlung seines Gegenstandes nachzurühmen, wenn auch die im Vorworte (S. V) aufgeworfene und auf eine verneinende Antwort rechnende Frage: „In welchem der vorhandenen pädagogischen Werke, die eine systematische Darstellung des Gesamtgebiets bringen, findet sich eine zusammenhängende, in sich begründete Lehre unseres Bildungswesens?" doch wohl im Hinblicke z. B. auf den fünften Abschnitt des zweiten Bandes von Otto Willmanns „Didaktik" als nicht vollkommen berechtigt erscheinen mufs.

In seiner Grundanschauung lehnt sich Rein bekanntlich zumeist an Herbart an und daraus ergeben sich neben manchen Vorzügen auch einzelne Schwächen seiner Auffassung. In diesem Bande ist freilich von der Einwirkung Herbarts noch nicht so viel zu merken, wie es im zweiten der Fall sein wird, aber die Bestreitung der Möglichkeit einer formalen Bildung, die man auf S. 438 findet, läfst wenigstens eine der Schwächen recht deutlich hervortreten. Das „Dogma von der formalen Bildung" soll „der Psychologie und den Tatsachen der Erfahrung gegenüber nicht stand gehalten" haben und soll haben „aufgegeben werden müssen". Wie wenig dies der Fall ist und der Fall zu sein braucht, habe ich selber, wenn ich eine mir zunächst liegende Vertretung der entgegengesetzten Auffassung erwähnen darf, in einem Aufsatze in der „Nation" vom 12. Juli 1902 („Noch einmal: Der Bildungswert fremder Sprachen") nachgewiesen und mich in meiner Beweisführung u. a. auf Eduard Zeller („Über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben" in der „Deutschen Rundschau" vom März 1884, namentlich auf S. 372 und 380 ff.), Theobald Ziegler („Allgemeine Pädagogik", Leipzig, Teubner, 1901, S. 38 ff.) und auf Herbart selbst berufen können; dieser hat sich im Gegensatze zu anderen Äufserungen auf S. 316 des „Umrisses pädagogischer Vorlesungen" (im zehnten Bande der Harten-

steinschen Ausgabe) und auf S. 70 der „Allgemeinen Pädagogik“ (in demselben Bande) da, wo es sich um Erfordernisse der Praxis handelte, doch nicht dem Banne der Tatsache, dafs die menschliche Seele von einer geringeren Stufe der Betätigung zu einer höheren erhoben, also erzogen, geübt, geschult wird, entziehen können und redet deshalb u. a. (auf S. 214 der „Allgemeinen Pädagogik“) von einer „Übung im methodischen Denken“. Die Stellungnahme Reins in dieser Hinsicht ist für seine Auffassung der Aufgaben und der Einrichtungen des humanistischen Gymnasiums charakteristisch; mit ihr hängt es zusammen, wenn er sich wiederholt mit einem Anfluge von Spott über die „Altphilologen“ äufsert und sich (auf S. 440 ff.) nicht blofs gegen die Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische, sondern auch gegen die ins Lateinische erklärt und sich (auf S. 276 ff. und 444 ff.) für das Reformgymnasium begeistert. Auch gegen die beiden auf S. 446 aufgestellten Forderungen, dafs „die Abgangsprüfung dem Lehrerkollegium allein zugesprochen“ und „das Zeugnis für den einjährigen Dienst erst am Schlufs des Gesamtkursus ausgestellt“ werde, wird man sich wenden müssen, weil beide nicht mit dem allgemeinen Staatsinteresse verträglich sind; in beiden Beziehungen halte ich es mehr mit den Äufserungen und Forderungen Theobald Zieglers auf S. 128 und 129 seiner bereits erwähnten „Allgemeinen Pädagogik“; namentlich scheint mir die folgende Auslassung zu der zweiten Frage, die ja auch von Paul Cauer auf dem Hallischen Philologentage wieder angeregt worden ist, den richtigen Weg aus dem Wirrsal anzudeuten: „Ob seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit das Institut der Einjährig-freiwilligen überhaupt noch in derselben Weise nötig ist wie bisher, kann ich nicht entscheiden, das ist Sache der Heeresverwaltung, aber die Frage aufwerfen darf man doch; und dann mag es dem Militär selbst überlassen bleiben, aus seinen Zweijährigen die für den Reserveoffizier geeigneten Elemente herauszusondern und auszuwählen“.

Wenn Rein verlangt, dafs die Abgangsprüfung allein vom Lehrerkollegium abgenommen werde, so hängt diese Forderung mit seiner Schulverfassungstheorie (S. 535 ff.) zusammen, nach welcher der Familie und der Gemeinde ein starker Anteil an der Einrichtung und Verwaltung der Schule gegeben und dem Staate nur neben der bürgerlichen Gemeinde die Verwaltung der äufseren Schulangelegenheiten überwiesen und ihm allein nur ein Oberaufsichtsrecht eingeräumt werden soll. Rein fordert, indem er sich dabei vornehmlich auf Dörpfeld stützt, als Aufsichtsinstanzen

erstens ein Kreis- oder Bezirksschulamt und einen Kreis- oder Bezirksausschufs, zweitens einen Provinzialschulrat (nicht als einzelne Person gedacht) und eine Provinzialschulsynode, drittens einen Oberschulrat (Abteilung für das Schulwesen im Unterrichtsministerium) und eine Landesschulsynode und viertens, als Krönung des ganzen Gebäudes, ein Reichsschulamt; da nach seinen Vorschlägen die erste Stufe des Schulwesens, die Lokalschulgemeinde, aus einer Verbindung der Familien hervorgeht, so sollen an den Schulsynoden auch die Frauen teilnehmen, der Kirche soll kein Aufsichtsrecht über die Schule eingeräumt, wohl aber ein solches über den Religionsunterricht zugestanden werden. An der Rätlichkeit und Durchführbarkeit der meisten dieser Vorschläge braucht man nicht zu zweifeln, um so mehr jedoch an der Geneigtheit der jetzt vorhandenen entscheidenden Instanzen, sich auf eine so weitgehende Veränderung der einmal bestehenden Verhältnisse einzulassen. Ähnlich steht es wohl mit einigen anderen Vorschlägen Reins, wie dem einer gemeinsamen Erziehung der Knaben und Mädchen (S. 451 ff.) oder dem der allgemeinen Einrichtung pädagogischer Seminare an den Universitäten neben den doch erst vor kurzem eingerichteten Gymnasialseminaren (S. 623 ff.). Am ersten darf vielleicht die Forderung, dafs die Volksschule die allgemeine Grundlage für alle Schulen bilde (S. 401 ff.), auf Erfüllung rechnen und ich halte das für durchaus wünschenswert; nur scheint mir Rein darin zu weit zu gehen, dafs er diejenigen Schüler, welche sich als fähig oder geneigt erweisen, in eine höhere Schulart überzugehen, doch vier Jahre lang (in der Schrift der Göschenschen Sammlung spricht er sogar von fünf Jahren [S. 33 und 38]) in der Volksschule zurückhalten will; bei dem jetzt üblichen dreijährigen elementaren Unterbau sei „noch keinerlei Festigkeit in den Elementen der Muttersprache erreicht worden und schon solle eine Fremdsprache in Angriff genommen werden“; hier tritt wieder die schon erwähnte Unterschätzung der formal bildenden Kraft des fremdsprachlichen Unterrichts und insbesondere des lateinischen zu Tage.

Ich habe nur einzelne Punkte aus der reichen Fülle des Inhalts des Buches herausheben können und mufs es mir an dieser Stelle versagen, noch länger dabei zu verweilen; da ich indessen überwiegend solche Erörterungen oder Vorschläge herausgegriffen habe, die mir nicht des Beifalls würdig erscheinen, so fühle ich mich um so mehr verpflichtet, noch einmal nachdrücklich der Gediegenheit und Gründlichkeit der systematischen Darlegung zu gedenken und mein Urteil dahin zusammenzu-

fassen, dafs das Werk eine nicht zu umgehende Grundlage jeder ferneren Behandlung dieser Fragen und eine Rüstkammer für jede weitere Diskussion bilden wird. Hinsichtlich des zweiten Bandes möchte ich den Wunsch aussprechen, dafs ihm ein Namen- und Sachregister beigegeben und zu den Anmerkungen aufser ihrer laufenden Nummer ein Verweis auf die Seite, zu der jede einzelne gehört (also z. B. 1) [S. 4] oder 55) [S. 446]), hinzugefügt werde; übrigens fehlt auf S. 661 vor den Worten „a. Theorie und Praxis" usw. die Ziffer 16.

Bremen. **Edm. Fritze.**

24) **Gabriel Compayré: Herbart** et l'Éducation par l'Instruction. Paris, Paul Delaplane, o. J. 135 S. 8. geh. —.90 fr.

Das Studium Herbarts liegt in Frankreich noch ziemlich im argen. Die ganze ihn betreffende Literatur beschränkt sich auf die unvollständige Übersetzung einiger seiner pädagogischen Arbeiten von A. Pinloche (Lille 1894), auf einige in Zeitschriften verstreute Artikel und auf die beiden der Darstellung seiner pädagogischen Lehren gewidmeten Bücher von Édouard Roehrich (Paris 1884) und M. Mauxion (Paris 1901). Compayré, welcher für Herbart eine grofse Verehrung hegt, hat deshalb das Bedürfnis empfunden, seine Landsleute noch mehr zu der Beschäftigung mit dem grofsen Erziehungstheoretiker anzuregen, und er hofft, dafs das vorliegende kleine gemeinverständliche Buch, welches nach den Grundsätzen der von ihm herausgegebenen Serie „Les Grands Éducateurs" gearbeitet ist, dazu geeignet sein wird. Der Inhalt des in eleganter und klarer Darstellung geschriebenen Heftes ist der folgende: 1. La vie de Herbart; 2. La psychologie de H. et ses conséquences pédagogiques; 3. La pédagogie intellectuelle de H.; 4. La culture morale; 5. L' influence de Herbart. Wir zweifeln nicht, dafs das Buch in Frankreich seine Aufgabe erfüllen wird. In Deutschland kann es namentlich neuphilologischen Kandidaten bei der Vorbereitung für das Staatsexamen von Nutzen werden. Hoffentlich führen die immer mehr zunehmenden Bestrebungen der Franzosen, in deutsches Wesen und deutsches Denken einzudringen, allmählich zu einem erträglicheren Verhältnis zwischen den beiden Nationen, die, zu gemeinsamem, freundschaftlichem Wirken vereinigt, so herrliche Kulturarbeiten vollbringen könnten! **-x.**

Vakanzen.

Barmen, HMS. Obl. Deutsch, Gesch. u. Rel. Bürgermeister.
Bochum, HMS. u. L. Sem. Obl. N. Spr.
Braunschweig, ORS. Obl. Deutsch u Gesch. Magistrat.
Eschweiler, G. Obl., Math u. Nat. — Desgl ev. Rel. u. alte Spr. oder Gesch. Dir. Dr. Kramer.
Frankfurt a. O., RG. Obl. Deutsch u. Lat. Magistrat.
Gelsenkirchen, RS. Obl. Math. oder Deutsch u. Gesch. Prof. E. Fritsche.
Halberstadt, HMS. Obl. Deutsch u. Gesch. Magistrat.
Hamm, RS. Obl. N. Spr. Dr. Blencke.
Hannover, HMS. Obl. N Spr. Dir. Dr. Wespy.
Krefeld, OR. Obl. Math. Dir. Quossek.
— RG. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Schwabe.
Langenberg, Rprg. Dir. Kuratorium.
Lauenburg i. P., G. Obl. N. Spr.
Loetzen, G. Obl. Alte Spr. Magistrat.
Magdeburg, RS. Obl. Rel., Deutscb, Gesch. Magistrat.
Myslowitz, G. Obl. Lat., Gr., Deutsch. Dir. Dr. Aust.
Oberhausen, HMS. Obl. Gesch., Deutsch u. Rel. Kuratorium.
Potsdam, HMS. Obl. Gesch. u. Deutsch. Dir. Dr. Werth.
Ratingen, Pg. Obl. Klass. Phil. Dr. Petry.
Schwedt a. O., G. Obl. Klass. Phil. Dir. Dr. Wodrig.
Wilmersdorf, HMS. Direktor. Gemeindevorstand.
Zehlendorf, G. Obl. Math. Dr. Koester.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Gotha, 6. Februar. **Nr. 3, Jahrgang 1904.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup.

Von **J. May.**

Mehr als in anderen Partien tritt in der folgenden nicht nur die Übereinstimmung mit Σ im allgemeinen, sondern vielfach auch mit der ersten Hand dieser Handschrift hervor, ein Beweis, dafs D in seiner Grundlage auf die älteste erreichbare Quelle zurückgeht. Ja D hat sogar Lesarten, die in keiner anderen Handschrift verzeichnet sind und sich teilweise mit notwendigen und richtigen Konjekturen moderner Gelehrter decken. Von diesen Fällen seien der Übersicht wegen nach der Reihenfolge der Reden einige vorausgeschickt: 50, 33 liest man *εἰσελθὼν εὐθύς* nach einer Randbemerkung der ersten Hand in Σ. D hat *εὐθὺς* im Texte der Handschrift. 50, 57 liest D im Text *τῶν παραγενομένων*, Σ aber *τούτων παραγ.* D hat die Randbemerkung: *γρ. καὶ τούτων.* Es ist äufserst selten, dafs D eine Lesart von Σ am Rande verzeichnet. Häufig ist der Fall umgekehrt, dafs nämlich Randbemerkungen in Σ und zwar von der ersten Hand als Lesarten im Text von D erscheinen. Zu 52 lautet die Überschrift allein in D, jedenfalls richtig: *Πρὸς Κάλλιππον χρέως.* 52 *ὑπόθ.* 2 vermutet Wolf *οὐκ ὀμόσας ἀπεφ.*, während keine Handschr. aufser D die Negation hat. D liest *μὴ ὀμόσας*, was sprachlich gerecht-

fertigt werden kann. Zu 52, 10 sagt Blafs, dafs Σ allein den richtigen Namen *Στραμμένῳ* bewahrt habe. Dieselbe Form bietet D. 52, 15 wird Wolfs Konjektur *μὴ θέλοντος* durch D bestätigt. 52, 17 stimmt D mit Bekkers Konjektur *ὅτι μὲν οὐ* überein. 52, 29 D *ἀπαληλιφέναι* wie Bekker. In D noch die Randnotiz: *γρ. καὶ ἀπειληφέναι*. Dies gleich Q. Σ kommt durch *ἀπαληλειφέναι* D am nächsten. Die Überschrift zu 53 lautet wie bei Harpokration und Bekker in D: *Πρὸς Νικόστρατον περὶ τῶν Ἀρεθουσίου ἀνδραπόδων*. Wahrscheinlich richtig. *ὑπόθ.*: Wolfs Konjektur *ὡς ὄντας* statt *ὡς οὐκ ὄντας* wird durch D bestätigt. Im Titel der Rede 55 ist D die einzige Handschrift, welche *βλάβης* hat. Nach D müfste aber die Überschrift lauten: *Πρὸς Καλλικλέα βλάβης χωρίου* (wegen Schädigung eines Landguts). Einmal wird auch eine Lesart der sehr seltenen aus dem Jahre 1543 stammenden Ausgabe des Felicianus durch D bestätigt nämlich 51 *ὑπόθ.*: *περιορμίσαντα*.

Zum Schlufs mag wiederholt werden, dafs nur noch die Abweichung von FQ notiert wird, nicht aber die häufige Übereinstimmung, ferner dafs die in Klammer beigesetzte Bezeichnung der Handschriften Übereinstimmung bedeutet.

Rede 50.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Πολυκλέα π̃ τοῦ ἐπιτριηραρχήματος. — διαδόχου αὐτοῦ (FΣ). —

Πρὸς Πολυκλέα περὶ τοῦ ἐπιτριηραρχήματος.

§ 2 *ἄνδρες δικασταὶ* om. (Σ). — *εἰ δ' ἔστιν* [1]) *ἀλ.* — 3 *ἵνα εἰδῆτε ἐκ τούτων.* — *ὅσοι αὐτοῦ.* — 5 *χερόννησον.* — 6 *ὑμεῖς τότε* (AFQr). — *ἑκασταχοῦ* [2]). — 7 *δωρεὰς.* — *τριηραρχῶν* [3]). — 11 *αὐτὸς* [4]) *ἕτερον.* — 12 *ἀντὶ τῶν ἀπολ. μὲν ναυτῶν* [5]). — 13 *οὐδεὶς ἂν πιστεύσειεν ὑμῶν* [6]). — *ὑποθεὶς δὲ* (FΣQ). — *προσετάξατε κατ' ἐμέ* (FΣQ). — *ψήφ. τοῦ δήμου* [7]) (Ar). — 14 *Μαρωνιτῶν* (AΣQr). — 15 *τοσούτω μοι* [8]). —

1) Ist diese Akzentuation nicht besser?

2) *ἑκασταχοῦ* ist sehr selten und beruht nicht auf Konjektur. Namentlich bei *βοηθεῖν* ist *-οῦ* möglich.

3) So auch § 9. Die Handschriften schwanken in der Akzentuation.

4) Ganz wie corr. F.

5) Wahrscheinlich ein Schreibfehler.

6) Also anders als die Vulg., die schreibt *ἂν ὑμῶν*.

7) Stimmt, was selten ist, mit Ar. überein.

8) Nähert sich Q: *τοσουτων*. Ist nicht *τοσούτων* richtig? Je besser ich wetteifernd mein Schiff mit guten Ruderern ausgerüstet habe, so viele (Ruderer) verliefsen mich am meisten unter den anderen Trierarchen.

16 *κρείττον' εἶναι* [1]). — 17 *Χαλκηδόνιοι.* — *ἑπτακοσίας δὲ* (F). — 19 *πονήρως* [2]). — *τούτῳ μὲν ἀποδοὺς* [3]). — 21 *στρύμνην* (A). — 22 *Μαρωνιτ.* — 23 *ἐπειδὴ* [4]) *δὲ συν.* — *οὔτε* (FQ). *τὴν* (Q). — *τρεῖς μῆνας ἐπετριηραρχηντόμοι* [5]). — 24 *ὄντων καθ' ἑκάστην ἡμέραν πρὸς* — *διδομένῳ ἃ ἀνηλ.* [6]). — 25 *ἔτι δὲ τῶν* [7]). — 27 Nach *τ. Δεινίου* ist *τοῦ κηδεστοῦ τοῦ ἐμοῦ* wieder gesetzt wie im Vorhergehenden. — *Πυθ. τε ὁ* (ΣQ). — *ὁ Λευκ.* (Σ). — 28 *ἐθέλεις* gegen FQ. — *λύσωνταί μοι* (AΣ). — 30 *καὶ ὁπόσου* (Σ). — *ἡγοῖτο ψεῦδος* (codices). — 31 *λέγει μοι* (F). — 33 *εἰσελθὼν εὐθὺς* [8]). — 34 *ὥστε αὐτῇ* [9]) *μὴ παρέχειν.* — 36 *οἵτινές σοι* gegen FQ. — 39 *ἐπειδή σοι* (ΣQ). — *ἐκεῖνον ἐγὼ* gegen FQ. — *πράξωμαι τὰ ἀναλ.* [10]). — 41 *Φρασιηρίδης* (AΣ). — 42 *οἱ* om. (FΣQ). — *ἐλθόντος* (FΣQ). — 44 *ᾔδει* (ABFr). — *παραμενεῖ* [11]) (Σ). — 45 *ἐξ ὧν* om. *δὲ* (FΣQ). — 48 *ἀποκρ. δέ μου αὐτοῦ* [12]). — *ἐπὶ τὴν ν.* (AΣr). — 49 *πλεύσομαι* (FΣQ). — 50 *Ποσίδ.* (Ar). — 51 *οἷ κατήγετο* [13]). — *βούλοιτο* (Σ). — 52 *τὸν Θρασ.* — *τρ. ἔπεισεν* (AΣr). — 53 *τριήρων* (A). —

1) FQ: *κρείττων.* Die Lesart von D ist jedenfalls richtig, schon deswegen, weil dadurch der Hiatus vermieden wird; *κρείττων* ist durch Mifsverständnis aus *κρεῖττον* entstanden. Man sieht auch hier wieder, dafs D manchmal das allein Richtige bietet.

2) Ist mit Absicht so akzentuiert. Bei körperlichen Zuständen tritt im Attischen diese Akzentuation ein.

3) *οὖν* ist entbehrlich.

4) Besser als FΣQ (*ἐπεὶ*).

5) Ist natürlich falsch, aber nur auf Fehlern scheint die Redeweise doch nicht zu beruhen, was aus *μῆνας* hervorgehen dürfte. Vielleicht *τρ. μῆνας ἐπετετριηραρχητό μοι.*

6) So auch Randbem. in Σ und wie scheint Q. Diese Stellung von ἃ wird aber von den Herausgebern verworfen. In D ist eine Interpunktion nach *ἑκ. ἡμέραν.* Unrichtig ist die Lesart DΣQ nicht, da dadurch die notwendige Zeitbestimmung sehr eng mit *τ. ἀναλ. π. δ.* verbunden ist.

7) Bei der Auslassung von δ ist nur eine sehr gezwungene Erklärung möglich.

8) Wie eine Randnotiz in Σ.

9) Reiske nimmt Anstofs an *μὴ,* findet aber damit keinen Anklang. Reiske interpretiert: ob der Staat nicht wüfste, dafs einige für die Schiffe die Ausrüstung stellen könnten, so dafs er sie selbst stelle; nach der gewönlichen Lesart: so dafs er sie selbst nicht zu stellen brauche. Bei der Lesart von D ist *μὴ* nicht möglich: so dafs sie sie ihm (dem Staat) stellten, und zwar ist *αὐτῇ* betont: so dafs sie sie ihm, nicht er ihnen stelle.

10) Letzteres Wort schreibt D so stets mit Σ ohne Synizese. *πράξωμαι* ist falsch.

11) „*παραμενεῖ*, futuro tempore, postulat sententia" (Wolf). Die meisten Herausgeber *παραμενοῖ*, vgl. *χρήσοιτο.*

12) Σ: *δέ μου αὐτῷ.*

13) Ist die häufigste Konstruktion.

55 *ὡς διαδεξάμενος* [1]). — *ὅτι* — *ἥκω* [2]). — *ὑποτιθέμενον* [3]). — *κατακομίσαι* mit darüber geschriebenem *μι*, dann gleich Σ. — 56 *ὅτι οὐδ' ἀκ.* (in marg. a. m. pr.; Σ). — 57 *ἡδυν.* (AΣ). — *τῶν παραγενομένων*, darüber geschrieben: *γρ. καὶ τούτων*, also gleich Σ. — 59 *ἵνα ἔχῃ* [4]). — *ὥστε ἂν ὑμᾶς* [5]) *ἀκ. ἐλεῆσαι.* — 60 *προσειπασα* (AΣQ). — 61 *ἐνι. ἐξήιει* [6]). — *ἀποδιδοίη* (Σ). — 62 *δάκρυα ἀφεῖναι.* — 64 *εἴ τις ἐθ.* (FΣQ).

Rede 51.

Ὑπόθεσις τοῦ περὶ τοῦ στεφάνου τῆς τριηραρχίας λόγου.

τριηραρχῶν (Σ). — *περιορμίσαντα* (Felicianus). — *ἐπὶ χῶμα* [7]). — *προτεθείσης* (Σ Wolf).

Περὶ τοῦ στεφάνου τῆς τριηραρχίας.

§ 1 *ἐκέλευε* (AΣr). — 2 *καὶ τούτων* [8]). — 4 *οὐ καθ.* (FΣQA[b]). — *ἀτοπ. διαπράξαισθε* [9]). — 7 *σκεψάμενοι γὰρ αὐτὸν τὸν.* — 9 *οὐδὲν αὐτοὺς ἂν ἐκώλυε*[10]). — *εἰδότες οὗτοι* (in marg. a. m. pr. Σ)[11]). — 10 *αἰσχροκερδίαν*[12]) (Σ). — *οὐ προσήκουσαν.* — 11 *ὑ. τὰ πράγματα*[13]) *βρ.* —

1) Ob er mit Geld zurückfahren würde als einer, der von mir das Schiff übernommen habe, nicht: um das Schiff von mir zu übernehmen. Die Lesart von D scheint richtiger.

2) Dadurch wird die Antwort direkt.

3) Dann ist die Handlung als gleichzeitig gedacht: dadurch dafs er ..., was sehr wohl möglich.

4) So ist auch in der Zürcher Ausgabe konjiziert; AΣ *ἔχει*; die Unmöglichkeit dieser Lesart erklärt sich nur daraus, dafs die Schreiber von AΣ *ἔχοι* falsch lasen. So entstand *ἔχει*. Und daraus ist erst bei r *ἔχοι* geworden. D hat also diejenige Lesart, welche auch AΣ zugrunde lag, aber hier falsch wiedergegeben wurde.

5) Ist eine der Umstellungen, wie sie in D nicht selten, aber meistens nicht unberechtigt sind.

6) Würde nicht heifsen, als das Jahr vergangen war, sondern: als das Jahr seinem Ende zuging.

7) Scheint ein Ausdruck häufiger Anwendung zu sein, weshalb der Artikel fehlen kann.

8) Ursprünglich wie in Q *καὶ τοῦτον*.

9) Die Auslassung von *ἂν* hängt durch irgend ein Versehen wahrscheinlich mit der anderen Lesart *διαπράξεσθε* zusammen.

10) Ein Schwanken der Lesarten ist hier vorhanden, insofern Σr Bekker *ἂν* ganz weglassen, Dindorf *ἂν οὐδὲν* schreibt. Die annehmbarste Stellung scheint die von D zu sein.

11) Also hat D allein die auf die erste Hand in Σ zurückgehende Lesart.

12) Ist bei den mannigfachen Schwankungen jedenfalls die richtige Lesart.

13) Alle Handschriften lesen *ὑ. ταῦτα βρ.* Dies ist natürlich auch verständlich, aber besser ist in dem Satz, der überhaupt eine allgemeine Wendung enthält, wenn gesagt wird: wenn ihr die Angelegenheiten in dieser Weise verwaltet.

13 ὠφελίας (Σ). — 15 ἂν μὲν λ. — ἐὰν[1]). — ὑμεῖς[2]) δ. — 16 οὕτως[3]) γάρ. — 17 τοὺς μὲν ν. (in marg. a. m. pr. Σ). — 18 παρασκευάσθαι[4]). — 19 ἀναιδῆ (gegen FQ). — 20 διὰ τοὺς δ' (FΣQ). — 20 καθ' ἑαυτῶν (Σ). — 21 παρὰ τῶν λ.

Rede 52.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Κάλλιπον χρέως[5]) λόγου.

§ 1 καὶ Λυσιθίδηι[6]). — 2 μὴ[7]) ὀμόσας.

Πρὸς Κάλλιπον χρέως.

§ 1 καὶ δυνάμεως[8]) εἰπεῖν. — 3 Ἀριστόν ωι[9]). — ἐφ' ἑτέρῳ ἀποδ. ἐμπορίῳ[10]). — 4 τῷ Φρασίωι[11]). — ᾧ ἂν δέῃ ἀποδ.[12]). — τοσοῦτο[13]) μ. — 8 οἶσθά τι[14]). — 9 δήμητραν (ΒΣQ). — μηδενὶ[15]) βλαβῆναι. — 10 Στραμμένῳ[16]) (Σ). — καὶ εἴ τίς με (ΣQ). — 11 ὅπως ἂν — δόξω — ζημιώσωμαι[17]). — 12 ἤθελον ταύτην — ἀποδοῦναι[18]). — 15 μὴ θέ-

1) Σ: ἀν — ἐαν.

2) Mit φυλάττεσθε verbunden; unmöglich wäre diese Konstruktion nicht.

3) Vgl. N. Ph. R. 1900, Nr. 22.

4) Ursprünglich in der Handschr. παρασκευάσασθαι, dann ist aber σα durchstrichen und das andere stehen geblieben, woher die fehlerhafte Form; der Schreiber wollte aber das Perfekt herstellen, dann = Aar.

5) Hier ist, wie häufig, in der Überschrift der Betreff angegeben und die Bezeichnung ist passend für den Inhalt.

6) So in der ganzen Rede.

7) Hier steht also die vermifste Negation; Wolf schreibt οὐκ, das in alle Ausgaben übergegangen ist.

8) Ein Schreibversehen st. δυνάμενος.

9) Zwischen ν und ω ist ein Buchstabe radiert; zweifellos stand ε da, dann gleich Σ; ebenso § 11 Ἀριστόνουν.

10) Die andere Lesart ἐφ' ἑτέρῳ-ἐμπορίᾳ ist wohl erklärbar, aber die von D richtiger und besagt einfach, dafs Kephisiades bei einem anderen Kaufmann abwesend sei.

11) Der Nominativ würde also nicht Φρασίας heifsen.

12) D ist die einzige Handschrift, die richtig ἂν liest, alle anderen ἐάν, das allerdings Bekker längst korrigiert hat.

13) Schon durch Bekker verbessert.

14) Sonderbar, dafs niemand an τοι Anstofs genommen hat; nur Reiske will τοίνυν. τοι ist Versicherungspartikel und steht nicht in der Frage. Dagegen pafst die Lesart von D sehr gut.

15) Sehr wohl möglich.

16) Also nicht allein in Σ, sondern auch in D erhalten.

17) Schäfer und nach ihm die anderen Herausgeber streichen ἄν. Aus D sieht man aber, dafs ἂν zu belassen und dafs ζημιώσωμαι zu schreiben ist. Die beiden Verba stehen also im Konjunktiv.

18) Vermissen wird τούτῳ neben ταύτην niemand. Er gibt auch nicht dem Kal-

λοντος [1]). — 16 ὅτι — ὁ Α. ἂν [2]). — 17 Ὅτι μὲν οὐ [3]). — προκαλεσαμένου (ΣQ). — 19 εἴτι καταλ. (mg. ed. Par.). — δ. αὐτοῦ. — 21 οὐδαμοῦ (F). — 22 Οὑτωσὶ μὲν (m. pr. Σ). — 23 μὲν τουτονὶ (Σ). — 24 Vor κάλλιον fehlt πότερον [4]). — ἐγὼ μὲν [5]) γὰρ. — 27 καὶ τῶν μὲν ξ. (BFΣQ). — 28 καὶ φησὶν ἡμᾶς μὲν (in marg. a. m. pr. Σ). — 29 ἀπαληλιφέναι. Dazu Randbemerkung: γρ. καὶ ἀπειληφέναι [6]). — ὡς ἐπιορκήσειν [7]). — οὐ γὰρ ἄξιον ὦ ἄνδρες δικασταί. — 30 κατὰ τοὺς ν. (a. m. pr. Σ). — 32 ὅτι μὲν καὶ (Σ).

Rede 53.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Νικόστρατον περὶ τῶν Ἀρεθουσίου ἀνδραπόδων λόγου.

ὡς ὄντας [8]).

Πρὸς Νικόστρατον περὶ τῶν Ἀρεθουσίου ἀνδραπόδων [9]).

§ 1 καὶ τῶι μηδ. (ΣQ). — 2 τὰ ἀνδράπ. (Σ). — αὐτῷ δέ μοι (Σ). — 3 ἱκαν. γέν. (FΣQ). — 4 ἐδεήθη μου οὗτος [10]). — κατέλιπον (AQr). — 6 ἐκεῖ ἐπράχθη [11]). — ὁ ἀ. τούτου (FΣQ). — τήνδε [12]) τ. σ. — λ. πρὸς ἐμὲ (Σ). — 7 ἐλθὼν ὥς με (Σ) πρῶτον μὲν ἠσπάζετο (FΣQ). — τὴν

---

lippus allein das Wort, sondern überhaupt. *πίστιν ἀποδοῦναι* kann man jedenfalls auch sagen. *ἀπό* verstärkt den ganzen Ausdruck.

1) Bestätigung der Konjektur Wolfs.

2) Zweifelhafte Stellung von *ἄν*.

3) Bestätigung der Konjektur Bekkers.

4) Fehlen kann *πότερον*. *Σ*: *πρότερον*, ein Beweis, daſs von Anfang an Unsicherheit obwaltete.

5) *μὲν* (*Σ*).

6) Seit Bekker haben alle Ausgaben *ἀπαληλιφέναι* aufgenommen; es erhellt aber nicht, ob Bekkers Lesart aus Konjektur oder aus einer Handschrift stammt. *Σ* kommt der richtigen von D vertretenen am nächsten. Die Randbemerkung in D ist gleich Q.

7) Keine der Handschriften und Ausgaben weist auf das Futurum hin. Warum soll man nicht *ὡς ἐπιορκήσει* lesen?

8) Bestätigung der Konjektur Wolfs, und zwar ist in D *οὐκ* nachträglich getilgt. Man sieht auch hieraus wieder, daſs D noch Quellen hatte, die an Alter und Güte über *Σ* hinausgingen.

9) So lautet die Überschrift auch bei Harpokration und Bekker. Offenbar richtig.

10) Die Übereinstimmung mit A r ist selten, kommt aber hie und da vor. Diese Übereinstimmung sowie die mit *Σ*, ferner mit BFQ und die selbständigen Lesarten beweisen, daſs keine Handschrift auf so verschiedenem guten Material beruht als D.

11) Miſsverständnis.

12) Natürlich *τήνδε*. Ist aber dies nicht richtiger als *τήν τε*, wenn man das Folgende *αὐτός τε* und *καὶ ἅμα* berücksichtigt, denn das Miſsgeschick besteht eben in den damit bezeichneten zwei Punkten.

συμφορὰν αὐτοῦ[1]). — 8 ἀφίην (BΣQ). — 10 ἐπὶ[2]) τριάκονθ' ἡ. — τὸ ἐγγειτόνων[3]) (ABΣ). — 13 προεξένησεν[4]). — τὸ ἀργύριον (Σ) hier und nachher. — ἀφείην ἂν αὐτῷ (FΣQ). — 14 ἀπόκληρον (FΣQ). — τόντε ἀδελφὸν (in marg. a. m. pr. Σ). — τὸν ἀρεθ. (FΣQ). — 15 τὸν δ' ἀρεθ'[5]). — ἐλαιῶν (FΣQ). — οὕτως δεινῶς[6]). — 17 ἀπιόντα (ΣQ). — με μέσον (Σ). — 19 ἃ ἀπέγραψα (FΣQ). — 21 ὁπότε γὰρ οἱ ἄνθρωποι[7]) (om. F). — 21 ἀνέροιντο[8]). — 22 Ὅσα μὲν τοίνον μαρτυρίαι[9]). — προκλ. εἰπεῖν. — 24 τὸ λεγόμενον (F). — ἐμὲ κρίνειν (Σ). — ἡγούμην τε[10]) (gegen FQ). — ὅτι εἴπαιεν (BF). — 25 ταῦτα δέ μου[11]). — τοὺς τούτων μάρτυρας (BFΣQ). — 26 ἐβούλοντο (BΣ). — 27 ἐνεγυήσαντο (AFQ). — καί τοί γε[12]) οἱ ν. — 28 τὰ ἐκείνου. — ἐβούλοντο (Σ). — ἀξιοῦσιν ἐλ.

Rede 54.

Κατὰ Κόνωνος αἰκίας.

§ 1 πολὺν χρόνον[13]). — ἰατρῶν οὐδένα[14]). — ἣν ἔχων[15]) (FQ). —

1) Diese Stellung grammatisch ist nicht richtig.

2) ἐπί mit dem Gen. bei Zahlbegriffen kann den Zeitraum bezeichnen, während dessen etwas geschicht oder geschehen soll.

3) Wozu Blafs richtig bemerkt, dafs darin die alte Orthographie stecke.

4) Wie Σ von einer späteren Hand.

5) ΣQ: τόνδ' ἀρεθ. Die Lesart von D stimmt zu einer Emendation Reiskes, welcher καὶ αὐτὸν δ' Ἀρεθ. liest und übersetzt: Ilium adversus subscriptorem et ipsum adeo Arethusium h. e. iure eos prosequebar (persequebar). Reiskes Emendation hat nirgends Berücksichtigung gefunden. Dafs aber in τόνδ' etwas anderes stecke, als blofs τόν, scheint doch sicher.

6) Ist unbedenklich zu schreiben; vgl. diese Zeitsch., 1900, Nr. 22.

7) Wie nahe D und F sich berühren, sieht man hier an der Auslassung derselben Worte.

8) Dasselbe ΣQ, aber ohne Zeichen.

9) FΣQ: ὅσα — μαρτύρια. B: μαρτυρία, was offenbar als Dativ gedacht ist, wie die Lesart von D. Gerechtfertigt werden kann der Dativ sehr wohl.

10) Da in FQ sowohl ἐμὲ κρίνειν als τε fehlen, diese dagegen μὴ οὐ τὴν ἄλλην statt δεῖν τὴν ἀρχὴν lesen, so vermutet Blafs ansprechend, dafs ursprünglich eine doppelte Lesart vorhanden war, die er im krit. Kommentar zur Stelle angibt.

11) Σ: δεμου.

12) Natürlich καίτοι γε οἱ ν.

13) Beachtenswert ist die Lesart Σ: πολυχρόνον als ein Wort. Wahrscheinlich πολυχρόνιον, worauf auch der Akzent in Σ hinweist. Später kommt zwar auch πολύχρονος vor, aber πολυχρόνιος ist ein in der klassischen Prosa gebräuchliches Wort.

14) Ist in dieser Verbindung, da μήτε vorausgeht, nicht richtig.

15) Sieht aus wie eine Erklärung von ὤν. Die Lesart von A ist jedenfalls richtig, und zwar bezeichnet der Gen. den Ausgangspunkt, die Veranlassung (gen. sep.). Rauchensteins Konjektur ist unnötig. Gerade ὢν ἐπεπ. ist in seiner prägnanten Kürze demosthenisch

ω α[1]). — 2 ὁμοίως ἡμῶν[2]). — 4 ἀμίδας[3]). — 6 πρὸς ἀλλήλους. μὰ τοὺς θεοὺς οὐ μὴν[4]). — ᾠιόμην (Σ). — πρῶτον μὲν οὖν[5]). — 7 ἔπινον δ᾽ ἄρ᾽ ἐνταῦθα (ταῦτα γὰρ ὕστερον ἐπυθόμεθα)[6]). — 8 Φερεφαττίου (Akr). — 9 οὗτοι δ᾽ ᾤχοντό μου θοἰμάτιον λαβόντες μου[7]). — 10 ἐποίησαν οὕτω[8]) (Σ). — 11 οὕτως[9]) διετέθην. — σφοδρά. — ἀπεκεκλείσμην[10]). — 12 ὁ ἰατρὸς[11]). — ἀπορουμένῳ[12]). — ἐπισκοπουμένων[13]) (FQ). — 13 πολλαχόθεν om.[14]) (Σ). — 14 παροίνους μὲν om. τινας (Q). — 17 εἴ τίς ἐστιν[15]) προφ. — 17 διὰ τοῦτον (ΣQ). — 18 αἰκίας εἰσί[16]). — ἀναμείνη[17]). —

1) Das Zeichen über ω bedeutet ἄ (ἄνδρες), das andere ist Abkürzung für ἀθηναῖοι.

2) Ist natürlich falsch.

3) Kommt beides vor, aber auch Dionysius und Eustathius schreiben wie D.

4) An den Schluſs des Satzes paſst μὰ τοὺς θεοὺς allerdings nicht, aber an dem Anfang des folgenden verstärkt es die andere Versicherungspartikel; auch § 26 und 34 steht μὰ τ. θ. bzw. νὴ Δία vor der Negation, wie auch natürlich und nicht hinter derselben. Auf den Rhythmus, der dadurch anders wird, als Blaſs im krit. Kommentar angibt, wird hier nicht näher eingegangen; es mag nur erwähnt werden, daſs der durch den anderen Rhythmus entstehende Wechsel zwischen kret. und ditroch. Maſs am Schluſs nicht selten ist.

5) Dies ist in dem Grade stehende Redeweise, daſs die subtile Unterscheidung von Blaſs zwischen μετὰ ταῦτα und μετὰ ταῦτα δὲ nicht ins Gewicht fällt.

6) Der Zwischensatz ist nicht bloſs wegen des Homoiotel., sondern wegen des schlechten Klanges des Ganzen zu beanstanden (vgl. A, Dion.).

7) Es ist nicht recht einzusehen, warum das sachlich unbedeutende μου eine so exponierte Stellung am Schluſs erhalten sollte, obwohl zugestanden werden muſs, daſs dieser dadurch einen volleren Klang erhält. Sachlich richtiger ist die Stellung des ersten μου.

8) Man sieht daraus, daſs es durchaus nicht nötig ist, in der Pause οὕτως zu sagen

9) Ist ganz richtig, weil dadurch die Kürze der drei folgenden Silben abgeschwächt wird.

10) Σ: απεκλεισμην. FQr: ἀποκεκλείσμην.

11) In Σ steht der Artikel von der ersten Hand über der Zeile.

12) In D ist nach ἀπορουμένῳ Interpunktion; die Handschrift bezieht also ἤδη ganz richtig zum Folgenden. Dann ist nach ἀπορ. Pause und kein Hiatus. Auſserdem kann ἀπορουμένων kaum durch LV, 26 gerechtfertigt werden, da dort noch ἅ φασιν folgt, also die Beziehung dadurch deutlich gemacht ist.

13) Sehr beachtenswert an sich schon. Dann ist nicht anzunehmen, daſs jemand mit ἐπισκοπούντων eine Änderung vorgenommen hätte, wohl aber umgekehrt.

14) Könnte sehr gut fehlen, da es durch den Sinn nicht erfordert wird.

15) Blaſs fügt stillschweigend ein ν ἐφ. an, jedenfalls zur Vermeidung von Kürzen; ist aber die Frage, ob dies so ohne weiteres zulässig ist. DΣ zeigen sich hierin als verläſsliche Führer, bei denen auch Grundsätze erkennbar sind.

16) Es ist nicht notwendig, daſs in der Pause ν ἐφ. gesetzt wird, namentlich nicht, wenn ein Konsonant folgt.

17) Ohne iota subscr., was von jetzt an in der Handschrift ziemlich häufig vor-

19 μηδὲ κατὰ μικρὸν ὑπάγ.[1]). — τοῦ προτυχόντος[2]). — 20 συνηγμένοι, dazu Randbemerkung: γρ. καὶ σινειλεγμένοι[3]). — οὐκ ἂν οἶμαί γε[4]). —
B A
20 τ. γειτόνων πέμψαι τινὰς πέμψαι[5]). — 21 δίκαι ....[6]). — παρ᾽ ὑμῶν[7]) (AΣk). — εἰ δ᾽ ἄρα ἐστὶ τοῖς om. τῳ[8]). — 22 ἀπέστρεψεν[9]). — 23 αἰσχύνεσθαί τι. τοῦτον[10]). — κἀν τούτοις[11]). — 24 τοὺς νόμους τῆς[12]) ὕβρ. — καὶ τὸν[13]). — NOMOι[14]). — φαινοίμεθ᾽ (AΣ). — 25 πάγου δικαίως·[15]). — 26 θεάσασθε (AΣQr). — 27 ἐγὼ δ᾽ οἶμαι (Σ). — 28 τοῦτον εἶναι[16]) ἀπέφ. — 29 λέγε αὐτὴν τὴν μ.[17]). — Μαρτυρίαι

---

kommt. Es ist aber nicht einzusehen, warum man hier am Schlnis des Satzes nicht die vollere Form wählt, die anch FQ hicten.

1) Blaſs stellt hier zur Vermcidung der Kürzen um, wohl mit Unrecht, da es gegen den Sprachgehranch ist, indem die Negation mit κατὰ μ. zn verbinden ist („neve paulatim"), sonst anch οὐδὲ παρὰ μικρὸν ἦν κρεῖττον: nicht um ein weniges war es besser.

2) ὁ προτυχὼν heiſst anch: der crste, beste.

3) So anch nach Blaſs-Dindorf: AΣKr.

4) Diese eigentümliche Lesart setzt aus ἀφήσετε die Ergänzung eines Optativs voraus: nicht würden wir sie, glanh ich, mit Lachen entlssen.

5) BA bedentet nicht etwa Handschriften, sondern nnr, daſs τινὰς vor πέμψαι gehört. Das zweite πέμψαι ist aus Versehen an seine Stelle geraten.

6) Freier Raum für — ον μὲν.

7) Warum σκῆψιν ein Hinderungsgrund sein soll, παρ᾽ ὑμῶν anzunehmen, ist nicht einzusehen: ὑπάρχειν = gegeben wird von ench.

8) Es ist nicht cinzuschen, warum ein Ausdrnck wie τοῖς-πράττουσι durch τούτοις wieder anfgenommen wird, ohne daſs anch nur e i n Wort dazwischen steht. Darin mag der Grund liegen, warum τῳ in D fehlt. Vielleicht ist zwischen πράττουσι und τούτοις etwas ausgefallen.

9) Stand ἀπέτρεψεν da, ist aber in ἀπέστρεψεν korrigiert. Eine solche Korrektnr ist in der Handschrift selten, dann geschicht sie aber aus gntem Grunde.

10) Ist unrichtig statt τί τοῦτον.

11) Es wäre doch interessant, zn wissen, oh AKr, die ebenfalls τούτοις lesen, auch κἂν = καὶ ἐν haben. Dann wäre die Lesart von AKr: κἂν τούτοις ἂν αὐτὸν ἠξίου. D hat ἂν nach τούτοις nicht.

12) τῆς ist korrigiert aus τοὺς. Also stimmte ursprünglich D mit AKr üherein.

13) Ist auch korrigiert aus τοὺς. Also hieſs es ursprünglich τοὺς ν. τῆς ὕβρ. καὶ τοὺς.

14) Korr. aus νόμος.

15) Auf die Interpunktion der Handschrift ist freilich nicht viel zu geben.

16) Es entsteht dadurch allerdings Hiatus, aber gerade in solcher Verhindung ist die Hinzufügung εἶναι häufig z. B. Herod. V, 25 καταστήσας Ἀρταφρένεα — ὕπαρχον εἶναι Σαρδίων; ebenda ἀποδέξας στρατηγὸν εἶναι τῶν π. ἀνδρῶν.

17) Ist besser als ταύτην, schon deswegen, weil unmittelbar darauf ἐκ ταύτης folgt.

(ΣA). — 30 *ὧν ἕνεκα. ὅτι* [1]) *ἐκκρ. τ. ἐποίει.* — *αὐτῷ γεν.* [2]). — 31 *Χαιρήτιος* [3]) (FΣ). — *Ἀρίστωνι καὶ τῶν Κόνωνος* [4]). — 32 *πιστεύσαντας* [5]). — 34 *ἐλλείπουσιν.* — 35 *ἐκδεδῦσθαι.* — 37 *καίτοι τούτων* (Q). — 38 *ἐπαράσασθαι* (pr. Σ). — 39 *ὃς παρ' ὑμῖν ἀπέθανε* fehlt. — *τὰς ὄρνις τὰς ἐκ τῶν χώρων* [6]). — 40 *μηδὲν μελλήσας* (FΣQ). — *ὁ ὀμνύων* (FΣQ). — 43 *ἀφῆτε* (FΣQ). — 44 *οὐδὲν οὗτος* (FΣQ).

Rede 55.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Καλλικλέα βλάβης [7]) *χωρίου λόγου.*

διωκόμενος [8]) (Sauppe) — *βίας δὲ συμβ.* — *ἀπῳκοδομήσας* [9]). — *ὁ δὲ Τισίου παῖς.* — *καὶ δι' ἑαυτοῦ* [10]). — *οὐδὲ χαράδρα τὸ χωρ.* — *τῶν ἑαυτοῦ* (BFΣ).

Πρὸς Καλλικλέα.

§ 2 *Καλλικρατίτην.* — 3 *παρέχομαι* (BFQΣ). — *Ἀθήνησιν* [11]). — 5 *μηδὲν ὑμῖν ᾖ δ.* — *χρῆσθαι* (FΣQ). — 6 *ὥσπερ νῦν ἐμοῦ* [12]). — 10 *τὸ μέσον ὁδός ἐστιν* (a manu autiqua Σ). — *εἰ μὲν ἂν* (FΣQ). — *κάτω* (om. Ar). — *εἰ δ' ἂν ἐνοτῇ* om. *τι* (Ar). — 12 *ἰσχυρότερα τεκμ. τῶν μαρτύρων* [13]). — 13 *συνεχώρει τὸ ἡμ.* (Q). — 14 *συμβέβηκε·* [14]). — 15 *καὶ χωρίον* (FΣQ). —

---

1) Die Lesart *καὶ ὧν ἕν.* (AKr) oder *ὧν ἕνεκα*, ferner obiges *ὅτι*, das D allein hat, beweiseu, dafs hier etwas uicht in Ordnung ist; auch ist das Asyndetou hier uicht recht am Platze; es wird folgendermafsen zu lesen sein, wodurch auch das Asyndeton verschwindet und *ἐκκρούων* seine wahrscheinlich richtige Stelle erhält: *τὴν ὥρ. ἡνίκα προὐκαλεῖτο καὶ ὧν ἕνεκα ταῦτα ἐποίει ἐκκρούων τοὺς χρόνους τοὺς πρ.* etc., *ὅτι* scheint eine Glosse zu *ὧν ἕνεκα* zu sein.

2) Wolf sagt: Lego *αὐτῷ.*

3) Wie § 34.

4) *τῶν* ist jedenfalls nur ein Versehen st. *τῷ* und so ist *τῷ υἱεῖ* wegzulasseu.

5) Der Zusatz *εὐθέως* macht den Abschlufs der Handlung, der im Aor. liegt, uicht unmöglich.

6) Ist uicht viel anders als die Vulg.

7) D ist die einzige Handschrift, welche *βλάβης* bietet, über desseu Notwendigkeit kein Zweifel sein kanu (vgl. Harpocr.). Nach D müfste die Überschrift lauten: *πρὸς Καλλικλέα βλάβης χωρίου* (wegen Schädigung des Landgutes).

8) Scheint aus Gründen des Wohllautes nicht gut: *διωκόμενος γείτονες — διειργόμενοι.* Besser *φεύγων.* (Wolf).

9) Dafs der Redner *ποιηθεῖσαν* und *ἀποικοδομηθεῖσαν* unmittelbar nebeneinander gesagt habeu soll, ist schwer zu glaubeu; danu uoch eher mit Sauppe und Dind. *ἀποικοδομήσαντα.*

10) Ohne *οὐ* natürlich unrichtig.

11) So D immer.

12) Ist die bessere Stellung.

13) Der Genitiv würde sehr wirksam am Schlufs stehen.

14) *ν ἐφελκ.* ist erst durch Bekker dazugekommen und in der Pause nicht notwendig, ebenso § 15.

καὶ τἄλλα. — *ἀμφισβ. δ' οὐδὲ* (ΣQ). — 16 *καὶ σκέψασθαι·* [1]) (AΣQ). — *ἀκήκοεν* [2]) *πώπ.* — *πάροδον* (r). — *ἐν πάσῃ* (ΣQ). — *φερ. τοῦτο* (AΣQr). — 18 *ὅπου γὰρ νῦν.* — *ἔξεστι* (FΣQ). — 19 *ὥσπερ ἂν ἃ θάτερ' ἄττα τ.* [3]) *χ.* — 20 *ἔβλαψεν* [4]) *οἶμαι.* — *πολλαπλασίω* [5]). — 22 *ἐξημάρτηκε* [6]). — *χληδὸν* (r). — *ἐκβαλὼν* [7]) *ἐξ ὧν ὑψ. τ. ὁδ. καὶ στενοτ. πεποιῆσθαι σ.* — 24 *πάντες ἡμεῖς* (ΣQ). — *οὕτως ἐμοὶ* (FΣQ). — *βρεχῆναι* [8]). — 25 *ἦν τούτῳ* (FΣQ). — *τειχίον εἰ* (F). — 26 *πάντες* [9]) *ὑμεῖς.* — 27 *ἐκβεβλήκασι* (FΣQ). — *προεκαλούμην* (Σ). — 28 *δήπου τοῦτον* [10]). — 29 *στενοτέρας καὶ μετεωροτέρας γεγενημένης* [11]). — *προς συκοφαντοῦσιν* [12]). — 30 *καταβάλλει* (ΣQ). — *καὶ τὰ ἐμαυτοῦ* (Σ). — 31 *ψ. μαρτυρεῖν* (FΣQ). — 32 *δὲ ἑτέρων* [13]). — *τὰ ἐμαυτοῦ τοῖς* [14]) *προσέσθαι.* — 34 *ἐπιβουλ. μοι* (F). — 35 *παρασχέσθαι* (FΣ).

---

1) In der Handschrift steht die oben bezeichnete Interpunktion. Man kann aber auf den Wechsel *σθαι* und *σθε* nicht viel geben, da beide Endungen in den Handschriften gleich geschrieben werden.

2) Hier also wieder *ν* vor einem Konsonanten.

3) Die Lesart unterscheidet sich von der Vulg. durch die Einschiebung von *ἃ* nach *ἂν*. Es ist ja möglich, daſs *ἂν ἃ* miſsverständlich aus *ἀνὰ* entstanden ist. Aber Wolf konjiziert auch *ὥσπερ ἂν ἕτερ' ἄττα*. Diese Konjektur besagt mit D ziemlich das Gleiche. Der Sinn der Lesart D ist *ὥσπερ ἂν ἠδίκουν ἐγὼ μὴ δεχόμενος ἃ ἕτερ'* (st. *θάτερ'*) *ἄττα τ. χ. εἰσὶν ὁμολογούμεναι χαράδραι.* Es muſs aber zugestanden werden, daſs durch *ἀνὰ* die Stelle leichter verständlich ist.

4) Entweder ist *ἔβλαψε μὲν* aus *ἔβλαψεν* oder dies aus jenem entstanden, aber *ἔβλαψεν μὲν* wäre Kakophonie.

5) Ist deutlich diejenige Form, die von *πολλαπλασίων* kommt und sich auch bei anderen Schriftstellern, z. B. bei Plutarch, findet. Jedenfalls beachtenswert, weil die Form den Komparativ verstärkt.

6) FΣQ haben hier das *ν ἐφ.*

7) Also wie *γρ.* FQ und Harpocr., ferner fehlt in D *εἰς τὴν ὁδόν*. Da diese Auslassung handschriftlich gut begründet ist, so bedarf es der Konjektur *τὴν αὐτὴν* (Blaſs) nicht, die ja nur gemacht ist, um eines der vier gleichen Wörter zu beseitigen.

8) Σ die gleiche Form, aber ohne Akzent. Man sieht auch daraus wieder, wie nahe der cod. D dem cod. Σ steht.

9) *τε* ist notwendig, weil der Nachsatz offenbar mit *τί δεῖ* etc beginnt.

10) Natürlich unrichtig.

11) Blaſs zweifelt, ob diese Lesart in Σ stehe. Steht sie aber in D, so darf man ihr Vorhandensein auch in Σ annehmen.

12) Ist getrennt geschrieben, allerdings bei *προς* ohne Akzent.

13) So stand zuerst da, ist aber dann in *ἕτερον* korrigiert.

14) Ist durch Versehen entstanden, weil das vorhergehende Wort auf *τοῦ* endigt.

25) **H. L. Wilson, D. Iuni Iuvenalis saturarum libri V.** Edited with Introduction Commentary on thirteen Satires and Index (by H. L. W.). University publishing Company. New-York, Boston & New-Orleans, 1903. LXXVIII, 116 u. 178 S. 8.

Der Verf., der in amerikanischen philologischen Zeitschriften schon mehrere Aufsätze über Juvenal veröffentlicht hat, will mit dieser, den „Gildersleeve-Lodge Latin Series" angehörigen Ausgabe nicht die wissenschaftliche Forschung fördern, sondern, wie er im Vorwort ausspricht, solchen Studenten, die sich zum ersten Male mit dem Dichter beschäftigen, das zum Verständnis Notwendige, den Fortgeschrittenen Anweisungen zu eindringenderem Studium bieten. Dieser Aufgabe ist er denn auch durchgehends treu geblieben und in verständiger Weise gerecht geworden. Die Einleitung (78 S.) behandelt die Entwickelung der römischen Satire, Juvenals Leben, Juvenal als Satiriker, Geschichte des Textes, Stil (auf 29 S. ziemlich eingehende Statistik), Metrik (von Prof. Smith, 13 S., Bibliographie (nur neuere Literatur). Die wichtigeren Probleme und den einen und anderen Lösungsversuch führt der Verf. kurz an, gibt Fingerzeige zur weiteren Orientierung, nimmt aber selbst eine zurückhaltende Stellung ein. Der Text lehnt sich im ganzen an Büchelers Ausgabe von 1903 an, doch geht an manchen Stellen (vgl. S. III) der Verf. „neben Verwertung alles brauchbaren kritischen Materials" seine eigenen Wege, die er dann zum Teil im Kommentar rechtfertigt. Der dem Text nachfolgende Kommentar (161. S.) gibt je eine kurze Übersicht des Inhalts und Andeutungen über die Disposition und, ohne ins Triviale zu verfallen, reichliche aber knapp gefaſste sprachliche und sachliche Erläuterungen unter ausgiebiger Verweisung auf Parallelstellen bei dem Dichter selbst und bei anderen Schriftstellern. Die zweite, sechste und neunte Satire sind, offenbar aus pädagogischen Gründen, nicht kommentiert. Ein guter Wort- und Sachindex (15 S.) beschlieſst die Ausgabe, der man freilich weite Verbreitung in Deutschland nicht versprechen kann, aber ein ebenbürtiges deutsches Seitenstück wünschen möchte.

Cannstatt. **J. Dürr.**

26) **K. Weifsmann, Beiträge zur Erklärung und Beurteilung griechischer Kunstwerke.** Programm des Kgl. Gymnasiums Schweinfurt für das Schuljahr 1902/3. Schweinfurt, Fr. J. Reichardtsche Buchdruckerei, 1903. 50 S. 8.

Mit wirklichem Genufs habe ich die drei in diesem Programm vereinigten Anfsätze über wichtige, noch nicht genügend erklärte griechische Kunstwerke gelesen; denn der Gang der Untersuchung ist so methodisch, die Darstellungsweise so gewandt und fliefsend, wie man es nicht allzu häufig trifft, und die Ergebnisse sind so überzeugend, dafs man ihnen seine Zustimmung nicht versagen kann. Namentlich bei der ersten Abhandlung über das sogen. Harpyienmonument wird man lebhaft an das Ei des Kolumbus erinnert. Indem der Verf. in den fünf thronenden Gestalten, zwei Frauen und drei Männern, denen Gaben dargebracht werden, nicht Götter, sondern die heroisierten Toten erkennt, denen das Grabmal errichtet ist, hat er den Schlüssel zur Lösung der Erklärung gefunden. Die Übereinstimmung in der Zahl der kinderartigen Figürchen, von denen vier von sogen. Harpyien, richtiger *Κῆρες ψυχοπομποί*, davongetragen werden und eine trauernd am Boden sitzt, mit der Zahl der Thronenden, und die Beobachtung, dafs zwei dieser Figürchen durch die Stephane deutlich als weiblich bezeichnet sind, gestattet oder gebietet vielmehr die Annahme, dafs diese Figürchen die *εἴδωλα* der fünf Thronenden, dreier Männer und zweier Frauen, sind, und dafs somit in diesen die Verstorbenen als Heroen, in den die Gaben darbringende Gestalten die Hinterbliebenen derselben dargestellt sind. In der Einzeldurchführung der Erklärung geht bei dieser Auffassung alles ohne Rest auf und dürfte damit die endgültige Lösung des Rätsels dieser Skulpturen gefunden sein.

Auch die zweite Abhandlung, über den Ostfries des Niketempels, bringt eine Erklärung, die alle früheren weit hinter sich läfst, und wenn sie auch allgemeiner Zustimmung weniger sicher sein dürfte, als die des Monuments von Xanthos, so ist sie jedenfalls die wahrscheinlichste, die je geboten wurde. Denn sie beruht nicht nur auf sorgfältigster Untersuchung der Gruppierung und der Bewegungsmotive, sondern sie gewinnt auch durch die Berücksichtigung des Zusammenhangs mit den Darstellungen der übrigen Seiten des Frieses und mit der gleichzeitigen Literatur einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, dafs man auch hier sagen möchte, dafs damit das letzte Wort in dieser Frage gesprochen ist. Ausgehend von den deutlich erkennbaren Einschnitten in der ganzen Reihe

unterscheidet Weifsmann zwei figurenreiche Eckgruppen, dann in der Mitte eine Gruppe von drei Göttern und zwischen dieser Mittelgruppe und den Eckgruppen zwei Gruppen von je fünf Figuren, in denen er Heroen und Heroinen erkennt. Dafs in den drei mittleren Gruppen unsichtbare Wesen dargestellt sind, gibt die Möglichkeit, die beiden Eckgruppen in enge Beziehung aufeinander zu setzen. Weifsmann sieht darin eine Darstellung der Sage von Protesilaos, der durch den Groll der Aphrodite aus den Armen der Gattin in den Kampf getrieben wird, aus dem er nicht wiederkehren soll. Die sitzenden Figuren wären dann links Protesilaos, rechts Laodamia, diese von bangen Ahnungen gequält, jener zum Kriege für das Vaterland aufgeboten, ein rühmliches Vorbild aus der Sagengeschichte für jeden Vaterlandsstreiter, so hier für die Athener, deren Vorfahren auch ohne Bedenken zum Kampf gegen die Perser auszogen. Der Verf. erinnert zugleich an die Version dieser Sage in dem euripidischen Drama Protesilaos, nach der es sich darin um den Konflikt zwischen Liebe und Pflichtgefühl handelte, der denn auch in dem Fries dramatisch gestaltet wäre. Bedeutungsvoll wäre in der Wahl dieser Sage zugleich der Umstand, dafs die treue Pflichterfüllung des Gatten und die treue Liebe der Gattin ihren Lohn finden in der den Liebenden nach dem Tode des Gatten gewährten Wiedervereinigung. Die Deutung der Eckgruppen auf diese Sage findet eine starke Stütze an der der beiden nach der Mitte zu folgenden Gruppen, in denen Weifsmann links den Opfertod der Töchter des Leos in Anwesenheit des Heros Theseus, rechts den der Töchter des Erechtheus und der Praxithea erkennt, während die Mittelgruppe Athena, Zeus und Apollo als die siegverleihenden Götter darstellt. So fügt sich in der Tat alles zu einem wohldurchdachten Ganzen zusammen, das sich für die Vorderseite des Frieses des Siegestempels trefflich eignete, dessen übrige Seiten den Kampf darstellten: Siegverleihende Götter inmitten von Vorbildern aus der attischen und gemeingriechischen Sage für opferwillige Hingabe des Teuersten zur Rettung des Vaterlandes.

Auch in der Deutung der Bruchstücke des Erechtheionfrieses gelangt Weifsmann zu glücklichen Ergebnissen: Im Ostfries, über dem Eingang zum Kultraum der Athena Polias, safsen um die thronende Athena in ihrer Eigenschaft als *κουροτρόφος* auf Felsen andere teils weibliche, teils männliche Figuren, denen dasselbe Prädikat zukommt. Auf den drei übrigen Seiten waren Vorgänge aus der Sage von Athenas Pflegling Erichthonios dargestellt, von denen sich folgende feststellen lassen:

1) seine Geburt, 2) der Frevel der Kekropiden, 3) Erfindung des Viergespanns mit Parabates durch Erichthonios, 4) Errichtung des Sitzbildes der Athene Polias durch denselben. Weniger sicher ist eine Szene aus dem Erechtheusmythos, die Entscheidung der Praxithea über das Leben ihrer jüngsten Tochter mit dem freiwilligen Tod der anderen Töchter. Auch von den drei Seiten des Frieses der Nordhalle glaubt W. nachweisen zu können, dafs an der Front der Nordhalle eine Versammlung sitzender Gottheiten, an der Ost- und Westseite derselben Szenen des Plynterienfestes, die Reinigung des ἕδος und der heiligen Gewänder am Gestade dargestellt waren.

Ich konnte diese wichtigen Ergebnisse nur in der Kürze andeuten; es empfiehlt sich, die Ausführung derselben im Programme selber nachzulesen, wobei sich deren Beweiskraft nicht leicht einer wird entziehen können. Diese wird gesteigert durch den beständigen Hinweis auf den Einflufs der gleichzeitigen attischen Literatur auf die Wahl von Szenen aus der attischen Lokalsage. Es ist ein besonderer Vorzug dieser Abhandlungen, dafs alle, wie der Verf. am Schlufs noch ausdrücklich betont, der gemeinsame Gedanke durchzieht, „dafs für die Erklärung und Beurteilung griechischer Kunstwerke die Kenntnis des Geistes, welcher in den vorausgehenden und gleichzeitigen literarischen Schöpfungen zutage tritt, von der gröfsten Bedeutung sei“. Die römische I auf dem Titel gibt die erfreuliche Aussicht, dafs der Verf. diesem ersten Teil noch weitere Abhandlungen folgen zu lassen gedenkt. Nach dem bisher Gebotenen darf man der Fortsetzung mit Spannung entgegensehen.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

27) **S. Eitrem, Die göttlichen Zwillinge der Griechen.** (Videnskabsselskabets Skrifter. II. Historisk-filos. klasse.) Christiania, Jakob Dybwad, 1902. 123 S. 8.

Die Untersuchung stellt sich die Aufgabe, die vielen Verzweigungen des göttlichen Typus der Zwillinge bei den Griechen zu verfolgen. Die Lektüre des Buches ist nicht leicht; eine überreiche Fülle des Stoffes ist auf den 119 Seiten verarbeitet.

Dafs die „Zweiheit“ sehr oft vorkommt und dem Zwillingspaar der Dioskuren zahlreiche ähnliche Zwillingsgottheiten entsprechen; dafs die Doppelnatur als chthonische und himmlische Götter, dafs Pferdegestalt, Brautraub, Rettung in Not und Gefahr sich in vielen Mythen wiederholt,

können wir ohne weiteres zugeben. Auch zeigt die gründliche Untersuchung, dafs dasselbe Motiv zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten von der gestaltungskräftigen griechischen Phantasie aufs mannigfachste umgeformt ist, und dafs die späteren Sagen oft „auf Kompromissen nach vielen Seiten“ beruhen.

Aber der Verf. scheint mir doch manchen Gottheiten und Heroen gar zu sehr Gewalt anzutun, um sie unter die „göttlichen Zwillinge“ zu bringen. Ich zitiere folgende Sätze: S. 99 „die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dafs wir hier den vermifsten Bruder des Asklepios haben“. S. 102 „von der Zahl verlautet nichts, aber die Zweizahl darf man voraussetzen“. S. 113 „es wird freilich von dem epidaurischen Schwesternpaar nicht ausdrücklich ausgesprochen, dafs sie Schwestern sind“. — Interessant ist auch die Behandlung von Demeter und Kore. Auch ich glaube, dafs diese beiden Gottheiten ursprünglich gleichwertig nebeneinander gestanden haben und erst später in das genealogische Verhältnis von Mutter und Tochter gebracht sind. Aber sind sie deshalb Zwillinge gewesen? Haben wir nicht vielmehr hier denselben Vorgang, wie bei Uranos-Kronos-Zeus, Hyperion-Helios-Phaëthon, wo wesensgleiche Götter zu Grofsvater, Vater und Sohn gemacht sind?

Dem Verf. stimme ich darin bei, dafs in zahlreichen Erzählungen der Brautraub ursprünglich nichts anderes gewesen ist, als die alte Form der Eheschliefsung. Aber wir dürfen diese Erklärung doch nicht auf alle Mythen und Sagen ausdehnen.

Düsseldorf. **H. Wolf.**

---

28) **Pierre Loti** (de l'Académie Française) **„Les Derniers Jours de Pékin“.** Paris, Calmann-Lévy. IV u. 464 S. 8. fr. 3.50.

Die Schreckenstage von Peking sind in unserer schnelllebenden Zeit längst vergessen, Lotis Buch wird vielleicht aber jetzt erst seine volle Wirkung auszuüben imstande sein. Die Ereignisse in China lenken noch immer die Aufmerksamkeit der europäischen Völker auf sich. Erst jetzt sind wir fähig, gerecht zu urteilen, dem Verf. willig zu folgen, der Licht und Schatten gleichmäfsig zu verteilen sucht, neben dem stofflichen Interesse auch die volle Bewunderung für die glänzende Sprache, für die lichtvollen Schilderungen des seltsamen Landes aufkommen zu lassen.

Das Buch liegt auch bereits in einer deutschen Übersetzung vor:

„Die Schreckenstage von Peking.“ Der Titel könnte täuschen. Loti ist nicht eingeschlossen gewesen; er hat der französischen Ersatztruppe angehört und schildert nur, was er auf dem Zuge nach der Hauptstadt Chinas gesehen und was er dann von den Befreiten über die Schrecken der letzen Tage gehört hat. — Das Buch ist aus Berichten entstanden, die Tag für Tag an den „Figaro“ gesandt wurden. Der glänzende Schilderer Loti schreibt somit unter dem unmittelbaren Eindruck dessen, was er gesehen hat: die Sprache, die Bilder, die Schilderungen tragen den Stempel des eben Erschauten, einer Beobachtung, die Verwunderung, Entrüstung und Mitleid beeinflussen, aber nicht trüben konnten. Alles lebt und bebt in dem Buche, das der Verf. mit oft blutendem Herzen geschrieben hat.

Loti langt im Oktober bei den verbündeten Truppen an; die Feindseligkeiten sind zu Ende, es ist eine sogen. „prise de possession pacifique“. Aber wie sieht das Land aus! Verwüstung, Greuel, Mord, Blut, rauchende Trümmer überall! Man zieht den grofsen Flufs Pei-ho hinauf. Das Schauspiel bleibt ständig dasselbe, „un défilé de ruines, une désolation uniformément noire et grise — parfois, un fantôme de village apparaît à l'horizon plat: ruines et cadavres si l'on s'approche“. Tien-Tsin, Tong-Tschéou, alles Trümmerhaufen, die Taten von 8 bis 10 verbündeten Völkerschaften, die das arme Reich überfallen haben, um die Tat einiger Fanatiker zu rächen.

Loti steht mit seinen Sympathien auf seiten Chinas: „Et nous recevons très vive, très intense, la sensation de la Chine inconnue, puissante, profonde, avec son art distant du nôtre, sa civilisation très antique, sa vieille sagesse auguste dont nous connaissons à peine les frontières, tout ce monde de l'Extrême-Orient, héritier de traditions millénaires, fermé à notre compréhension occidentale, et auquel notre jeune civilisation a la présomption ou l'hypocrisie de s'imposer comme un bienfait.“

Die Ankunft in Peking, die Schilderungen der eben überstandenen Schrecken, der Örtlichkeiten, z. B. der verbotenen kaiserlichen Stadt, ihrer Paläste, Säle, Einrichtungen, sind der Höhepunkt des farbenprächtigen Berichtes.

Wir sind nicht imstande, Lotis Auffassung nachzuprüfen. Deutsche Bücher jüngeren Datums, wie die schon in fünfzigster Auflage vorliegenden „Briefe, die ihn nicht erreichten“, die den Stempel genauester Kenntnis von Land und Leuten tragen, scheinen uns aber zu bestätigen, dafs wir

in der ersten Aufwallung über Treulosigkeit und Grausamkeit den Chinesen als Gesamtheit Unrecht getan haben. Es ist ein „erstarrtes", aber kein „degeneriertes" Volk, scheint es; wir finden in dem Buche Lotis Szenen ländlichen Lebens, die einen geradezu idyllischen Charakter tragen. Durch den Kontrast wirken die Greuelszenen um so tiefer auf uns; kein Leser wird sich des Gefühls des Mitleids für das arme Volk, des Bedauerns über so manches Unrecht von seiten der sogen. „zivilisierten" Nationen im Augenblick erwehren können.

Wie gesagt, Loti verbleibt die Verantwortung für die sachliche Richtigkeit. Das Verhalten der französischen Soldaten färbt er, unwidersprochenen Nachrichten nach zu urteilen, entschieden zu hell im Vergleich zu dem der übrigen. Das Buch hat aber schon genug getan, wenn es uns zweifeln lehrt, zur Prüfung, zur Gerechtigkeit antreibt.

Auf jeden Fall ist es das Werk eines glänzenden Stilisten und kann schon seiner Sprache wegen zur Lektüre warm empfohlen werden.

Berlin. **Theodor Engwer.**

---

29) **Das „Interlude of the Four Elements".** Mit einer Einleitung neu herausgegeben von **Julius Fischer.** (= Marburger Studien zur englischen Philologie. Heft V.) Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1903. 86 S. 8.

Das vorliegende Stück ist ein merkwürdiges Denkmal für die mitunter recht sonderbare Geschmacksrichtung vergangener Zeiten. Es ist ein Drama und hat doch kaum einen anderen Zweck, als in unterhaltender Form naturwissenschaftliche und erdkundliche Kenntnisse zu vermitteln. Der Verf. rechnet es rein zu den Moralitäten, zu deren frühesten es gehört, ohne auf die literarhistorisch recht wichtige Tatsache hinzuweisen, daſs mit ihm ein Maskenspiel, freilich noch in bedingter Form, verbunden ist. Denn hinter dem Personenverzeichnis steht ausdrücklich: *yf ye lyst, ye may bringe in a dysgysinge*; auf die geschickte Begründung dieser Verknüpfung des Maskenspiels mit dem Interludium hat bereits Brotanek in seiner trefflichen Monographie über die „englischen Maskenspiele" (Wien 1902) S. 99 aufmerksam gemacht. Die Hauptsache an dem Buche ist natürlich die Ausgabe des Stückes selbst (S. 59—84), die zuverlässig und sorgfältig zu sein scheint. Sie ist im wesentlichen ein treuer Abdruck des Originals, das nur in einem einzigen Exemplar (wohl von 1519) im Britischen Museum erhalten ist. Recht dankenswert ist sie

deswegen, weil von den beiden früheren Ausgaben die von Halliwell (1848) wegen ihres Erscheinens in der Percy Society schwer zugänglich, die von Hazlitt in der vierten Auflage von Dodsleys „Select Collection of Old English Plays" (1874) unwissenschaftlich ist; die wichtigen Abweichungen der beiden älteren Ausgaben sind in den Noten unter dem Texte mitgeteilt.

Die erste Hälfte des Heftes ist von der Einleitung eingenommen. Zuerst erhalten wir da eine genaue Beschreibung des Originals und ein paar Bemerkungen über die beiden oben schon genannten Ausgaben. Aus dem Abschnitt über den Verfasser und die Zeit der Entstehung ergibt sich, dafs das Stück wahrscheinlich 1517 und wohl von John Rastell geschrieben worden ist. Ein weiteres Kapitel erörtert sein Verhältnis zu Medwalls *Nature,* die es sicher gekannt und vielfach benutzt hat, ohne dafs doch von einer sklavischen Abhängigkeit zu sprechen wäre. Es folgt dann die Betrachtung der Sprache in den beiden Gruppen Lautlehre und Flexion, leider ohne eine kurz zusammenfassende Übersicht über die Ergebnisse zu bieten, dann eine ausführliche Untersuchung über die Metrik, die eine gänzlich unbeholfene und mangelhafte Versbehandlung erkennen läfst.

Obwohl die Arbeit nicht in allen Punkten voll befriedigt, — sachliche, kulturgeschichtliche und philologische Anmerkungen wären z. B. eine recht verdienstliche Zugabe gewesen —, heifsen wir sie doch gern willkommen, da sie uns ein altes, in mancher Hinsicht beachtenswertes Denkmal leicht zugänglich macht und wenigstens die wichtigsten damit verbundenen Fragen in der Einleitung zur Sprache bringt. -tz-.

---

30) **L. A. Sherman, What is Shakespeare?** London, Macmillan & Co., New York, The Macmillan Company, 1902. XII u. 414 S. 8. *M* 6.—.

Ein Buch mit krausem Inhalt, unbestimmt wie sein Titel, ohne Plan und logische Gliederung, mit mancher hübschen Bemerkung im einzelnen, im ganzen aber dilettantenhaft, unwissenschaftlich. Nach einer verworrenen Einleitung, welche u. a. die wunderliche Behauptung anfstellt, Shakespeare würde heutigen Tages wahrscheinlich Romanschriftsteller, nicht Dramendichter geworden sein, folgen eingehende Analysen von Cymbeline, Wintermärchen und Romeo und Julie, hierauf ein längerer Abschnitt über die dramatische Kunst in Macbeth, dann eine biographische Skizze Shakespeare the Man, die schliefslich auch ganz oberflächlich und wenig entschieden

die Baconfrage berührt. Im folgenden Abschnitt Grouping of the Plays will der Verf. die Dramen einteilen in Jncident Plays, Personal Plays und Moral Plays, gibt dann aber wieder Analysen von Hamlet und Lear, sowie kürzere Ausführungen über die meisten anderen Stücke, von Gruppierung jedoch ist weiter nicht die Rede. Im letzten Abschnitt Personal study of the Plays werden einige Hilfsmittel zum Studium des Dichters aufgezählt. Ein Anhang mit buntem Fragengemenge zu allen Szenen von Wintermärchen, Romeo und Julie und Twelfth Night beschliefst das Buch, welches nach der Absicht des Verf. eine Einführung in die Hauptdramen Shakespeares geben soll, seinem Zwecke aber kaum entsprechen dürfte, weil ihm jegliche Methode fehlt.

Kolberg. **Gustav Wack.**

---

31) **Julius Zupitza, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch** zum Gebrauche bei Universitäts-Vorlesungen und Seminar-Übungen mit einem Wörterbuche. Sechste, wesentlich vermehrte Auflage bearbeitet von **J. Schipper.** Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1902. 337 S. 8. geb. ℳ 6.80.

Zupitzas Übungsbuch erfreute sich von jeher eines guten Rufes und einer steigenden Beliebtheit und Verbreitung, ist doch schon nach vier Jahren, seit der fünften zuerst von Schipper besorgten Ausgabe 1897 eine Neuauflage nötig geworden. So mögen denn auch dieser einige empfehlende Worte auf den Weg gegeben werden.

Die sechste Auflage weist gegenüber der vorangegangenen einige nicht unerhebliche Erweiterungen auf. Aus altenglischen Literaturdenkmälern sind zwei neue Stücke aufgenommen, und zwar als Nr. XIV aus der früher König Alfred zugeschriebenen Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte „Die Eroberung Britanniens durch die Angelsachsen und die Bekehrung der Kenter zum Christentum" nach dem Text in Schippers Ausgabe und aus Alfreds Orosinsübersetzung die „Beschreibung Europas" und die „Reiseberichte von Ohthere und Wulfstān (z. 1—85 nach Sweet's Ausgabe, von da ab nach Ms. Brit. Mus. Tib. B 1 = C). Von mittelenglischen Texten sind neu hinzugekommen: Die Geschichte von dem Wunderkinde Merlin als Nr. XLI aus Koelbing's Ausgabe der Romanze „Arthur und Merlin" und die Erzählung von der „Dame Siriz", alles in allem eine recht erfreuliche Bereicherung. Wenn demgegenüber das Stück Johannes Nr. XXI der früheren, Nr. XVII der fünften Auflage fortgelassen

ist, um Platz zn gewinnen, so mnfs man das vom Standpnnkt einer möglichst vielseitigen Auswahl nnr billigen.

Der Wnnsch nach einer Vermehrung wird sich ja natürlich bei jeder neuen Anflage wieder hervorwagen, so möchte man, nachdem Alfreds Prosa vertreten ist, auch aus der späteren alliterierenden Prosa Aelfric's eine Probe wünschen und, nachdem nns Gower durch Macaulay wenigsteus in einem zuverlässigen Abdruck einer der besten Handschriften zugänglicb gemacht ist, auch die sprachlich nnd metriscb interessante Confessio Amantis vertreten sehen. Ich glauhe, die fortgesetzte Vermehrung an Lesestücken wird einmal zu einer Teilung des Bnches in ein altenglisches und ein mittelenglisches Lesebuch führen müssen, eine Trennnng, die sicherlich mancherlei Vorteil bringen würde. Besonders käme sie dem Wörterbuch zugute; sie würde dem Anfänger die Aufsucbnng mittelenglischer Formen erleichtern, viele Verweise ersparen nnd vielleicht anch im pekuniären Interesse des Stndierenden wie des Verlegers liegen. Der Ausfall der altenglischen Formen im mittelenglischen Glossar liefse sich leicbt durch Hinzufügung der altenglisch-westsächsiscben Formen in Klammern wett machen. Bei einer Zerlegung in zwei Teile würden sich viele Wünsche verwirklichen lassen, die jetzt aus Mangel an Platz nnerfüllt bleihen müssen.

Bezüglich der Textgestaltnng nnd des Wörterbnches ist eine grofse Anzahl von Berichtigungen und Nachträgen scbon in den eingehenden Rezensionen von Holthansen (Engl. Stud. 31, 266—268) nnd Björkman (Herrig's Archiv 110, 164—167) gegehen. Es bleibt mir nur noch eine kleine Nachlese übrig. Zunäcbst mufs ich hinzufügen, dafs ich sehr viele Drnckfehler znm Teil sinnstörender Art bemerkte, deren Aufzählnng icb mir wohl ersparen kann, da sie aus einer Neuauflage von selbst verschwinden werden. — Nr. XVII Aethelstän (Ans der Sachsenchronik) bedarf einer gründlichen Revision zwecks Herstellnng eines hesseren Textes, merkwürdigerweise erklärt das Glossar mehrfach die hesseren im Text nicht vorhandenen Lesarten. — Das Glossar hedarf noch mancher Verbesserungen nnd Ergänznngen. Betreffs der Aufnahme von Eigennamen herrscht grofse Unregelmäfsigkeit, und wenn solche verzeichnet sind, sollten alle Schreihungen gegeben werden, wie es sonst im Buche Prinzip ist, also z. B. anch *Persy* neben *Persye* nach Nr. LIV, 43. — Bei den Verben *dōn, willan* und *gān* sollten die unwissenschaftlichen Ansdrücke „nnregelmäfsig" nnd auch „defektiv" durch „Verbnm auf -mi" ersetzt werden. —

Im Glossar fehlt: die Schreibung *hidwiss* (Nr. LIV, 2), *üless* (Nr. XLIV, 7), die Form *gihüaes* (Nr. II, 3), der Verweis auf *„wel“* bei *wele,* bei *endure* die Bedeutung „ertragen“ (Nr. LVII, 27); die Konjektur Holthausens (Nr. XXXVIII, 9) sollte *wichteste* statt *ricteste* eingesetzt werden.

Sehr zu wünschen wäre ein andrer Satz des Inhaltsverzeichnisses, da die Verwendung von grofsen Typen die Orientierung aufserordentlich erschwert. Im übrigen kann ich das Übungsbuch in seiner neuesten Auflage auch zum Privatgebrauch aufs wärmste empfehlen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

32) **Dom A. B. Kuypers, The prayer book of Ædeluald** the bishop commonly called the Book of Cerne. Edited from the Ms. in the University Library, Cambridge with introduction and notes. Cambridge, At the University Press, 1902. XXXVI u. 286 S. 4. 21 sh. net.

An dieser vornehm ausgestatteten dankenswerten Veröffentlichung hat neben der Theologie die Anglistik ein hervorragendes Interesse teils zur Illustration der christlichen Literatur des 9. Jahrh. mit ihren verschiedenen Strömungen, teils für die Kenntnis der Dialekte in altenglischer Zeit. Und ich freue mich sagen zu können, dafs durch die treffliche Art der Herausgabe der englische Literarhistoriker und Sprachforscher auch auf seine Rechnung kommt.

In dem sogen. „Book of Cerne“ sind zu Anfang des 16. Jahrh. drei ursprünglich selbständige Handschriften zu einem Ganzen vereinigt worden, für das dann die erste, enthaltend Urkunden über die Benediktinerabtei Cerne in Dorsetshire, bekannt durch die Wirksamkeit Aelfrics, den Namen hergegeben hat.

Kuypers reproduziert hier den Inhalt der zweiten 99 Blätter umfassenden Handschrift (die erste enthält 76 zum Teil schon früher an anderer Stelle veröffentlichten Sequenzen) „The Book of Aethelwold, the Bishop“. Dieses zerfällt in zwei Teile, im ersten wird Christi Leiden und Auferstehung nach den vier Evangelien wiedergegeben, während der zweite eine Sammlung von 74 Gebeten und Hymnen nebst einzelnen Psalmen und einem apokryphen Dialog zwischen Christus und Adam und Eva enthält.

In der Einleitung erörtert der Herausgeber, zum Teil auf älteren Forschungen fufsend, die an die Publikation sich knüpfenden Fragen. Als Verfasser wird in einem Akrostichon ein Bischof Aethelwold ge-

nannt, den der Herausgeber mit Bischof Aethelwold von Lichfield identifiziert, also ist Mercien der Ort und die Amtstätigkeit des Bischofs (818 bis 830) die Zeit der Entstehung. Wenn die Beweisführung des Herausgebers auch ganz plausibel ist, so hängt sie doch an einem dünnen Faden: die Voraussetzung ist dabei, dafs der Bischof Aethelwold zur Zeit der Entstehung des Akrostichons auch am Leben war. — Die Untersuchung der Quellen der Gebetssammlung (s. XIV—XVIII) ist leider nur angedeutet; es wird gezeigt, dafs die Sammlung aus den verschiedensten Quellen kompiliert sein mufs. Übrigens kann ich mich mit der Beweisführung des Herausgebers nicht ganz einverstanden erklären; die Anklänge, die er herausfindet oder herauszufinden glaubt, sind oft viel zu allgemein, da es sich meist um ständig wiederkehrende Wendungen der Bibel- und Kirchensprache handelt.

Den interessantesten und wertvollsten Teil der Einleitung sehe ich in Abschnitt IV. Character and origin of the prayers. Hier schöpft der Herausgeber aus einem Schatze tiefer Kenntnisse. Hier wird man mit Vergnügen seinen Gedankengängen folgen, wenn er einerseits nachweist, wie in den Gebeten zwei grofse christliche Strömungen, die römische und die irische, zur Geltung kommen und zwar zu einer Zeit, wo sie in England noch um die Oberherrschaft ringen, anderseits weitere Perspektiven eröffnet durch den Hinweis auf den Einflufs englischer Missionare auf dem Kontinent und auf Alcuin.

Was das Book auf Cerne für den englischen Sprachforscher wertvoll macht, ist die altenglische Glossierung eines der Gebete. Diese Glossen sind bereits von Sweet, Oldest English texts s. 171 herausgegeben. Eine Vergleichung der beiden Texte ergab eine Verschiedenheit nur betreffs der Schreibung einzelner Komposita, die Sweet in einem Worte, Kuypers in zweien druckt.

Ein prächtig gelungenes Faksimile gegenüber S. 85 des ersten glossierten Blattes wie das des Apostels Lukas gegenüber dem Titel vervollständigt den günstigen Eindruck von der durchaus gelungenen Veröffentlichung.

Berlin. **Heinrich Spies.**

Vakanzen.

Bochum, HMS. Obl. Frz. Bürgermeister Graff.
— G. Obl. Klass. Phil. Kuratorium.
Breslau, G. Obl. Klass. Phil. u. Deutsch. Magistrat.
Cassel, RG. Direktor. Magistrat.
Fulda, OR. Obl. Math. u. Phys. Kuratorium.
Hamborn, Höhere Knabensch. Dir. u. Obl.
Harburg, HMS. Obl. N. Spr. Magistrat.
Kiel, OR. u. RG. Obl. Frz. u. Rel. Magistrat.
Königsberg i. Pr., RS. Obl. N. Spr. Magistrat.
Unna, RS. Obl. N. Spr. Direktion.
Warburg, G. Obl. Klass. Phil. Kuratorium.
Wilmersdorf, HMS. Dir. Gemeindevorstand.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 20. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

33) **C. O. Zuretti, Omero, L'Iliade.** Vol. V. Libri XVII—XX. Torino, Erm. Loescher, 1903. XII u. 173 S. 8. Lire 2.

Der hier vorliegende fünfte Band der Zurettischen Iliasausgabe reiht sich den in Nr. 16, Jahrg. 1900, Nr. 19, Jahrg. 1901 und Nr. 4, Jahrg. 1903 angezeigten Bänden gleichwertig an. Vorausgeschickt ist hier eine Abhandlung über die Hoplopoiie. Der Verf. vertritt hierin die Ansicht, dafs die homerische Beschreibung des Achilleusschildes reine Phantasie sei, die sich nicht an einen wirklich vorhandenen und von dem Dichter gesehenen Schild anknüpfe. Ref. stimmt dieser Ansicht zu; doch vermag er nicht zu folgen, wenn der Verf. dies damit beweisen will, dafs er meint, der Dichter würde zu einer Beschreibung, wie sie vorliegt, nicht gelangt sein, wenn er wirklich Werke der späteren vollendeteren Kunst gesehen hätte. Wohl aber mufs man annehmen, dafs derartige Schilder, wie der in der Hoplopoiie beschriebene, überhaupt nicht existiert haben; schon wegen der offensichtlichen Vermischung von Bildern in Emaille und von getriebenen (und aufgenieteten) Bildwerken, die in der homerischen

Schilderung hervortritt. — Dafs sich der Verf. eingehender mit der Frage beschäftigt, wieviel Zonen mit Bildwerken auf dem Schilde anzunehmen sind, oder welches die Verteilung der Bilder sein mufs, erscheint dem Ref. eigentlich etwas wunderbar, weil der Herr Verf. ja im übrigen immer wieder betont, dafs die Schilderung das Werk der reinen Phantasie sei, und dafs die Unbestimmtheit der Darstellung durchaus in dem Wesen der dichterischen Schilderung begründet liege. Ist das der Fall, so ist doch wohl die ganze Untersuchung über die Details der Darstellung durchaus überflüssig. — Zum Schlufs möchte ich noch eine etwas auffällige Vermutung erwähnen, die der Verf. am Ende der vorausgeschickten Abhandlung ausspricht, nämlich dafs der riesige Schild des grofsen Aias, den man immer als echt mykenisch und gewissermafsen als klassischen Zeugen für das Hereinragen der altmykenischen Zeit in die Ilias ansieht, vielmehr eine — nach dem sogen. ionischen Rundschild eingeführte — Verbesserung der Bewaffnung darstelle, also in Wirklichkeit jünger sei als die sonstige in der Ilias auftretende Bewaffnungsart. Wer mit der Frage der homerischen Bewaffnung bekannt ist, weifs, dafs sich für solche Vermutung nicht der geringste Beweis beibringen läfst.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

34) **S. G. Owen, A. Persi Flacci et D. Iuni Iuvenalis saturae.** Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis. Oxonii 1902. 8.

Eine neue Juvenal-Ausgabe, die in mehr als einer Hinsicht von Bedeutung ist.

Auf eine Praefatio von 8 Seiten folgt zunächst Persius (vita, testimonia, der Text der Satiren und Choliamben mit ausgewähltem kritischen Apparat). Vor dem Text des Juvenal ist gegeben die vita secundum codicem Pithoeanum, der titulus Aquinas, testimonia. Den Text begleitet gleichfalls ein ausgewählter kritischer Apparat. Scholien sind nicht beigegeben. Den Schlufs bilden indices nominum.

Über die Grundsätze seiner Textesgestaltung spricht Owen sich in der Vorrede aus. Den Text des Persius konstituiert er auf Grundlage des consensus von AB und P; wo diese voneinander abweichen, erhält P den Vorzug, doch sind offenbare Irrtümer in P aus AB zu verbessern. A und P hat Owen selbst neu verglichen. Die codd. der geringeren Klasse sind nicht ganz zu entbehren, da aus ihnen zuweilen Irrtümer in A B P richtig

gestellt werden können. Zwei codd. dieser Klasse sind in den Apparat aufgenommen: 1) O, eine Oxf. Handschrift ans saec. X, von Owen selbst verglichen, nnd 2) T (Cantabrigiensis) ans saec. X, nach einer Kollation von Conington nochmals verglichen von Owen. Der Text des Persins ist besser überliefert als der irgend eines anderen lateinischen Schriftstellers: qui membranarum fide totns innitatur, coniectoris arte nusquam egeat.

Im Jnvenal bietet P die Grundlage. Die Handschr. hat nach Beer und Bücheler Owen selbst nochmals verglichen und glaubt manches richtiger gesehen zu haben. Die Grundsätze der Textesrezension sind ganz die Büchelers. Von den Handschr. der geringeren Klasse (ω) hat er zwei in den Apparat aufgenommen: 1) eine Oxforder (O) aus saec. XI, die in der VI. Satire 36 bisher nnbekannte nnd von Winstedt ans Licht gezogene Verse enthält (Class. Rev. XIII, 201 sqq.); Winstedts Kollation hat Owen nachgeprüft; 2) T (s. oben b. Persius), von Scott verglichen nnd von Owen nachgeprüft. Eine ganze Reihe anderer Handschr. dieser Klasse hat Owen gleichfalls eingesehen. In betreff der Textgeschichte Jnvenals schliefst Owen sich ganz an Bücheler an.

Eine besondere Stellung nimmt aber nach Owens Ansicht cod. O ein. Merkwürdig ist an dieser Handschr., die Owen selbst in die Klasse ω einreiht, dafs sie 1) 36 neue Verse bietet, von denen keine Handschr. sonst Spnren enthält, wohl aber der Schol. Pith. zu 348 die Verse 32—33 anerkennt; 2) dafs sie öfter mit P. übereinstimmt als sonst ω, und 3) dafs sie an mehreren Stellen allein die nnzweifelhaft richtige Lesart auch gegenüber P enthält.

Sehr richtig sagt nnn Owen, dafs die 36 Verse als Nachdichtung oder Fälschung anzusehen sind, wenn es nicht gelingt klar zu machen, wie diese Verse gerade in diese Handschr. allein hineingekommen sind. Büchelers Ansicht, dafs hier das Werk eines Nachdichters aus dem IV. saec. vorliege, erklärt Owen für widerlegt durch Wilson (America-Jonrnal of Philol. XXII, 268). Unrichtig sei auch Reinachs (Rev. Archéol. XXXIV, 448) nnd Ellis (The new fragment of Juvenal, Oxf.) Ansicht von einer doppelten Rezension dnrch Jnvenal selbst. Seine eigene Hypothese (Class. Rev. XIII, 267), dafs ein Blatt des Archetypus ausgefallen gewesen sei, die Housman (Class. Rev. XV, 465) nnd v. Winterfeld (Gött. gel. Anz. 1899, S. 895) aufgenommen hatten, hält er selbst nicht mehr für ausreichend. Den richtigen Weg sieht er jetzt darin, anzunehmen, dafs O der einzige erhaltene Zeuge der Vnlgate vor der Rezension des Nicäus

(400 p. Chr.) sei. Dieser habe die 36 Verse ausgemerzt, indem er die letzten fünf in drei zusammenzog und diese hinter 345 stellte. So allein erkläre sich, wie es komme, dafs O teilweis mit P, meist mit ω gebe. Owen scheint sich hiernach die Sache etwa folgendermafsen vorzustellen: O habe als vornicäisch gute Lesarten, die auch Nicäus habe gelten lassen; daher die Übereinstimmung mit P, der auf der Rezension des Nicäus beruhe; O habe aber daneben auch die schlechten Lesarten, die Nicäus in seiner Ausgabe eben tilgte und die in ω weiter wucherten; dazu hätten sich dann einige gute Lesarten in O erhalten, die in der von P repräsentierten Ausgabe des Nicäus, sei es durch Zufall, sei es durch Versehen der Abschreiber, verderbt worden seien. Kurz, in O liege eine ganz einzigartige Rezension vor, älter als alle übrigen. Zur Unterstützung seiner Hypothese beruft sich Owen darauf, dafs bei Persius die Rezension des Sabinus auch nur in zwei Handschr. (A und B) erhalten sei. Allein wie erklärt Owen es, dafs O gerade so wie alle anderen Handschr., P sowohl wie ω, mit XVI, 60 abbricht? O ist ebenso verstümmelt wie P und ω: er ist also aus derselben schon verstümmelten Quelle geflossen. Nun mufs aber die gemeinsame Quelle vor Nicäus (400 p. Chr.) liegen, da P ω der Rezension des Nicäus angehören, O dagegen die vornicäische Fassung vertreten soll. Folglich mufs man Owens Hypothese zuliebe annehmen, die letzten Verse von XVI seien schon vor Nicäus, 400 p. Chr., verloren und nicht mehr herzustellen gewesen!

Die Frage der Handschr. O, wie der 36 in ihr erhaltenen Verse ist noch nicht gelöst. Ob Owen recht tat, diese letzteren als unzweifelhaft echt in den Text zu setzen, ist sehr fraglich.

Das Verhältnis von O zu P stellt sich nach dem, was Owen im app. crit. bietet, so, dafs auf zwei Lesarten, die für P ausfallen, etwa fünf kommen, die mit ω gehen. Unter den gegen P sprechenden Lesarten sind nun einige, die unzweifelhaft das Richtige bieten: II, 45 faciunt nam (faciunt hi P ω); IV, 148 ex diversis partibus (et P quod expunxit p, om. ω; ex schrieb schon Weidner[2] und forderte nach ihm Beer; aufgenommen von Bücheler und Friedländer). VI, 561 longe (longa P longo ω, fortasse longe Bücheler); VII, 130 Tongilii (Tongil* P. Tongilli P[2] ω, Tongilii Jahn); XV, 75 praestant instantibus Ombis (praestant *** P. Die Lesart O schon vorgeschlagen von Mercier und aufgenommen von Jahn); XV, 145 pariendisque artibus (** iendisque P. pariendisque konjizierte schon Bücheler und bot cod. Urbinas). Owen

führt als unzweifelhaft richtige Lesart auch noch III, 218 an: hic Asianorum (haec PΣ). Allein warum hic den Vorzug verdiene, ist nicht abzusehen. Vgl. Friedländer z. St. und Kiaer p. 83. Merkwürdig ist hierbei, dafs abgesehen von II, 45 alle diese von O gebotenen Lesarten schon früher durch Konjektur, eine aus einer Handschr. gefunden waren.

Betreffs der Handschr. ist ferner von Wichtigkeit die Vergleichung von P durch Owen. Bücheler[3] glaubte die Grundlagen des Textes so weit hergestellt zu haben, wie es mit den vorhandenen Mitteln möglich sei. Owen bietet an etwa 80 Stellen Abweichungen von Büchelers Lesungen.

Der Apparat enthält also eine Reihe von neuen, nicht unwichtigen. Beobachtungen. Manchmal aber läfst er den Leser im Stiche. So ist z. B III, 187 nicht zu erkennen, welche Lesart, libis oder libris, O eigentlich hat. An anderen Stellen ist nicht zu ersehen, worauf sich die Lesart im Texte gründet. XII, 77 gibt z. B. der Text occurrunt; im Apparat ist verzeichnet: currunt P. Über occurrunt mufs man sich aus anderen Ausgaben unterrichten. XIII, 176, 208; XIV, 122 ist es ebenso.

Der Apparat bringt aber auch eine ganze Reihe von Vorschlägen zur Textesverbesserung. Diejenigen, die neu zu sein scheinen, mögen hierunter folgen; wo kein Name vermerkt ist, ist Owen der Urheber.

I, 5. summa pleni (Postgate). 62. lacernatus (Gudeman Class. Rev. XIV, 158). 106. purpura avorum (Samuel Allen). — II, 49. Naevia (cf. Mart. I, 68, 106; II, 9, 26; III, 13). 159. huc eheu. — III, 157. nitidus (Markland). 256. nutantem alte populoque minantem. — V, 70. frictus. — VI, 43. porriget. 167. vel Orcinam oder Vetustillam. 415. exsternata. 473. accipit, haec facies madida est, dicetur an ulcus? — VII, 15. Cappadoces, faciant Bithyni equitesque. 114. russatae ... lacernae (Hild). 208. spirandisque crocis. 236. Siculas (Markland). — VIII, 27. quoquove. 107. fures. 239. ponte Σ recte? 241. vi Leucade. — IX, 143. locanda. — X, 90. extr. amari. — XII, 69. astris (cf. V, 22). Vielleicht richtig. — XIII, 26. numeranti vix totidem. — XIV, 24. adliciunt (Postgate). 152. foeda est.

Es erübrigt nun noch, einiges über die Textesgestaltung in den Satiren selbst zu sagen, wie sie sich nach einer Vergleichung mit Bücheler[3] darstellt. Ich stelle dabei die Lesung Owens voran und lasse eine Beurteilung derselben folgen: I, 133. vestibulis abeunt veteres lassique clientes, votaque deponunt. quamquam longissima cenae spes homini; caulis miseris atque ignis emendus. Wenn so mit Punktum vor quamquam

gelesen wird, so erwartet man hernach etwa den Gedanken: und sie kommen wieder. Die Stelle würde sich somit gegen die Klienten wenden. In Wahrheit richtet sie sich gegen den Patronus, so dafs der Gedanke der ist: so sehr sie auch hoffen, sie müssen unverrichteter Sache abziehen. Statt des Punktes ist Komma zu setzen. — 143. crudus pavonem in balnea portas mit P, wo die Ausgaben crudum ($P^2\omega$) vorziehen. Pavonem erfordert ein Attribut, und deshalb ist crudum zu schreiben. — 150. dices hic forsitan mit PO; die Ausgaben dicas mit $P^3\omega$. Dices ist richtig; cf. Beer p. 60 und dazu Friedl. z. St., Verg. Aen. IV. 19. — 157. deducit (P. Mayor). Die richtige Lesung ist deducis (P^3O), wie Friedl. z. St. überzeugend dartut. — II, 45. respice primum Et scrutare viros. faciunt nam plura. So nach O. P in ras. und ω haben hi. Herwerden und Bücheler: faciunt peiora. Die Lesart O heilt die Stelle; zur postpositio cf. XI, 21. — 107. et pressum in faciem digitis extendere panem. P hat facie*, wie Beer und Owen bezeugen. facie, das Beer fordert, ist richtig: was soll das alleinstehende pressum bedeuten? zu diesem gehört in facie auch durch die Wortstellung. — III, 78. in caelum miseris, ibit. So Aroviensis. P**seris, ut videtur miseris. $P^3\omega$ iusseris. — Owens Lesart gibt den Gedanken „gesetzt, du schickst ihn in den Himmel, so gehorcht er“, und legt das Gewicht auf den Gehorsam; der Zusammenhang erfordert aber Betonung des Alleskönnens, omnia novit (77), und diese ergibt sich aus der richtigeren Lesart: in caelum, iusseris, ibit; in caelum gehört notwendig zu ibit. — 218. hic Asianorum O. haec Asianorum PΣ. Haec ist vollständig in Ordnung. cf. Friedl. — 259. e corporibus mit PO Bob. Vorzuziehen ist nach Juvenals Sprachgebrauch de, vgl. Bücheler bei Friedl. — 322. auditor. Mit Recht, da nicht blofs P dies bietet, sondern auch dem Zusammenhange lediglich auditor entspricht, nicht adiutor. — IV, 34. licet et considere P; supra scriptum „hic“ manu aeque antiqua. ω hic. Et ist inhaltslos; dagegen hic bedeutungsvoll: hier wo es sich um den Bericht über ein wirkliches Ereignis handelt. — 128. peregrina est belua, cernis erectas in terga sudes. So ohne Fragezeichen, als asyndeton explicativum und demonstratio ad oculos für die Behauptung peregrina. Sehr gut. — V, 51 hat Büch. noch querebar? mit Fragezeichen. Richtig interpungiert Owen, indem er statt dessen Kolon setzt wegen der amplificatio. Vgl. Müller bei Friedl. z. St. Ebenso VII, 150. — 129 gehört usque adeo sowohl zu temerarius wie zu perditus. Mit Recht aber interpungiert Owen hinter usque adeo, wie schon Heinrich, Jahn, Ribbeck. —

169. iacetis mit P i. e. ihr seid mutlos, niedergedrückt. Friedl. bemerkt zu dieser Lesart: fortasse recte, und Lubini schlug nach Konjektur so vor. Indessen auf die niedergedrückte Stimmung der Klienten kommt es hier nicht an, vielmehr darauf, daſs sie gegenüber der rücksichtslosen Behandlung seitens des Patronus kein Wort des Protestes finden, sondern sie sich schweigend gefallen lassen. Schon deshalb ist tacetis zu schreiben (P²ω). Cf. VIII, 97; II, 61. Dazu kommt, daſs in P öfter i und t verwechselt ist: II, 43; IV, 95; VII. 180; XII, 62. — VI, 73. comoedis (P erasa s. comoedi ω). Aber his bildet den zu sunt quae erforderlichen Gegensatz, ist also femininum. Daher kann comoedis nicht richtig sein, und es ist comoedi zu lesen. — 120. sed nigrum flavo crinem abscondente galero. — sed P O ς, et P² ς. Servius. — Die blonde Perrücke dient ebenso wie die Kapuze (118) und die geringe Begleitung (119) dazu, die meretrix Augusta unkenntlich zu machen. Es ist also 120 nicht Gegensatz zum vorigen, sondern den Versen 118. 119 koordiniert, deshalb et. Am besten steht dann hinter galero Punktum. — 126 läſst Owen für echt gelten. Vielleicht nicht mit Unrecht wegen des folgenden mox. — 148 teilt Owen sicco venit altera naso auch noch dem libertus zu, wie die Ausgaben vor Jahn. Indessen ist es besser, die Worte des libertus mit propera zu schlieſsen, weil einmal der Auftrag des libertus darüber nicht hinausgehen kann, und zweitens die Szene wirksamer in dem erzählenden sicco venit altera naso ihren Abschluſs findet. — 167. malo Venusinam mit P. In P ist aber das i erneuert und I, 51 Venūsinam richtig gemessen. Deshalb schreibt Büch. Venustinam mit einer willkürlichen Erklärung, vgl. seinen Index. Owen konjiziert vel Orcinam oder Vetustillam (Mart. III, 93). Statt des letzteren Namens konnte mit noch mehr Wahrscheinlichkeit aus Mart. II, 28 Vetustinam vorgeschlagen werden. Vielleicht ist aber wirklich ein Versehen Juvenals anzuerkennen, so daſs Venusinam beizubehalten wäre, namentlich wenn man VII, 15 die falsche Messung equitesque Bithyni neben X, 162 und XV, 1 erwägt. — 248. quem cavat adsiduis rudibus. P *udibus, in ras. r dispicitur. P²ω sudibus. Ebenso Beer p. 69; rudibus habe schon Lipsius gefordert. Rudibus ist so richtig wie sudibus (Tibull I, 10. 65); was Juvenal geschrieben bleibt zunächst unsicher, da Büch. gegenüber Beer notiert: de erasa litera mihi non constat. — 270. Cum gravis illa viro, tunc orba tigride peior. nach P, wie auch Bücheler. Richtig merkt Weidner an: „In semper habet lites ist ein Gegensatz enthalten zu gravis illa viro: eifersüchtig

und streitsüchtig ist das Weib zwar immer, aber vollends wie eine Bestie geberdet sie sich, wenn sie sich einer Schuld bewufst ist." Deshalb ist mit ω zu schreiben tunc, was leicht zu verschreiben war, zumal die nächste Zeile auch mit cum beginnt. — 323. palmă inter dominas, virtus natalibus aequa i. e. palma inter dominas aequa est, virtus natalibus aequa est, so dafs aequa nicht blofs aus dem zweiten Gliede zum ersten ergänzt und dabei verschieden konstruiert wird, sondern auch im ersten Gliede so viel ist wie „gleichmäfsig verteilt", im zweiten so viel wie „gleichwertig". So nach Büch., vgl. dessen Erklärung bei Friedl. z. St. Hier kommt es aber lediglich darauf an, zu sagen, dafs die Unzucht bei den römischen Damen ein ungeheuerliches Mafs erreicht hat; daher ist mit Friedl. zu schreiben: palma inter dominas virtus natalibus aequa i. e. als höchster Ruhm gilt unter den Damen eine ihrer hohen Geburt gleichkommende Virtuosität in der Unzucht. — 415. exhortata mit ς und Büch. Aber dies fügt etwas Unnötiges hinzu. P hat exortata, ω exorata, und letzteres haben Jahn und Friedl. aufgenommen. Die nötige Erklärung zu exorata, wie zu schreiben ist, hat Friedl. z. St. Konjekturen wie efferata, exsternata, exertata sind überflüssig. Was in P übergeschrieben ist (postulata ab aliquo id facere) spricht für exorata, wenn man bedenkt, was der Unterschied von loris (414) und fustes (416) besagen will. — 418. ... deinde canem. Gravis occursu, taeterrima vultu balnea nocte subit. Was die Worte gravis occursu cett. mit balnea nocte subit zu tun haben, ist nicht recht einzusehen. Wohl aber passen diese Worte zu dem Charakter der vorhergehenden Verse. — 471 sqq. sed quae mutatis inducitur atque fovetur | tot medicaminibus coctaeque siliginis offas | accipit, haec facies madida est, dicetur an ulcus? Eine sehr gewaltsame Änderung, die noch dazu nicht einmal nötig ist. Für die Stellung von an hinter dem Verbum finde ich kein Beispiel; VI, 61 ist an nachgestellt, aber nicht hinter das Verbum, sondern hinter cuneis, das nach an mit totis aufgenommen ist. — 511. et servos. Gravis est rationibus: ecce furentis ct. Büchelers gravior ist mit Recht nicht aufgenommen. Die Zuteilung des gravis est rationibus zum folgenden ist aber nicht glücklich: vivit cet. und gravis est cet. sind Erklärung für nulla cura etc.; dazwischen ist hoc solo-servos blofse Nebenbemerkung; ecce furentis sqq. bringt die Ausführung im Einzelnen. Am besten wäre zu schreiben: vivit tamquam vicina mariti — hoc solo ... servos — gravis est rationibus. Ecce cet. — 561. longe. So, wie schon Büch. vermutete, schreibt O.

P hat longa, ω longo. Carcer ist hier wie immer eine Örtlichkeit; dazu paſst nicht longo. Die Lesart longe wird richtig sein. — 569. haec tamen ignorant mit P²ω als Nominativ, wozu verglichen wird VI, 592 und Verg. Georg. III, 305. P hat nec. Büch. schreibt hae. Die Lesart haec = hae halte ich für die richtige; dem haec wird entgegengesetzt illius 572. Ebenso ist 592 haec zu lesen. — 585. Indae mit Büch. Pω iude. — Indae kann Juvenal schwerlich geschrieben haben, siehe Friedl. z. St. Wahrscheinlich schrieb er: divitibus responsa dabit Phryx augur et inde (eigens von daher) Conductus, dabit ctt. Zur Anaphora VII, 50; VI, 157. — 637. Warum hier statt des Fragezeichens hinter Latino ein Ausrufungszeichen gesetzt ist, bleibt unklar. Das Folgende verlangt doch eine Frage!

VII, 15. equitesque Bithyni. So die codd. gegenüber X, 162; XV, 1. Wahrscheinlich hat Owen recht, bei der handschriftlichen Lesart zu bleiben, wenn man VI, 167 Venusinam neben I, 51 heranzieht. Owen vermutet: faciunt Bithyni equitesque, und damit betragen die Emendationsversuche ein halbes Dutzend. — 16. altera quos nudo traducit gallica talo. Nach P, wie auch Büch. Zugegeben werden muſs, daſs nudo talo die Lesung gallica empfiehlt; denn nudo talo zu fassen als nudis pedibus, wie es bei der Vulgata nötig wird, ist auch gezwungen. Allein noch immer ist eine Erklärung des altera nicht gegeben; denn Weidners Deutung, der in Gallia altera verfertigte Halbschuh, legt in altera etwas hinein, was meiner unmaſsgeblichen Ansicht nach auch ein Römer schwerlich darin gefunden hätte. Vielleicht ist graecula für altera zu schreiben im Hinblick auf III, 67 schol. (gallicnlas graecas), der orientalische Pantoffel. — 24. croceae membrana tabellae implentur. Das Richtige hat ohne Zweifel Friedl., wenn er implentur (P) für einen Schreibfehler erklärt und mit P²ω impletur schreibt, da membrana sicher femin. sing. ist. Vgl. Persius III, 10. — 40. Maculonis. Wie kommt denn iste quem colis dazu, eines anderen Haus dem Dichter zur Verfügung zu stellen? — Heinrich schrieb mit Recht maculosas oder Bywater maculonsas (VI, 465 formonsas). — 114. Lacernae mit P. Büch. und Friedl. Lacertae mit p.ω. — 165 ist hinter accipe mit Punktum zu stark interpungiert, der Zusammenhang mit dem Folgenden darf nicht aufgehoben werden. Das Komma bei Büch. und Friedl. ist aber anderseits zu schwach, da sonst mit quid do der Satz zu beginnen pflegt. Es ist also ein Kolon am Platze. Vgl. Friedl. z. St. — 181 hat Owen einen Punkt hinter mulae. Richtig. Am besten schreibt die ganze Stelle Weidner[²]: quotiens pluit-anne serenum expectet spargatque

luto inmenta recenti? hic potius, namque hic mundae nitet ungula mulae — parte alia ctt. — 204. Thrasymachi. Bei der Unklarheit der handschriftl. Überlieferung läfst sich noch nicht feststellen, was Juvenal geschrieben hat. — 222. mediae quod noctis ad horam sedisti: statt ab hora. weil P ab oram bietet. Owen bemerkt aber selbst: m expuncta. Obendrein pafst lediglich ab hora, weil der grammaticus nicht in die Nacht hinein lehrte, sondern schon morgens vor dem Hellwerden. Bei der Lesart ad horam mufste jeder auch die lucernae in 225 von den Lichtern verstehen, die bis Mitternacht brennen. — 242. haec, inquit, curas, et ... accipe. Die Änderung haec, inquit, cura, sed, die Friedl. aufgenommen hat, ist nicht nötig. Inquit ist unpersönlich = heifst es (III, 153; X, 291; XIV, 153). Der Indikativ curas ist thetisch = Imperativ: dafür sorge, heifst es, und wenn dann das Jahr um ist, so nimm den Lohn. Ganz so verhält es sich mit IX, 41, wo auch P numeras liest, die Ausgg. aber numera geben. — VIII, 7. Fabricium ist die Lesart der wenigen codd. aufser P, die den Vers nicht ausfallen lassen (ω). P liest Corvinum und ebenso noch einige andere codd. Von den vielerlei Anstöfsen, die früher zur Verwerfung des Verses führten (s. Heinrich z. St.), ist heute nur noch die Wiederholung des Corvinum aus v. 5 übrig, wozu Friedl. sehr richtig bemerkt: „doch ist diese Wiederholung nicht ungeschickter als manche andere bei Juvenal. Einl. S. 56, Anm. 8." — 7. post haec liest jetzt Owen mit einigen geringen Handschr., der früher post hunc wollte, statt posthac in Pς. Was gegen posthac einzuwenden wäre, ist nicht abzusehen, da doch auch Horaz in den Sat. dies Wort hat. — 105. Inde Dolabella hinc atque hinc Antonius, inde Sacrilegus Verres referebant. So mit Weidner[2], der die Stelle geheilt zu haben scheint, aber nicht richtig erklärt, da er das erste inde temporal, das zweite lokal fafst, was doch in demselben Verse kaum angängig ist. Es korrespondieren olim (98), inde-inde (105 = darauf) und nunc (108). Die Anapher ist berechtigt, weil mit sacrilegus Verres eine Steigerung gegeben ist. — 163. dicit, welches nach Owen Lesart von P ist, dicet P[2]. — 241. quantum vi Leucade setzt Owen aus Konjektur in den Text für handschriftl. in. Ein Fehler liegt in der Überlieferung, aber vi ist nicht richtig, da es erstens kein ausreichender Gegensatz zu toga ist, und sodann das bei Octavius abstulit kommende udo caedibus adsiduis gladio, den richtigen Gegensatz zu toga, vorwegnimmt, das wegen adsiduis nicht zu Thessaliae campis allein, sondern auch zu Leucade gehört. — 253. lauru mit P. Büch. und Friedl.

lauro unter Verweisung auf VI, 79 lauro. Indessen auch Horaz und Plin. hrauchen beide Formen neheneinander, und Martial hat an der einzigen Stelle, wo das Wort im Abl. steht, auch lauru. — IX, 14. Bruttia praestabat calidi lita fascia visci. Hergestellt ist der Vers aus P, der calidi circum fascia hat, und P² ω, wo es calidi circum lita fascia heifst. Die Ausgaben haben alle calidi tibi fascia nach einer Konjektur des Salmasius. Aher tibi ist völlig überflüssig, ein Verlegenheitsmittel; dagegen ist lita notwendig: denn fascia heifst lediglich Binde, erst lita fascia ist das Pflaster, wozu dann calidi visci als genit. der Beschaffenheit hinzutritt. Bruttia gehört dem Sinne nach zu visci, also lita fascia calidi visci Bruttii. Owen scheint somit die richtige Lesung hergestellt zu hahen. — 118 sqq. schreibt Owen mit Vahlen (Vind. Juv. 1884) u. Friedl. Mit Recht. — 136. at mea Clotho et Lachesis gandent. Diese Lesart hietet ω P gaude*, P² in rasura vix capiente et gaudet. Dem Sprachgebrauche Juvenals entspricht der Sing. gaudet. Cf. Kiaer, p. 188 sqq. — 148. Fortuna vocatur (P), vulgo rogatur. Auch Büch. glaubt vocatur herstellen zu sollen, das er als urspr. Lesart in P. erkannte. — X, 54. ergo supervacua aut prope perniciosa petuntur. Hier ist prope von Owen eingesetzt. Eine neue Konjektur zu diesem unvollständig überlieferten und vielfach heimgesuchten Verse, die aher als evident auch nicht anzusehen ist. Die wahrscheinlichste Verbesserung hleibt immer noch Doederleins von Jahn² aufgenommenes vel. — 93. angusta mit p, während P augusta liest, dem Jahn und Büch. folgen. Heinrich nannte augusta eine Künstelei der Abschreiber. — 170. Gyarae. Richtig. P gyare. ς gyarae. O giare. ς gyari. Gyarae hat schon Häckermann. P verwechselt oft e und ae, cf. Beer p. 16. Die Form Gyara (als fem.) ist tatsächlich vorhanden hei Plin. N. H. IV, 69 (Gyara cum oppido). VIII, 222 (in Gyara insula); daneben Gyarus VIII, 104 (ex Gyaro Cycladon insula). Darnach scheint es folgende Formen gegehen zu hahen: Gyarus, i; Gyari, orum (I, 73); Gyara, ae. Die Form Gyara als Neutr. pl. ist nicht beglaubigt. Der Plur. Gyari hat seine Analogie in Argi neben Argos. — 295. atque suum ist die richtige Lesart, die Owen wie Büch. aus P aufnimmt. Ergänzt werden kann zu suum nur gibbum. Unter Gibbus versteht Juvenal aber nicht hlofs den Höcker, sondern auch die Stelle, wo ein solcher sitzt, den Buckel, der an sich auch schon einen erhahenen Bestandteil des Körpers hildet. X, 309 steht utero pariter gibboque tumentem, wo man gibbo nicht mit Höcker erklären kann, wenn man nicht einerseits utero als abl. limit., anderseits gibbo als abl. causae fassen will,

da doch beide, zu trementem gehörend, gleich d. h. als abl. limit. zu erklären sind. Cuperet Rutilae Verginia gibbum accipere heifst also: sie möchte Rutilas Buckel (mit dem Höcker) haben; atque suum Rutilae dare und dafür ihren Buckel (ohne den Höcker) Rutila geben. Ein Wortspiel. Weidner[2] liest osque suum. Wie kann sie denn ihr Gesicht gegen den Buckel vertauschen? Und zudem wiederholt sich bei dieser Lesart das Motiv aus 293 f. — 327. hae se concussere ambae statt vulg. et se. P hesse. P[2] hae se. ω et se. Die Lesart ist gut. Der Sinn ist: diese genannten jedenfalls (und andere werden es nicht anders machen) gerieten beide gleichermafsen in Raserei. Hae ist praegnant gesagt, et bedeutungslos. — XI, 106. ac nudam effigiem clipeo venientis et hasta pendentisque dei. Das Richtige hat mit Müller Friedl. durch ein hinter effigiem eingeschobenes in hergestellt. Übrigens hat nach Owens Angabe dieses in schon Valesius. — 148. in magno cum posces, posce latine. Diese Lesart von P ist unhaltbar. Entweder ist mit ω et magno oder nach Konjektur hic magno zu lesen; beides ist zu erit zu ziehen und durch Kolon von cum posces zu trennen. Darauf führt das Scholion, und die Angabe des hohen Preises ist dem Zusammenhange nach notwendig. — 184. quando licebat per totum cessare diem? P. So (nicht licebit) auch Büch. Richtig; denn was folgt weist auf die Vergangenheit, wo es dem Angeredeten so gut nicht wurde. — XIII, 100 interpungiert Owen wie die alten Ausgg.: ut sit magna, tamen certe lenta ira deorum est. Weidner, N. Jahrb. 1887, S. 284 hat richtig erkannt, dafs tamen certe keine lat. Verbindung ist, und dafs ferner wegen des Gegensatzes zum Vorhergehenden tamen ins erste Glied gehört: ut sit magna tamen, certo lecta ctt. — 188. plurima felix Paulatim vitia atque errores exuit omnes, prima docet rectum sapientia. So interpungierte man bis Büch.[3], welcher trennte: exuit, omnes. Neben plurima vitia kann omnes errores nicht bestehen. — XIV, 55. corripies nimirum ... ac post haec tabulas mutare parabis. Büch., Friedl., Weidner[2] setzen ein Fragezeichen. Owen ist mit Recht zu der Interpunktion Jahns mit Punktum zurückgekehrt, da das Fragezeichen bei nimirum nicht angebracht ist; vgl. Hor. sat. II, 2. 106. — 83. cum se levavit mit T und Priscian, wogegen P levaret, ω levabit, ς levarit, welchen letzteren sich Büch. und Friedl. anschliefsen. Indessen hat Owen recht: Juvenal kennt nicht den Konjunktiv repetitae actionis. — 71. ut patria sit idoneus mit PS, wie auch Bücheler. Dagegen Friedl., der recht haben wird. — 113. for-

tuas servet easdem. Büch. tat nicht wohl daran, fortuna aufzunehmen, das offenbar nicht ursprüngliche Lesart in P ist. Zudem ist die Beziehung von easdem auf ein aus rerum zu ergänzendes res hart, und servare c abl. = retten vor gibt es weder bei Juvenal noch sonst. — 122. illa ire via pergant. Mit Recht ist nicht peragant (Büch.^{3}) aus P aufgenommen, da peragere c. inf. nicht zu belegen sein dürfte, und peragant in P offenbar Schreibfehler ist. — 152. sed qui sermones, quam foede bucina famae. So P, Lewis, Friedl. Diese Lesart ist besser als foedae: denn mit quam foede wird von der bucina famae netwas ausgesagt, wie im ersten Gliede von dem parallelen sermones durch qui. Für die Ellipse bringt Friedl. z. St. Beispiele (aus Juv. VI, 187. 193). — 215. Hier ist mit P zu lesen: parcendum est teneris, nondum implevere medullas: naturae mala nequitia est. Wie nach Büch. auch Owen. Der ganze Abschnitt ist ironisch und der Zusammenhang folgender: Eile dich doch nicht so, deine Söhne zur Schlechtigkeit zu führen; die Zarten mufs man schonen, denn sie haben noch nicht die volle Kraft; doch — du kannst ganz ruhig sein — von Natur steckt die schlimme Nichtswürdigkeit schon in ihnen, und wachsen sie erst heran, so wird sie mit ihnen erstarken. — Friedl.: nondum implevere medullas maturae (so soll der Text doch wohl lauten?) mala nequitiae. Aber wenn erst gereifte Schurkengesinnung ihr Innerstes füllt, dann braucht's keiner Lehrer der Nichtsnutzigkeit mehr! — Zu parcendum est mufs als Begründung gefügt werden der Gedanke, dafs die teneri die schlechte Gesinnung noch nicht fassen können; nicht aber, dafs sie noch nicht erfüllt seien vom Schlechten. — 229. conduplicavit. $P\omega$ conduplicari. In den ersten beiden Gliedern praecepit und producit sind auf die Söhne gerichtete Handlungen des Vaters gekennzeichnet; eine solche erwartet man deshalb auch in diesem dritten Gliede. Daher pafst conduplicavit nicht. Büch.-Friedl. haben richtig conduplicari erkannt als abhängig von praecepit, das sich, auch über producit hinweg, leichter ergänzt, wenn man in diesem Gliede per fraudes betont.

Soweit vom Texte Juvenals. Über Persius kann man kurz sein. Der Beschaffenheit der Überlieferung entsprechend sind hier Abweichungen von Büchelers Text selten und gehen in der Hauptsache darauf zurück, dafs Owen in konsequenter Weise α P bzw. P folgt. Die Handschr. O und T haben auf die Textesgestaltung keinen Einflufs.

Von Bedeutung ist Owens Ausgabe für Juvenal; beim heutigen Stande

der Forschung unentbehrlich, da sie die neuen Verse in kritischer Behandlung bringt, eine Kollation der Handschrift O bietet, deren Herkunft und Geltung für die nächste Zeit die Gelehrten beschäftigen wird, und endlich durch die Neuvergleichung von P zeigt, dafs diese wichtigste Handschrift noch wiederholter Prüfung bedarf. Der Text Juvenals hat an mehr als einer Stelle durch die Behandlung gewonnen.

Waren i. M. **H. Polstorff.**

35/36) **K. Reissinger, Leukas, das homerische Ithaka.** Mit Karte. Blätter f. d. (bayerische) Gymnasialschulwesen. Bd. XXXIX, S. 369—402. München, Lindauersche Buchhandlung, 1903.

Hans Draheim, Die Ithakafrage. Ein Literaturbericht. Progr. des K. Wilhelm-Gymnasiums in Berlin. 1903. 4 S.

K. Reissinger, der die Insel Leukas — aber leider nicht auch Ithaka — besucht und Dörpfeld selbst gehört hat, bietet eine eingehende Untersuchung. Zunächst will er nachweisen, dafs Leukas schon im Altertum eine Insel gewesen sei, nicht eine Halbinsel. Dann behandelt er gründlich die bekannte Stelle über die Lage der Insel Od. 9, 21—26. Sie pafst ja nicht recht auf Ithaka, aber auf Leukas doch auch nicht, jedenfalls nicht die Worte: *ἀμφὶ δὲ νῆσοι | πολλαὶ ναιετάουσιν μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν.* Was der Verf. über die Himmelsgegenden sagt, läfst sich für Leukas geltend machen, aber nimmer *αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ — εἰν ἁλὶ κεῖται.* Der Verf. stellt selbst als Grundbedeutung von *χθαμαλός* auf „am Boden befindlich“, es bezeichnet also eine unmittelbare Nähe zur Erde in senkrechter Richtung. Dafür sollen wir uns die wagerechte Richtung denken, also „am Festlande“. Dann sollen wir auf die darin noch liegende Anschauung des Zusammenhängens verzichten und glauben, es könne bedeuten „in der Nähe des Festlandes“. Dagegen erklärt sich auch Adolf Michaelis im Literar. Zentralbl. 1903, Nr. 5, S. 184. Aber gesetzt den Fall, dies wäre denkbar, so widerspricht dieser Bedeutung von *χθαμαλός* auf das bestimmteste die Beschreibung der Kirke-Insel, Od. 10, 194 f., wo es heifst *εἶδον . . .*

νῆσον, τὴν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται,
αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται.

Man beachte wohl: Rings um die Insel ist wie ein Kranz das unermefsliche Meer gelegt: sie selbst aber liegt *χθαμαλή*. Der Dichter

hat es hier doch so anschaulich gesagt, dafs die Insel fern im einsamen Meer liegt; und da soll sie plötzlich am Festlande liegen.

Besser zu Leukas als zu Ithaka scheint die Angabe über die Fähre zu passen. Die bekannten Worte: „Ich glaube nicht, dafs du zu Fufs hierher gekommen bist“, klingen wunderlich, auch wenn sie auf Leukas bezogen werden.

Mit besonderem Nachdrucke wird von den Vertretern der Leukastheorie darauf hingewiesen, dafs die Insel, wo die Freier dem Telemach auflauern, nicht das kleine Eiland bei der heutigen Stadt Ithaka gewesen sein könne; die Beschreibung Od. 4, 844 passe viel besser auf Arkudi, südlich von Leukas. „Es ist klein“, sagt der Verf. S. 393, „sehr steinig, steigt direkt vom Ufer ca. 130 m an und hat auf der Ostseite einen Doppelhafen nach N und S sich öffnend. Diesen Doppelhafen hat der Dichter sicherlich nur genannt, weil er an der Insel eben wirklich da war; er spielt bei der Affaire gar keine Rolle und hätte ruhig wegbleiben können.“ Das klingt ganz überzeugend. Aber zu diesen Worten Reissingers steht in Widerspruch die Beschreibung in Manly's „Ithaca or Leukas“, publ. by the University of Missouri April 1903 die ich auf S. 7 dieser Zeitschr. angezeigt habe. Da diese Schrift in Deutschland wohl weniger zugänglich ist, teile ich in Übersetzung mit, was er S. 36 sagt: „Die Ostküste der Insel, wo der Doppelhafen sein soll, ist tatsächlich eine gerade Linie, von der ein felsiger Streifen, wenige Yard breit und 4—6 Fufs hoch, sich in rechten Winkeln zur Küste etwa 75 Yard weit hinausstreckt. Die Oberfläche dieses Felsstreifens zeigt, wie man aus dem anliegenden Bilde ersehen kann, dafs das Wasser leicht darüberspritzt, so dafs die ganze Küste völlig ungeschützt ist und nicht behauptet werden kann, dafs sie überhaupt einen Hafen habe.“ (Eine photographische Abbildung hiervon kann man von dem Institut in Athen erhalten unter der Bezeichnung: „Leuk. 99“.) Aber auch gesetzt den Fall, dafs hier zwei „schiffbettende“ Häfen lägen, so passen des Dichters Worte doch nicht auf Arkudi. Denn diese Insel liegt südlich von Leukas frei im Meere. Die Insel Asteris aber mufs in einem schmalen Sunde gelegen haben; das geht aus Od. 16, 365 f. hervor, wo es heifst: „Die Tage über safsen Späher über die windigen Berggipfel hin (verstreut), immer dichter; ging aber die Sonne unter, so ruhten wir nicht die Nacht am Lande (wie sie es bei Tage getan hatten, damit ihr Schiff nicht gesehen würde), sondern auf dem Meere im schnellen Schiffe fahrend erwarteten wir das göttliche Morgenrot, dem Telemach auflauernd.“ Diese

Verse finden bei R. nicht die gehörige Beachtung. Wie die Späher bei Arkudi auf den Höhen hin gesessen haben sollen, ist nicht ersichtlich.

Verdienstlich ist es, dafs der Verf. auch versucht hat, einige Punkte, die nach Homer für die Insel besonders charakteristisch sind, auf Leukas festzulegen. Nach Od. 15, 36 soll Telemach ans Land gehen, „sobald er das erste Gestade von Ithaka erreicht hat". Das pafst vorzüglich auf die kleine Bucht von Andri im Süden des heutigen Ithaka. R. sucht die Landungsstelle im Innern der Bai von Vasiliki auf Leukas; aber dieser Punkt liegt von dem südlichsten Vorsprunge der Insel, dem „ersten Gestade", 11 km nördlich. Als Neriton sieht R. den Hauptgebirgsstock an; für Neion zieht er den Skaruswald in Betracht, die Stadt Ithaka verlegt er mit Dörpfeld an die Bucht von Vlicho; während er über den Rheithronhafen mit jenem nicht übereinstimmt. Der Phorkyshafen läfst sich leicht irgendwo festlegen, aber eine „Nymphengrotte", wie sie auf Ithaka so schön vorhanden ist, läfst sich auf Leukas nicht nachweisen, und doch ist sie nicht wohl eine dichterische Erfindung; denn ihre genauere Beschaffenheit „spielt bei der Affäre gar keine Rolle", um des Verf.s Worte zu wiederholen. Und so erwachsen auch noch einige andere Schwierigkeiten; aber vorhanden ist eine „Syvotabai".

Dafs R. die geistreiche Aufstellung Dörpfelds, die Übertragung des Namens Ithaka von einer Insel auf die andere habe zur Zeit der dorischen Wanderung stattgefunden, nachdrücklich erwähnt, ist natürlich; aber von Bedeutung wird dies doch erst, wenn die vielen Widersprüche beseitigt sind, die sich gegen die Gleichstellung von dem homerischen Ithaka mit Leukas erheben; und dies Ziel hat R., so beachtenswert auch seine Erörterungen sind, unseres Erachtens nicht erreicht.

Der Literaturbericht Draheims umfafst nur wenige Seiten; er ist dankenswert, besonders für solche, die der Frage erst näher treten wollen. Interessant ist es, dafs der Verf. schon 1894 die Vermutung ausgesprochen hat, dafs das heutige Leukas das alte Ithaka sei.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

37) **Hermann Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903. VI u. 96 S. 8. ℳ 2.—.

Diese Schrift, die das erste Heft einer neuen Sammlung bildet, der „Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testa-

ments, herausgegeben von W. Bossuet und H. Gunkel", verdient als vorzügliche Leistung auch von den klassischen Philologen und Historikern eingehend studiert zu werden, sowohl wegen des wissenschaftlichen Geistes, der in ihr weht, wie wegen der fesselnden Darstellnngsweise. Religiöse Bewegung wird allem Anschein nach das neue Jahrhundert vielleicht noch mehr hieten, als das verflossene; schon deswegen darf die klassische Philologie die folgenreichste religiöse Bewegung, die vom Orient ausging, nicht als ein fremdes Gehiet links liegen lassen.

Den Einfluſs der griechischen Philosophie auf das Neue Testament hat man wiederholt hehandelt; wie weit aher die orientalischen Religionen der letzten vorchristlichen Jahrhunderte die Männer des Nenen Testaments nnd die Entstehung und Ausbildung ihrer Religion heeinfluſst haben, ist viel weniger in Rechnung gezogen, obwohl ein Vorkommen fremdartiger Elemente von den meisten anerkannt wird. G. bespricht die Gründe dieser Erscheinung und findet sie vor allem in dem Mangel unserer Kenntnis des gleichzeitigen Orients, die sich erst in der Neuzeit allmählich zu heben beginnt. Er sucht dann nachzuweisen, daſs das Christentnm, wie es schon die verschiedenartige Darstellung in den synoptischen Evangelien und hei Paulns und Johannes erkennen läſst, eine synkretistische Religion ist. Motive aus fremden orientalischen Religionen, wie sie sich in Bahylonien und Ägypten zur Zeit des Hellenismus bildeten, sind zum Teil schon in das Judentum der vorchristlichen Zeit aufgenommen und in das Christentum hineingearheitet worden. G. behandelt eine Reihe solcher Züge ans der Apokalypse des Johannes, ferner das Mythische in den Evangelien, die Kindheitsgeschichte, die Himmelfahrt und die Höllenfahrt, die Sonntagsfeier, die Auferstehung, Panlus' Lehre von der Taufe. Da das Spezialfach des Verf. das Alte Testament ist, so muſste ihm hei der Prüfung dieser Fragen die Fülle des Neuen auffallen, die das neue Judentum im Gegensatz znm alten bietet; wir folgen daher seinen gediegenen wissenschaftlichen Erörterungen mit groſsem Interesse. Mancher wird wohl Chamherlains „Worte Christi" in der Hand gehaht hahen und zum Nachdenken über die Fragen der nentestamentlichen Kritik und Exegese gebracht sein. Ihm wie allen Philologen, die auſser für ihr Spezialfach auch ein Interesse für die Uranfänge der Religion hahen, sei die Arbeit G.s aufs wärmste empfohlen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

38) **Th. Drück, Griechisches Übungsbuch für Sekunda.** Dazu: Grammatischer Anhang: Abrifs der Tempus- und Moduslehre. 2. Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz & Co., 1902. 192 S. 8, geb. bzw. 27 S. 8.

Die nötig gewordene zweite Auflage dieses Buches beweist, dafs es seine Freunde gefunden hat, aber es hätte deren noch mehr verdient. Es überschüttet nicht mit einer Menge von Übersetzungsstoff, die nur die Auswahl erschwert, wohl aber bietet es solchen völlig genügend und in Form und Anmerkungen sehr ansprechend. Die Vermehrung der zusammenhängenden Stücke ist namentlich für Schulen, die in Prima noch griechische Extemporalien schreiben lassen, erwünscht, doch können wir römischen oder gar modernen Stoffen, so Nr. 169 und 170 aus Schillers Jungfrau von Orleans, zum Übersetzen ins Griechische keinen Geschmack abgewinnen, Sekundaner gewifs noch weniger: die Stücke 147—170 könnten ohne Schaden fehlen.

Den Abrifs der Tempus- und Moduslehre, der klar, kurz und bündig alles nach unserer Ansicht Nötige bietet, können wir nur loben und warm empfehlen.

Arnstadt. **B. Grosse.**

39) **L. E. Chevaldin, Les Jargons de la Farce de Pathelin.** Pour la première fois reconstitués traduits et commentés avec le bienveillant concours de philologues français et de professeurs d'universités françaises et étrangères. Paris, A. Fontemoing, 1903. XIII u. 515 S. 8.

M. Chevaldin, der eine kritische Ausgabe, sowie einen Kommentar der berühmten Farce vom „Meister Pathelin" vorbereitet, bietet in diesem umfangreichen Werke eine Vorarbeit zu einer solchen Ausgabe. Bekanntlich sucht der listige Advokat bei dem Kaufmanne, der in sein Haus kommt, um das Geld für das verkaufte Tuch zu holen, den Anschein zu erwecken, als liege er schon seit Wochen krank im Bette, habe also unmöglich das Tuch an demselben Tage kaufen können. In seinen angeblichen Fieberphantasien spricht Pathelin die verschiedensten Sprachen und Dialekte (Limousinisch, Pikardisch, Vlämisch, Normannisch, Bretonisch, Lothringisch und Lateinisch), so dafs der Kaufmann schliefslich an das Fieber glaubt und ohne Bezahlung davonzieht.

Mit diesen fremden Bestandteilen, die etwa den zwanzigsten Teil des

ganzen Stückes ausmachen (ca. 80 Verse), beschäftigt sich nun der Verf. unseres Buches. Es ist ja von vornherein anzunehmen, daſs der unbekannte Dichter des 'Maistre Pathelin' nicht diese sämtlichen Dialekte und Sprachen vollständig beherrscht hat. Dazu kommt, daſs P. im Fieber sprechen soll, also jedenfalls sehr unkorrekt. Wenn also die betreffenden Stellen in den alten Drucken teils unverständlich, teils sehr schwer verständlich sind, so hat man bisher meist an beabsichtigten Unsinn geglaubt. Chevaldin hat aber mit Hilfe von Gelehrten, die in jenen Dialekten gut beschlagen sind, aus der sehr ungleichmäſsigen Überlieferung einen lesbaren Text herauszuschälen versucht. Daſs ihm dies gelungen ist, kann nicht bestritten werden. Ob es gerade der ursprüngliche Text ist, ist freilich nicht durchweg sicher. Den oft sehr kühnen Konjekturen wird man oft mit derselben Berechtigung andere gegenüberstellen können. Jedenfalls wird man nach den sorgfältigen Vorarbeiten, die das vorliegende Werk bekundet, erwarten können, daſs auch die in Aussicht gestellte Ausgabe der ganzen Farce mit philologischer Genauigkeit hergestellt werden wird. Man möchte sogar dem Herrn Chevaldin raten, in der Erklärung nicht gar zu weit zu gehen.

Kattowitz. **Moritz Goldschmidt.**

---

40) **Ernest Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution.** Publiée avec de collaboration de MM. Bayet etc. Tome IV 1: Les premiers Valois et la guerre de Cent ans (1328—1422) par **A. Coville,** professeur à l'université de Lyon. 448 S. Gr. 8. — Tome IV 2: Charles VII, Louis XI et les premières années de Charles VIII (1422—1492) par **Ch. Petit-Dutaillis,** professeur à l'université de Lille. 456 S. Gr. 8. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1902.

Da beide Abteilungen des vierten Bandes schon vor geraumer Zeit erschienen sind, genügt es zu konstatieren, daſs sie wie das ganze Unternehmen von Lavisse bei den deutschen Historikern wohl aufgenommen sind, wovon man sich aus den zahlreichen Anführungen bei Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492 (in dem seit 1903 erscheinenden Handbuch der mittleren und neueren Geschichte von Below und Meinecke) des näheren überzeugen kann. Nunmehr liegt von dieser „Histoire de France" die Darstellung bis in die Mitte des 16. Jahrh. (1547) geschlossen vor. Neben der politischen und der im Zeitalter des

Schismas und der Konzilien in den Vordergrund tretenden Kirchengeschichte ist den Wandlungen der sozialen Verhältnisse, desgleichen der Entwickelung von Literatur und Knnst durchweg Rechnung getragen, so auch im vorliegenden Bande IV 2, wo man „la société et la monarchie à la fin de la guerre de Cent ans" in einem „Buche" von mehr als 200 Seiten, „les lettres et les arts à la veille des guerres d'Italie", S. 436—452 vortrefflich behandelt findet.

Prag. **Jul. Jung.**

41) **W. Duschinsky, Choix de lectures expliquées** à l'usage de l'enseignement secondaire. 14 Stiche und 3 Karten. Leipzig, G. Freitag, 1904. 372 S. 8. geb. ℳ 4.50.

Diese Chresthomatie schliefst sich als vierter Teil den in Nr. 1 dieses Jahrganges besprochenen Weitzenböckschen Vorstufen an. Sie gibt sorgfältig gewählte Bruchstücke aus den Werken der besten Schriftsteller der letzten drei Jahrhnnderte. Kurze Notizen über Leben und Bedeutung der Verfasser gehen den Stücken voran. Der beigefügte Kommentar, der 80 Seiten nmfafst, ersetzt dem Schüler das Wörterbuch, gibt sachliche und grammatikalische Erklärungen nnd Gelegenheit zu Sprechübungen. Endlich folgt eine kurze Anleitung zur Fertigung von Anfsätzen über gelesene Stoffe. Die typographische Ausstattung ist musterhaft.

Freiburg i. Br. **H. Bihler.**

42) **Ph. Plattner, Leitfaden der französischen Sprache.** Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1903. 228 S. 8. geb. ℳ 2.40.

Diese verkürzte Ausgabe des „Lehrgangs", den der Verf. i. J. 1887 für lateinlose Knabenschulen und für Mädcbenschulen geschrieben hat, zerlegt den systematischen Grammatikstoff in Lektionen, denen Lesestücke, Fragen und Antworten über dem Alltagsleben zunächstliegende Beziehungen und Beschäftignngen beigegeben sind. Das Bnch ist vortrefflich zusammengestellt für Schulen, welche auf Einführung in die Konversation das Hauptgewicht legen und Zeit genug baben, das ausgedehnte lexikalische und phraseologische Material dem Gedächtnisse zu sichern. Rechnet man die angehängte Präparation und die Konjugationsschemata ab, so bleiben nur 160 Seiten, die sich auf 2½ bis 3 Schuljahre verteilen sollen, und dennoch wird die Arbeit nicht leicht sein. Zur Befestigung des Gedächtnisstoffes dient neben der fortgesetzten Einübung durcb Fragen und Antworten

auch das Konjugieren in Sätzen. Die dem Buche angehängten deutschen Übungen sollen im ersten Halbjahr aufser Betracht bleiben oder höchstens dem Lehrer fertigen Stoff zu französischen Diktaten liefern.

Hinsichtlich der Anordnung des grammatischen Stoffes fällt die Zusammenstellung der unregelmäfsigen Verha auf. Da werden vêtir, courir, fuir, dann die Stämme mit stimmlosem und stimmhaftem s, die Verba auf oir durcheinander gemischt. Courir gehört zur Gruppe mourir, quérir, tenir, venir, die ihr Futur von einer alten Infinitivform bilden. Fuir steht als Übergangsglied zwischen den Verben auf ir und re, da diejenigen Formen, welche sonst die Inchoativsilbe haben, einen Stamm fui voraussetzen. Die Verba auf oir zerfallen in drei Gruppen. Endigt der Stamm auf v, so werden im passé defini und im participe passé Stamm und Endung kontrahiert. Voir, seoir, choir kontrahieren Stamm und Endung im Infinitiv. Die dritte Gruppe, deren Stamm auf l endigt, hat keine Kontraktion. Eine derartige Gruppierung erleichtert auch für Lateinlose den Überblick und das Festhalten im Gedächtnis.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

43) **J. Bauer, A. Englert** und **Th. Link, Französisches Lesebuch.** Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1901. 334 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Wenn auch noch immer die Streitfrage nicht entschieden ist, ob man für die fremdsprachliche Lektüre ausschliefslich Schriftsteller oder wenigstens im Anfang auch gut zusammengestellte Lesebücher wählen soll, so deutet in letzter Zeit das Erscheinen zahlreicher Lesebücher daraufhin, dafs man sich letzteren wieder zuneigt. An solchen ist heutzutage kein Mangel mehr. Eins der brauchbarsten ist das in Süddeutschland verbreitete von Bauer, Engler und Link, das 1901 in dritter Auflage erschienen ist und eine ebenso anziehende wie belehrende Lektüre darbietet. Es stellt zwar nicht den Anspruch ein sogen. Realienbuch zu sein, aber die Stoffe behandeln doch vorzugsweise, wenn auch keineswegs ausschliefslich, das französische Volkstum, Geschichte und Geographie Frankreichs. Daneben kommt aber auch die erzählende Literatur zu ihrem Recht, und zugleich wird der Schüler durch hübsche Proben mit den Hauptvertretern der Literatur, auch den grofsen Dichtern, bekannt gemacht. Auch den viel geschmähten Anekdoten ist ein weiter Raum zugestanden, und mit Recht, denn sie treffen wie keine andere Art die

Sprache des täglichen Lebens und zeigen durch ihre Fassung den fremden Volksgeist oft besser, als langatmige Schilderungen es vermöchten.

Von Anmerkungen ist abgesehen, nur die vorkommenden Eigennamen sind in einem Anhang erläutert. Ein sorgfältig gearbeitetes Spezialwörterbuch ist besonders erschienen. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen.

R.

44) **Herm. Opitz, William Shakespeare als Charakterdichter.** Dresden, O. V. Böhmert, 1902. 74 S. 8. ℳ 1.50.

Verf. bespricht den Hamlet, den er, allerdings originell, die Tragödie des Humor (sic!) nennt, dann Lear, „die Tragödie des Kindesundanks und des Triumphes der Verkannten" (!), und Othello. Verf. hätte gut getan, das Schriftchen in der Verborgenheit des Schreibtisches zu lassen. Ein Satz genüge, um die Darstellung zu charakterisieren: „Das Unglück übt auf Hamlet insofern eine befreiende Kraft, dafs er (Verf. spricht von der Schauspielszene) vor niemand mehr sich geniert" (S. 14). Emilie in Othello ist „eine wahrhaftige Madame sans chêne" (sic!) S. 73, Hamlet ist „noch nicht am Nordpol des Pessimismus angelangt" (S. 22), mit „Wahnsinn" verbinden wir den Begriff „des in die Gewalt eines fremden Prinzipes Geratenseins" (S. 15)!

Kolberg. **Gustav Wack.**

45) **Otto Diehn, Die Pronomina im Frühmittelenglischen.** Laut- und Flexionslehre. [A. u. d. T.: Kieler Studien zur englischen Philologie herausgegeben von **F. Holthausen.** Heft 1.] Heidelberg, Carl Winter, 1901. 100 S. 8. ℳ 2.80.

Dieser Arbeit, die eine inzwischen glücklicherweise besser fortgesetzte Sammlung seinerzeit wenig vorteilhaft eröffnet hat, vermag ich keine besondere Anerkennung zu zollen. Als erweiterte Fassung einer von Prof. Sarrazin angeregten Kieler Dissertation versucht sie eine Darstellung des Pronomina in der Übergangszeit vom Altenglischen zum Mittelenglischen nach Lauten und Formen. Ich halte es zunächst für einen grundsätzlichen Fehler, von einer einzelnen Wortklasse eine Lautlehre zu geben. Für die Entwickelung der Laute einer Sprache gehören alle Wortklassen zusammen, erst in der Gesamtheit ihres Wortmaterials bilden sie eine zuverlässige und auch allein zweckmäfsige Unterlage für die Darstellung der Lautgeschichte. Wenn auch die Entwickelung einzelner Wortklassen

wie zum Teil ja auch die der Pronomina infolge ihrer Stellung im Satze und des dadurch bewirkten stärkeren Einflusses des Satzakzentes oft eigene Bahnen wandelte, hängen sie doch lautlich im ganzen eng mit den übrigen zusammen. Ich kann mich daher aus methodischen Gründen mit der Lautlehre der Pronomina, wie sie der Verf. gibt, nicht einverstanden erklären. Der Verf. hätte besser daran getan, sich auf eine Flexionslehre zu beschränken und dabei an der Hand der nach dem Gange der Entwickelung geordneten Belege nur die Formen zu erklären, die wirklich einer Erklärung bedurften, anstatt allgemein bekannte Lautgesetze aufs neue zu belegen. Damit wäre seine Untersuchung wissenschaftlicher und praktisch brauchbarer geworden.

Aber auch innerhalb des Rahmens, den sich der Verf. gemacht hat, ist mancherlei auszusetzen. In der Lautlehre fehlt manches an Erklärungen, die man bei der Aufführung der Formen in der Flexionslehre erwarten sollte, und in letzterer wäre manchmal eine stärkere Betonung der historischen Entwickelung zu wünschen.

Wenn ich daher anerkenne, dafs der Verf. löblicherweise bestrebt war, die bisher arg vernachlässigte Übergangszeit vom Altenglischen zum Mittelenglischen aufzuhellen, dafs er mit Fleifs eine stattliche Anzahl von Denkmälern durchforscht hat, dafs sich seine Arbeit auch weit über die ziemlich dürftige Dissertation von Seidler über das englische einfache Demonstrativpronomen in der Übergangszeit (Jena 1901) erhebt, so ist damit das Lob der Arbeit erschöpft. Über eine Materialsammlung kommt sie nur wenig hinaus.

Berlin **Heinrich Spies.**

46) **R. Kron, Verdeutschungswörterbuch der englischen Umgangssprache.** Karlsruhe, J. Bielefeld, 1903. II u. 202 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Als ein Wörterbuch der englischen Umgangssprache und des ungezwungenen literarischen Englisch will das vorliegende Buch betrachtet sein; hauptsächlich aber bietet es seine Dienste denen an, die die bekannten Werke des Verfassers The little Londoner und English daily life benutzen.

Bei der sorgfältigen Bearbeitung und relativen Vollständigkeit erweist sich das Buch mit seinem schönen deutlichen Druck als ein sehr brauchbares Hilfsmittel. Auch die Bezeichnung der Aussprache, bei welcher

nur wenige diakritische Zeichen verwandt sind und praktischerweise gelegentlich auf ein bekanntes Reimwort verwiesen wird, genügt für den, der einigermafsen mit den Hauptgesetzen der englischen Aussprache bekannt ist, vollständig; nur an wenigen Stellen, z. B. bei Knowledge, rheumatism, rhubarb, wäre vielleicht ein genauerer Hinweis am Platze gewesen. Wiful ist verdruckt statt wilful. Am Schlufs findet sich eine Beigabe von Amerikanismen.

Dessau. **Bahrs.**

Vakanzen.

Bitterfeld, RS. Obl. N. Spr. Magistrat.
Bochum, G. Obl. Klass. Phil. Kuratorium.
Cassel, RG. Dir. Magistrat.
Danzig, G. u. RG. Obl. N. Spr. Magistrat.
—, HMS. Obl. N. Spr. Magistrat.
Ems, RS. Obl. N. Spr. Kuratorium.
Frankfurt a. M., HMS. Obl. Deutsch, Gesch. u. Rel. Kuratorium.
Graudenz, HMS. Obl. Deutsch u. Gesch. Dir. Knuth.
Osnabrück, Ratsgymn. Obl. Rel. u. Deutsch; ev. klass. Phil. u. Rel. Dir. Dr. Knoke.
Recklinghausen, G. Obl. Gesch. u. kl. Phil. Kuratorium.
Tiegenhof, RS. Obl. Deutsch u. Frz. Magistrat.
Unna, RS. Obl. N. Spr. Direktion.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 5. März. Nr. 5, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

47) **C. Moeller, Die Medizin im Herodot.** Für Mediziner und Philologen. Berlin, S. Karger, 1903. 36 S. 8. ℳ 1.—.

C. Moeller, ein Arzt, hat sich der Aufgabe unterzogen, die im Herodot zerstreuten Notizen über Medizin zu sammeln und nach medizinischen Gesichtspunkten zu gruppieren. Für seine Arbeit darf er auf den Dank der Mediziner und Philologen in gleicher Weise rechnen; denn wenn die Untersuchung auch nicht viel Neues zutage fördert, so ist es für beide doch gewifs recht angenehm, das gesamte Material, übersichtlich geordnet, beisammen zu finden. Die Herodot-Literatur hätte der Verf. in gröfserem Umfange zu Rate ziehen sollen; dann hätte er z. B. gefunden, dafs es äufserst zweifelhaft ist ob die Bemerkung über die krotonischen und kyreneischen Ärzte (III 131) von Herodot herrührt; auch wäre es ihm nicht entgangen, dafs sich R. Neumann, Nordafrika (Leipzig 1892)

S. 146 f., mit recht beachtenswerten Gründen gegen Schroffs Zweifel an der Identifizierung von Silphinm mit Thapsia garganica wendet. Da und dort haben sich anch Versehen eingeschlichen; so ist es z. B. nicht richtig, wenn es S. 4 heifst, die Massageten heklagten die Verstorbenen, da sie nach I 216 ja nur darüher klagen, dafs sie die Verstorbenen nicht schlachten konnten, oder wenn man S. 6 liest, Demokedes sei als Gefangener nach Sardes (st. nach Susa) geschleppt worden, oder wenn S. 17 von einem Hieb ins Auge des Masistios gesprochen wird, wo doch offenhar ein Lanzenstofs durch das Auge in das Gehirn gemeint ist, oder wenn S. 29 gesagt wird, die Bahylonier hätten jeden Morgen ein Bad genommen während es doch I 198 lautet: *ὁσάκις δ᾽ ἂν μιχθῇ γυναικὶ τῇ ἑωυτοῦ ἀνὴρ Βαβυλώνιος κτλ.* S. 4 hätten neben den Padäern auch noch die Kalatier (III 38) und Issedonen (IV 26) erwähnt werden können. S. 7 ist II 86 (nicht 35) nnd S. 31 I 200 (nicht I 193) zu lesen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

48) **W. M. Lindsay, Nonius Marcellus' Dictionary of Republican Latin.** Oxford, Parker & Co., 1901. 120 S. 8.

Diese Abhandlnng, die durch ein Versehen des Ref. verspätet zur Anzeige gelangt, enthält wertvolle Untersnchnngen üher die Zusammensetznng nnd Entstehung von Nonius' Werk 'De compendiosa doctrina'. Der Verf. geht von der dnrch andere Gelehrte festgestellten Tatsache aus, dafs öfter eine Anzahl Zitate desselhen Antors hei Nonius in Reihen vereinigt auftreten, nnd sncht zunächst, mit Ausschlufs der alphahetisch angelegten Bücher II—IV, die Reihen soweit als möglich zu ermitteln. Dabei ergibt sich dreierlei: einmal die sehr interessante Tatsache, dafs die Schriftsteller, denen die einzelnen Reihen angehören, stets in einer hestimmten Reihenfolge auftreten; sodann, dafs zwischen den Autorenreihen häufig Grnppen gemischter Zitate erscheinen, in denen bald der eine, hald der andere Autor mehr hervortritt und die, an diesen Eigentümlichkeiten kenntlich, ebenfalls in hestimmter Folge und an einem hestimmten Ort innerhalb der Autorenreihen sich finden; endlich zeigt sich, dafs, wo nicht vereinzelte, sondern mehrere Zitate die erwähnten Reihen stören, auch in diesen Einschaltnngen die in den Hauptreihen nachweishare Anordnung der Autoren wiederkehrt. Dergleichen kann nun schwerlich auf hlofsem Znfall heruhen; vielmehr sieht L., gewifs mit Recht, darin einen dentlichen Hinweis auf die Entstehung des ganzen Werkes, dessen Ver-

fasser als ein ziemlich mechanisch verfahrender Kompilator erscheint. Wenn z. B. in einer Ciceroreihe sich folgen: Orator 21, 28, 40, 47, 157, De oratore II 17, 234, 251 oder gleich in der anschliefsenden Varroreihe angeführt werden: R. R. I 10, 23, 29, 31ª, 31ᵇ, 55, so kann man dies nur so erklären, dafs der Autor sich beim Durchlesen der betreffenden Werke Exzerpte gemacht hatte und dann bei der Ausarbeitung seines Buches diese Exzerpte durchging und ihnen entnahm, was er gerade brauchen konnte, ohne die Reihenfolge der ausgezogenen Stellen irgend zu verändern. Aus der regelmäfsig wiederkehrenden Aufeinanderfolge der einzelnen Reihen ist aber weiter zu entnehmen, dafs Nonius seine Exzerptlisten für jeden neuen Abschnitt von neuem durchging und zwar stets in derselben Reihenfolge. So erklären sich dann auch die mannigfachen Einschaltungen innerhalb der Reihen als Nachträge, die der Verf. beim erneuten Durchsehen seiner Auszüge vornahm. Auch für die Bücher II—IV läfst sich, trotz ihrer alphabetischen Anordnung, die gleiche Anlage als ursprünglich nachweisen, so dafs es sich also bei diesen Büchern um eine Umarbeitung handelt, die möglicherweise von Nonius selbst vorgenommen worden ist, aber auch jüngeren Ursprungs sein könnte. Was die Reihen mit gemischten Zitaten anlangt, so sieht L. darin Auszüge aus Glossaren, vielleicht auch aus dem einen oder anderen grammatischen Werke. Hatte man früher angenommen, Nonius schöpfe seine Weisheit aus Kommentaren, so vertritt L. die Ansicht, dafs er die Werke der reihenweise zitierten Autoren selbst eingesehen habe und dafs er die Erklärungen, die er bietet, übergeschriebenen Glossen und am Rande eingetragenen Scholien verdanke. So gewinnt L. ein Bild von der Bibliothek, die Nonius benutzte und die folgende Werke und Ausgaben enthielt: 1) Glossar (bes. aus Titinius und anderen älteren Szenikern); 2) Plautus (die 21 fab. Varron.); 3) Lukrez Gesamtausg.); 4) Naevius' Lykurg; 5) Accius (Sammlung von 15—17 Stücken); 6) Pomponius (7—9 Stücke, deren Titel mit P anfängt); 7) Novius (viell. 15 Stücke); 8) Accius (eine zweite Sammlung von 15 Stücken); 9) Lucilius' Saturae I—XX; 10) Ennius (mindestens 2 Stücke); 11) Turpilius (13 Stücke); 12) Pacuvius (4, viell. 6 Stücke); 13) 'M. Tullius' De republica; 14) Glossar (?); 15) Varros Men. Satiren (30 Stücke, deren Titel mit P oder περὶ anfängt); 16) 'M. Tullius' De deorum natura II; 17) Accius (2 Stücke); 18) Sallust (Iug., Hist., Catil.); 19) Afranius (4—6 Stücke); 20) 'M. Tullius' De officiis I; 21) Naevius' Danae; 22) Vergil; 23) Terenz; 24) 'M. Tullius' Ep. ad Caes.

min., Verrinae, Philippicae; 25) Lucilius B. XXVI—XXX (merkwürdigerweise stets in umgekehrter Reihenfolge); 26) Glossar (?); 27) Glossar (Verben in alphabet. Folge); 28) Glossar (Adverbia, ebenfalls alphab.); 29) 'M. Tullius' De off. II—III, Hortensius, De senectute; 30) Plautus (die drei A-Stücke); 31) Varros Men. Satiren (Auswahl von 18 Stücken); 32) Gellius; 33) Varros Men. Sat. (4 Stücke); 34) 'M. Tullius' De finibus; 35) ein Varroglossar, dessen erste Hälfte die Epist., dessen zweite B. XX der Ant. rer. hum. berücksichtigt; zwischen beiden 36) Sisennas Hist. III—IV; 37) 'Cicero', Orator und De oratore; 38) ein roh alphab. angelegtes Glossar, in welches eingeschoben ist 39) 'Cicero' Acad. und Tuscul.; 40) Varro De re rustica I; 41) Varro, De vita p. R. und Catus. Für eine Anzahl dieser Ausgaben läfst sich die Anordnung des Inhalts mit mehr oder weniger Sicherheit ermitteln, vgl. die Appendix (S. 113—120).

Dies wäre wohl der Kern der Abhandlung; auf die mancherlei Spezialfragen, die bei Gelegenheit erörtert werden, können wir hier natürlich nicht eingehen. Es liegt in der Natur der Sache, dafs im Einzelfalle sich öfter Zweifel ergeben, auf welchen Ursprung ein Zitat zurückzuführen ist, daher denn L. auch nicht selten hinter seine Zuweisungen ein Fragezeichen gesetzt hat; dadurch wird aber an dem Gesamtergebnis schwerlich etwas geändert. Nur auf einem Punkt sei noch hingewiesen. Bewahrheitet sich die Annahme, dafs für die gemischten Zitatengruppen Glossare als Quelle anzusehen sind, so rücken die Nonius-Testimonia für die uns erhaltenen Autoren dadurch in eine neue Betrachtung, und manche Schwierigkeit, die sich bisher bei Annahme einheitlichen Ursprungs ergab, dürfte auf diesem Wege eine Lösung finden.

---

49) **F. J. Hartmann, Untersuchungen über den Gebrauch der Modi in den Historien des Prokop aus Cäsarea.** Programm zum Jahresberichte des K. Neuen Gymnasiums in Regensburg, 1903. 8.

Dafs Prokop trotz seiner durch eifrige Nachahmung betätigten Vorliebe für die fast 1000 Jahre zurückliegende Periode der klassischen Literatur das Gefühl für grammatische und stilistische Feinheiten seiner Vorbilder verloren hat, ist eine längst erkannte Tatsache; diese Erkenntnis durch Einzeluntersuchungen zu vertiefen und zu erweitern, ist eine dankenswerte Aufgabe, deren Lösung einen wertvollen Beitrag zu einer historischen Grammatik der griechischen Sprache liefert. Eine solche

Einzeluntersuchung bietet Hartmanns Schrift, die sich mit dem Gebrauch der Modi bei Prokop beschäftigt. Leider hat sich der Verf., durch äufsere Umstände genötigt, auf die Historien beschränkt; es wäre interessant gewesen, besonders die Geheimgeschichte mit in den Bereich der Untersuchung zu ziehen, deren Echtheit früher bestritten wurde. Immerhin liefern die Historien Material genug, um eine Reihe von Abweichungen Prokops vom attischen Sprachgebrauch konstatieren zu können.

Die Abhandlung zerfällt in sechs Abschnitte, von denen die drei ersten den unregelmäfsigen Gebrauch des Indikativs, Konjunktivs und Optativs nachweisen, wobei besonders hervorzuheben ist die häufige Verbindung von *ἤν* (*ἐάν*) mit dem Indikativ und von *εἰ* mit dem Konjunktiv, vor allem aber die ausgesprochene Vorliebe P.s für den Optativ, die durch eine reiche Fülle von Zitaten nachgewiesen ist; nur wird hier eine Ausscheidung der Fälle vermifst, in denen P. den Optativ „willkürlich und gegen den attischen Sprachgebrauch" gesetzt hat. Im einzelnen wäre zu S. 11 noch nachzutragen, dafs neben *ἕως* und *μέχρι αὐτὸς σημήνῃ* auch *ἄχρις αὐτὸς σημήνῃ* vorkommt (G. I, 10, 49, 20).

Ein weiterer Abschnitt führt eine Reihe von Fällen an, wo P. lediglich nach dem Grundsatz: variatio delectat in dem gleichen Satze den Modus wechselt, ein deutlicher Beweis, dafs ihm das Verständnis für den Unterschied in der Bedeutung der Modi abgeht. Der fünfte Abschnitt behandelt die verschiedenen Konstruktionen nach der Formel *ἐφ' ᾧ*, die P. häufig anwendet und nicht nur, wie die klassische Prosa, mit dem Inf. und. Ind. Fut., sondern auch mit dem Ind. Präs. und dem Konj. und Opt. verbindet.

In einem letzten Abschnitt endlich fafst H. mehrere andere auffällige Konstruktionen zusammen, so *ὅπως* in finalem Sinne mit *ἄν* und dem Opt., auch führt er einige Stellen an, wo nach *ὅπως* anakoluthischer Weise der Inf. steht, und schliefst mit zwei Stellen, an denen *μοι δοκεῖ* parenthetisch ohne Rücksicht auf die Satzkonstruktion eingeschoben ist.

Mit Textkritik beschäftigt sich H. nur an wenigen Stellen und ohne bemerkenswerte Resultate. Die Untersuchung hat in dieser Hinsicht einen schweren Stand, solange wir nicht die bei Teubner längst angekündigte, aber leider immer noch nicht erschienene kritische Ausgabe Procops besitzen.

Nürnberg. **H. Braun.**

---

50) **O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte.** Zweite Hälfte, erste und zweite Lieferung. S. 385—1102. 8. (= **Iwan v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft.** Band V, 2. Abt., 2. Hälfte, 1. und 2. Lieferung.) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlnng, 1902 u. 1903. je ℳ 7.—.

Die im Jahre 1897 erschienene „erste Hälfte“ von Gruppes Griechischer Mythologie ist durch die inzwischen erschienenen Fortsetzungen zu einem Viertel des ganzen Werkes geworden, dessen letztes Viertel endlich im Jahre 1904 erscheinen soll. Der Berichterstatter befindet sich also immer noch in der mifslichen Lage, über ein unvollendetes Werk zu berichten, das sich ebendeshalb zurzeit noch schwer benutzen läfst. Man kann dem Verleger oder Verfasser — wer die Schuld trägt, ist nicht zu entscheiden — den Vorwurf nicht ersparen, dafs es unterlassen wurde, ein Werk, das in so langen Fristen seiner Vollendung entgegenreift, wenigstens so abzuteilen, dafs jeder Teil für sich mit Titel und Inhaltsverzeichnis ausgestattet gebunden werden könnte. So liegen jetzt drei dicke „Lieferungen“ vor, die in ungebundenem Zustand gebraucht werden müssen, was um so ungeschickter ist, als das Buch nicht blofs infolge des Stils, sondern auch wegen der unendlich vielen Anmerkungen sich sehr schwer liest und auch die Übersichtlichkeit des Ganzen unter diesem Umstand leidet. Dieser Vorwurf trifft zwar „nur“ eine Äufserlichkeit, aber eine, die um so mehr ins Gewicht fällt, weil sich, je mehr man sich in das Buch vertieft, desto mehr der Eindruck verstärkt, dafs wir hier ein Werk von einschneidendster Bedeutung vor uns haben, dem daher um so viel mehr eine möglichst baldige Vollendung zu wünschen wäre.

Die Einteilung des Werkes in die drei Hauptteile: die wichtigsten Kultstätten, die wichtigsten Mythenkomplexe und Religionsgeschichte, bringt es mit sich, dafs sich vieles wiederholt und an zerstreuten Orten zusammengesucht werden mufs; aber es hat dies auf der anderen Seite wieder den Vorteil, dafs ein jedes in jedem Teil in anderem Zusammenhang auftritt und dadurch von verschiedenen Seiten beleuchtet wird, und der Nachteil besteht zurzeit vornehmlich darin, dafs der für ein solches Buch unentbehrliche Index noch nicht da ist. Es soll daher gleich an dieser Stätte der Wunsch ausgesprochen werden, dafs derselbe möglichst ausführlich ausfallen möge. Aber auch mit diesem Werkzeug bleibt das

Studium des Buches immer noch ein schweres Stück Arbeit, das nur demjenigen Nutzen bringen wird, der das Buch gründlich durcharbeitet; wer es als bequemes Nachschlagebuch zur raschen Orientierung benutzen zu können glaubt, wird seine Rechnung dabei nicht finden. Das ist gewifs kein Vorwurf, sondern es ist in dem Ernste begründet, mit dem der Verf. bemüht ist, die griechische Mythologie und Religion in ihrem geschichtlichen Werden, Wachsen und Vergehen zu erfassen und anderen zum Verständnis zu bringen. Denn das ist der grofse Vorzug und das Hauptverdienst des Werkes, dafs der Verf. den Fehler vermeidet, Dinge in ein System bringen zu wollen, die ihrem ganzen Wesen nach eine systematische Behandlung nicht vertragen, sondern in einer beständigen Entwickelung begriffen, nur in historischer Betrachtungsweise richtig verstanden werden können. Ob der Verf. dabei in der Auffassung der unendlichen Masse von Einzelheiten überall das Richtige getroffen hat, ob er bei der glänzenden Kombinationsgabe, die ihm zu gebote steht, sich nicht manchmal durch scheinbare Verwandtschaften zu allzuweit gehenden Vermutungen hat hinreifsen lassen, das ist eine Sache für sich, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Ebenso ist das Herabrücken der Ausgestaltung der Heldensage in eine so späte Zeit, wie der Verf. will, ein Unternehmen, das dieser zwar mit grofsem Scharfsinn und staunenswerter Gelehrsamkeit durchführt, das aber in dieser scharfen Durchführung doch wohl noch manchem Bedenken begegnen dürfte. Jedenfalls aber bildet gerade der umfangreiche zweite Teil über die Heldensage einen höchst wertvollen Bestandteil des Werkes, in dem die Wandlungen, die die Sagen in den einzelnen Landschaften und in verschiedenen Zeitaltern durchgemacht haben, aus dem Chaos der Überlieferungen klar und sauber herausgeschält werden. Greifen wir z. B. die Heraklessage heraus, so begegnen wir hier zunächst dem vorargivischen Herakles, in dem ein Heildämon erkannt wird. In der älteren argivischen Periode wird daraus ein heroischer Ahnherr, von dem zunächst das Lied von den zwölf Kämpfen gesungen wird, in dem er noch nicht als der von Hera verfolgte, sondern als der Held erscheint, der der Göttin treu gedient hat und dafür in den Himmel erhoben und mit ihrer Tochter Hebe vermählt wird. Die jüngere argivische Sage bringt im Zusammenhang mit der Ausdehnung der argivischen Macht durch Pheidon auch eine Erweiterung der Taten der Helden, an die sich in nachargivischer Zeit weitere im Peloponnes, in Mittelgriechenland, in Lydien anschliefsen. Zuletzt folgt noch ein

kurzer Abschnitt über Herakles in der späteren Literatur und Kunst. Man sieht schon an diesem einen Beispiel, wie eng nach des Verf. Ansicht die Entwickelung der Sagengestaltung mit den historischen Verhältnissen des griechischen „Mittelalters" zusammenhängt, und wie es ihm auf diesem Boden gelingt, so viele widersprechende Züge in der Überlieferung plausibel zu erklären. Auch in den übrigen Mythenkomplexen wird ein ähnliches Verfahren durchgeführt.

Auch im dritten Hauptteil: Religionsgeschichte, hält der Verf. streng an der geschichtlichen Behandlungsweise fest, sehr zum Vorteil der Sache. Es wird sich hier, statt auf Einzelnes einzugehen, empfehlen, einfach den Aufbau des Ganzen kurz zu skizzieren. Eine Einleitung (Vorbemerkungen) behandelt in drei Paragraphen zuerst die vorgriechischen Elemente der griechischen Kulte und Mythen, dann die älteste Schicht religiöser Vorstellungen in Griechenland, die Personen- und Ortsnamen und endlich in einem sehr lehrreichen Kapitel das Verhältnis von Dämonen und Göttern, woraus sich ungesucht die Gliederung der griechischen Religionsgeschichte in drei grofse Gruppen ergibt. Die erste zeigt einen düsteren, dem Fetischismus nahestehenden Dämonenglauben, in der zweiten, bis zur Diadochenzeit, wird unter dem Einflufs der Kunst (im weiteren Sinne) die Religion mit Idealgestalten erfüllt, in der dritten geht die erreichte Höhe langsam wieder verloren. In den bis jetzt erschienenen Teilen ist die Behandlung des Gegenstandes bis zum Anfang des besonderen Teiles der zweiten Periode, der die einzelnen Götter behandelt, vorgeschritten. Die erste Periode umfafst das Vordringen des Gespensterglaubens und der Zauberei während der Blütezeit der kretischen und boiotisch-euboiischen Kultur. Hier kommen die verschiedenen Gespenster und Dämonen der Unterwelt, die Vorstellungen von ihren Erscheinungsformen und Wohnsitzen zur Darstellung, dann ihr Wirkungskreis, die mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen der Dämonen zum Menschen, die Mittel, deren Hilfe zu gewinnen oder deren schädliche Wirkungen abzuwehren; sie durch Zauberei aller Art zu bekämpfen, zu täuschen oder zu versöhnen, oder endlich gar sie in sich aufzunehmen. Den Abschlufs bildet die Behandlung der Feste in dieser Periode.

Zeichnet schon diesen Teil die Kunst des Verf. vorteilhaft aus, so manche seltsamen, dunklen und unverständlichen Gebräuche sinnreich und glaubhaft zu erklären, so dürfte einen Glanzpunkt des ganzen Werkes der allgemeine Teil der Darstellung der zweiten Periode, die Ausbildung der

griechischen Religion durch die Kunst, bilden. Es wird hier eine treffliche Charakteristik der einzelnen Perioden dieser künstlerischen Ausgestaltung gegeben und dabei unterschieden 1) die Blütezeit der minyeisch-lokrisch-thessalischen Adelsverbindungen und der argivischen Monarchie — die Religion im Dienste der weltlichen Mächte —, 2) die Blütezeit des ionischen Epos, Höhepunkt der Beeinflussung der Religion durch die Dichtkunst, — 3) eine gewisse Reaktion gegen diese Verweltlichung der Religion in der Weltflucht und dem Mystizismus des 6. Jahrh., und endlich 4) ein fast zu ideal gezeichnetes Bild des Glaubens der Blütezeit des Griechentums, dem aber der Schatten nicht fehlt in der schon sich regenden Opposition gegen den Götterglauben. In der Übersicht der Götterwelt wird zunächst ein allgemeines Bild vom Wesen der Götter und vom Götterstaat entworfen, und dann endlich die einzelnen Göttergestalten vorgeführt, bis jetzt Zeus, Hera, Poseidon. Es ist ein kunstvoller, wohldurchdachter und wohlbegründeter Bau, den der Verf. vom Boden und den Fundamenten aus vor uns aufführt, und wir dürfen nach dem bisherigen nicht zweifeln, dafs es ihm gelingen wird, diesen vollends bis zum letzten Akroterion glücklich auszubauen, wenn er es uns auch nicht wird ersparen können, im letzten Teil seine allmähliche Verwitterung und Zerstörung zu zeigen. Möge die Vollendung des Werkes nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

51) **Gustav Riedner, Typische Äufserungen der römischen Dichter** über ihre Begabung, ihren Beruf und ihre Werke. Beilage zum Jahresberichte des K. Neuen Gymnasiums in Nürnberg, 1903. 76 S. 8.

Der Verf. hat eine sehr verdienstliche Arbeit mit grofsem Fleifse geleistet. Wenn auch wesentlich neue Resultate kaum erzielt werden konnten, so ist doch das gesamte Material bis zur augusteischen Zeit einschliefslich gesammelt und übersichtlich geordnet. Auch für Studien die nicht direkt auf das behandelte Thema Bezug haben, sowie für die Schule wird die Schrift mit Nutzen beigezogen werden können.

In dem Bemühen, eine streng logische Anordnung seines Stoffes zu treffen, ist R. etwas zu theoretisch verfahren. Gelegentliche Äufserungen subjektivsten Empfindens, die noch dazu von verschiedenen Personen und aus verschiedenen Zeiten stammen, lassen sich eben nicht auf eine

einheitliche, streng logisch aufgebaute Theorie zurückführen. Deshalb ist es bedenklich, wenn R. die römischen Dichter alles, was sie sind, kraft ihrer priesterlichen Stellung sein läfst. Als Priester sind sie (§ 9) gottbegeistert, haben Göttererscheinungen und wunderbare Träume, ja sogar die Vorliebe der Dichter für die Einsamkeit wird mit diesem Priestertum begründet. Wenn hierbei R. erklärt (S. 39): „Einsame Waldes- und Gebirgsgegenden gelten für den Aufenthalt der Dichtergötter. Daraus erklärt sich auch die grofse Vorliebe für die einsamen Gegenden, die bei allen augusteischen Dichtern zutage tritt“, so scheint er doch um des Systematisierens willen geradezu Ursache und Wirkung verwechselt zu haben.

Auf einzelne Stellen ausführlich einzugehen, würde zu weit führen. Nur von einer einzigen sei mir kurz zu reden verstattet, zumal auch dort das Streben nach Systematisierung an einer Erklärung schuld sein dürfte, die ich nicht billigen kann. Es handelt sich um den Anfang von Hor. c. II, 19. R. führt diese Stelle unter denen an, die den Dichter als Schüler der Götter darstellen. Tatsächlich aber sind es lediglich die Nymphen und Satyrn, welche Belehrung von Bacchus empfangen. Der Text des Dichters läfst hierüber keinen Zweifel und, soweit ich sehe, hat auch noch kein Erklärer aufser Pluefs daran gezweifelt. Und wenn dieser den Dichter sagen läfst: „Ich habe in der Wildnis den Bacchus leibhaftig schauen und seine Lieder aus seinem Munde, so gut wie die Götter der Wildnis, hören dürfen“, so möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen, dafs Horaz von sich blofs das Verbum videre gebraucht. Sollten die aures acutae der Satyrn nicht gewollter Gegensatz dazu sein? Bedenke ich hiezu noch ferner, dafs discentes bei Nymphae, nachdem schon Bacchus als docens bezeichnet ist, gar keinen Zweck mehr haben kann, wenn nicht dadurch die gespannte Aufmerksamkeit der Nymphen gezeigt werden soll, so möchte ich glauben, dafs Horaz uns die Gruppe, die er in seiner Vision zu sehen bekommt, eigens in voller Ruhe darstellen will, damit seine eigene Verzückung einen desto packenderen Gegensatz bildet. Ist dem aber so, so könnte man vielleicht darauf verzichten, nach einem griechischen Original dieser Ode zu suchen, und sich vielmehr vorstellen, dafs es das Werk eines bildenden Künstlers sei, wodurch Horaz zu seinem Gedichte begeistert wurde.

Kaiserslautern. **Fr. Kreppel.**

---

52) **Friedrich Cauer, Ciceros politisches Denken.** Ein Versuch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. VI u. 148 S. 8. ℳ 3.60.

Cicero war ebensowenig Historiker wie Philosoph und konnte deshalb auch nie ein Politiker werden, der eine Weg wie der andere zum Verständnis des Wesens des Staates war und blieb ihm verschlossen. Daher wäre es auch vergebliche Mühe, aus den in seinen verschiedenen Schriften verstreuten Äufserungen ein politisches System konstruieren zu wollen, höchstens kann man zusammenstellen, was er hier oder da über die die damalige Welt bewegenden Fragen geäufsert hat, und wird dann finden, dafs diese Äufserungen manchmal miteinander übereinstimmen, manchmal miteinander Ähnlichkeit haben und manchmal einander widersprechen, je nachdem dieser oder jener Einflufs gerade den Schreiber beherrscht. Als solche Einflüsse aber treten hervor das augenblickliche Bedürfnis einer Rede, die Lehren griechischer Philosophen, die Autorität eines ihm imponierenden Namens (Cauer S. 84), der Zauber der Rede von der aristokratischen Republik (Cauer S. 88), die Sucht Rom zu verherrlichen, die Vorliebe für den Ritterstand und persönliche Erfahrungen. In einem Punkte aber vereinigten sich verschiedene Einflüsse, um in Ciceros Geist ein unerschütterliches Dogma zu erzeugen, das freilich selbst am deutlichsten zeigt, dafs ihm zum Staatsmann nicht weniger als alles fehlte. Die griechische Lehre, dafs die vollkommenste Verfassung diejenige sei, in der sich monarchische, aristokratische und demokratische Elemente mischten, war Cicero so einleuchtend, dafs er sie unbedenklich annahm. Da nun in der Politik die Römer den Griechen weit überlegen waren, mufsten sie auch das politische Ideal der Griechen verwirklicht haben. Welches Zeitalter aber konnte einem Manne, der den Mafsstab der bürgerlichen Moral auch an die Politik anlegte, mehr imponieren, als dasjenige, in dem Rom die reichsten und schönsten Länder der Erde eroberte, ohne sie für sich zu behalten, in dem also der Gipfel der Uneigennützigkeit erreicht zu sein schien? So stand es also Cicero, und darin folgte er dem Polybius, fest, dafs das römische Reich in dem halben Jahrhundert nach dem zweiten punischen Kriege der Idealstaat war. Wer an ihm gerüttelt hatte, war ein ruchloser Verbrecher; die Gracchen haben ihren schmählichen Untergang wohl verdient. Der Gedanke, dafs sie aus reinem Patriotismus gehandelt haben könnten oder dafs ihre Reformen dem Staate hätten heilsam werden können, wird nicht etwa schroff abgewiesen, son-

dern taucht überhaupt gar nicht einmal auf. In gleicher Weise wird jeder spätere Versuch durch Ackerverteilung und Schaffung neuer Bauernstellen den Schäden des Reiches abzuhelfen, als ruchlos und unsinnig verworfen, denn derartiges läfst sich nicht ohne einen Eingriff in den Privatbesitz vollziehen, und Schutz des Privateigentums ist Hauptaufgabe des Staates (S. 68). Natürlich ist es Cicero nie klar geworden, welche unheilvolle Bedeutung der schroffe Gegensatz von arm und reich, das Aufsaugen des Mittelstandes, die Proletarisierung der Bauern gewonnen hat. Es sind immer nur einzelne Personen, die an allen Schäden des Reiches schuld sind. Mit der Tötung der Catilinarier ist der römische Staat gerettet, und ebenso bedarf es nur der Tötung Cäsars und später des Antonius, um die aristokratische Republik in all ihrem Glanze wiederherzustellen.

Auf gleicher Höhe stehen die Anweisungen, die Cicero in Einzelfragen des Staatslebens gibt. Es ist unrecht, die Untertanen oder gar die Bürger mit Steuern oder Zöllen zu bedrücken oder in irgend welcher Weise die Provinzen auszubeuten. Aber „auf die Frage, wie denn die für die Staatsausgaben nötigen Mittel beschafft werden sollten, hat er nur die billige, nicht einmal für den Privathaushalt ausreichende Antwort, das beste Einkommen sei die Sparsamkeit“ (Cauer S. 56). Natürlich mufsten bei einer solchen Finanzpolitik die Ausgaben des Staates aufs äufserste eingeschränkt werden, und Ciceros Staat ist in der Tat der „Nachtwächterstaat“, der sich auf Sicherung der Grenzen gegen äufsere Feinde und Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Inneren zu beschränken hat. Mit dem ganzen Bildungswesen hat er nichts zu tun, also auch nicht für Heranbildung und Schulung einer tüchtigen Beamtenschaft zu sorgen, und erst recht ist ihm jene soziale Tätigkeit unterbunden. So wird die Aristokratie als die Retterin aus aller Not gepriesen und dabei jeder Möglichkeit den Aufgaben des Staates gerecht zu werden entblöfst. Auf diese Weise wird allerdings die Monarchie zweifellos notwendig. Freilich wird man Cauer recht geben müssen, wenn er mahnt (S. 129), man solle gegenüber dem Hauptvorwurf, den man Ciceros politischer Einsicht mache, dafs er nämlich die Notwendigkeit und den Segen der Monarchie nicht erkannt und dadurch unnötiges und unermefsliches Blutvergiefsen mitverschuldet habe, milde sein. Denn „wer seinen Geist an den Denkern und Dichtern der Griechen genährt hatte, wer den Mafsstab geschichtlicher Gröfse aus den griechischen Freiheitskriegen und den Kämpfen zwischen Rom und Karthago nahm, mufste die Unterordnung unter einen

einzelnen Menschen als entwürdigend empfinden" (S. 130). Wie anders hätte die Sache gelegen, wenn man die Staatsform der konstitutionellen Monarchie schon gekannt hätte! Dafs freilich Cicero sich die Frage vorgelegt hätte, ob nicht gerade in ihr sich viel besser als in der aristokratischen Republik der Scipionenzeit das monarchische, aristokratische und demokratische Element mischte, kann man mit Recht bezweifeln, aber vielleicht hätten griechische Denker diese Frage aufgeworfen und dem politischen Denken ihrer und der nachfolgenden Zeit eine ganz andere Richtung gegeben.

Die Frage, ob die Monarchie unvermeidlich war, behandelt Cauer als eine offene. „Durch drei Mafsregeln vornehmlich ist es den Kaisern gelungen", sagt er S. 136, „die erlahmende Kraft des Gemeinwesens zu festigen und zu beleben. Sie schützten die Provinzialen gegen die Habsucht der Steuerpächter und Beamten; sie vermehrten die herrschende Bürgerschaft durch Verleihung des Bürgerrechts an untertänige Gemeinden; und sie schufen in dem ritterlichen Beamtentum eine Bahn, auf der Angehörige der niederen Volksschicht stufenweise in die regierende Klasse aufsteigen konnten. Man kann nicht behaupten, dafs diese drei Mafsregeln irgend etwas enthielten, was sich an und für sich nicht mit einer republikanischen Verfassung vertragen hätte." Und an anderer Stelle (S. 132) verweist er auf die englische Aristokratie: „Niemals hat wohl ein Reich an die politische Einsicht und Tatkraft gröfsere Anforderungen gestellt als das heutige britische Kolonialreich; und doch kann nicht bestritten werden, dafs die englische Aristokratie dies Reich beständig zu festigen und zu mehren weifs." Hier kann ich Cauer nicht beistimmen. Zugegeben, dafs die römische Aristokratie alles andere leisten konnte, zu einem reichte ihre sittliche Kraft nicht aus, zum Schutz der Provinzialen gegen Ausbeutung. Der Verlockung des Reichtums war für sie zu grofs, darum mufste sie auch nachsichtig gegen ihre Angehörigen sein aus Furcht vor Wiedervergeltung, darum konnte die Ausplünderung der Provinzen nicht aufhören, darum häufte sich kolossaler Reichtum in den Händen einzelner, die nun wieder sei es durch Bestechung, sei es durch Anwerbung von Heeren eine Macht gewinnen konnten, die entweder zu immer neuen Bürgerkriegen oder eben zur Monarchie führen mufste. Für den Monarchen, dem alle Güter der Erde in unbeschränkter Fülle zur Verfügung stehen, hat die Erpressung keinen Sinn, ihn kann, von Abnormitäten abgesehen, nicht das Geld und überhaupt nichts anderes

reizen als der geschichtliche Ruhm, ein guter Herrscher zu sein, und so fällt sein Vorteil mit dem des Reiches zusammen.

Aber die englische Aristokratie? Ist sie nicht auch habgierig? Vielleicht, aber sicher nicht in dem Grade wie die römische, und aufserdem ist inzwischen der Reichtum der Welt und die Festigkeit der Staaten in solchem Grade gewachsen, dafs der Reichtum des Einzelnen nicht mehr dieselbe Bedeutung gewinnen kann wie vor 2000 Jahren.

Dafs das Urteil Cauers über Ciceros politisches Denken kein günstiges ist, ersieht man aus den wenigen Gedanken, die wir seinem gedankenreichen und interessanten Buche entnommen haben, aber es wäre ganz verkehrt daraus zu schliefsen, dafs er in die scharfe und ungerechte Verurteilung Ciceros bei Drumann und Mommsen zurückfalle. Diese kann wohl nach den Arbeiten jüngerer Gelehrten, von denen ich hier nur Boissier (Cicéron et ses amis), O .E. Schmidt (Neue Jahrbücher 1891 und in anderen Artikeln), Aly (Cicero, sein Leben und seine Schriften) und Schneidewin (Antike Humanität) nenne, als abgetan angesehen werden. Am nächsten mag wohl Cauer in der Beurteilung der politischen Fähigkeiten Ciceros Aly stehen, der doch bei aller Anerkennung seiner Verdienste und edlen Eigenschaften meint, sein „böser Stern" habe ihn in der Politik zu glänzenden Erfolgen geführt, er habe „das Glück oder vielmehr das Unglück" gehabt, durch die Entlarvung der katilinarischen Verschwörung seinem Vaterlande einen namhaften Dienst zu leisten, denn nun sei er in den Strudel des politischen Lebens hineingerissen, für das es ihm doch an Festigkeit des Charakters gefehlt habe.

Den Ausführungen Cauers über Ciceros politisches Denken kann ich nur durchweg beistimmen, es ist alles reiflich erwogen und wohl begründet. Nur S. 55 scheint er dem Cicero Unrecht zu tun mit den Worten: „Einen besonderen Wert des Ackerbaues sieht Cicero darin, dafs er ein Volk ohne Krieg ernähre (de rep. II, 26), wobei er nicht beachtet, dafs die Römer gerade zu der Zeit am kriegslustigsten gewesen waren, zu der sie am entschiedensten den Charakter eines Bauernvolkes gehabt hatten." Ich behaupte, dafs „die Römer", wenn damit die breite Masse des römischen Volkes gemeint ist, niemals kriegslustig gewesen sind, und ich gebe auch darin Cicero recht, dafs der Ackerbau, so lange und weil er das Volk im Frieden genügend ernähren kann, vor jeder Kriegslust schützt. Das eine kann so wenig wie das andere an dieser Stelle nachgewiesen werden, weil dazu ein tieferes Eingehen auf die römische

Geschichte oder gar auf die Geschichte verschiedener Völker notwendig wäre, als hier der Raum gestattet. Statt dessen berufe ich mich auf eine Antorität, die Caner wobl gelten lassen wird. S. 133 seines Buches heifst es nämlich: „Bis zum Ende des zweiten Jahrhundeıts vor Christus hatte der Grundsatz gegolten, dafs nur der Besitzende die Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes tragen durfte. Berufssoldaten gab es damals nicht. Wer im Felde stand, wünschte nichts sehnlicher, als sobald wiemöglich zu Haus und Hof zurückzukehren. Keine Kriegsbeute konnte ihn für die Verluste entschädigen, die durch längere Abwesenheit seine Wirtschaft erlitt."

Wohlau i. Schl. **Leopold Reinhardt.**

---

53) **Paul Cauer, Die Kunst des Übersetzens.** Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht. Dritte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Exkurs über das Präparieren. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. VII u. 166 S. 8. geb. ℳ 3.60.

Wir können die neue Auflage des aufserordentlich anregenden Buches mit gleicber Empfehlung begleiteu wie die zweite vom Jahre 1896 (Jahrg. 1896 der N. Phil. R., S. 331) und sind überzeugt, dafs das Buch weiterhin einen zahlreichen und dankbaren Leserkreis finden wird. Vielfach sind Beispiele durch gleichartige, doch wirksamere ersetzt, auch ist der Kreis der Beobacbtungen erweitert worden; überall geht Verf. darauf aus, den ursprünglichen Sinn der Worte im Unterrichte finden zu lassen und damit ein Stück Entwickelungsgeschichte der Begriffe zu geben; so zeigt er, wie man im sprachlichen Unterrichte den jugendlichen Geist denken und sich in die Denkarbeit vertiefen lehrt. Und die Freude, dies bei seinen Schülern erreicht zu haben, wird jeder haben, der sich des Verf. Methode zu eigen macht, die, wenn auch nicht systematisch dargelegt, doch an einer grofsen Zahl von Beispielen praktisch erörtert wird. Verf. hat dieser Auflage seines Buches eine Erweiterung beigefügt, die, wie wir überzeugt sind, grofsen Nutzen stiften wird, wenn der hier gegebene Rat befolgt wird. Den Exkurs über das Präparieren (S. 139—147) hat er in der Absicht geschrieben, „um an seinem Teile die Gefahr zu bekämpfen, mit der uns eine gewisse Sorte nicht verbotener und gesetzlich nicht anfechtbarer Hilfsmittel bedroht". Er legt besonderes Gewicht darauf, dafs der Schüler eine richtige Handhabung des Wörterbuches erlernt, wozu er aber unbedingt der Anleitung durch den Lehrer bedarf.

Dem beherzigenswerten Rate — Verf. legt seine Methode sehr eingehend dar — pflichten wir um so überzeugter bei, als wir selbst schon vor Jahren (Pädag. Wochenbl. V., Nr. 7) derselben Sache das Wort geredet haben.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

54) **L. Herrig** et **G. F. Burguy, La France Littéraire,** remaniée par **F. Tendering.** 47e édition. Brunswick, George Westermann, 1903. IV u. 708 S. 8. Anmerkungen in Tasche 122 S. geb ℳ 6.—.

Die neue von F. Tendering besorgte Ausgabe der „France Littéraire" weist gegenüber den früheren Auflagen wesentliche Veränderungen auf. Die Rücksicht auf das rein literarische Interesse ist mehr in den Hintergrund getreten; dafür hat der Herausg. sich bemüht, die Auswahl so zu gestalten, dafs diese den Schülern eine allgemeine Kenntnis der sozialen und politischen Verhältnisse Frankreichs übermittelt. Ausgehend von dem richtigen Grundsatze, dafs es besser ist, wenige gröfsere Stücke lesen zu lassen, welche die Schüler etwas eingehender mit den Hauptvertretern der verschiedenen literarischen Strömungen bekannt machen, als auf engem Raume möglichst viele Literaturproben zusammenzudrängen, hat Tendering eine grofse Anzahl namentlich älterer Schriftsteller ausgeschieden und dafür nur elf neue aufgenommen, die sämtlich dem 19. Jahrh. angehören, es sind Musset, Ségur, Duruy, Lanfrey, Taine, Zola, Alphonse Daudet, Sandeau, Coppée, Prud'homme und Verlaine. Bei jedem Schriftsteller findet man, wie bisher, eine französisch geschriebene kurze biographische und literarische Einleitung. Der deutsche Kommentar bringt dazu noch die sachlichen und sprachlichen Ergänzungen, welche für den ausgewählten Lektüreabschnitt im besonderen wünschenswert und nützlich erscheinen können. — Die Chrestomathie soll in Realanstalten von Untersekunda bis Oberprima gelesen werden und den Gebrauch einzelner Schriftstellerausgaben in diesen Klassen unnötig machen. Wenn sie bei dieser Konkurrenz gegen die Spezialausgaben Erfolg haben soll, so mufs sie jedenfalls bei der nächsten Auflage in zwei Teile zerlegt werden; denn in ihrer jetzigen dickleibigen Gestalt ist sie sowohl für die Schüler als auch für den Lehrer ziemlich unbequem. Abgesehen von diesem äufserlichen Mangel werden diejenigen Fachkollegen, welche überhaupt den Gebrauch von Chrestomathien für richtig halten, mit der Tenderingschen Neubearbeitung jedenfalls im grofsen und ganzen sehr einverstanden sein. -4-

---

55) **Friedrich Schottmüller, Praktische Sprachschule für die gesamte Exportindustrie.** 1. Abteilung: Bijouterie (französisch). Unter Mitwirknng von hervorragenden Fachlenten des In- und Auslandes ausgearbeitet (von F. S., Reallehrer an der Handelsschule in Pforzheim). Im Selbstverlage des Verfassers, 1903. 8.

Auf 15 Seiten wird der ganze Schatz der technischen Bezeichnungen auf dem Gebiete der Goldindustrie in 20 lebendig gehaltenen Gesprächen dem Lernenden an die Hand gegeben. Stellt man die gesperrt gedruckten Zeilen unter Beigabe eines Briefanfangs und -schlusses zusammeu, so ist der Inhalt des Gespräches in den betreffenden Geschäftsbrief umgesetzt. Das Heft ist aus einem Bedürfnisse herausgewachsen und wird in Geschäftskreisen gute Aufnahme finden.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

56) **Carl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache.** Zum Selbstunterricht für den Anfänger. 2. Aufl. (Sammlung kurzer Lehrstücke der romanischen Sprachen und Literaturen, I.). Halle a. S., Max Niemeyer, 1903. XVI u. 278 S. 8.

Bei der vorliegenden zweiten Auflage des Werkes genügt es, auf die ausführliche Besprechung der ersten hinzuweisen, die Ref. (Jahrg. 1902 dieser Zeitschrift, S. 108—113) gegeben und deren Bemerkungen der Verf., wie er im Vorwort zur zweiten Auflage mitteilt, berücksichtigt hat. Die damals dem Buch mit auf den Weg gegebene warme Empfehlung hat sich durch das schnelle Erscheinen der neuen Auflage als gerechtfertigt erwiesen und darf für sie mit noch mehr Recht wiederholt werden.

Berlin. **B. Röttgers.**

---

57) **Victor Arthur Graf von Ségur-Cabanac, Grammaire Française** d'après une nouvelle Méthode analytique. Première Partie. Brünn, Karl Winiker, 1904. XVIII u. 111 S. 8. ℳ 3.—.

Das Buch ist für Mädchenschulen bestimmt und soll in Gesprächsform die Kenntnis der französischen Formenlehre mit Einschlufs von avoir, être und der lebenden Konjugation vermitteln; jedem der 16 Entretiens ist ein kleiner zusammenhängender Text vorausgeschickt, auf den hernach bei den Übungen (Gesprächen zwischen Lehrer und Schüler) auch Bezug genommen wird. Den Schlufs des Buches bilden einige kleine Texte und eine Konjugationstabelle; in der Einleitung werden in französischer und

deutscher Sprache Regeln über Aussprache, Bindung und Elision und einige „Phrases de classe“ gegeben, in denen der Lehrer sich mit einer Schülerin unterhält, während nachher nur von einem Schüler die Rede ist. Ich erkenne das Streben und den guten Willen des Verf. voll an, ich kann mich aber mit seinem Werk nicht befreunden und vermag es als Schulbuch nicht zu empfehlen. Wer einen Kurs in französischen Sprechübungen durchmachen will, mag es immerhin benutzen. Die Zahl der Druckfehler und sonstigen Versehen ist ganz ungewöhnlich grofs.

Nauen. **Fries.**

---

58) **R. Blume, Sailing alone around the World by Captain Joshua Slocum.** Für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit einer Abbildung und einer Karte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, A.-G., 1902. (Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller Nr. 42.) IV u. 93 S. 8. Dasselbe Nr. 42 b mit engl. Anmerkungen. geb. ℳ 1.20.

Das Bändchen bringt der Sammlung, der es angehört, eine wertvolle Bereicherung. Ein amerikanischer Schiffer erzählt hier schlicht und anschaulich eine Weltumsegelung, die er allein auf seiner selbstgebauten Sloop „the Spray“ von 1895—1898 unternommen hat. Mit möglichster Benutzung günstiger Meeresströmungen und der Passate fuhr der kühne Mann zunächst von Boston nach Gibraltar, darauf nach Südamerika und südlich durch die Magelhensstrafse, in der er Abenteuer und Gefahren mancherlei Art zu bestehen hatte, dann über den Stillen Ozean nach Samoa; von da über Sydney, durch die Torresstrafse in den Indischen Ozean, weiter über Mauritius, Durban, Kapstadt, St. Helena nach den Kleinen Antillen und wieder nach Boston. Ohne viel Aufhebens von seiner Person zu machen, fast als ob es sich um eine Lustfahrt handele, berichtet der kühne Mann von seinem waghalsigen Unternehmen. Dabei beobachtet er Natur und Menschen mit offenen Augen. In scharfen Momentaufnahmen wird uns manche hervorragende Persönlichkeit gezeigt, mit der der Erzähler zusammengetroffen, wie etwa Stanley und Präsident Krüger; fesselnde, wenn auch kurze Schilderungen aus dem Leben der fremden Völker unterbrechen die Berichte von den wochenlangen, einsamen Seefahrten. So bietet das Buch eine fesselnde Lektüre und wird, glaube ich, besonders von den Schülern der Realschulen in unseren Seehäfen sehr geschätzt werden, die ja so viele Zöglinge zu allen möglichen Berufen auf die See schicken. — Die

Auswahl ist vom Herausg. geschickt getroffen. Was die Anmerkungen betrifft, so ist in sprachlichen Dingen des Guten manchmal zuviel getan. Mit dem Gerundium in *„they ceased paddling“* oder in *„he spoke of my stopping“* oder *„I regretted having gone“*, mit einem Ausdruck wie *„to make a long story short“* oder *„I made them undustand“* müfste ein Schüler im dritten Jahre englischen Unterrichts — und früher kann man das Buch doch nicht lesen — auch ohne Anmerkung fertig werden. Dagegen hätte ich in Bezug auf nautische Dinge gern etwas mehr gehabt. Was *tonnage net* oder *gross* besagt, weifs auch an der Wasserkante nicht jeder, oder was es mit der Berechnung der Fahrtgeschwindigkeit nach Knoten auf sich hat, oder was ein *log-book* sei. Bei dem wohl schon der Urausgabe entnommenen Schema der Takelage der „Spray“ vermifst man eine Einzelbezeichnung der Teile durch Buchstaben. — Das Sonderwörterbuch hat, soweit ich gesehen, keine Lücken, wenn es zugleich mit den Anmerkungen benutzt wird. — Alles in allem glaube ich, das Buch den Fachgenossen als Lektüre, etwa für die Untersekunda von Realschulen, oder zur Privatlektüre und zu Sprechübungen in höheren Klassen, recht wohl empfehlen zu können. Derjenige Teil unserer Jugend, dessen Zukunft in und an dem Wasser liegt, wird es sicherlich sehr gern lesen.

Flensburg. **Ernst Hansen.**

---

59) **M. Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Shakespeares Coriolan.** Berlin-Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1902. VI u. 96 S. 8. ℳ 2.—.

Seiner Hamleterklärung (vgl. Jahrg. 1902 dieser Zeitschrift, S. 19 f.) läfst der Verf. in vorliegendem Bändchen den nach derselben Methode behandelten Coriolan folgen. Er fafst das Stück als die Tragödie des ungebändigten Heldentums auf und tritt der Meinung entgegen, dafs Coriolans Handlungsweise vom Dichter als Verrat dargestellt werde. Eindringlichkeit und Klarheit zeichnen die Analyse aus, die von den einzelnen Szenen, zusammenfassend von den Aufzügen, schliefslich vom Aufbau des Dramas gegeben wird. Den Schlufs bildet eine eingehendere Behandlung des Verhältnisses zwischen dem Stück und Plutarchs Erzählung. Besonders zu rühmen ist an der Arbeit des Verf. das schlicht Objektive, die Abwesenheit aller ästhetischen Phrasen und des gesucht Geistreichen. Eigentümlich berührt die Bemerkung (S. 51), dafs die heldenhafte Sprache auf den Leser bald ermüdend wirken müsse (vgl. auch S. 84). Shakespeare

schrieb doch einzig und allein für Hörer und Zuschauer! Kleine stilistische Unebenheiten, wie das ungewöhnliche Adjektiv „beachtlich", die unschöne Wortbildung „Verungeheuerlichung" (S. 23), die Häufung der Satzanfänge mit „nachdem" (S. 61) und „da" (S. 62) werden sich bei einer neuen Auflage glätten lassen. Statt krafts und kraft S. 53 ist crafts und craft zu schreiben.

Kolberg. **Gustav Wack.**

---

60) **W. Sattler, Deutch-Englisches Sachwörterbuch** mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und der Realien. Mit Zitaten und einem alphabet. Verzeichnis der engl. Wörter. Vollständig in ca. 10—12 Lieferuugen à 6 Bogen grofs Lex.-8. Leipzig, Renger, 1903 f. Jede Lieferung ℳ 2. —.

W. Sattler hat bereits im Jahre 1899 einige Proben aus dem von ihm schon seit langer Zeit vorbereiteten Lexikon in der Festschrift veröffentlicht, welche die höheren Schulen Bremens damals der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner überreichten. (Vgl. Neue Philol. Rundschau 1900, S. 501 ff.) Man wird in Fachkreisen nach diesen Proben im allgemeinen schon über die Anlage des ganzen Werkes orientiert sein. Trotzdem ist es vielleicht nützlich, den auf der Rückseite des Titelblattes abgedruckten Prospekt hier ausführlich wiederzugeben. „Sattlers Wörterbuch", heifst es dort, „unterscheidet sich von anderen Wörterbüchern zunächst durch die Art der Anordnung. Denn es gibt nicht die einzelnen Wörter in alphabetischer Folge, sondern fafst unter bestimmten Stichwörtern nicht nur die Synonyme, sondern auch die abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter (so bei den Verben die Komposita) und alle einschlagenden Ausdrücke, wie z. B. unter „blühen" Blüte, Blume, die einzelnen Teile, wie Blatt, Kelch, Stengel, die verschiedenen Blumen usw. zusammen. Indem es dann alle grammatisch wichtigen Wörter, wie Artikel, Pronomen, die Präpositionen — diese besonders ausführlich — in gleicher Weise behandelt, aber auch sonst stets den grammatischen Gebrauch eines Wortes berücksichtigt, wird es in den meisten Fällen eine Grammatik vollständig ersetzen und für diesen Zweck sogar bequemer zu gebrauchen sein. Besonders ausführlich behandelt es endlich die Realien. Alle Seiten des englischen Lebens in Staat, Kirche, Haus, alle Sitten und Gebräuche in Kleidung, Essen, Trinken usw. werden unter Berücksichtigung früherer Zustände und Zeiten und meist mit wörtlicher Wiedergabe der Quellen eingehend und im Zusammenhange geschildert."

Die beiden ersten Lieferungen, welche uns hier vorliegen, lassen diesen Plan schon in deutlicher Weise erkennen. Unter dem Stichwort „Advokat“ finden wir z. B. Angaben über die verschiedenen Arten englischer Anwälte und Notare, über ihre Vorbildung, ibre Funktionen, ihre Tracht und ihre gesellschaftliche Stellung. Der Artikel „Bauer“ enthält neben synonymischen Zusammenstellungen allgemeine Bemerkungen, namentlich geschichtlicher Art, über die Entwickelung des ganzen Bauernstandes in England. Unter „Arzt“ und „Arznei“ findet man so ziemlich alles zusammengestellt, was mit diesen beiden Begriffen irgendwie in Verbindung steht. Auch die Artikel „baden“ und „Baum“ sind äufserst reichhaltig: unter „baden“ wird sogar der „Order of the Bath“ besprochen, unter „Baum“ sind alle wichtigen Baumnamen mit Angaben über ihre syntaktische Verwendung, über die davon abgeleiteten Adjektiva usw. angeführt. Auch unter „Adel“, „begraben“, Berg“, „beten“, „Bett“, „bezahlen“, „Bibel“, „Bier“ und „Bild“ findet man eingehende Auskunft über eine Menge einschlägiger Dinge. Das Sattlersche Wörterbuch wird auf diese Weise zu einem wirklichen „Dictionnaire des idées“, in dem man für wichtige Vorstellungskomplexe alle die Einzelausdrücke, die man sonst in den Wörterbüchern mühsam zusammensuchen mufs, bequem beieinander findet.

Einen sehr wichtigen Bestandteil des Lexikons bilden die Artikel über die Präpositionen. Die betreffenden Abschnitte sind ungemein ausführlich: „an“ umfafst z. B. 10 Seiten, „auf“ 9, „aus“ und „bei“ füllen je 6 Seiten. Wer sich ein wenig in das Wörterbuch eingewöhnt hat, wird hier wohl für jeden fraglichen Fall ausreichende Belehrung finden. Es ist sehr dankenswert, dafs der Verf. seine früheren wichtigen Arbeiten auf diesem Gebiete hier in so bequemer Weise weiten Kreisen zugänglich macht.

Bei den Präpositionen tritt gerade einer der Hauptvorzüge des Werkes in besonders augenfälliger Weise zutage, es ist dies die ungeheure Menge von Belegstellen. Vorwiegend vertreten diese natürlich das mustergültige moderne Englisch; doch wird auch die ältere Sprache (namentlich die Bibel und Shakespeare), sowie die Volkssprache und der dichterische Gebrauch berücksichtigt. Jeder Benutzer des Lexikons wird die nach dieser Seite hin angestrebte Ausführlichkeit mit Dank anerkennen und dabei mit aufrichtiger Hochachtung vor der umfassenden Belesenheit des unermüdlich arbeitenden greisen Gelehrten erfüllt werden.

Die Etymologie ist, wie jetzt in allen gröfseren Wörterbüchern, soweit berücksichtigt, als es für die einzelnen Ausdrücke zum Verständnis

ihrer Bedeutungsentwickelung und ihrer kulturgeschichtlichen Stellung von Interesse ist. Allzuviel durfte natürlich hier nicht geboten werden, wenn der eigentliche Zweck des Buches im Auge behalten werden sollte. Jedenfalls hat der Verf. im allgemeinen wohl das richtige Mafs getroffen.

Ein näheres Eingehen auf Einzelheiten möchten wir uns auf eine spätere Gelegenheit versparen. Für heute begnügen wir uns damit, die Fachgenossen auf das bedeutsame und nützliche Unternehmen hinzuweisen, und wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs es dem Verf. vergönnt sein möge, sein Werk recht bald mit frischer Kraft zu Ende zu führen.

Die äufsere Ausstattung des Buches ist mustergültig; namentlich verdient der deutliche und nicht zu kleine Druck Anerkennung. In den späteren Heften könnte vielleicht da, wo es sich um kurze Wörter handelt, statt des Abkürzungsstriches lieber gleich das ganze Wort hingedruckt werden.

Bremen. **Felix Pabst.**

---

61) **Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung.** Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1903. XVI u. 435 S.; XXIII u. 605 S. gr. 8. ℳ 6.50 u. ℳ 7.50.

Wenn ein wissenschaftliches Werk nach zwanzig oder gar, soweit es sich um den zweiten Band handelt, vierzehn Jahren seine dritte Auflage erlebt, so ist es über die Kritik hinaus, und deren Organe haben nur die Verpflichtung, auf das neue Gewand der verdienstvollen und anerkannten Leistung hinzuweisen und etwa darauf aufmerksam zu machen, welche Veränderungen das Werk in seiner neuen Gestalt aufzeige und wie weit die seit dem Erscheinen der früheren Auflagen innerhalb des behandelten Stoffgebietes eingetretenen Wandlungen berücksichtigt seien.

Über die von ihm vorgenommenen Änderungen und Verbesserungen berichtet der Verf. selber in seinen Vorreden; sie beschränken sich im ersten Bande auf einzelne Zusätze und Ergänzungen, im zweiten sind sie umfangreicher und haben sich namentlich auf die §§ 40. 41. 70. 71 u. 75 erstreckt; an vielen Stellen wird ferner jetzt auf des Verf.s in den Jahren 1894 und 1895 erschienene „Geschichte des Idealismus“ verwiesen und behufs einer Vergleichung dieses jüngeren Werkes mit dem älteren die 1902 erschienene Schrift von Seidenberger „Grundlinien idealer Weltanschauung aus O. Willmanns Geschichte des Idealismus und seiner Didaktik“

empfohlen; endlich hat die neue Auflage im zweiten Bande ein beide Bände umfassendes Register erhalten. An dem Grundcharakter des Buches ist durch alle diese Neuerungen nichts geändert worden.

Von den seit 1894, dem Jahre der Bearbeitung der zweiten Auflage, auf dem Gebiete des Schulwesens vorgenommenen Wandlungen ist kaum Notiz genommen und besonders auffallend ist es, dafs der Verf. weder I 426, wo er doch in der geschichtlichen Betrachtung des modernen Unterrichtswesens der preufsischen Lehrpläne von 1882 und 1892 gedenkt, noch II 487 oder 547 ff. bei der Kritik des heutigen Bildungswesens die Berliner Schulkonferenz von 1900 und ihre wichtigen Folgen erwähnt und auch die Wörter „Reformgymnasium" und „Frankfurter Lehrplan" nicht ein einziges Mal in den Mund nimmt; des griechischen Lesebuches von Ulrich v. Wilamowitz wird an zwei Stellen (II 225 und 318 Anm.), aber ohne jede Bezugnahme auf den Anlafs seiner Entstehung gedacht; ja mit dem Satze: „Die Universität hat vom Gymnasium und nur von diesem ihre Schüler zu empfangen" (II 538 und 539; ähnlich auch II 487 und 556) erklärt der Verf., seinem früheren Standpunkte entsprechend, ausdrücklich und doch ohne eine förmliche Auseinandersetzung mit der neuen Ordnung seine Ablehnung der im Jahre 1900 proklamierten Gleichberechtigung, und an denjenigen Stellen, wo er von dem Unterrichte im Lateinischen spricht, bleibt er bei seiner Wertschätzung der formal bildenden Kraft dieses Unterrichts und setzt überall stillschweigend voraus, dafs da, wo der Gymnasialunterricht überhaupt beginne, auch sofort der Lateinunterricht einsetze; auch hält er noch jetzt ohne jede Erwähnung der erfolgten Abschaffung und ohne jede Polemik an dem lateinischen Aufsatze fest, wenn er II 550 einfach sagt: „Der lateinische Aufsatz bildet den verständlichen Zielpunkt der Stilübungen." Von den hiermit vom Verf. dokumentierten Anschauungen sind dem Berichterstatter die für die formal bildende Kraft des sprachlichen und insbesondere des lateinischen Unterrichts eintretende und die sich unausgesprochen gegen das Reformgymnasium wendende durchaus sympathisch, trotzdem hält er es nicht für richtig und nicht für der ferneren Verbreitung des sonst so bedeutenden Werkes förderlich, dafs es sich durch die absichtliche Verschweigung und Nichtachtung der neuesten Entwickelungsphase des preufsischen und damit doch auch des deutschen Schulwesens wenigstens nach dieser Seite hin gewissermafsen selbst aufs Altenteil setzt.

Bremen. **Edm. Fritze.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der **Verlagsbuchhandlung W. Kohlhammer, Stuttgart,** betr. **W. Nestle,** Euripides, und andere Verlagswerke.

Gotha, 16. April. Nr. 8, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

84) **O. Wöhlermann, In Sapphus carmen II quaestiones criticae.** Programm des Marienstifts-Gymnasiums. Stettin 1903. 13 S. 4.

Der Verf. behandelt das bekannte Gedicht der Sappho *φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θεοῖσιν κτλ.* kritisch. Die Arbeit verrät grofsen Fleifs, wirft aber doch nur geringen Ertrag ab; es kommt dies daher, dafs das Gedicht eben schon zu oft zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht wurde. V. 5 weist der Verf. durch eine grofse Anzahl von Beispielen nach, dafs die Verbindung von *μοι ἔμαν* nichts Anstöfsiges habe. Dies ist gewifs richtig; aber aus diesem Grund wurde auch *ἔμαν* nicht mit *μάν* vertauscht, sondern weil an unserer Stelle die starke Hervorhebung der Person nicht am Platze ist, während die Beteuerung *μάν* gut pafst. V. 6 ist der Verf. in der Verwerfung von *ἐπτόασεν*, wofür er *ἐπτόησεν* verlangt, zu rasch. Man mag die Form *ἐπτόασεν* vielleicht nicht für völlig gesichert ansehen, aber vor Abänderung wird sie durch *πτοιῶμαι* Mimn. 5, 2 und *ἐπτοάθης* Eur. Iph. Aul. 587 geschützt, sowie durch die Wahrnehmung, dafs auch andere Verba ähnlich schwanken. V. 7 wünscht der Verf. *εὐίδω*, das er aus *ἐσϝίδω ἐϝϝίδω* erklärt, und V. 8

ἥκει, da εἴκει mindestens ebenso zweifelhaft sei. V. 9 verteidigt er γλῶσσα ἔαγε λέπτον δ' und V. 10 ὑπαδεδρόμακεν, beides jetzt allgemein aufgenommen, ebenfalls wie V. 13 μ' ἴδρως = μοι ἴδρως. Am Schlusse des Gedichtes tritt er für φαίνομαι, Ἄτθι· ἄλλα πᾶν τόλματον ein, das er „sed quidvis est sustentandum" übersetzt. Müfste dies nicht τολματέον heifsen? Die folgenden Worte des Ps.-Longinus, die in der Überlieferung ἐπεὶ (καὶ) πένητα οὐ θαυμάζεις κτλ. lauten, will er in ἔπειτα τὴν ποιήτριαν οὐ θαυμάζεις κτλ. emendieren, worin ihm kaum jemand beistimmen wird.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

85) **Georg Losgar, Studien zu Alcimus Avitus' Gedicht De spiritalis historiae gestis.** Programm des k. bayer. humanistischen Gymnasiums Neuburg a. D., 1903. 40 S. 8.

Nachdem uns der Verf. in einer kurzen Einleitung die Persönlichkeit des Alcimus Avitus und dessen Lebensverhältnisse dargestellt hat, gibt er in seinen eigentlichen Ausführungen eine ansprechende Schilderung von dem poetischen Hauptwerk desselben, welche uns die sympathische Eigenart der Dichtung recht deutlich vor Augen führt. Zunächst wird dabei (mit Zitierung von einigen Proben) die Anordnung des Stoffes und insbesondere die dem Autor eigentümlichen Exkurse betrachtet, die nach der Meinung des Verf. hervorgegangen sind teils aus dem Bestreben des Dichters, seine vielseitige Gelehrsamkeit zu zeigen, teils aus allgemein rhetorischen Gesichtspunkten. Übersehen ist dabei die vorwiegend didaktische Richtung der lateinisch-christlichen Poesie überhaupt, welche an und für sich schon zu Exkursen führt. In dem nächsten Abschnitt stellt Losgar die dichterische Sprache des Avitus dar, der, ein gelehriger Schüler seiner klassischen Vorbilder, besonders in der Topik eine beachtenswerte Selbständigkeit zeigt und über einen grofsen Reichtum an Sentenzen verfügt. Das Schlufskapitel ist den Beziehungen des Avitus zu den antiken Dichtern gewidmet. Dem von Rudolf Peiper in seinen mustergültigen Ausgaben mehrerer christlich-lateinischer Dichter eingeschlagenen Verfahren folgend konnte der Verf. eine grofse Anzahl von Parallelen aus Virgil, Ovid und anderen Autoren beibringen. Manchmal scheinen mir die hier angegebenen Musterstellen aber doch zu entlegen zu sein; um nur ein Beispiel anzuführen, stammt die Stelle I 325 astrigeram aulam doch wohl nicht, wie Losgar meint, aus Statius (Theb. X 828 axis astrigera), sondern aus der Hepta-

tench-Dichtnng des Cyprianns Gallns, zu dessen Lieblingswörtern astriger gehört (vgl. Exod. 559 astrigera aula u. a. a. O.). Die tatsächliche Abhängigkeit des Avitns von den klassischen Mustern würde sich wohl durch Heranziehung der auch stofflich verwandten Dichtnngen eines Hilarius nnd Marius Viktor u. a. in klarerem Lichte gezeigt haben.

Zweibrücken. **Ant. Stutzenberger.**

86) **Maximilianus Arnold, Quaestiones Posidoniae.** (Spec. I.) Dissertatio inauguralis. Lipsiae, O. Schmidt, MCMIII. 74 S. 8.

Arnold hat sich die Aufgabe gestellt nachzuweisen, wieviel von des Posidonius Werken über mathematische Geographie, Astrologie und insbesondere über Gröſse nnd Höhe der Himmelskörper noch erhalten ist. Das planmäſsige Vorgehen in diesem ersten Teile seiner Arbeit verrät den zielbewnſsten nnd von innerer Überzeugung durchglühten, doch keineswegs einseitigen und tendenzblinden Forscher und läſst dank der dabei zntage tretenden Gründlichkeit und Exaktheit von der Fortsetzung seiner Studien schätzenswerte Ergebnisse erwarten.

Zunächst stellt der Verf. eine alle Umstände umsichtig abwägende Untersuchung über die Zeit des Kleomenes und die Veröffentlichung seiner Schrift *Κυκλικῆς Θεωρίας Μετεώρων βιβλία δύο* an, als deren Hauptquelle seit dem Erscheinen von Bakes „Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae“, d. h. seit 1810 allgemein Posidonius gilt. Bis jetzt wogte der Kampf unter den Gelehrten über diese Streitfrage namentlich nach der Richtung, daſs die einen es für unmöglich erklärten anznnehmen, Kleomedes habe nach Ptolemäus gelebt, wobei vorzngsweise zwei Gründe ins Treffen geführt wurden einmal daſs der Name des Ptolemäus in dessen Schrift nicht erwähnt sei, zweitens weil Kleomedes von der Brechung des Lichts, die doch von Ptolemäns eine ziemlich umfangreiche und eingehende Behandlung erfahren hatte, kaum eine schwache Ahnung zu haben scheine, während die Stimmen im anderen Lager diese Gründe als unzureichend zu entkräften suchten und die gegenteilige Ansicht mit ebenso wuchtigen Argumenten verfochten, indem sie den ersten Grund für nicht beweiskräftig genug erklärten, dem zweiten entgegenhielten, daſs die Lichtbrechnng erst in der von Ptolemäus im Greisenalter vollendeten *Μεγάλη Σύνταξις* behandelt und von Kleomedes ebenfalls, wenn auch weniger nmfangreich, und klar errörtert worden sei. Indem nun Arnold das Für und Wider in dieser beiderseitigen Beweisführung genauer unter

die Lupe nimmt, gewinnt er einen selbständigen, fast möchte ich sagen beide Ansichten versöhnenden Standpunkt, indem er den ersten Einwurf durch Anführung analoger Fälle, um mich einer aristotelischen Wendung zu bedienen, als ein, wenn auch δυνάμει, so doch nicht ἐνεργείᾳ ὄν gelten läfst, den zweiten damit ahtut, dafs er zwar sachlich beistimmt, den Grund für diese Erscheinung aber auf des Kleomenes gering einzuschätzende Begabung und dessen Manier die Dinge nur skizzenhaft anzudeuten zurückführt, wodurch sich eben die magere Dürftigkeit bei Erwähnung der Lichtbrechung erkläre. Und gleich als ob er durch die so gewonnene selbständige Stellung sich gewissermafsen erst den erforderlichen Berechtigungsschein auch zu selbständigem Vorgehen erworben hätte, macht jetzt Arnold die Stelle 106, 28—108, 12 Δύο εἰσὶν ἀστέρες — ἐπὶ τοῦ ὁρίζοντος ὀφθῆναι zum Ausgangspunkt seiner eigenen Untersuchung, die, ist sie auch, insofern sie nur auf dem Umwege versuchsweiser Annahmen um die ersten Schwierigkeiten herumkommt, zunächst noch nicht ganz einwandfrei, doch um ihrer inneren Gediegenheit willen, wenigstens soweit es sich um die grundlegende Zeitbestimmung handelt, eines ausführlicheren Referates wert erscheint. Zuvor will ich noch anmerken, was der Verf. zu erwähnen vergessen hat, dafs die Zitate nach Seiten und Zeilen der bei Teubner 1891 erschienenen Ausgabe von Ziegler erfolgen.

An der oben näher bezeichneten Stelle handelt es sich um die beiden Fixsterne erster Gröfse Antares und Aldebaran, von denen bekanntlich ersterer das Herz des Skorpionensternbildes, letzterer das Auge des Stieres bildet. Aus derselben geht hervor, dafs zur Zeit ihres Gewährsmannes jene beiden Sterne die Mitte ihres Zeichens einnahmen. Über diese für den weiteren Gang der Untersuchung allerdings ziemlich irrelevante Ungenauigkeit, wie sie denn doch tatsächlich in dem dabei angewandten technischen Ausdruck διαμετροῦντες ἀλλήλοις usw. zutage tritt — in Wirklichkeit fehlt es um etwa 3°; auch stehen beide südlich der Ekliptik — schweigt der Verf., obwohl er sie, wie man aus seiner letzten Folgerung abnehmen darf, wohl kennt. Nun war vor der Zeit des Kleomedes Hipparch der letzte, der über die Bewegungen der Sterne Beobachtungen angestellt hatte und zwar war er nach Wolf „Geschichte der Astronomie" S. 158 übereinstimmend mit Gretschel „Lexikon der Astronomie" S. 211 und 421 durch das Erscheinen eines neuen Sternes im Sternbilde des Skorpions im Jahre 134 v. Chr. dazu veranlafst worden; ob dies wirklich der Antares war, wie Arnold S. 11 behauptet „Antare splendidissimo

candore elucente", mufs ich dahingestellt sein lassen; keinesfalls aber durfte sich Arnold für diese Behauptung auf Wolf berufen. Zum besseren Verständnis mufs ich wohl hier noch einschieben, dafs von den neueren Forschern (vgl. Wolf S. 194) glaubhaft nachgewiesen worden ist, Ptolemäus habe gar keine selbständigen Beobachtungen angestellt, sondern einfach durch Hinzuzählung von 2° 40′ zu den von Hipparch bestimmten Längenangaben die seinen festgesetzt, was freilich neuerdings wieder von Boll unter Betonung des Plus von 175 Sternen bei Ptolemäus (hier bleibt eine unaufgeklärte Differenz von drei Sternen zwischen den 1022 bei Wolf S. 62 und der nach den Angaben Arnolds für Boll sich ergebenden Summe 850 + 175 = 1025) angezweifelt, jedoch gegen Boll abermals von dem Dänen Bjöernbo, der sich in jüngster Zeit auch durch neue Funde um die wichtige Karte des Claudius Clarus (Claussen Swart) verdient gemacht hat (vgl. Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 257) erhärtet worden ist und zwar mittels der jenen Zweifelsgrund lösenden Modifikation, der Katalog des Ptolemäus setze sich eben aus mehreren früheren Werken zusammen, die auf der gleich irrigen Berechnung sich aufbauten. Dabei haben aber meines Erachtens alle drei, Boll, Bjöernbo und Arnold, zweierlei Angaben, die sich bei Wolf finden, übersehen, erstlich die von ihm angeführte Überzeugung Delambres, Ptolemäus habe „mutmafslich nur wenige eigene und eine kleine Reihe der etwa 41 Jahre zuvor durch Menelaus gemachten Beobachtungen" angewendet, zweitens, dafs „bei einigen Sternen in den Minuten Differenzen vorkommen", oder sie haben dieselben ignoriert, jedenfalls mit Unrecht; denn zweifelsohne bekommt die Sache auf diese Weise ein anderes Gesicht, das im Grunde genommen allen zulächelt.

Bei jener Gelegenheit nun erkannte Hipparch, dafs seit den anderthalb Jahrhunderte vor ihm von Aristyll und Timocharis gemachten Beobachtungen der sogen. Frühlingspunkt der Sonne um 2° von Ost nach West „vorgerückt", richtiger „zurückgerückt" sei. Arnold bedient sich nämlich des in dieser Verbindung auch sonst oft noch in Büchern begegnenden, aber deswegen, wenn mit bezug auf das Subjekt Sonne gebraucht, immer gleich unrichtigen Ausdruckes „praecessisse". Demnach beliefe sich diese später mit dem wegen seiner Kürze bequemsten Ausdruck Präzession (sc. der Sterne!; besser würde man vom Zurückgehen der Äquinoktialpunkte sprechen! vgl. Günther, „Grundlehren" § 49) genannte Verschiebung des Frühlingspunktes und der dadurch verursachten

Änderung der Sterne gegen den Widderpunkt jährlich auf 48"; aber Hipparch, in dessen Sternenverzeichnis nebenbei bemerkt wahrscheinlich auch zum ersten Male die noch jetzt für die mit freiem Auge sichtbaren Sterne gebräuchlichen sechs Gröfsenklassen zur Anwendung kamen, wies zugleich nach, dafs die soeben genannte Zahl nicht auf jeden einzelnen Stern passe, sondern vielmehr zwischen 36" und 50" sich bewege. Zwar haben wir bedauerlicherweise den Sternkatalog des Hipparch nicht mehr, können ihn aber, die Richtigkeit der oben vorgetragenen Anschauung über des Ptolemäus Verfahren vorausgesetzt, mit Hilfe des ptolemäischen in aller Leichtigkeit wiederherstellen. Freilich wird man das Mechanische, das in diesem stets gleichen Ansatz der jährlichen Präzession mit 36" nachteilig hervortritt, bei einem so hochgepriesenen Reformator der astronomischen Wissenschaft höchst befremdend empfinden, zumal er auf solche Weise zu Zahlen gelangen mufste, die auf seine eigene Zeit gar nicht zutreffen, sondern um 1° 5′ hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Im weiteren Fortgang der Untersuchung geht nunmehr Arnold von der approximativen Annahme aus, Hipparchs Katalog sei 130 v. Chr., der des Ptolemäus 140 n. Chr. entstanden. Da bei einer jährlichen Präzession von 36" diese in jedem Jahrhundert genau einen Grad beträgt, so macht dies für die aus der Differenz der beiden zugrunde gelegten sich ergebenden 270 Jahre 2,70°, was der Verf., weniger willkürlich als der Not gehorchend, mit = c. 2° 40′ in Ansatz bringt. Zieht man diese von den Längenangaben des Ptolemäus ab, so ergeben sich bei Aldebaran 12° 40′ — 2° 40′ = 10°, bei Antares 12° 20′ — 2° 40′ = 9° 40′ für die Zeit des Hipparch. Setzt man nun den Fall, Kleomedes oder sein Gewährsmann — als dieser wird, um dies den Lesern gleich jetzt zu verraten, später Posidonius mit aller Wahrscheinlichkeit nachgewiesen — habe seine Sternbeobachtungen nach Ptolemäus und zwar etwa 200 n. Chr. oder mit äquivalentem Ausdruck 330 Jahre nach Hipparch gemacht und nimmt als jährliche Präzession 50" an — die Berechtigung hierzu erholt sich Arnold von Delambre — so macht dies für 330 Jahre 330 . 50 = 16500" oder 16500 : 60 = 275′ = c. 4° 40′. Diese zu den für Hipparch gefundenen Längenangaben addiert geben für den Aldebaran 10° + 4° 40′ = 14° 40′, für Antares 9° 40′ + 4° 40′ = 14° 20′ und das sind die wirklichen zu Kleomedes Zeit beobachteten Längen. Nach den wissenschaftlich genauen Tabellen Danckwortts betrugen aber die Längen

100 n. Chr.	für Antares	13° 20,9′,	für Aldebaran	13° 19,8′
200 „ „	„	14° 43,9′,	„	14° 43,2′
300 „ „	„	16° 7,1′,	„	16° 6,4′

also hatten beide Sterne das sogen. arithmetische Mittel d. h. 14° 30′ Länge etwa im Jahre 180 n. Chr. Mithin stammt, so folgert Arnold weiter, die Berechnung bei Kleomedes aus der 2. Hälfte des 2. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Jedenfalls ist dieselbe viel genauer als die des Ptolemäns nnd stimmt vortrefflich zn der des Hipparch, znmal Kleomenes oder sein Gewährsmann die jährliche Präzession zn 50″, Ptolemäus dagegen nur zn 36″ angesetzt hat. Damit glanbt der Verf. anch einen nenen Beweis dafür erbracht zu haben, dafs Kleomedes den Ptolemäus nicht gekannt hat. Hätte aber Kleomedes eine jährliche Präzession von nur 36″ angenommen, so würde die Berechnung auf das 4. Jahrh. n. Chr. führen, eine derart späte Zeit, dafs sie nach dem Stande der bisherigen Forschnngen überhaupt nicht in Betracht kommen kann.

Aber auf Posidonius selbst, wie Blafs will, dednziert Arnold weiter, kann jene astronomische Berechnung nicht zurückgehen, da er sonst, eine bei Posidonius unerhörte Nachlässigkeit, einen fast auf 4° sich belaufenden Fehler sich hätte zuschulden kommen lassen. Ferner ist ganz unwahrscheinlich, dafs Posidarius jene einfache Methode nicht ebensognt wie später Ptolemäus hätte anwenden sollen, um so mehr als er sonst gleichfalls den Nachweis für Gröfse, Länge oder Höhe der Himmelskörper auch auf dem Wege der Berechnung, nicht der reinen Beobachtung zn erbringen sncht. Jedoch von einem so geringen Talente wie Kleomedes kann diese für jene Zeit höchst genaue astronomische Berechnung ebensowenig herrühren; vielmehr möchte sie Arnold einem etwa gleichzeitigen nnd von den Alexandrinern unabhängigen Gelehrten aus der Zahl der von Kleomedes nnter der Bezeichnung *νεώτεροι* (228, 3) zusammengefafsten zugewiesen sehen, dessen Zurückgreifen auf Hipparchs genane Angaben darans erklärlich sei, dafs ihm Ptolemäus entweder überhaupt nicht oder gerade wegen seiner ungenauen Methode nur zu gut bekannt gewesen. Sich für letztere Annahme zu entscheiden ist Arnold namentlich um deswillen geneigt, weil die ptolemäischen Berechnungen erst in späteren Zeiten zu ihrem mafsgebenden Ansehen gelangt sind. Über jeden Zweifel erhaben aber gilt ihm, dafs jene Sternbeobachtung, die wir bei Kleomenes lesen, entweder dem Ausgang oder, falls das Verfahren jenes Beobachters weniger genau war, der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. angehört und dafs auch der

uns darüher unterrichtende Kleomedes in die nämliche Zeit zu setzen ist. Sie in ganz bestimmte Grenzen zu hannen genügt freilich trotz der sorgfältigsten Ahwägungen diese auf jener Stelle über die beiden Sterne sich aufbauende Untersuchung, wie hieraus ersichtlich, immer noch nicht. Da trifft es sich nun äufserst günstig, dafs hei Kleomedes noch eine weitere Stelle vorhanden ist, die aller Wahrscheinlichkeit nah m it der Zeit des üppiger und kräftiger aufs neue auflebenden Epikureismus in engster Beziehung steht. Diese nach dem Zeugnisse des Lukian, des Galenus u. a. unter Hadrian anhebende Epoche erreicht hereits unter den Antoninen ihren Höhepunkt. Der Lehrstuhl, den Marc Aurel dieser Schule in Athen einräumte und dotierte, erregte im höchsten Grade Neid und Ärger bei den Philosophen anderer Richtung, inshesondere den Stoikern. Jene Stelle nun, welche unter Beiseitesetzung des wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes lediglich der Bekämpfung Epikurs und seiner Lehre dient, kann bei ihrer im Verhältnis zum Umfang des ganzen Schriftchens geradezu auffälligen Länge nach dem Dafürhalten Arnolds, wodurch er freilich von der Ansicht Letromes sich entfernt, nur zu einer Zeit geschrieben sein, in welcher Gegenständen dieser Art das allgemeine Interesse vorzugsweise zugekehrt war. Indem Arnold noch aufserdem die rauhe und sozusagen gepfefferte Ausdrucksweise dieser Stelle mit Nachdruck betont, glaubt er ohne weiteres Bedenken seine Überzeugung dahin zusammenfassen zu können, die auf einen möglichst zahlreichen Leserkreis berechnete Schrift des Kleomedes sei in dem Sturm und Drang jener Zeit verfafst worden.

Nunmehr wendet sich Arnold der Gestaltung der Schrift zu. Fufsend auf dem Ergebnis der Untersuchung Martinis, dafs die Schlufsworte *Τὰ πολλὰ δὲ τῶν εἰρημένων ἐκ τῶν Ποσειδωνίου εἴληπται* von Kleomedes selbst herrühren, folgert er aus der Bezeichnung *σχολαί*, die dieser der von ihm veröffentlichten Schrift giht, das Buch wolle, weit entfernt Anspruch auf ein in sich ahgerundetes und sprachlich ausgefeiltes Kunstwerk zu erheben, nichts weiter sein als ein gemeinverständlicher und Schulzwecken angepafster Abrifs der Sternkunde und Himmelserscheinungen — das zu Ende des 1. Buches gebrauchte *εἰσαγωγή* übersetzt der Verf. treffend mit „Leitfaden" — unter ausdrücklicher Hervorhebung, dafs es von Kleomedes selbst herrühre. Dagegen waren die Quellen, aus denen er schöpfte, wie die dafür gehrauchten Bezeichnungen *συγγράμματα* und *συντάγματα* dartun, vollständig ausgearbeitete Werke.

Über diese Quellen handelt ausführlich der dritte Abschnitt. Wie aus den oben angeführten Worten hervorgeht, ist der gröfste Teil des Inhalts Posidonius entnommen. Zahlreich sind die Zeugnisse der Alten, die uns davon Kunde gehen, dafs Posidonius der Verfasser einer stattlichen Reihe astronomischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Werke war. An dieser Stelle möchte ich nicht verfehlen auch auf die auf einem Papyrusstreifen erwähnte Schrift *σύνταγμα περὶ ὀργῆς* sowie auf die Programme des in dieser Dissertation nirgends erwähnten verdienstvollen Posidoniusforschers Schülein hinzuweisen. Arnold bescheidet sich für dieses Mal mit Kap. 1 und 2 des 2. Buches. Zunächst lenkt er die Aufmerksamkeit auf deren innigen Zusammenhang, der eine Trennung derselben geradezu verbietet; dabei hält er sich auf Grund der Worte *προσφερόμενοι ἴδιά τινων περὶ μόνου τούτου συντάγματα πεποιηκότων. ὧν ἐστι καὶ Ποσειδώνιος* mit Bake gegen Boll zu dem Schlufs berechtigt, Posidonius habe ein ausschliefslich von Gröfse und Höhe und anderen Eigenschaften der Sonne handelndes Werk geschrieben. Dann folgt nach einer kurzen Inhaltsangabe der beiden Kapitel, in welchen die Ansicht der Epikureer über die vermeintliche Gröfse der Sonne mit den daraus sich ergebenden Folgerungen zurückgewiesen und ihr die Lehre eines anderen gegenübergesteltl und unter heftigen persönlichen Angriffen auf Epikur und dessen Anhänger unter Berücksichtigung des kegelförmigen Erdschattens der Beweis erbracht wird, dafs die Sonne gröfser ist als die Erde, eine um so eingehendere Erklärung derselben unter Zugrundelegung einer mustergültigen Disposition, wobei, wie billig, die jedesmal den Übergang zum Folgenden bildenden Verse unberücksichtigt bleiben. Dabei ergibt sich folgendes Schema: I. 120, 7 — 132, 28. II, 132, 29 — 170, 27, a. 132, 29 — 140, 22; b. 140, 23 — 156, 30; c. 158, 1 — 168, 10; d. 168, 13 — 170, 27.

Auf Grund dieser Disposition beantwortet Arnold die Frage nach den Quellen und gelangt dabei zu folgenden Ergebnissen. Der Inhalt von I läfst sich in drei Teile zerlegen, die, wie des näheren aus äufseren, vornehmlich sprachlichen, und inneren Gründen nachgewiesen wird, so zusammenstimmen, dafs man vollauf berechtigt ist, sie auf eine einzige Quelle zurückzuführen, als welche der 124, 20 ff. mit Namen genannte Posidonius anzusehen ist, eine Forderung, die der Verf. eingehend begründet; soweit sich diese Begründung auf den Sprachgebrauch stützt, wird auf den Anhang verwiesen, eine reichhaltige nach sechzehn im wesent-

lichen der Lehre von den Figuren entnommenen Gesichtspunkten angelegte Sammlung von Beispielen, welche die Seiten 58—70 füllt und jenen in der Tat deutlicher hervortreten läfst. Nur die drei sprachlich und sachlich schwächsten Stellen sind des Kleomedes eigenes Machwerk. Ebenso wird II a, eine Partie, innerhalb welcher ein Autorname überhaupt nicht vorkommt, unter analoger Beweisführung, dieses Mal zugleich indirekt unter Berufung auf Boll, dem Posidonius zugesprochen, so dafs *φασί* (140, 4) so aufzufassen ist, dafs Posidonius auch anderen seine Ansichten in den Mund legt; nur ist anzumerken, dafs Berger im Widerspruch mit Arnold 136 f. auf Eratosthenes zurückgeführt wissen will. Posidonius gilt Verf. auch als Präger der beiden in diesem Abschnitte zum ersten Male vorkommenden Wörter *ἑδρολόγιον* und *συμπαρακτείνω*, daneben gleichfalls noch mancher anderer, die bei Diodor, Strabo u. a. (vgl. die Fufsnote 75, S. 40) gelesen werden, von denen jedoch *ὁλομερής* wenigstens im Adv. als Zitat aus Aristoteles angeführt, freilich auch angezweifelt wird. Desgleichen stammt von II b 140, 23—148, 27 im Gegensatz zur Annahme von Hultsch, der, wie er ja in bezug auf den Hauptgegenstand der Untersuchung ebenfalls einen völlig abweichenden Standpunkt einnimmt, die letzten anderthalb Seiten (146, 17—148, 27) dem Kleomedes zuweist, von einem einzigen Verfasser, für welchen wiederum den Posidonius anzusehen nicht nur nichts hindert, sondern vieles geradezu auffordert und zwingt, während die sehr schwache Stelle 148, 27—150, 23, in welcher nicht einmal die Begriffe „Gröfse“ und „Durchmesser“ auseinandergehalten sind, dem Kleomedes zuzuteilen ist. Da aufserdem noch der Rest dieses sowie die beiden letzten Teile ebenfalls dem Posidonius angehören, so ergibt sich als Hauptresultat der Untersuchung, deren Gedankenentwickelung mit Rücksicht auf die Sprödigkeit des Stoffes auch bezüglich der anziehenden Sprache Anerkennung verdient: Kleomedes hat die Untersuchung des Posidonius über die Gröfse der Sonne ausgeschrieben und auf diese Weise voll und ganz erhalten, wofür ihm nicht genug gedankt werden kann. — Druckversehen sind mir im ganzen nur drei leichtester Art aufgestofsen.

München. **Ph. Weber.**

---

87) **Hermann Ubell, Vier Kapitel vom Thanatos.** Über die Darstellung des Todes in der griechischen Kunst = Abhandlungen des archäolog.-epigraphischen Seminars der k. k. Franzens-Universität Graz. I. Wien, C. W. Stern, 1903. 66 S. 8.

Der Titel dieser Abhandlung ruft unwillkürlich die Erinnerung an Lessings Abhandlung über diesen Gegenstand wach. Mit dieser setzt sich denn auch der Verf. im ersten Kapitel auseinander, weist das Verfehlte derselben nach, das teils in Lessings Eigenart, teils in der Stellung seiner ganzen Zeit znm Altertum begründet ist nnd stellt ihr dann die Briefe Herders über denselben Gegenstand gegenüber, die ein viel tieferes Eindringen in den Geist der Antike verraten. Diese Analyse der Schriften zweier Klassiker des 18. Jahrh. ist besonders lehrreich durch die klare Darlegung der Unterschiede, welche die archäologische Gelehrsamkeit jener Zeit von der der Gegenwart trennen, indem jene das griechisch-römische Altertum als ein geschlossenes einheitliches Ganzes auffafste und damals das philologische Element überwog unter Zurücksetzung (aber auch bei gröfserer Lückenhaftigkeit) des bildlichen Materials, in welchem original-griechische Werke noch so gut wie gänzlich fehlten — indem endlich der damalige Zeitgeschmack sein eigenes Bild im Spiegel des Griechentums suchte und dadurch ein entstelltes Bild von diesem gewinnen mufste.

Dem gegenüber sind die Untersuchungen der neuesten Zeit auf einem wesentlich reicheren bildlichen Material echt griechischer Werke auf-aufgebaut, und so behandelt der Verf. in den drei weiteren Kapiteln seinen Gegenstand anf Grund von Bildwerken, in denen mit mehr oder weniger Sicherheit Thanatos zu erkennen ist und zwar zunächst im zweiten Kapitel die Vasenbilder, in denen es sich um die Niederlegung oder das Wegtragen eines Leichnams durch zwei bald geflügelte, bald gerüstete Gestalten handelt und bei denen die Erklärer zwischen der Deutung des Leichnams auf Memnon oder Sarpedon schwanken. Ubell weist überzeugend nach, dafs es sich nur um die Entrückung der Leiche Memnons handeln kann, die zwar ursprünglich von Eos selbst vollzogen, dann aber mit Übertragung der vereinzelt dastehenden, von einem späten Rhapsoden in die Patrokleia eingefügten poetischen Allegorie, wonach Schlaf nnd Tod den Sarpedon nach Lykien überführen, auf eine sehr volkstümliche und beliebte Episode der Memnonssage, eben von diesen allegorischen Gestalten besorgt wird. Hypnos und Thanatos sind hier nicht die aktiven Gottheiten des Schlafes und Todes, wie dieser im Volks-

glauben lebte, sondern poetisch-allegorische Bilder für den Zustand des Schlafens und Todseins. Aus diesen Memnon-Vasenbildern erhalten wir also kein eigentliches Bild des Todesgottes, wie wir ihn bei Hesiod in der Theogonie und bei Euripides in der Alkestis nach der populären Vorstellungsweise als den Göttern und Menschen verhafsten Mörder des Lebens kennen lernen.

Im dritten Kapitel wird gezeigt, wie von der Entrückung der Leiche Memnons das Motiv der einen Leichnam tragenden Brüder Schlaf und Tod auch auf die Darstellung der Bestattung gewöhnlicher Sterblichen übertragen werde, wie sie auf attischen Lekythen begegnet. Auf diesen aber sind Schlaf und Tod schon deutlich verschieden charakterisiert, aber während nun in dem Typus des Schlafgottes der Lekythen eine nahe Verwandtschaft mit dem späteren Typus des Schlafgottes nachweisbar ist, so verschwindet mit dem Thanatos der Grabvasen der Todesgott überhaupt völlig aus der griechischen Kunst. Die Gründe für diese Erscheinung findet Ubell erstens darin, dafs der Todesgott aufserhalb des Schemas: „Tod und Schlaf tragen den Toten", für die bildende Kunst unmöglich war, und zweitens, dafs dieser „Tod" des genannten Schemas gar nicht der populäre griechische Todesgott war. Dieses Schema hat in der Literatur nur ein vereinzeltes, in der bildenden Kunst nur ein verhältnismäfsig kurzes Dasein gefristet, und auch dieses nur durch seine Verbindung mit einem so populären Typus wie der Entrückung des toten Memnon. Eine Darstellung des Thanatos der griechischen Volksvorstellung aber mufste dem griechischen Kunstgeist tief widerstreben. In dem Schema der Grablekythen, wo der Thanatos schon mehr als der finstere Bruder des Schlafes charakterisiert ist, glaubt übrigens Ubell doch ein etwas anderes Motiv erkennen zu dürfen, als bei der Entrückung der Leiche Memnons, keine Entrückung und keine einfache Depositio, sondern vielleicht eine Darstellung der Übergabe des Toten vom Schlaf an den Tod.

Im vierten Kapitel endlich unternimmt es nun der Verf. die populäre Vorstellung vom Todesgott innerhalb der griechischen Literatur- und Kunstdenkmäler aufzusuchen. Auch hier wird man im allgemeinen Ubell zustimmen können, wenn er aus der Literatur, besonders aus Euripides' Alkestis ein Bild des Todesgottes der Volksvorstellung ermittelt, das die griechischen Künstler von dem Versuch einer bildlichen Darstellung abschrecken mufste. Aber dafs diese Abneigung eine ganz ausnahmslose gewesen, wird schon durch den Dämon Eurynomos-Thanatos in dem

Unterweltbild des Polygnot in Delphi widerlegt. Dafs Thanatos in Sparta ein ἱερὸν hatte, bezengt Plutarch, Kleom. 9, und dafs das in demselhen anzunehmende Bild ein Bild von der Art war, wie es sich Ubell vorstellt, ist nach dem, was Plutarch über die Verehrung des Phobos in Sparta sagt, nicht wahrscheinlich (τιμῶσι δὲ τὸν Φόβον οὐχ ὥσπερ οὓς ἀποτρέπονται δαίμονας κ. τ. λ.). Es ist demnach nicht ausgeschlossen, dafs Thanatos von den griechischen Künstlern doch zuweilen in freundlicherer Gestalt gebildet und dafs demnach der Geflügelte mit Schwert an dem Säulenfufs des ephesischen Tempels doch Thanatos sein könnte. Auch die Aufstellung einer Statue des Thanatos neben der des Hypnos vor dem Tempel der Chalkioikos in Sparta und zwar ohne Zweifel in der Auffassung als Bruder desselhen (Paus. 3, 18, 1) spricht gleichfalls für das Vorkommen von Thanatosbildern der freundlicheren, meinetwegen poetisch-allegorischen Auffassung. Nach alledem kommen wir zu dem Urteil, dafs der Verf. in der Hauptsache lichtvoll und überzeugend dieses schwierige Thema behandelt hat, durch seine Polemik gegen Carl Robert aber in der Bestreitung von bildlichen Darstellungen des Todesgottes überhaupt doch zu weit geführt worden ist.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

88) **Ernst Schulze, Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg.** Mit 21 Abbildungen und 4 Karten. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 36. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1903. 106 S. 8. ℳ 1.80.

Nachdem die Arbeiten der Reichslimeskommission im wesentlichen beendigt und die Ergebnisse hereits in dem fortgesetzt erscheinenden grofsen Werke niedergelegt sind, war es an der Zeit, in zusammenfassender Weise die Bedeutung und die Erfolge der wissenschaftlichen Untersuchung so darzustellen, dafs auch jeder nicht fachmännisch Gebildete hinlängliche Unterrichtung findet über diese wichtigen Zeichen römischer Kultur.

Die vorliegende Schrift bringt eine wertvolle Bereicherung der „Gymnasial-Bibliothek“ und dient nicht nur den Zwecken, für die diese zunächst bestimmt ist, sondern ist geeignet auch weitere Kreise mit den vorliegenden Gegenständen bekannt zu machen, überhaupt über die gesamte Limesfrage im allgemeinen zu orientieren. Der Titel kennzeichnet die beiden Teile des Buches. Nach einer kurzen Einleitung über die

Schaffung der Reichslimeskommission und über die Art und Organisation ihrer Arbeit (wobei wir nur noch kurze Würdigung einiger anderer grundlegenden Vorarbeiten als der wenigen erwähnten gewünscht hätten), sowie insbesondere über die Geschichte der der Wiedererstehung der Saalburg gewidmeten Arbeiten wird im ersten Teile ein anschauliches Bild der römischen Grenzanlagen in Deutschland, der allmählichen Entstehung des Limes vom Niederrhein her bis zu den obergermanisch-rätischen Befestigungen, der zeitweiligen Verschiebung der Grenzlinien infolge der veränderten Reichspolitik, der Strafsenanlagen innerhalb des okkupierten Barbarenlandes wie der Verbindungen mit dem Mittelpunkte des Reiches gegeben, und zwar in chronologisch getreuer Berichterstattung über die Tätigkeit der einzelnen Kaiser, die nach dieser Seite den Schwerpunkt ihrer Politik verlegten oder zu verlegen genötigt waren. Dabei weifs Verf. unter Heranziehung zahlreicher gelegentlicher Besonderheiten, durch Hinweise auf Einzelfunde oder auf Schriftstellen auch die allgemeinen Zustände zu veranschaulichen. — Wenn dem Limeskastell Saalburg der zweite Abschnitt der vorliegenden Schrift (S. 53—100) gewidmet ist, so hat das, wenngleich dies Kastell weder die gröfste noch die wichtigste unter den zahlreichen Grenzfestungen an dem 550 km langen Limes gewesen ist, doch darin seine Berechtigung, dafs das Zusammentreffen einer Reihe glücklicher Umstände es so gefügt hat, dafs die Saalburg hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Limesforschung die erste Stelle errungen hat; sie ist durch die grofse Summe von Entdeckungen, die in ihr zutage gefördert sind, durch die glückliche Erhaltung von Überresten über die Jahrhunderte hin, die eine Ergänzung und an den bedeutsamsten Stellen den Wiederaufbau ermöglichten, ein Muster und Typus geworden für die zahlreichen Römerkastelle überhaupt. Der wirklich erfolgte Wiederaufbau wichtiger Teile, den das Interesse des Deutschen Kaisers anregte und förderte, setzt jetzt auch alle diejenigen, die nicht durch Studium der Quellen sich für diese Dinge ein Verständnis erschliefsen können, in den Stand, sich ein anschauliches Bild zu machen von Einrichtungen und Zuständen, die die römische Weltmacht einst auf deutschem Boden geschaffen hatte. Verf. schildert den Dienst der Soldaten im Kastell, das Leben im Lagerdorf, auch die Feier eines Geburtstagsfestes des römischen Kaisers am Limes, berichtet dann über die Grundsteinlegung zum Prätorium der Saalburg durch Kaiser Wilhelm am 11. Oktober 1900, dem Bau, der als Museum der wichtigsten am Limes gemachten Funde ein-

gerichtet wird, und schliefst mit einem kurzen Überblick über den Einfluſs römischer Kultur auf die Germanen. — Eine Anzahl gut gewählter Abbildungen erhöht für die Kreise, denen sie bestimmt ist, den Wert der lesenswerten Schrift.

Hanau. **O. Wackermann.**

89) **J. Wulff** und **E. Bruhn, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische** (Frankfurter Lehrplan) für die Obertertia der Gymnasien bezw. Obertertia und Untersekunda der Realgymnasien. Berlin, Weidmann, 1903. VIII u. 196 S. 8. ℳ 2.20.

Die Fortsetzung des Übersetzungsbuches für Untertertia ist auf der Satzlehre von Reinhardt-Wulff aufgebaut und lehnt sich an die Wortkunde von Wulff und an die übrigen dem Frankfurter Plane dienenden Bücher an. Als einen groſsen Vorzug gerade dieses Teiles für Obertertia betrachten wir die fortgesetzte Anleitung und Anregung der Schüler, verschiedenartige Konstruktionen zu finden.

Das Buch enthält Einzelsätze und zusammenhängende Übersetzungsstücke. Daſs bei den Einzelsätzen die Bekanntschaft des Schülers mit den Materialien des ersten Teiles und des lateinischen Lehrbuches vorausgesetzt wird, darf niemanden befremden. Bei den zusammenhängenden Stücken ist zum Teil der Anschluſs an Cäsars bell. Gall. bewerkstelligt worden. Die syntaktischen Belehrungen des ersten Teiles werden auch hier vorausgesetzt. Mit Recht. Denn das Ganze ist organisch aufgebaut. Überall sind unter der Seite Vokabeln angegeben. Trotzdem möchten wir uns für die Ausarbeitung eines besonderen Vokabelverzeichnisses als Anhang aussprechen. Es wird den Wert des Buches erhöhen.

Homburg v. d. Höhe. **W. Bauder.**

90) **Gerh. Michaelis, Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren?** Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1902. 52 S. 8. ℳ 1.20.

Die Ausführungen des Verf.s, die aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen sind, sollen einen Beitrag liefern zur Methodik des Lateinischen an Reformschulen von dem Gesichtspunkte aus, welche Förderung, Bereicherung und Belebung der lateinische Anfangsunterricht durch Heranziehung der vorausgegangenen Schulung im Französischen ge-

winnen kann. Es soll insbesondere nachgewiesen werden — und damit geht der Verf. über das im Titel seiner Schrift bezeichnete Gebiet erheblich hinaus! —, dafs das Lateinische im mündlichen wie im schriftlichen Gebrauche in einem viel weiteren Umfange verwendet werden kann, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Allerdings will der Verf. den Lateinbetrieb nicht so gestaltet wissen, dafs das lateinische Sprechmaterial unmittelbar vorgeführt und die sprachlichen und insbesondere die grammatischen Kenntnisse auf rein analytischem Wege gewonnen werden sollen, wie es etwa bei der sogen. direkten Methode in den neueren Sprachen jetzt vielfach geschieht. Es wird vielmehr zuerst induktiv verfahren, aber dann bald der Deduktion ein weites Feld eingeräumt. Durch beständige Umbildung des lateinischen Lesestoffes und durch Nachbildung ähnlicher Sätze sollen die erworbenen Kenntnisse in immer anderen Verbindungen in die Erinnerung zurückgerufen, erweitert und vertieft werden. Ohne dafs ein besonderes Übungsbuch zum Hin-Übersetzen — so schreibe ich lieber das fatale Wort! — vorhanden wäre, wird doch diese Übung in Verbindung mit dem Her-Übersetzen fleifsig geübt, und in den oberen Klassen durch regelmäfsige Repetition und eindringliche Kontrolle der Präparation einer „Verflüchtigung“ der Kenntnisse in der Formenlehre und Syntax kräftig entgegengearbeitet!

Die von dem Verf. an einem Gymnasium und an einem Realgymnasium erprobte Methode veranlafsten ihn, diese auch auf das Reformgymnasium zu übertragen, in der Überzeugung, dafs sie bei Knaben, die schon drei Jahre im mündlichen Gebrauche des Französischen geschult seien und einen gewissen „Abschlufs“ ihrer grammatischen Kenntnisse in dieser Sprache erreicht hätten, besonders geeignet sein müsse das Erlernen des Lateinischen zu erleichtern.

In materieller Hinsicht zunächst sei die Kenntnis des Französischen förderlich im Wortschatze: vin-vinum, terre-terra, finir-finire, chien-canem, roi-regem, oreille-aurem, auriculam, assez-satis, comte-comitem, noyer-necare, tuer-trucidare; in der Laut- und Wortbildungslehre: faire-facere, vertu-virtutem, neuf-novem, faites-facitis, août-Augustum, étude-studium; in der Syntax: les villes sont grandes-urbes magnae sunt, suivre-sequi mit Akk., Gebrauch des doppelten Akkusativs und Nominativs, Tempusgebrauch (Futur und Passé defini), Consecutio temporum, Coniunct. optat., Gebrauch mancher Konjunktionen und eine ganze Reihe sonstiger syntaktischer Übereinstimmungen.

Besonders aber in formaler Hinsicht soll die durch das Französische gewonnene sprachliche Schulung für den Betrieb des Lateinischen nutzbar gemacht werden, indem man den Schüler daran gewöhnt, den Lernstoff mit dem Ohre, nicht zugleich mit dem Auge aufzunehmen, um Übung im Sprechen, Deklamieren und Reproduzieren herbeizuführen, ihn zwingt in Anwendung und Verwertung des Gelernten aus sich herauszugehen, selbständig und produktiv zu sein. Im Anschlusse an die Formen- und Satzlehre sollen schon einfache lateinische Sätzchen selbständig gebildet werden. Wenn mit Beginn der Obertertia die elementare Grammatik abschliefst, und die Cäsarlektüre beginnt, sollen die Sprechübungen viel mannigfaltiger gestaltet, die sich öfters wiederholenden Befehle seitens des Lehrers in lateinischer Sprache gegeben werden: surge-lege-perge-finem fac loquendi-claudite libros-exite etc. Sodann wird die Methode der lateinischen Sprechübungen über das Gelesene an einem stenographisch festgelegten Dialoge über Cäsars de bello Gall. II, 3. 7 erläutert, darauf hingewiesen, dafs die gegebenen Antworten zum Teil von nicht ganz „dürftigen“ Schülern auf der Wandtafel nachgeschrieben werden, aber vor allem auf Abwechselung in der Lehrmethode gedrungen. Auch kurze Inhaltsangaben und kleine Aufsätze über das Gelesene werden in Mustern vorgeführt. Die Vorübersetzung geschieht, wenn die Sätze übersichtlich und das Kapitel nicht allzuschwer ist, ebenfalls bei geschlossenen Büchern, in dem der Lehrer den Text in angemessener Ausdehnung der Sätze vorsagt. Bei leichten Kapiteln kann auch der Versuch gemacht werden durch blofses Vorlesen den Schülern Kenntnis vom Inhalte zu verschaffen. Eine andere Aufgabe besteht darin, zwei Schüler sich dialogisch über den Inhalt eines Kapitels äufsern zu lassen, und als ganz besonders wirksames Mittel zur Anregung der Selbsttätigkeit wird die Verwandlung indirekter Reden in direkte angesehen. Die Extemporalien werden nicht als Mafsstab für die Kenntnisse der Schüler, sondern als Übungen in der Anwendung des Wissensstoffes angesehen und schliefsen sich eng an das grammatische Pensum an, das eben durchgenommen ist; in Obersekunda und in den Primen sind ganze Abschnitte der Grammatik zur Repetition aufzugeben, über die dann das aus einem in sich geschlossenen, zusammenhängenden Stücke bestehende Extemporale geschrieben wird. Bei der Formulierung der Extemporalien über gelesene Stücke ist zur Konzentration des Unterrichts der grammatische und inhaltliche Gesichtspunkt mafsgebend. Briefe, Reden, Zwiegespräche, Tagesbefehle, Verträge, Gebete usw. sind ein vor-

zügliches Mittel tiefer in Verständnis und Stimmung des Gelesenen einzudringen, Rückblicke und Ausblicke zu vermitteln, Übersichten und Zusammenfassungen zu ermöglichen. Der Text der schriftlichen Arbeiten muſs in gutem Deutsch abgefaſst sein, um nicht das Gefühl für die Muttersprache abzustumpfen und zu ertöten, nur wird er sich anfangs, wenn der lateinische Text gleich nach Diktat niedergeschrieben wird, mehr dem Lateinischen anschlieſsen müssen und erst nach und nach in gutem modernen Deutsch zu geben sein. Im Anschluſs an die Lektion seien dann auch kleine Aufsätze sowohl in der Schule als auch zu Haus anzufertigen, allerdings müsse man sich bei diesen freien lateinischen Arbeiten auf die schlichte Darstellung einfacher historischer Vorgänge beschränken.

Dies sind ungefähr die Gedanken und Gesichtspunkte, die in dieser kleinen Programm- und Tendenzschrift entwickelt und durch viele Beispiele erläutert werden. Es ist zunächst festzustellen, daſs die Heranziehung des Französischen für die Erlernung des Lateinischen nicht etwa, wie man nach dem Titel befürchten könnte, in übertriebener Weise gefordert wird. In dem angedeuteten Umfange wird sich das schon vorher gelernte Französisch beim Erlernen des Lateinischen gewiſs als vorteihaft erweisen, obgleich schon Wörter wie oreille, assez, jamais, délivrer, noyer, tuer nach meiner Ansicht das Erlernen des Lateinischen nicht erleichtern, sondern eher erschweren dürften, denn nach meiner Erfahrung sind Schüler, bis nach Oberprima hinauf, für etwas ferner abliegende sprachliche Vergleichungen nicht zu haben, es macht den Eindruck, als ob sie nur imstande seien den gerade vorliegenden Unterrichtsgegenstand, Französisch, Latein, Geschichte usw. gegenwärtig zu heben; jede auſserhalb desselben liegende Erörterung scheint nicht belehrend und aufklärend, sondern eher verwirrend zu wirken, es wird damit gleichsam ein nicht passendes, die geistige Harmonie störendes Register gezogen. Daſs durch Gewöhnung und Übung ein derartiges Ineinandergreifen und Vergleichen mehrerer Sprachen auch für Schüler recht nutzbar und vorteilhaft werden kann, will ich durchaus nicht leugnen, nur würde ich in anbetracht der noch geringen Abstraktionsfähigkeit jüngerer Schüler nur die einfachsten und naheliegendsten Fälle der sprachlichen Vergleichung für angezeigt halten. Insbesondere stehe ich nicht an dem Übersetzen aus einer Fremdsprache in die andere, ohne das Medium der Muttersprache, das Wort zu reden. Was die methodologischen Erörterungen des Verf. anbelangt, so sind diese

ganz lehrreich und interessant, aber nicht etwa neu und eigenartig. Die vorgeführten Sprech- und Schreibübungen für das Lateinische sind schon oft vorgeschlagen und betrieben worden, mit mehr oder weniger Erfolg, je nach Qualität und Temperament der Lehrenden und Lernenden. Aber es soll gern anerkannt werden, dafs die vorliegende Schrift durch die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung und durch die Fülle praktischer Beispiele ein nützlicher Beitrag zur Methodologie des lateinischen und fremdsprachlichen Unterrichts im allgemeinen ist. Zerfahrenheit, geistige Stumpfheit und Intersselosigkeit — l'ennui, c'est l'ennemi! — werden gewifs auf dem vom Verf. eingeschlagenen und vorgeschlagenen Wege am besten bekämpft und bis zu einem gewissen Grade beseitigt werden können. Aber es führen viele Wege nach Rom, namentlich heutzutage! Und was den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit Französisch in der untersten Klasse anbelangt, so werden, glaube ich, viele Fachmänner mit mir der Überzeugung sein, dafs auch damit noch nicht das eigentliche Spezifikum, die unfehlbare Panacee für die mancherlei kleineren und gröfseren Gebrechen und Gebresten gefunden ist, mit denen naturgemäfs die höheren Lehranstalten behaftet sein müssen und immer behaftet sein werden.

Strafsburg i. E. **Mollweide.**

---

91) **Alfred Ainger, Crabbe, English Men of Letters.** London, Macmillan & Co., o. J. [1903]. 210 S. 8. geb. 2 sh.

Ainger wird als Biograph und Kenner Charles Lambs und seiner Werke oft genannt. Wenn man die Biographie Lambs mit vorliegendem Werke über Crabbe vergleicht, so mufs man gestehen, dafs Lamb für eine eingehendere Besprechung einen viel dankbareren Stoff abgibt als Crabbe. Der ruhige, solide, pflichtgetreue Crabbe, der, abgesehen von einigen Monaten fruchtloser, enttäuschungsreicher Schriftstellerarbeit zu Anfang seiner literarischen Tätigkeit, in der geregelten, man darf sagen nicht allzu mühevollen Stellung eines anglikanischen Landgeistlichen das hohe Alter von 78 Jahren erreichte, bietet dem Biographen, wie in seinen Lebensverhältnissen, so auch in seinem dichterischen Schaffen wenige Momente, die zu einem weitere Kreise interessierenden Lebensbilde zusammengesetzt werden können. Man durfte daher ein wenig erstaunt sein, als bald nach dem Erscheinen der Biographie des Dichters von Kebbel sich noch ein zweiter Biograph fand. Die Vorrede, die Ainger seinem Buche voranstellt, zeigt indessen, dafs er berechtigt ist, die Persönlichkeit und

Tätigkeit des Mannes, der "is still cherished by the psychologist and divine, and appeals to the graver mind rather than to the lighter heart" (p. 139) von neuem einer gebührenden Würdigung zu unterziehen. Noch nicht berücksichtigte Briefe, ungedruckte Predigten, sowie bis dahin noch gar nicht ausgebeutete Lebenserinnerungen des Sohnes Crabbes gestatten Ainger die Person und das Wirken des Dichters viel plastischer herauszuarbeiten, als dies früheren Biographen möglich gewesen war.

Crabbe hatte die Höhe seines Ruhmes 1819 erklommen (p. 8), als der bekannte Verlagshändler Murray ihm für das Verlagsrecht seiner bisherigen Dichtungen und für die Tales of the Hall £ 3000 bot (p. 158). Murray machte damit kein gutes Geschäft; Crabbes Ruhm war am Sinken und hob sich auch nicht in den ersten 30 Jahren nach seinem Tode (p. 177). Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wuchs die Teilnahme für seine Schilderungen des dörfischen Lebens wieder, obgleich ihn auch später keiner so zu schätzen gewufst hat, wie manche seiner hervorragendsten Zeitgenossen (p. 199).

Mit Recht bezeichnet Ainger unseren Dichter "a chief founder of rural novel" und dies "though he adhered to the heroic couplet" (p. 104). Aufser den beiden Dichtungen Sir Eustace Grey und The Hall of Justice, die in achtzeiligen Stanzen geschrieben sind, sind alle seine Werke in zehnsilbigen heroic verses geschrieben, wenngleich er seiner ganzen Veranlagung nach viel weniger die Eigenschaften des eigentlichen Dichters zeigt, als die Beobachtungsgabe, die Kenntnis des menschlichen Herzens und die beschreibende Kraft des Novellisten. Crabbes Diktion ist trotz der Form prosaisch, ohne dichterischen Schwung. Grofs ist er als Realist. In seinen Beschreibungen des ländlichen Lebens finden sich tiefempfundene Schilderungen voll Lebenswahrheit, die stets Teilnahme erwecken werden, weshalb er auch immer von einigen als "a classic" geschätzt werden wird (p. 3). Crabbe ist nicht ein Vertreter des Pessimismus, wie uns schon die Würdigung seiner Werke durch Hermann Pesta zeigt; leider aber geht durch all sein Schaffen ein wehmütiger Zug, ein Streben, nur die düsteren Seiten irdischen Daseins hervorzuheben, was Byron berechtigt, ihn "in the most hackneyed of all eulogies upon Crabbe" als "nature's sternest painter yet the best" zu bezeichnen (p. 14). Dafs Crabbe eher "the truest" als "the best painter of nature" zu nennen ist, haben schon oft Kritiker vor Ainger hervorgehoben. Seine Kenntnis der Natur — er war von frühester Jugend an eifriger Botaniker (p. 50) — war eine weit-

gehende. "Crabbe's minute observation of flowers and birds and all that makes the charms of rural scenery" (p. 132) war ohnegleichen unter den Dichtern (p. 4). Mit Recht hebt Ainger manch schöne Stelle in seinen Dichtungen hervor, mit Recht aber auch macht er immer wieder auf seine Fehler in der "workmanship of his verse" aufmerksam (p. 157. 183 u. a.). Düster ist das Bild, das Crabbe vom Leben entwirft; Melancholie (p. 74), Hervorkehrung "of sad instances of human frailty" (p. 146) sind charakteristische Merkmale seiner Muse; nur selten bricht der Humor bei ihm durch (p. 142).

Wenige Dichtungen Crabbes sind so packend geschrieben, wie Sir Eustace Grey; erstaunt wird jeder wohl sein, wenn ihm Ainger zu berichten weifs, dafs der so ruhige Dichter "was addicted to the opium habit" (p. 79) und dafs bei Abfassung dieses Gedichtes "its inspiration was in some degree due to opium" (p. 88).

Ainger gebührt unser Dank für das Lebensbild dieses echt englischen Mannes, der, wie Richard Garnett in einer Besprechung vorliegenden Buches sagt, "is, alike as man and poet, so sturdy and individual a figure, that he can never bee omitted from any survey of English poetry, and is even conspicuous as an almost unique instance of a poetical reputation achieved with few if any especially poetical qualifications".

Dem Nichtengländer bietet vorliegende Biographie einen lehrreichen Einblick in die klerikalen Verhältnisse des hochkirchlichen Englands damaliger und auch noch späterer Zeit. Crabbe hält von Beginn seiner Stellung als Geistlicher an "two livings" inne (p. 56). Er darf "at a small stipend as was then usual" einen "curate" zur Ausübung seiner eigenen Amtspflichten anstellen (p. 56. 73). Durch Einflufs seiner hocharistokratischen Freunde, des Duke of Rutland und Gemahlin, wird es ihm möglich, seine Pfründe gegen eine andere zu vertauschen (p. 64), durch hohen Einflufs gelingt es ihm auch, den Mafsnahmen seines Bischofes zu trotzen, als dieser in bester Absicht es unternimmt, dem "growing abuse of non-residence and pluralities on the part of the clergy" entgegenzutreten (p. 77). Dafs seine oft lang andauernde Abwesenheit ihn der Gemeinde entfremdet und dem Vordringen des Wesleyaner Vorschuh leistet (p. 91), kann nicht wundernehmen.

Interessant ist es, auch in diesem Buche, wie ja bei vielen englischen Autoren, die Vorliebe für französische „Brocken" feststellen zu können. Ausdrücke, wie die allerdings kursiv gedruckten: protégé (p. 42), mal du

pays (p. 64), régime (p. 72), dénouement (p. 86. 171), technique (p. 99), ballons d'essai (p. 106), entrée (p. 154), tendresses (p. 153), longuenrs (p. 178), tic doulourenx (p. 184) zeigen, dafs auch der Engländer, allerdings in weit geringerem Mafse als wir Deutsche, des schmückenden Fremdwörtchens nicht gern entbehrt!

Münster i. W. **H. Hoffschulte.**

92) **Alwin Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker** vom Mittelalter bis znr 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. München und Berlin, R. Oldenhourg, 1903. VIII u. 432 S. gr. 8. geh. ℳ 9.—.

Das vorliegende Werk des auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und der Privataltertümer rühmlichst hekannten Verf.s erscheint als eine Abteilung des „Handbuchs der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte“ von G. v. Below und F. Meineke. Schultz beabsichtigt in seinem Bnche nur eine Skizze zu gehen, welche weitere Kreise über das Wissenswerteste orientieren und Fachgelehrte zu eingehenderen Spezialforschungen anregen soll. Mit strenger Ausschliefsung aller anderen Gebiete, namentlich auch des Kriegswesens, behandelt er einzig und allein das häusliche Leben (la vie privée) der europäischen Kulturvölker. Aus naheliegenden Gründen sind vorzugsweise die deutschen Verhältnisse berücksichtigt worden; trotz mancher Verschiedenheiten, die man im einzelnen von Volk zu Volk voranssetzen mnfs, meint der Verf., dafs das entworfene Bild doch wohl im grofsen und ganzen Anspruch anf Allgemeingültigkeit erheben dürfe. Er hat innerhalb des von ihm herausgehobenen Zeitraumes namentlich die nenere Periode eingehend bebandelt; die mittelalterlichen Lebensverhältnisse sind von ihm kürzer geschildert worden, weil sie schon öfters anderwärts ausreichende Darstellung gefunden haben. Wegen der grofsen Bedeutnng, welche die Kunstgeschichte indirekt für die Geschichte der Sitten besitzt, wird fortwährend auf die wichtigsten Knnstdenkmäler hingewiesen. Zahlreiche Abbildnngen, die der Verf. mit alleiniger Rücksichtnahme anf den Text ausgewählt hat, geben dem Leser eine direkte Anschaunng der besprochenen Baulichkeiten, Trachten und Geräte.

Die Einteilnng des Buches ist die folgende: 1) Wohnung, 2) Familie, 3) Kleidung, 4) Essen und Trinken, 5) Beschäftigung und Unterhaltnng, 6) Tod und Begräbnis. Von den einzelnen Ständen werden Adel nnd Bürgertum am ausführlicbsten hesprochen; die Banern hehandelt Verf.

mehr anhangsweise: im ganzen gibt das sehr einfache Leben derselben ja weniger Anlafs zu Erörterungen. Doch versäumt Schultz nicht, darauf hinzuweisen, dafs die Forschung auch über diesen Stand noch manches Interessante zu ermitteln hat, und dafs es hohe Zeit ist, das noch Vorhandene sorgfältig zu sammeln und zu verarbeiten.

Mit Recht hat Verf. es absichtlich unterlassen, an die geschilderten Erscheinungen Betrachtungen allgemeiner Art anzuknüpfen und Ausblicke zu eröffnen. Die Zeit hierzu ist noch nicht gekommen, denn die Wissenschaft der Sitten- oder Kulturgeschichte ist noch zu sehr in ihren Anfängen, um einen genügenden Unterbau für höhere Spekulation bieten zu können.

Historiker, Germanisten und Neuphilologen werden Schultz für sein schönes Werk aufrichtigen Dank wissen. Sowohl zum eigenen Studium als auch zur Belebung des Unterrichts ist es jedenfalls eine sehr bequeme und wilkommene Hilfe. -i-

Vakanzen.

Aschersleben, HMS. Dir. Magistrat.
Bochum, OR. Ohl. N. Spr. Kuratorium.
Borbeck, G. Ohl. N. Spr. Dir. Dr. Cüppers.
Danzig, RG. Ohl. Gesch. u. Deutsch. Magistrat.
Essen, RG. Ohl. N. Spr. Dir. Dr. Steinecke.
Eupen, Prg. Ohl. Ev. Rel. Direktor.
Hagen i. W., RG. u. G. Hilfsl. N. Spr. Dir. Dr. Braun.
Hattingen, Prg. Ohl. Alte Spr. u. Deutsch.
Lüdenscheid, RG. u. RS. Dir. Kuratorium.
Meiningen, RG. Klass. Phil. Dir. Dr. Schaper.
Wilmersdorf-Berlin, Victoria-Luisen-S. Ohl. N. Spr.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 30. April. Nr. 9, Jahrgang 1904.

Neue

Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Zur Ahrensschen Methode des griechischen Unterrichts.

Von **O. Walther** (Hameln).

Die erste Jugendliebe — so sagt man — macht den tiefsten Eindruck. So steht bei mir in schönster Erinnerung der erste griechische Unterricht, den ich als junger Lehrer gegeben habe. Ob mir jetzt noch dieselben freundlichen Bilder vor Augen ständen, wenn ich — wie einige Jahre später — mit dem attischen Dialekte nach der sonst ganz trefflichen Grammatik von Koch begonnen hätte, bezweifle ich. Der Beginn mit Homer nach der Methode von Ahrens hatte einen ganz eigenen Reiz. So ist es zu erklären, dafs mich der Aufsatz von Hornemann in den N. Jahrb. (Jahrg. 1903, II. Abt., XII. Bd., 7. Heft) recht anmutete. Freilich konnte ich meine Bedenken nicht verhehlen, ob die Zeiten auch noch dazu angetan seien. Wenn P. Cauer (Homer als Anfangsunterricht, Ztschr. f. d. Gw., Nov. 1903) sagt: „Vor allem dürfen wir uns durch Autoritäten nicht bestimmen lassen, durch die Aussagen früherer Mit-

arbeiter und Schüler von Ahrens, von denen die Vortrefflichkeit jenes Verfahrens gerühmt wird", so möchte ich doch glauben, dafs denen, welche früher — und zwar mit Erfolg — nach Ahrens unterrichtet haben, das Wort gegeben werden darf. Also in Kürze, wie wir es in den siebziger Jahren getrieben haben! Wir fingen nach dem griechischen Elementarbuche aus Homer (2. Aufl. 1870) in Quarta (7 wöchentliche Stunden) mit den elementarsten Dingen aus Deklination und Konjugation an; zur Einübung der Formen ein wöchentliches kleines Formenextemporale. Von Johannis an lasen wir das von V. 39 an als Anhang beigebene IX. Buch der Odyssee, 526 Verse. Die knapp gehaltenen Anmerkungen — unter dem Text freilich — erleichterten durch Erklärung oder wörtliche Wiedergabe schwieriger Formen oder Erklärungen des Inhalts das Übersetzen. Ein angehängtes Glossar gab von Vers zu Vers die nötigen Vokabeln. Die Grammatik umfafste 65 Seiten, der homerische Text mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar 48 Seiten. In der ersten Hälfte der Stunde, die damals übrigens noch 60, bez. 55 Minuten dauerte, wurde Grammatik getrieben, in der zweiten Homer gelesen. — In den Tertien lag „die griechische Formenlehre des homerischen und attischen Dialekts" (2. Aufl. 1869) zugrunde. Diese war in der äufseren Form so eingerichtet wie das Elementarbuch, so dafs bei der Repetition des Quartapensums das Auge des Schülers sich nicht an etwas Neues zu gewöhnen hatte. Mit der Repetition gingen Hand in Hand die Erweiterung der Kenntnisse im homerischen Dialekt und gleichzeitig die Einführung in den attischen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, mit welcher Lust die Schüler nach den ihnen gegebenen Gesetzen die an die Tafel geschriebenen homerischen Formen selbst in attische umwandelten. Zur Übung wurde jede Woche ein Extemporale geschrieben, Formen und kleine Sätze — die Obertertianer erhielten ein Drittel mehr —, ferner wurde aus dem Übungsbuch von Spies und Breiter übersetzt und Vokabeln gelernt. Da ich damals die beiden Tertien kombiniert hatte (40 und mehr Schüler), so mufste ich die ganze Grammatik (280 Seiten) bei 7 wöchentlichen Stunden in einem Jahre durcharbeiten. Die Obertertianer bekamen demnach alles als Repetition zum zweiten Male. Wenn ich jetzt diese Grammatik durchblättere, so halte ich es fast für unglaublich, was die Tertianer alles zu lernen hatten, obgleich noch viel zurückblieb, was nicht „gepaukt" zu werden brauchte. Daneben wurde flott Homer gelesen, von 10 bis zu 30 Versen in Obertertia. Und mit welcher Lust! Xeno-

phon setzte um Michaelis ein. Zunächst wurde in der Schule präpariert, die Untertertianer kamen überhaupt nur ans Nachübersetzen. Die vorkommenden, noch unbekannten unregelmäfsigen Verba wurden in ein Heft eingetragen und vor der Hand mechanisch gelernt. Für Obertertia und Sekunda kam ein reizendes Büchlein von Lindner, die Syntax enthaltend, dazu, 48 Seiten. — Nun die Erfolge? Ich schicke voraus, dafs in allen Klassen junge oder wenigstens jugendfrische, pflichttreue und strebsame, zum Teil sehr tüchtige Didaktiker unterrichteten. Ohne einheitliches Ineinanderarbeiten wäre das nicht erreicht, was wirklich erreicht wurde. Cauer ist nicht gut unterrichtet, wenn er glaubt, „die erste Eingewöhnung in Homer sei nachher einer sicheren Beherrschung des Attischen dauernd hinderlich gewesen“. Die sogen. Graeca im Abiturientenexamen waren nicht leicht, und die Leistungen waren dort wie in allen voranfgehenden Klassen so gut und sicher, dafs wegen des Griechischen viel weniger bei Versetzungen zurückblieben als wegen des Lateinischen. Dafs von den Schülern so viel verlangt wurde, dafs es mir heute märchenhaft erscheint, ist Tatsache. Dafs aber die Schüler viel lieber griechische als lateinische Stunden hatten, ist keine Einbildung von mir. Und die Oberbehörde? Auf einer Inspektion, während welcher der Schulrat erklärte, Ahrens müsse zu Ostern der Uniformität zum Opfer fallen, war er mit den griechischen Leistungen in allen Klassen aufserordentlich zufrieden. — An diese alten Zeiten knüpfen ein paar soeben erschienene Schulbücher wieder an: F. Hornemann, Griechische Schulgrammatik (nach der Methode von H. L. Ahrens), I. Teil: Formenlehre. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1904. IV u. 150 S. 8. geh. ℳ 2.40. — R. Agahd, Griechisches Lesebuch aus Homer. Ebendas. 1904. VIII u. 146 S. 8. geh. ℳ 2.40.

Läfst sich nun mit diesen Büchern die Methode von Ahrens wieder auf unseren Gymnasien einführen, d. h. mit der Aussicht, bessere Erfolge zu erzielen, als wir sie jetzt haben?

Zunächst das Elementarbuch von Agahd! Er hat sich in Umfang und Anlage im wesentlichen an Ahrens gehalten. Um möglichst rasch mit der Lektüre beginnen zu können, hat er den Konjugationsstoff anders gruppiert: Auf Präs., Fut., Aor. II Akt. und Med. folgt Aor. I Akt. und Med., erst später beim Verbum auf μι, hinter ἔστην Aor. I und II Pass. und zuletzt die Perfekta, eine Anordnung, gegen die gewifs nichts einzuwenden ist, obgleich es anders auch geht. Auch sein Vorschlag, das

Medium vor dem Aktiv zu nehmen, da der Unterschied zwischen bindevokallosen und bindevokalhaften Formen leichter nachzuweisen sei, hat etwas für sich; doch dann müfste die deutsche Bedeutung am Aktiv gelernt werden. Der Gang des Unterrichts: § 1—37 systematischer Vorkursus, der das Allernotwendigste aus Deklination, Konjugation und Metrik enthält. Daneben fleifsige Übungen im Lesen. Freilich wird nicht gesagt, woraus diese genommen werden, da das Buch nichts enthält. „Die Sicherheit in der Kenntnis der Formen wird durch extemporale, mündliche und schriftliche Bildung einzelner Formen und ganzer Reihen zu erstreben sein." Wenn der Verf. damit meint, dafs — wie jetzt — regelmäfsige Extemporalien von Formen und kleinen Sätzen zu schreiben seien, bin ich damit einverstanden. Mit § 38—90 beginnt der methodische Kursus, welcher neben der Lektüre einzuüben ist. Vor dieser ist jedesmal das am Rande bemerkte grammatische Pensum durchzunehmen, z. B. zu V. 1 „με" Pronom. Person. und Poss., zu V. 3 und 8 „ἐκ πόλιος" und „παρὰ θῖνα" einige Präpositionen. Dafs so der neben der Lektüre zu bewältigende grammatische Stoff sehr ungleichmäfsig hat verteilt werden müssen, gibt der Verf. selbst zu und schlägt deshalb vor, die Zeit durch Nachübersetzen auszufüllen. Als Hilfen zur Lektüre dienen Anmerkungen unter dem Text und ein nach Versen geordnetes Vokabular. Die Anmerkungen hätten lieber mit dem Vokabular verbunden sein sollen; denn, was der Schüler unter dem Text hat, lernt er nicht. Es folgen zwei sachlich geordnete Wörterverzeichnisse, von denen das erste nach V. 102 und das zweite nach V. 400 benutzt werden soll. So wohl durchdacht diese Anordnung auch ist, das Ganze kommt mir etwas zu kompliziert vor, da nicht jeder Lehrer geneigt ist, sich so genau die Route vorschreiben zu lassen. Auch die Zusammenstellung der Systeme der wichtigsten bis V. 310 vorgekommenen Verben könnte wohl für Homer entbehrt werden. Den Schlufs bildet dann ein alphabetisches Wörterverzeichnis ohne deutsche Bedeutung mit Angabe des betreffenden Homerverses oder des Paragraphen im grammatischen Teil. Endlich enthält das Buch noch Übungsstoff zum Übersetzen ins Griechische in einzelnen Sätzen, den Stoff bietet das IX. Buch Homers. Es soll also dieses Übersetzen mit der Lektüre Hand in Hand gehen. Auf dieses Übersetzen aus dem Deutschen darf übrigens unter keinen Umständen verzichtet werden. Es ist nicht zu leugnen, dafs das Ganze tief durchdacht und geschickt angelegt ist, doch in der Weise, dafs, wenn ein Lehrer sich nicht strikte

daran hält, dann die ganze Maschine nicht richtig funktioniert. — In der Terminologie hat Agahd z. B. die Ahrensschen Bezeichnungen wie Objektivum und Subjektivum für Aktiv und Medium fallen lassen, aber doch statt des zum Allgemeingut gewordenen „Tempus“ das Wort „System“, statt „Imperfekt“, „Plusquamperfekt“, „Indikativ Aorist“ die Termini „Präteritum des Präsens“, „Prät. des Perf.“, „Prät. des Aor.“ angewandt. So treffend diese Ausdrücke auch sein mögen, nach meiner Ansicht ist es wichtiger, dafs die termini technici möglichst in allen, wenigstens in den alten Sprachen, dieselben sind. Was für Mühe sparte man Schülern wie Lehrern! Ich bedauere es schon lange, dafs in den Vorschulen zu den Gymnasien anstatt der historisch berechtigten Bezeichnungen deutsche Wiedergaben gebraucht werden; mufs doch der Sextaner immer umlernen. — Schliefslich noch der wissenschaftliche Charakter! Der Verf. betont es ausdrücklich, dafs das Buch nicht vom wissenschaftlichen, sondern praktischen Standpunkte zu beurteilen ist. Für den Text Homers ist die Schulausgabe von Cauer (Leipzig, Freytag) benutzt. — Das in dem Buche Gebotene würde sich bei 6 Stunden in einem Jahre bewältigen lassen, vielleicht könnte noch ein Stückchen Homer mehr gelesen werden.

Wir kommen zweitens zu der Schulgrammatik von Hornemann, 1. Teil: Homerische Formenlehre (150 Seiten). Wenn er als Leitsatz aufstellt: „Für die Ahrenssche Methode ist wesentlich, dafs die griechischen Formen von vornherein nicht nur mit dem Gedächtnis aufgenommen werden, sondern dafs die Schüler ihre Bildungsweise verstehen und sie gewissermafsen selbst machen lernen“, so unterschreibe ich ihn mit ganzem Herzen, da gerade dies uns so viel Freude gemacht hat; ich habe noch Jahre lang selbst mit der Grammatik von Koch im Sinne von Ahrens zu unterrichten mich bestrebt. So soll die vorliegende Grammatik nicht nur den Lernstoff bieten, sondern auch vor allem die Formen erklären und aus den Elementen aufbauen. Dafs daher auf Grund der neueren Forschungen auf sprachwissenschaftlichem Gebiete eine umfassendere Neubearbeitung eintreten mufste, ist selbstverständlich. Und dieser Aufgabe ist der Verf. gewifs gerecht geworden, wenngleich die Wissenschaft vor den homerischen Formen oft halt machen mufs. Um dieses wissenschaftlichen Aufbaues willen hat Hornemann denn auch seine Grammatik so angelegt, als ob der Schüler im zweiten Jahre von vorn anfangen sollte. Der Gang ist (Vorrede IV) folgendermafsen: „Für den Elementarunterricht

sind vor allem die Abschnitte über die regelmäfsige Deklination und Konjugation (§ 24—88) und die dazu gehörenden Regeln aus der Lautlehre bestimmt. Diese sind daher möglichst einfach und elementar gefafst" (108 Seiten). „Etwas weiter in der Hereinziehung der sprachwissenschaftlichen Erklärung gehen schon die Anmerknngen zn diesen Abschniten der Bücher; wiederum etwas weiter die nur teilweise zum Lernen, zum gröfseren Teile zum Nachschlagen bestimmten § 89 — 108, welche die Besonderheiten der Formenbildnng nnd der Stammbildnng des Verbums enthalten; am tiefsten endlich in die moderne Sprachwissenschaft wollen die Erläuterungeu einführen, welche am Schlufs der homerischen Formenlehre in einem besonderen Abschnitt beigefügt sind" (42 Seiten). Wenn schon die Grammatik von Ahrens selbst in einer Zeit, wo man auf grammatische Schulung so hohes Gewicht legte, viel zn viel Stoff enthielt, wie kann man die Schüler nnserer Tage in ein solches Labyrinth von Formen stürzen wollen! Was schreiben denn die Lehrpläne von 1901 S. 28 vor? „Die Auswahl dessen, was gelernt und eingeübt werden soll, ist überall auf das Wichtigste und Charakteristischste zu beschränken." Der hochgelehrte Verfasser hat aber wissenschaftlicher Akribie zuliebe den praktischen Gesichtspunkt ganz und gar ans den Angen gelassen oder verloren. Es wäre nach meiner Ansicht alles auszuscheiden, was schon in dem Elementarbuch steht, zweitens der gröfste Teil der Anmerkungen, drittens die Erläuterungen. Wozu steht in § 2 noch einmal das Alphabet? Wozu die sonst sehr fein gegebene Anweisung für die Anssprache der Buchstaben (13 Zeilen)? Wozu in § 3 ein höchst originell gezeichnetes System der Laute mit Anmerkungen (eine Seite)? So etwas schreibt eventuell der Lehrer an die Tafel und spricht es vor, und zwar nur dem Anfänger. Auch der Abschnitt vom Lautwandel (15 Seiten) gehört in diesem Umfange nicht in ein Schulbnoh; so die meisten Vorbemerknngen zur Deklination in § 21—24. Ähnliches läfst sich über die Konjugation sagen. Der Verf. hat eben alles anfgenommen, was der Lehrer mündlich zur Erklärung zu sagen hätte. Gibt es denn kein Lexikon zum Nachschlagen? Auch mit der Anordnung kann ich nicht immer einverstanden sein. § 71 enthält *ἵστημι*, § 90 erst *τίθημι* und *δίδωμι*. Ich habe lange genng in der Obertertia unterrichtet, nm die Erfahrung zn haben, dafs der Schüler die Verba auf *μι* nebeneinander sehen, lernen und repetieren mufs. Das Hornemannsche Buch ist vortrefflich für einen Studenten der Philologie, für den Lehrer, aber keine Schulgrammatik. Selbst damit

gerechnet, dafs der Verf. gar uicht daran denkt, den ganzeu gehotenen Stoff zu lehren, würde doch immerhiu ein Jahr, also die Obertertia, dazu gehören, die homerische Formenlehre zu wiederbolen uud zu ergänzeu.

Also mit dem Eintritt in Seknnda, vielleicht etwas früher, heherrscht der Schüler die homerischen Formen und hat etliche Bücher von Homer gelesen. Was dann? Da Hornemanns erster Teil nur die homerische Formenlehre enthält, mufs also ein zweiter Teil erwartet werden für die attische Formenlehre und die Syntax. So würden dann die Schüler drei Grammatiken in Händen haben! Ob die Anfsichtsbehörde die Einführung gestatten würde, ist doch wenigstens zweifelhaft. Das zur Einübung des attischen Sprachgehrauchs nötige Übungshuch kündigt Agahd an (Vorrede VIII). Es wird — wie nns der Herr Verf. gütig mitteilt — Abschnitte aus Xeuophous Anahasis und Hellenika enthalten, vielleicht nnter Zugabe einschlägiger Stelleu aus deu Rednern, mit Anmerkungen. Dazu kommen deutsche Übungsstücke, nach methodischen Gesichtspnnkten verfafst. A. bemerkt dazn: „Weder Hornemann noch ich haben jemals gemeint, dafs nach meinem Elementarhuch der gesamte Stoff der Elementargrammatik durchgearbeitet werden soll, hevor wir zum Attischen übergehen; vielleicht sollen aus der Elementargrammatik zunächst die fehlenden Kapitel ergänzt werden und in spätereu Jahreu der weitere Stoff, soweit er für die Schule notwendig ist, nehen der Lektüre angeeignet oder anch blofs nachgeschlagen werden." — Weshalh hahen die heiden Herren, die doch ihre ganze Kraft gern mit der Realisierung ihrer Reformen belohnt sehen möchten, sich nicht vorher verständigt? Scheinbar haben sie, jeder für sich, nach persönlicher Neigung ihre Grammatiken geschaffen. Dafs sie damit ihren ganzen Bau von vornherein selbst gefährdet hahen, ist wohl kanm zu leugnen. Weshalh hat uicht der eine den homerischen nnd der andere den attischen Dialekt mit der Syntax hearbeitet? Sollten die beiden Herren sich verständigen, so würden drei Bücher erforderlich lich sein: 1) Ein Elementarhuch ans Homer mit vollständig ausreichendem grammatischen Stoff. 2) Ein attisches Elementarhuch, euthaltend attische Schriftsteller, deutschen Übersetzungsstoff, Vokabeln zum Einprägen. 3) Eine attische Grammatik. Das Elementarhuch soll nach Agahds Anlage für Obertertia, zweites Halhjahr, und ganz Untersekunda ausreichen. Nuu ist aher doch einmal das an und für sich vorzügliche Buch von Hornemaun da!

Es ist wohl nicht zu verwundern, weun selbst die, welche anfänglich

diesem Unternehmen mit gespannter Erwartnng entgegenblickten, jetzt eine Enttänschung fühlen. Denn, wie die Sache nun einmal angelegt ist, geht es doch nicht. Ob dann, wenn der grammatische Stoff wesentlich beschränkt ist, kann erst entschieden werden, wenn in Agahds Elementarbuch die fehlenden Pensen aus Hornemanns Grammatik aufgenommen sind, wenn also aus zwei Büchern eins geworden ist.

Ist nun überhaupt die Wiedereinführung der sogen. Ahrensschen Methode auf unseren Gymnasien wünschenswert oder möglich? Wie Cauer (an angeführter Stelle) bemerkt, hat das Gesammtinteresse für die alten Sprachen enorm abgenommen. Woher diese Erscheinung? Mag das auch im Geiste einer neuen Zeit, der seine Berechtigung hat, liegen, so ist die Hauptschuld denen beizumessen, welche seit Jahrzehnten gegen unsere Gymnasialbildung so lange Sturm gelaufen sind, bis sie den ganzen Bau erschüttert hatten. Dafs die völlig unentbehrlichen Anstalten mit mehr realer Bildung zu ihrer Selbsterhaltung möglichst viele Berechtigungen wünschten, ist ja erklärlich. Seit 1901 haben sie ja alles erreicht. Nun sollten sie uns doch in Ruhe lassen! Nach und nach werden wir uns wohl wieder ein bifschen erholen. Wenn wir im Griechischen nicht mehr das leisten, was Ahrens verlangen konnte, so ist das nicht unsere Schuld, sondern derer, welche durch die zum Teil urteilslose Presse den Kampf um den gröfseren Wert der gymnasialen oder realen Bildung ins Haus getragen haben, wo Schüler wie Eltern in ihren Blättern täglich lesen können, wie wertlos Lateinisch und Griechisch ist. Weshalb nicht reine Sache? Wir erkennen die Bedeutung der anderen Anstalten an, und sie sollen uns unsere alten Sprachen lassen. — Cauer sagt ferner richtig, dafs die Lernfähigkeit, die Möglichkeit, den Schülern etwas zuzumuten, im Laufe der letzten Generationen erheblich nachgelassen hat. Nur eins! Ein Quartaner vor 25 Jahren las Homer und in Auswahl römische Poesie der Tertianer las zwei Jahre lang Homer und Ovid. Und jetzt? Die Zeiten sind vergangen und können nicht wiederkehren. Wie viel weiter aber war damals der Gesichtskreis eines nach Sekunda Versetzten! Dazu kommt, dafs auf vielen Anstalten nicht nur die Klassen überfüllt sind, sondern auch solche Elemente vorherrschen, die klug täten, wenn sie ihre Mifsachtung gegen das Lateinische und Griechische dadurch betätigten, dafs sie ganz davon blieben. Auch ist nicht zu vergessen, wie viel Stunden wir weniger haben als früher; es fehlen die 7 Stunden in Quarta und in allen übrigen Klassen eine Stunde wöchentlich. Schliefslich möchten diese

Reformen nach den Lehrplänen von 1901 schwer realisierbar sein, und es wäre doch zu wünschen, daſs diese doch wenigstens noch einige Jahre Bestand haben.

Weshalb haben die beiden Herren nach den äuſserst geschickten Führern in den N. Jahrhb. und in der Monatsschr. f. höheres Schulw. nicht erst abgewartet, wie man in Fachkreisen über diese schwierige Frage denkt, sondern durch Herausgabe der beiden Bücher die Lösung erschwert? Als ich im Herbst vorigen Jahres Hornemanns Sonderabdruck mit dem Titel „Der griechische Unterricht im neuen Gymnasium" bekam, stutzte ich über die Bezeichnung „neu", war aber freudig überrascht, als ich las, mit welcher Liebe und Wärme, ja Begeisterung der Verfasser des Aufsatzes von der griechischen Sprache und Literatur sprach. — Damals ahnte ich nicht, was mir jetzt der Fall zu sein scheint, daſs die ganze Sache für die Reformschulen in Szene gesetzt ist. Und ob diese das leisten können, was für die Gymnasien zu schwer erscheint, darüber fehlt mir jedes Urteil und den Freunden jener Anstalten wohl noch die dazu nötige Erfahrung.

---

93) **Ervinus Oldenburger, De oraculorum Sibyllinorum elocutione.** Dissertatio inauguralis. Rostochii, venum dat H. Warkentien, MCMIII. 54 S. 8. ℳ 1.20.

In Anbetracht des Umstandes, daſs die Sprache der sogen. sibyllinischen Orakel sich auf 5—6 Jahrhunderte verteilt und, da dieselben groſsenteils jüdischer resp. christlicher Proselytenmacherei dienten, zweifelsohne vielfach den Stempel des alexandrinischen Judengriechisch tragen, braucht Ref. wohl nicht erst ausdrücklich zu versichern, daſs er an die Lektüre dieses Schriftchens mit nicht geringer Neugierde herantrat. Leider muſste er nur allzubald seine hochgespannten Erwartungen auf ein bescheiden niedriges Maſs zurückschrauben, nicht als ob der Inhalt etwa durch grobe Irrtümer entstellt wäre, sondern weil, insofern der Verf., was grammatische Durchbildung betrifft, noch tief in den Kinderschuhen steckt, die gewonnenen Ergebnisse, um es kurz zu sagen, in der Hauptsache darauf hinauskommen, daſs für meist feststehende sprachliche Erscheinungen einige neue Belegstellen erbracht werden, deren schillernde Umkleidung mit bunten Lappen aus den jeweilig einschlägigen tonangehenden Literaturwerken auſserstande den bezweckten dichten Denkmantel zur Verhüllung des wissenschaftlich niederen Standpunktes zu bilden an allen Ecken und Enden die Aftergelehrsamkeit hervorgucken läſst.

Die Untersuchung beschränkt sich in zwei Teilen auf die Konjunktional- und Relativsätze und den Gebrauch der Kasus. Hierbei sieht Oldenburger von Hebraismen und Barbarismen, desgleichen von offensichtlich epischen Archaismen prinzipiell ab, von jenen, weil sie mit der Grammatik in engerem Sinne nichts zu tun haben, von letzteren, weil sie für die Sprache ihrer Zeit keinen Wert besitzen — nebenbei weicht er doch im ersten Teile bezüglich dieser teilweise wieder von diesem Grundsatze ab — und bescheidet sich im zweiten Teile ganz, im ersten fast ganz mit Anführung von mehr oder weniger vom attischen Sprachgebrauche abweichenden Erscheinungen. Daneben versucht er namentlich den von Thumb „Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus", S. 12 f., angeführten, nach Thumb auch auf die *Κοινή* und insbesondere auf die handschriftlichen Denkmäler anzuwendenden von Hatzidakis für die „mittelgriechischen Autoren", d. h. die Byzantiner aufgestellten und ergebnisreich durchgeführten Grundsatz über Wortbildung und Formen analog auf die syntaktischen Elemente zu übertragen. Wenn er sich hierfür unter anderen auf Blafs, „Grammatik des Neutestamentlichen Griechisch" beruft, so übersieht er einfach, dafs Blafs den dort (S. 3; die Anführung dieser Stelle ist im Verzeichnis S. 47 übersehen) gekennzeichneten Stand auf die neutestamentliche Sprache beschränkt, indem er ausdrücklich bemerkt, dafs die gleichzeitige und spätere Literatursprache hiervon schlechterdings nichts merken läfst, und dafs von dem durch enge Zeitschranken umgrenzten Werke aus uns doch nur für einen kleinen Bestandteil des in dieser Schrift enthaltenen Materials das grammatische Problem erhellt werden könnte. Zitiert ist nach der Ausgabe von Rzach, doch werden, was angesichts der von Buresch dargelgten Mängel, die just in sprachlicher Beziehung den angeblichen „Verbesserungen verderbter Stellen" durch Rzach anhaften, nur zu billigen ist, auch die Lesarten der Geffkenschen berücksichtigt. Indes scheint nach dem, was der Verf. S. 10 sagt, beim Erscheinen der letzteren die Drucklegung dieser Dissertation schon im Gange gewesen zu sein. Sehr anzuerkennen ist, dafs die Untersuchung streng an der Hand der Überlieferung geführt wird, eine Forderung, die nach den durch die Praxis erprobten Ausführungen von Reinhold, Blafs und Thumb gerade in diesem Falle unerläfslich erscheint. Der Gang der Untersuchung richtet sich, was jedoch bei der geringen Anzahl von Stellen ohne jede Bedeutung ist, nach der Entstehungszeit, beginnt also mit den echten Teilen des dritten Buches.

Unter den temporalen Konjunktionen ist es vor allem ὁππότε, das Abweichungen von der üblichen Gebrauchsweise zeigt. III, 132 ist bei ὁππότε κεν im Wiederholungsfalle der Vergangenheit das handschriftliche Imperfekt beizubehalten; vgl. Blafs, S. 202. Deshalb ist auch in Aristeae ad Philocr. Epist. § 78 Wendlands Änderung von ἕστηκε in ἑστήκῃ nach ὡς ἄν zurückzuweisen; vgl. Blafs § 59, 4. Hier einschlägig ist ferner der Gebrauch von ὁππότε und, weniger häufig, anderer Temporalkonjunktionen ohne ἄν mit Konj. Präs. oder Aor., ferner mit ἄν und Indik. Fut. Die dabei in Frage kommenden Stellen beweisen aufs neue die völlige Unzulänglichkeit der Erklärungsversuche mittels des Itazismus, wodurch man in solchen Fällen früher nach bekannten Rezepten vermeintliche Abhilfe zu schaffen gar rasch bei der Hand war; vgl. z. B. ἡνίκα ὀλισθάνωσι IV, 97 f. und unmittelbar vorher ὅτε . . . ἵκηται; vielmehr steht fest, dafs Fut. und Konj. in ganz gleicher Bedeutung gebraucht wurden. Auf einer wohl richtigeren Fährte dürfte sich der Verf. mit seiner Vermutung eines Ionismus befinden, dessen weitreichenden Einflufs schon Thumb ziemlich hoch eingeschätzt hat; doch mufs mangels anderer unerläfslich nötiger Vorarbeiten ein abschliessendes Urteil über dieses wichtige Gebiet der Modussyntax bis auf weiteres zurückgestellt bleiben. Noch eine auffällige Erscheinung bei den Temporalsätzen ist anzuführen, für welche aus sonstiger Literatur bis jetzt nur zwei oder drei analoge Fälle bekannt sind, ich meine das öftere Fehlen eines verbum finitum. Mit einer einzigen Ausnahme (III, 132) gehören alle der späteren Zeit an. Was die Finalsätze anlangt, so erscheint an drei Stellen ἵνα mit Fut., an zwei weiteren schwankt die Überlieferung zwischen Fut. und Konj. Aor., hier mit den allerdings den Itazismus begünstigenden Endungen ει und ῃ, alle übrigen ἵνα-Sätze haben regelmäfsige Struktur. Hierdurch wird nur bestätigt, was bei Blafs § 64, 2 mit reichhaltiger Stellensammlung ausgeführt ist. Die aufserdem noch mitgeteilten Abweichungen und sogen. Solözismen können abgesehen von III, 258 ff., wo nach ἤν mit Konj. Aor. im Nachsatze Opt. Aor. und Ind. Fut. wechseln, nach den von Du Mesnil und insbesondere Reinhold (Diss. Hal., S. 110) veröffentlichten Beiträgen nicht weiter befremden. So erfahren wir denn kaum mehr, als wir eigentlich schon wufsten, dafs nämlich in diesen Sprüchen alte und neue, epische und vulgäre Sprachelemente enthalten sind.

In bezug auf die Kasuslehre wird das zu wenig konservative Verfahren Rzachs und bis zu einem gewissen Grade auch Geffkens ziem-

lich hart mitgenommen, und zwar insofern nicht mit Unrecht, als sie selbst bei Übereinstimmung von Φ, Ψ und Ω es nicht lassen können nach der längst antiquierten Cobetschen Methode Gewaltkuren vorzunehmen. Doch auch dem Verf. kann der Vorwurf nicht ganz erspart bleiben, daſs er zwischen echten und unechten Bestandteilen so gut wie gar nicht unterschieden hat, was jedenfalls lohnender gewesen wäre als die ziemlich willkürliche Heranziehung der einen oder anderen Papyrusstelle. Im einzelnen erhalten wir einige neue Belege für ἐν auf die Frage wohin? also für eine von Blaſs § 41, 1 schon vollauf genügend nachgewiesene und gewürdigte Ausdrucksweise. Bemerkenswerter erscheint der Gebrauch von ἐπί mit Dat. in dieser Bedeutung. Gleiches gilt für εἰς und ἐπί mit Akk. auf die Frage wo? Über dieses schon sehr früh beginnende und bei den späteren immer stärker um sich greifende Schwanken in den Ortsbestimmungen, das Thumb „eine bekannte Tatsache der jüngeren griechischen Sprachgeschichte“ nennt, ist zu vergleichen Schmid, „Der Attizismus“ I, 91 f. In der Stelle ἄχρις ἑνδεκάτην ἀφικέσθαι ist ἑνδεκάτην zweifellos Subjektsakkusativ, daher jede Änderung vom Übel. Die beigebrachten Stellen für κέλομαι, μένειν und ἄρχειν mit Dativ, für ἄρχειν, ἡγεμονεῖν, κοιρανεῖν, λαγχάνειν, μετέχειν, παύεσθαι und πολεμεῖν mit Akk. böten an sich zu keinerlei Bemerkung Anlaſs, der Gebrauch des letztgenannten z. B. deckt sich vollständig mit dem von Dindorf in Steph. Thes. belegten und besprochenen, wenn nicht der Verf. zur Erhärtung der transitiven Konstruktion von ἄρχειν fälschlich mehrere Beispiele mit innerem Objektsakkusativ anführte und dadurch sowie durch die daran geknüpften Bemerkungen verriete, wie wenig bewandert er in derlei grammatischen Dingen ist. Dazu kommt noch, daſs er die Stelle V, 22 ὃς ἐπὶ Πέρσας ἄρχει καὶ Βαβυλῶνα zur Stütze für ἐπάρχω mit Akk. anführt, also einen Fall von Tmesis annimmt, während er doch aus Blaſs § 43, 1 βασιλεύσει ἐπὶ τὸν οἶκον Ἰακώβ kennen muſste. Und was schlieſslich die zu μετέχειν angezogenen Stellen Thuk. 6, 40 und Soph. O. C. 1484 angeht, so liegt die Sache dort wesentlich anders; bei Thuk. heiſst μετασχεῖν nicht „teilhaben“, sondern „miterhalten“; auch ist nicht, wie Oldenburger meint, ἴσον, sondern τοῦτο das Obj. (vgl. Böhme zu der Stelle); bei Soph. dagegen hat das Verbum die Bedeutung „hinterherbekommen“, womit zu vergleichen μεταγελᾶν, μετανοεῖν u. ä., in welch letzterem Sinne sich das Verbum vielleicht auch hier an einer Stelle fassen läſst, nämlich XI, 271, zumal das Obj. χάριν das nämliche ist wie

bei Soph. und noch obendrein in dem Orakelspruche durch den Beisatz μνήμῃ dieser Sinne begünstigt zu werden scheint. Auf den adjektivischen Gebrauch von μεμηλώς (I, 126) und μεμελημένος (II, 341) hat bereits Nauck aufmerksam gemacht. Mehr Beachtung verdient dagegen das einmalige Vorkommen der Struktur von μετέχειν mit Dativ (XIV, 60). Der Abschnitt über die Präpositionen verliert sich in Einzelheiten.

Den Schlufs bilden drei Indices und die übliche Vita. Die Drucklegung war eine sorgfältige; ich bin nur auf drei Versehen leichtester Art gestofsen.

München. **Ph. Weber.**

94) **August Leykauff, François Habert und seine Übersetzung der Metamorphosen Ovids.** (Münchener Beiträge zur roman. und engl. Phil. herausg. von H. Breymann und J. Schick. XXX. Heft.) Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1904. XI u. 123 S. 8. ℳ 3.25.

Der vorliegende Band der „Münchener Beiträge“ führt uns in die französische Renaissancezeit und behandelt von den im „Anhang“ chronologisch aufgezählten Werken Haberts die im Jahre 1557 erschienene Übersetzung der Ovidischen Metamorphosen, sein Hauptwerk. Nach einem Vorbereitungskapitel, in dem allerlei Einzelheiten aus Haberts Lebensverhältnissen und der damaligen Zeit überhaupt gegeben werden, geht der Verf. an seine eigentliche Aufgabe und kommt zu der Lösung, dafs die Habertsche Übersetzung von uns aus gerechnet zwar klar, aber breit und oft schwerfällig ist, und wir die mit Recht bewunderte Poesie des Originals vergeblich suchen, dafs sie aber trotz aller Mängel einen nicht geringen Wert besitzt und für des Übersetzers Zeit eine anerkennenswerte Leistung ist, die allerdings späteren Anforderungen nicht mehr genügt.

Das Buch bietet namentlich auch, wie schon angedeutet, in kulturhistorischer Beziehung, eine ganz interessante Lektüre.

Wilhelmshaven. **August Andrae.**

95) **Camille Jullian, Vercingétorix.** 2. édition. Paris, Hachette & Cie, 1902. Mit 10 Tafeln. 407 S. kl. 8.

Ein schönes Buch, das allen Lesern Cäsars auf das wärmste empfohlen sein mag. Es hat nicht die Form einer wissenschaftlichen Untersuchung, sondern ist eine lebensvolle Darstellung. Aber der Verf. beherrscht seinen

Stoff vollständig und behandelt seinen Helden nicht wie eine zusammenhangslos hingestellte Einzelerscheinung, sondern bringt seine Geschichte zeitlich in Beziehung zu Vergangenheit und Zukunft, räumlich mit einem weiten Hintergrunde. Aufser zu den Anmerkungen am Schlusse gibt er keine Quellen an, aber er kennt die zugehörige Literatur gut, verwendet alle Angaben glücklich und weifs seinen Stoff übersichtlich zu gliedern. Als echter Geschichtschreiber entbehrt er auch der Phantasie nicht; aber er läfst sich nicht ins Blaue fortreifsen, gibt auch nicht als Tatsache aus, was blofs Vermutung ist und läfst merken, wenn er beim Ausmalen von Einzelheiten die Farben aus anderen, aber ähnlichen Verhältnissen entlehnt hat. Er ist natürlich eingenommen für Verc., und mit Recht; aber er verherrlicht ihn nicht auf Kosten der Wahrheit. Das Buch ist breit aufgebaut, aber die Darstellung überall anziehend. Um das rechte Verständnis für die zu erzählenden Vorgänge zu erwecken, führt uns der Verf. erst in das Heimatland des Verc., die Auvergne, macht uns mit ihrer Lage, ihrem Zustande und ihrer Bedeutung für das politische, volkswirtschaftliche und religiöse Leben Galliens bekannt. Daran schliefst sich die Vorgeschichte des Landes, das schon früher unter Königen weithin eine Vorherrschaft ausgeübt hat. Mit dem fünften Kapitel nähern wir uns den von Cäsar geschilderten Vorgängen, und immer mächtiger treten die Persönlichkeiten des kühnen und klugen Eroberers und des tapferen und umsichtigen Verteidigers hervor. Schritt für Schritt wird der gewaltige Waffengang geschildert und beurteilt, der mit dem Untergange des gallischen Helden und der Unterwerfung seines Vaterlandes abschliefst. Die Lehrer der Tertia sind zu beneiden, die in Zukunft unter Benutzung dieses Werkes mit ihren Schülern das siebente Buch des Bellum Gallicum lesen können.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

96) **Johann Samuelsson, Kasusassimilationen und Satzwörter im Latein.** Sonderabdruck aus dem 5. Bande der Zeitschrift Eranos S. 53—77. Upsala 1903.

S. behandelt zwei syntaktische Erscheinungen, in denen das Latein dem Griechischen grundverschieden gegenübersteht, die Kasusassimilationen und die Satzwörter. Jene, die in der Sprache der Hellenen aufserordentlich häufig vorkommt, wird in der der Römer nur an wenigen Stellen angenommen, die auch noch zum Teil eine andere Erklärung (z. B. durch

Ellipse) zulassen oder eine unsichere handschriftliche Überlieferung zeigen. Nach S. bleiben nur zehn Stellen übrig, an denen mit Sicherheit Kasusangleichung vorliegt. Davon entfallen fünf auf Livius, die übrigen auf Ciceros Briefe, Horaz' Satiren, Plinius, das bellum Africanum und Lactanz. Überall ist das Verbum des Relativsatzes ein ziemlich allgemeines Wort wie posse, nominare, dicere, nosse. Dabei lassen sich drei verschiedene Fälle unterscheiden, wie sich aus folgenden Beispielen ergibt: 1) quibus poterat sauciis secum ductis Liv. 4, 39; 2) ibi Cn. Scipio cum quibus ante dictum est copiis substitit Liv. 25, 32; 3) notante indice quo nosti populo Horaz Sat. I, 6. Während die letztgenannte Erscheinung der griechischen Kasusattraktion am nächsten kommt, sind die beiden anderen lediglich im Latein vorhanden und am besten daraus zu erklären, dafs der Relativsatz aus der Stellung eines Satzes zu der eines Satzteiles herabgedrückt worden ist.

Umgekehrt wie mit den Kasusassimilationen verhält es sich mit den Satzkompositis; denn diese sind im Latein ziemlich zahlreich vertreten. Hierher gehören Wörter wie quivis, quilibet, nescio quis, utpote, age, cedo und andere mehr oder weniger erstarrte Bildungen.

Die Untersuchung bekundet Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, Belesenheit und Sachkenntnis; sie verdient daher bei den einschlägigen Untersuchungen berücksichtigt zu werden.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

---

97) **H. Fritzsche, Griechische Schulgrammatik.** Vierte, vielfach verbesserte Anflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Goedel, 1904. VIII u. 178 S. geb. ℳ 2.40.

In demselben Sinne, wie es zuerst die Kaegische Grammatik versuchte, will die vorliegende nur das für die Schulpraxis Notwendige bieten. Diese nach Vereinfachung strebende Absicht wird in allen Teilen der Laut- und Formenlehre, der Syntax und der homerischen Formenlehre streng durchgeführt. Für die Formenlehre dienten dabei aufser des Verf. eigenen Sammlungen wertvolle Vorarbeiten Anderer zur sicheren Grundlage. Besonders die starken Tempora sind eingeschränkt, die Numeralia gekürzt; zur Vereinfachung der sehr übersichtlich gedruckten Flexionsschemata — nur wünschte man bei den Verbformen die deutsche Übersetzung dazugesetzt — sind die Dualformen weggeblieben und zusammenfassend § 34

und § 48 behandelt, wie es das Verfahren in der Praxis wohl schon meistens war. Durchweg, auch in der Fassung der Regeln und Erklärungen, bekommt man den Eindruck, dafs das Buch herausgewachsen ist aus einer reichen Erfahrung und den Wünschen und Forderungen, wie sie eine solche mit sich bringt. So sind wohl auch in der Syntax z. B. die sehr dankenswerten Zusammenstellungen § 103, 6 Präpositionen mit Verben zusammengesetzt, § 114 Übersicht über den Gebrauch der Modi, § 121 Die wichtigsten Objektsätze entstanden.

Als nicht empfehlenswert aber erscheint mir die Behandlung der Lautgesetze. Die übliche Zusammenstellung in der Lautlehre ist weggefallen, dafür finden die einzelnen Formen ihre Erklärung zum gröfsten Teil in Fufsnoten auf der betr. Seite. Ganz abgesehen von dem kleinen Druck dieser oft recht anschwellenden Anmerkungen, der für die Augen nur schädlich, für das Übersehen aber förderlich ist: die mündliche Erklärung des Lehrers mag noch so nachhaltig sein, gegenüber den immer nur nach Bedarf auftretenden Erklärungen mufs eine alle gleichartige Erscheinungen an einer Stelle zusammenfassende Erklärung viel eindrucksvoller werden und das Lautgesetz als solches viel einleuchtender und entschiedener zur Erkenntnis bringen. Nur so läfst sich dann auch erfolgreich ein weiterer Vorteil verbinden, der in der Syntax schon immer, in der Lautlehre aber viel zu gering ausgenützt ist: die vergleichenden Hinweise auf Erscheinungen in den anderen, dem Schüler naheliegenden Sprachen, besonders dem Lateinischen und Französischen. So kann amao = amo einen guten Ausgang bilden für die Kontraktionsregeln, das in der Aussprache stumm gewordene frz. t in fait, dit helfende Parallele werden für ὄνομα(τ), frz. gendre aus gen(e)rum für ἀνδρός, frz. moins, vins, fins für die Vorstufe zu μη(ν)σί, lat. clau(d)si für παισί u. a. mehr, wie das allgemein übliche scrib-si = scripsi für γυψί oder dic-si = dixi für φύλαξι.

Indessen soll mit diesem Einwand durchaus nicht der grofse Wert der vorliegenden Arbeit gemindert werden, deren vierte Auflage zudem beweist, dafs sie sich im praktischen Gebrauch bewährt hat. Fritzsches Schulgrammatik ist zu begrüfsen als ein weiterer Vorstofs zu dem erstrebenswerten Ziel, die Einführung in die griechische Sprache zu vereinfachen.

Laubach (Hessen). **F. Adami.**

98) **Léon Levrault, Les Genres Littéraires.** (Évolution des Genres.) *La Satire.* Paris, Delaplane, o. J. [1903]. 130 S. 12. geb. fr. —.75.

Vorliegende Arbeit gehört in die Kompendienfolge, von der schon mehrfach in dieser Zeitschrift die Rede gewesen ist (Jahrg. 1902, S. 207 und 568; 1903, S. 235). Ich kann mich daher kurz fassen. Levrault gliedert seinen Stoff in drei Kapitel, L'esprit satirique au moyen âge, De la Pléiade à la Révolution und La satire depuis la Révolution. Er bringt alles Wesentliche und gibt am Schlufs jedes Kapitels eine kurze Literaturzusammenstellung, in der das wichtigste Material vereinigt ist, die deutsche Mitarbeit indessen zu wenig zu Worte kommt. Ich möchte aber auch diesen Band Examenskandidaten französischer und deutscher Zunge warm empfehlen. — Die ganze Kompendienreihe wird eifrig fortgeführt. In Aussicht steht die Behandlung folgender Gebiete: La fable, La critique littéraire, L'histoire und Les moralistes.

Peine. **Carl Friesland.**

---

99) **Albrecht Reum, Französisches Übungsbuch** für die Oberstufe (Ausgabe A), für die Oberklassen der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Bamberg, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch), 1902. X u. 229 S. 8. Dazu ein Wörterverzeichnis von 27 S. 8. geb. ℳ 2.80.

Der Verf. bestimmt die Ausgabe A seines Übungsbuches für die oberen Klassen der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Das mag im Königreich Sachsen und in manchen anderen deutschen Staaten angängig sein, in Preufsen jedoch könnte es nur für die oberen Klassen der Realanstalten in Betracht kommen. Denn an den preufsischen Gymnasien ist für besondere Übersetzungsübungen nach einem eigens dafür bearbeiteten Buche keine Zeit vorhanden, da Lektüre und Sprechübungen hier die Hauptsache sind. Höchstens könnte es in U II und O II eine Stelle finden, da in diesen Klassen nach den Lehrplänen von 1901 die wichtigsten syntaktischen Erscheinungen der französischen Sprache durchgenommen werden sollen. Für Schulen aber, die dem Französischen mehr Zeit widmen können, als die humanistischen Anstalten, ist es sehr geeignet. Es ist auf die direkte Methode zugeschnitten. Die Erlernung der Hauptregeln der Syntax wird in dem französischen Teile des Übungsbuches, der zehn Kapitel umfafst, mit möglichster Vermeidung der Muttersprache angestrebt. Dem ersten Kapitel gehen vorbereitende Übungen (Exercices) voraus, die

meines Erachtens für die Oberstufe zu elementar sind. Umwandlungen wie: „Le menteur sera puni“ in „Qui ment sera puni“; „Sa guérison est sûre“ in „Il est sûr qu'il guérira“; „C'est là sa promesse“ in „C'est ce qu'il m'a promis“; „Il reconnaît son tort“ in „Il reconnaît qu'il a eu tort“ usw. sind wohl geeignet, die Sprachfertigkeit und Gewandtheit im Ausdruck zu fördern, müssen aber schon auf der Unter- und Mittelstufe tüchtig geübt werden. Sonst ist das Buch sehr praktisch eingerichtet. Jedes der zehn Kapitel behandelt einen Abschnitt aus der Syntax: Kap. 1 die Lehre vom Artikel, Kap. 2 das Fürwort, Kap. 3 die Rektion des Zeitwortes, Kap. 4 die Tempuslehre, Kap. 5 die Moduslehre, Kap. 6 den Infinitivus, Kap. 7 das Partizipium, Kap. 8 das Umstandswort, Kap. 9 die Verhältniswörter, Kap. 10 die Wortstellung. Jedes Kapitel beginnt mit einem zusammenhängenden Stücke, dessen Stoff meist der Literaturgeschichte entnommen ist. So bilden Molière, Lafontaine, Racine, Voltaire, Mme de Staël, Chateaubriand, Victor Hugo, Buffon den Gegenstand je eines Kapitels. Die Regeln, die aus den zusammenhängenden Stücken induktiv abgeleitet werden sollen, sind durch kursiven Druck der betreffenden Worte kenntlich gemacht, nur das Kap. 4 über die Tempuslehre macht eine Ausnahme hiervon. Zur Einübung der abgeleiteten Regeln dienen zahlreiche Exercices, die in jedem der zehn Kapitel dem zusammenhängenden Stücke folgen. Sie sind so angelegt, dafs sie aufser der Erreichung grammatischer Sicherheit auch noch der Förderung im mündlichen Gebrauch der Sprache dienen.

Ein besonderer Abschnitt, der die Seiten 153—229 umfafst, enthält nur deutsche Stücke, die zur weiteren Befestigung der im französischen Teile gewonnenen Kenntnisse dienen sollen. Sie sind aber nicht etwa Umformungen der im ersten Teil befindlichen französischen Stücke, sondern ganz von diesen unabhängige freie Übungen, die an den Schüler ziemlich hohe Anforderungen stellen. Etwa fehlende Vokabeln findet man in einem besonderen Wörterverzeichnisse.

Eine lobenswerte Beigabe sind die vorzüglich ausgeführten Bildnisse der in den französischen Kapiteln behandelten Schriftsteller.

Breslau. **Heinrich Knobloch.**

100) **H. Breymann, Französisches Lehr- und Übungsbuch** für Gymnasien. 4. Aufl. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1903. XVI u. 344 u. 80 S. 8. ℳ 5.35.

Der erste Teil des mit großer Sorgfalt und hervorragendem Verständnis gearbeiteten Werkes, das an das Elementarbuch desselben Verf. unmittelbar anknüpft, enthält auf 190 Seiten das „Übungsbuch", dem sich als zweiter Teil in 206 Paragraphen die „Grammatik" anschließt. Das Übungsbuch gibt zunächst in jedem einzelnen Abschnitt einen zusammenhängenden französischen Text, der gelegentlich durch Einzelsätze ersetzt oder mit ihnen verbunden ist, darauf grammatische Übungen und zum Schluß deutsche Texte im Anschluß an die französischen. In der „Wortlehre" werden die Konjugation, das Substantiv, das Adjektiv, das Adverb, die Zahlwörter und die Fürwörter behandelt, in der „Satzlehre" zuerst das satzbildende Satzglied: das Verb, dann die satzbestimmenden Satzglieder: das Subjekt, der Prädikatsnominativ, das Objekt, die Pronomina, der Infinitiv, das Adverbiale, die Attribute, schließlich der mehrfache Satz. Der Verf. legt Wert darauf, festzustellen, daß er keine Syntax der Redeteile zu geben versucht, sondern eine Lehre von den Satzgliedern bieten will, um auf diese Weise „die Schüler zu einem wirklichen Verständnis für syntaktische Verhältnisse zu führen"; der obige ausführliche Inhaltsauszug zeigt, wie er dabei zu Werke gegangen ist. Die Grammatik folgt in ihren einzelnen Abschnitten im wesentlichen dem Übungsbuch und enthält eine reiche Fülle von Regeln und Gesetzen, die das zusammenfassen sollen, was vorher aus dem fremden Sprachmateriale des Übungsbuches durch den Schüler herausgezogen worden ist. Ein nach den Paragraphen des Übungsbuches geordnetes Vokabelverzeichnis und ein alphabetisches deutsch-französisches Wörterverzeichnis ist als Anhang dem Buche hinzugefügt. Das Werk macht einen außerordentlich günstigen Eindruck und stellt dem Eifer, dem Wissen und dem Geschick des Verf.s das beste Zeugnis aus. Die Art, wie die französischen Texte in den „Übersetzungen" verwandt werden, ist meisterhaft. Manchen mag das Buch zuviel bieten; sein Wert wird dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß Einzelheiten wegfallen, so daß jedem Lehrer seine Freiheit gewahrt bleibt. Druck und Papier sind ausgezeichnet, Druckfehler sehr selten. Dem Buche ist ein voller Erfolg von Herzen zu gönnen.

Nauen. **Fries.**

---

101) **E. Herz, Englische Schauspieler und englisches Schauspiel zur Zeit Shakespeares in Deutschland.** [Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von **Berthold Litzmann.**] Mit fünf Karten. Hamburg und Leipzig, Leopold Vofs, 1903. IX u. 143 S. 8. ℳ 6.—.

Das vorliegende Buch ist aus der Bearbeitung einer akademischen Preisaufgabe hervorgegangen. Gestützt auf Creizenach, Schauspiele der englischen Komödianten, hat der Verf. das neu geförderte Material zu verarbeiten gesucht, und man wird seiner fleifsigen und, soweit meine Prüfung mich zu diesem Urteil berechtigt, zuverlässigen Arbeit die gebührende Anerkennung nicht versagen. Die allgemeine Bedeutung eines genauen Studiums des englischen Einflusses auf unsere Literatur leuchtet ohne weiteres ein. Nur eine eingehende Kenntnis fremder Einwirkungen auf unsere Literatur ermöglicht ein zutreffendes Urteil über die letztere.

Im ersten Hauptteile bespricht Herz die Wanderungen der englischen Komödianten. Nacheinander werden die Züge der Truppen Kemp's, Browne's, Green's, der von Browne abgelösten Gesellschaften von Sackeville, Webster, Machin, Reeve, Blackrende, Theer; von Spencer und seinen Gefährten, von Reinolds und seinen Gefährten und schliefslich von Jolliphus erörtert.

Es ist eine im allgemeinen recht trockene Schilderung ihrer Kreuz- und Querfahrten; denn wenn der Verf. auch hie und da eine Charakteristik der Truppen und ihrer Führer zu geben versucht (so besonders S. 23 für Browne), so können seine Schlüsse in den meisten Fällen nichts mehr als die Gültigkeit wahrscheinlicher Hypothesen für sich in Anspruch nehmen. Damit soll nicht gesagt werden, dafs nicht manche interessante Einzelheit für die annalistisch-trockenen Stellen entschädigt. Ein helles Streiflicht fällt dann auf die kulturellen Zustände im Zeitalter des grofsen Krieges. Da lesen wir, um einiges zu berühren, von jenem William Kemp, der anläfslich einer Wette den Weg von London bis Norwich tanzend zurücklegte, hören von den abenteuerlichen Zügen Robert Browne's und den mannigfaltigen Fertigkeiten seiner Schar, war doch „einer in Paul Merkerts Hof (in Schmalkalden) gesprungen und die Wand rauff gelaufen“ (S. 13). Da kann es denn nicht wundernehmen, dafs häufig die Vorstellungen der Fremden gewaltigen Zuspruch hatten, und oft genug mag einem armen Gesellen „wegen argen Gedrük ... sein neu Wemslein in Lappen gerissen worden“ sein (S. 48). Die unmittelbaren Eindrücke von dem „Englischen Spiel“ gibt Marx Mangoldts Mefsgedicht: Markt-

schiffs Nachen (Frankfurt 1597) wieder, das der Verf. dankenswerterweise S. 34 ff. abgedruckt hat. Nicht immer ging ein günstiger Einflufs von den Fremden aus, die unser deutsches Schauspiel neu befruchteten. Selbst in jener Zeit, wo man es doch mit der Moral, was öffentliche Darstellungen betraf, nicht zu streng nahm, erachteten es einige städtische Behörden für angezeigt, den Engländern die Spielerlaubnis zu verweigern (vgl. besonders S. 40). Besonders später, als auch das weibliche Element dauernd auf der Bühne vertreten war, rechtfertigten sich die Verbote der Magistrate gegen das Komödiantentum „das mit Tabak und Trinken umbegehe" (S. 61) und das sich oft noch schlimmeres zuschulden kommen liefs; denn in Augsburg und vermutlich auch anderswo knüpften die Schauspieler intime Beziehungen zu schönen Bürgermädchen an, die nicht immer ohne Folgen blieben (S. 48).

Mit S. 65 beginnt die Behandlung des Repertoirs der Engländer. Hier steht der Verf. durchaus auf Creizenachs Schultern, zu dessen grundlegenden Untersuchungen er nur zwei Rothenburger Listen, hat beisteuern können. Bei den Literaturangaben zu den Vorläufern Shakespeares wäre eine gröfsere Vollständigkeit angezeigt gewesen, auch sollten Percy's Reliques of Ancient English Poetry in einem wissenschaftlichen Werke nicht nach der Tauchnitz Edition zitiert werden.

Ein Personen- und Sachregister, sowie fünf Karten, die ein recht anschauliches Bild der Künstlerfahrten geben, schliefsen den Band.

Bernburg. **Kiefsmann.**

---

102) **N. W. Thomas und G. Krueger, Berichtigungen und Ergänzungen zum zweiten Teil von Muret-Sanders'** Encyklopädischem Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1903. VIII u. 81 S. 8. ℳ 2.20.

Welche Sorgfalt und was für ein Bienenfleifs zur Anfertigung eines grofsen Lexikons gehören mufs, weifs jeder zu beurteilen, der einmal in der Lage gewesen ist, auch nur einen Versuch mit einem kleinen Spezialwörterbuch zu machen. Dafs zu einem im grofsen Stile gehaltenen Wörterbuch Berichtigungen und Zusätze sich mit der Zeit als erforderlich erweisen, wird daher niemanden wundern; auch der mit Recht viel gerühmte Sachs-Vilatte, als dessen Parallelwerk der Muret-Sanders gilt, bedurfte — freilich erst nach geraumer Zeit — einer Ergänzung, die nicht nur aus sprachlichen Neubildungen bestand.

Den Verfassern der obigen Schrift, von denen der an zweiter Stelle genannte durch seine englische Ergänzungsgrammatik und seine englische Synonymik vorteilhaft bekannt ist, mufs man zugeben, dafs der zweite, d. h. deutsch-englische Teil von Muset-Sanders, und zwar namentlich in den Buchstaben A—D, verhältnismäfsig viel Gelegenheit zu Zusätzen bzw. Berichtigungen bietet, sowie auch dafs das Deutsche da, wo es ungewöhnlich und veraltet ist, mindestens eines entsprechenden Vermerks bedurft hätte, wenn auch der Vorwurf, den die Vorrede hinsichtlich dieses letzten Punktes den Verfassern macht, entschieden zu allgemein gehalten ist.

Was nun die Schrift selbst betrifft, so stellen die darin enthaltenen Berichtigungen, die, nebenbei gesagt, teilweise sich auch schon beim Gebrauch des englisch-deutschen Teiles von Muret ergehen (u. a. proverty is a sharp weapon [statt sting] rich in statt r. of) und die meist von Northcote W. Thomas gelieferten Ergänzungen ein wertvolles Supplement zu dem Muret-Sandersschen Wörterbuch dar. Bedauerlich ist nur, dafs über den Modus ihrer Veröffentlichung zwischen den Verfassern und Muret-Sanders, bzw. deren Verleger eine Einigung sich nicht hat erzielen lassen.

Ich füge noch einiges von dem bei, was mir bei der Durchsicht eines gröfseren Teiles der Arbeit aufgefallen ist. In folgenden Fällen scheint mir wohl der Sinn, aber nicht die Färbung wiedergegeben zu sein: Aus dem Leben abherufen. To join the majority entspricht mehr dem später unter Armee gegebenen Ausdruck; ebenso ist für sich abbuhlen to ruin one's constitution by sexual excesses doch nur eine Definition, nicht aber ein Äquivalent. Als solches wäre eher der im Lexikon gegebene Ausdruck mit wenching zu bezeichnen, welcher zwar nach Angabe von Thomas-Krüger veraltet ist, deshalb aber um so eher dem veraltenden Sich abbuhlen entspricht. Ebenso ist es ferner mit Braten-Kleid, welches eher durch das im Lexikon angeführte und hier nicht beanstandete roast-meat cloth als durch das farblose Sunday coat wiedergegeben wird. Die für „Es steht einem schlecht an“ vorgeschlagene Übersetzung It is bad form würde ich lieber mit Es ist nicht fein, kein feiner Ton wiedergeben. Endlich wird der immer seltener werdende norddeutsche Provinzialismus Was dröhnst du wieder? meines Erachtens nicht durch What nonsense are you talking now, sondern etwa durch What are you grumbling again? zu übersetzen sein.

Dessau. **Bahrs.**

103) **Friedrich Köhlers Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Taschenwörterbuch.** Neu bearbeitet von **Hermann Lambeck.** Leipzig, Philipp Reclam jun. [o. J.]. 798 S. kl. 8. ℳ 1.50.

Für einen billigen Preis wird uns hier ein Wörterbuch dargeboten, welches an Ausstattung und Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig läfst. Letztere Eigenschaft hat der neue Bearbeiter besonders ermöglicht durch ausgiebige und geschickte Verwertung mannigfacher Abkürzungen und durch Anwendung von Zeichen, die sofort erraten lassen, auf welches Gebiet sie sich beziehen. Hierdurch ist Raum geschaffen für eine Menge von Ausdrücken, die man sonst wohl in einem Taschenwörterbuche vergebens suchen dürfte. Als besonders rühmend möchte ich den Reichtum an Ausdrücken auf technologischem Gebiete hervorheben, die dem Benutzer, der nicht Fachmann ist, völlig genügen können. Dem Zwecke des Buches entsprechend hat der Bearbeiter nur die Wörter aufgenommen, die dem heutigen Sprachgebrauche angehören. Die angewandten Akzente sollen die richtige Aussprache erleichtern und genügen im allgemeinen wohl diesem Zwecke. Das Buch kann demnach als durchaus empfehlenswert bezeichnet werden. Druckfehler: S. 462 denn than statt then.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 14. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Zu Corpus inscriptionum Atticarum II 3961.

Von **Rol. Herkenrath.**

Der zweite Vers des vierzeiligen Grabgedichtes CIA II 3961 (s. V. ex.) hat trotz mannigfacher Versuche bisher keine befriedigende Erklärung gefunden. U. Köhler gibt auf Grund eigenhändiger Abschrift V. 1 und 2 also:

Μνῆμα Μνησαγόρας καὶ Νικοχάρους τόδε κεῖται,
αὐτὼ δ' οὐ παραδεῖξαι ἀφείλετο δαίμονος αἶσα,

und so auch die übrigen Herausgeber.

G. Kaibel (Epigr. Graeca ex lapidibus conlecta n. 87) gesteht dazu: ‚nec structuram intellego nec verbum *παραδεῖξαι*', und behilft sich mit der Deutung: ‚fatum festinans eripuit, ne ipsi defuncti arte exhiberentur'. U. Köhler erklärt (a. O.): ‚sors liberos parentibus eripuit prohibuitque,

ne exemplo suo ad virtutem instituerent'. Ed. Cougny (Epigrammatum Anthologia t. 3. II n. 50) übersetzt: ‚eos quominus ostentarentur, ademit fatum'. Hoffmann (Sylloge epigr. Graec. n. 40) tritt der Auslegung eines Anonymus in Berl. phil. Wochenschr. 1892, Sp. 598 bei: ‚Nur das Mal, das Bild der Mnes. und des Nik. steht hier; die Kinder selbst vorzustellen hat der Wille des Dämon den Eltern genommen'. Dagegen wendet Stadtmüller Berl. phil. Wochenschr. 1894, Sp. 867 ein: ‚Zur Bezeichnung des Gegensatzes zwischen bildlicher Darstellung und Leben ist die Änderung von *αὐτὼ δ' οὐ* in *αὐτὼ δ' αὖ* erforderlich'. An einen Gegensatz zwischen Bild und Leben ist hier überhaupt nicht zu denken; weil *μνῆμα* nicht ‚Bild', sondern ‚Denkmal' heifst. Die Schwierigkeit der Konstruktion liegt in *οὐ*, das durchaus einer Verbindung des Infinitivs *παραδεῖξαι* mit *ἀφείλετο* widerstrebt; weshalb van Herwerden (Stud. crit. p. 22, vgl. Mnem. 1882, p. 387) *αὐτὼ δ' οὐ παραδέξατ' — ἀφείλετο* schreiben will und dabei an ein Kenotaph denkt. Allein der Stein bietet *παραδεῖξαι*. Ich selbst versuchte (Studien z. d. griech. Grabschriften. Feldkirch, Progr. 1896, S. 34) gleichfalls unter Annahme eines Kenotaphs eine Lösung, indem ich hinter *παραδεῖξαι* Kolon setzte, ohne jedoch die so entstehende Härte des Ausdrucks rechtfertigen zu können; denn es fehlte zum Infinitiv ein *ἔστι* o. ä.

Nun es steht ja wirklich da! Man trenne nur *παραδεῖξαι* — der Stein unterscheidet keine Wörter — in *πάρα* (= *πάρεστι*) und *δεῖξαι* und Konstruktion wie Sinn ist klar. Das Epigramm ist also zu lesen:

Μνῆμα Μνησαγόρας καὶ Νικοχάρους τόδε κεῖται,
αὐτὼ δ' οὐ πάρα δεῖξαι· ἀφείλετο δαίμονος αἶσα,
πατρὶ φίλωι καὶ μητρὶ λιπόντε ἀμφοῖμμεγα πένθος,
οὕνεκ' ἀποφθιμένω βήτην δόμον Ἄιδος εἴσω.

---

104) **A. Chavannon** (élève de l'école pratique des hautes études), **Étude sur les sources principales des Mémorables de Xénophon.** Paris, Émile Bouillon, 1903. 105 S. 8. fr. 5.

Nicht eine Analyse der Quellen, die Xenophon für seine Schrift aufser persönlichen Erinnerungen benutzt hat, auch nicht die Frage nach Echtheit oder Unechtheit einzelner Teile behandelt diese Erstlingsarbeit eines jungen französischen Philologen — er betrachtet die Methoden und Ergebnisse deutscher Gelehrten in dieser Hinsicht mit einem gewissen Schauder, — sondern er untersucht noch einmal die handschrift-

liche Grundlage des Textes. Nach einer klaren und übersichtlichen Einleitung, die eine Geschichte der Textkritik bis auf Schenkl, Gilbert und Mücke gibt, bietet er eine erneute Kollation von A (Paris. 1302) und B (Paris. 1740), die seit Schenkls Studien den Vorrang besitzen. Chavannons Vergleichung hat in der verfallenden Handschr. A und in B ergeben, dafs Schenkl öfter falsch gelesen oder früheren Lesungen mit Unrecht widersprochen hat. Der Ertrag für den Text ist aber spärlich, es ist I 2, 54 τούτων χάριν I 3, 7 τὸ ἅπτεσθαι festzuhalten; richtig ist das Urteil, dafs A über B in der Sicherheit der Überlieferung zu stellen ist.

Ein zweiter Teil bespricht die Lesarten der Stobäushandschriften, die seit der Ausgabe von C. Wachsmuth und O. Hense bekannt geworden sind. Auf ihre Bedeutung hat Gilbert (ed. maior S. I) hingewiesen, aber er hat die einzelnen Lesarten nicht entschieden genug gewürdigt, wie ich in meiner Auswahl der Mem. (Leipzig 1899) bemerkt habe. Eine eingehende Besprechung aller wichtigen Stellen gibt Ch., der freilich auch finden mufs, dafs Stobäus, besonders in der grammatischen Sauberkeit, viel schlechter gearbeitet hat als die sorgfältigen Abschriften A und B, dafs aber namentlich Übereinstimmungen mit diesen einen ganz festen Anhalt für Textgestaltung geben. Ch. polemisiert mit Glück gegen die unsicheren Aufstellungen Gilberts im App. crit. und gegen die Skepsis Hartmanns, wie überhaupt seine besonnene und taktvolle Kritik eine tüchtige Schulung verrät. Ich hebe hervor die Verteidigung von ὑποκορίζόμενοι II 1, 24, καὶ κλίνας καὶ ib. 30; berichtigt καθαρειότητι ib. 22, οἶκον IV 1, 2. Dagegen kann ich διοίσεω II 1, 24 προσήκω ib. 32, διώκει ib. 34 nicht billigen. Die Kenntnis deutscher Arbeiten ist gründlich, vermifst habe ich nur die Erwähnung F. Dümmlers.

Heidelberg. **F. Rösiger.**

---

105) **F. A. Ahrens, Auswahl aus der V. Dekade des Livius.** Der Krieg mit Perseus. Für den Schulgebrauch erklärt. (Auch in zwei Heften, Text und Kommentar getrennt.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1904. 99 S. 8.

Die Einleitung erörtert die Tätigkeit der mazedonischen Könige Philipp und Perseus seit dem Frieden von 197; sie schliefst 'beim Beginne des Jahres 173'; der Text des Livius führt aber erst 172 fort. Er bietet

größere und kleinere Abschnitte aus den Büchern 42, 44, 45. Mit der Auswahl und der Erklärungsweise bin ich einverstanden.

Für das 42. Buch hat Ahrens auf Grund der Rezension von Zingerle (1901) einen annehmbaren Text geliefert. Unhaltbar scheint 39, 3 *venerunt* (Hs. *inerat*); nach dem vorhergehenden *legati venerunt* könnten hier nur die *legati* Subjekt sein. — 43, 2 schreibt Ahrens: *gravate et ut magnam gratiam.* Das *ut* ist sehr passend; *et* würde ich weglassen. — 49, 6 *triumphantemne* darf nicht ein T haben, da die Frage noch von *scire* abhängt. — 49, 9 lese man: *duo Manlii Acidini; alter A. Manli, alter L. Manli filius erat;* Ahrens nimmt dem A. Manlius das Kognomen. — 59, 3 liest er: *Ingentibus gladiis Thraces petere pedites nunc, nunc succidere crura equis.* Doch ist über die Thrazier Genügendes berichtet, und die Mazedonier auf dem rechten Flügel werden sonst nirgends erwähnt. Ich vermute deshalb: *Inde Meno gladiis hastas petere pedites iussit equitumque nunc succidere crura equites, nunc ilia suffodere.* — 12, 3. Perseus hat eine Tochter des Seleukus geheiratet, eine Schwester dem Prusias vermählt, um eine Freundschaft unter den Mazedoniern, Syrern, Bithynern zu begründen. Eumenes meint, *velut auspicibus nobilissimis populis deductas esse.* Ahrens führt aus, daſs Livius römische Bräuche auf orientalische Verhältnisse übertrage. Mir scheinen die Worte zu bedeuten: Gleichsam unter der Obhut der geachtetsten Völker wurde die eine der Bräute von Antiochia nach Pella, die andere von Pella nach Nicomedia geführt. — 30, 8 *inde*, aus dem Umstand, daſs Rinder geopfert worden. Wahrscheinlicher steht *inde* für *deinde*, wie 31, 1; die Konsuln aber entnahmen ihr Omen aus den Angaben der Haruspices (§ 9—10). — 38, 10. Homolium lag am Ossa (nicht Öta). — 41, 2: „Die Klage des Eumenes inbetreff des Giftes.“ Es soll heiſsen: „Die Klage des Eumenes wegen des auf ihn gemachten Attentates und die Angaben des Rammius inbetreff des Giftes.“ — 49, 1. Diese *vota* sind nicht mit dem Amtsantritt in Beziehung zu bringen, der schon 29, 1 geschah. — 49, 7. Der Konjunktiv *accepisset* macht es wohl nötig, *tum ... nomen* als Acc. c. Inf. aufzufassen. — 58, 4 ist praetorium nicht der Kriegsrat, sondern der freie Platz vor dem Feldherrnzelt. — 59, 5 *multos fugientium obvios exceperunt*, die thessalischen Reiter zogen viele der gegen sie hin fliehenden Römer an sich. So erklärt Ahrens richtig. Hartel und Zingerle lesen: *multos fugientes persequentium obvios exceperunt*, erlegten viele auf sie stoſsende der die fliehenden Römer ver-

folgenden Mazedonier. Dies verträgt sich jedoch nicht mit der Angabe, dafs 2200 Römer und nur 60 Feinde fielen (60, 1).

Buch 44. Über die Kriegsführung des Konsuls A. Hostilius in Mazedonien im Jahre 170 berichtete Livius in der grofsen Lücke zwischen 43, 3 und 43, 4. Ahrens erwähnt sie nicht; er läfst auf den Sommer 171 den Winter 170 auf 169 folgen. Der hier vielfach verstümmelte Text ist 1880 von H. J. Müller sorgfältig rezensiert und erklärt worden. Ahrens hat seinen Kommentar nach der Ausgabe von Weifsenborn-Müller angefertigt. Dem Setzer aber übergab er ein mangelhaft korrigiertes Exemplar des Weifsenbornschen Textes von 1851, so dafs sein Text nun mehrere veraltete Lesarten aufweist. — 6, 12 ist zu interpungieren: *reditu ipsis, montes,* wie die Erklärung zeigt. 22, 2 würde ich schreiben: *consul sum renuntiatus.* 22, 3 setze man: *ipsum, neque id.* — 22, 4 *illud adfirmare et pro vero habere audeo*] Überliefert ist: *illud adfirmare pro certo habeo audeo,* so dafs *habeo* durch *audeo* korrigiert ist; *vero* ist wohl ein Irrtum. — 22, 6 vos, quae scripsero senatui aut vobis, *habete pro certis.* Rumores credulitate vestra *ne* alatis] Die kursiv gedruckten Worte hat Ahrens zugesetzt. In der Lücke nach *vobis* stand ein Verb zu *vobis,* da der Konsul nicht an das Volk schreibt. Dann folgte ein Verb, von dem *ne alatis* abhängt, da im Hauptsatz *nolite alere* oder *ne alueritis* stände. Der Sinn ist: *vos, quae scripsero senatui aut vobis nuntii mei exposuerint* (vgl. 45, 2, 6), *eis moneo ut acquiescatis nec . . . alatis.* — 22, 5 *praemio belli abegypto arceri*] Das *b* ist zu tilgen: *praemio belli, Aegypto.* — 22, 12 *rebus deinde ab his qui intersunt gerendis*] Das zugesetzte *rebus* gehört ans Ende. — 24, 7 *suspectum Eumenem falsis gravioribus*] Ahrens ersetzt das letzte Wort durch *gravabant probris.* Doch scheint eine Belastung mit Vorwürfen nicht zum folgenden zu passen. Der Sinn ist: Diese Verhandlungen machten Eumenes durch falsches Gerede (*rumoribus*) verdächtig. — 25, 1 Eumenes half Perseus nicht, *non tam quia paternae inter eos inimicitiae erant quam ipsorum odiis inter se,* nicht sowohl weil von ihren Vätern her Feindschaft zwischen ihnen war als wegen ihres eigenen Hasses gegeneinander. Die Änderungen der Herausgeber verstehe ich nicht. Ahrens schreibt: *non tantum . . . erant, etiam . . . inter se auctae.* — 26, 1 *pecuniam tutam et pacem*] Ahrens: *pecunia tutam aut pacem.* Ich vermute: *pecunia data aut.* — 33, 2 *quia nullos apertos egererent rivos*] Hs. *euergentt.* Man erwartet einen Indikativ, vielleicht *emittebant.* — 33, 4 *adiecit* J. F. Gronov. — 33, 5 f. werden von Paulus

drei Neuerungen vorgenommen. Dafs er § 8 *novo more* nur das alte Verfahren wiederherstellte (nach Weifsenborn), scheint zu § 9 *stationum quoque morem mutavit* nicht zu passen. — 36, 1. Nach einer grofsen Lücke beginnt der Text mit den Worten: *anni post circumactum solstitium erat.* Man setze: *gravissimum tempus anni,* es war die drückendste, heifseste Zeit des Jahres, nach damaliger Zählung der 3. September (37, 8), nach astronomischen Berechnungen der 21. Juni (vgl. Ov. Met. 6, 339 cum sol *gravis* ureret arva). — 36, 2 *lassitudo et sitis iam sentiebatur ... magis accessurum utrumque mox apparebat.* Diese Lesung des Grynaeus verstöfst gegen die Grammatik, welche *accessuram utramque* verlangt. — 36, 7. *alii*] im Gegensatz zu *legati.* Diese zu Müllers Text passende Notiz ist hier unrichtig, da Ahrens nach Madvig *alii non moleste ferre* in den Text gesetzt hat. — 36, 10. *illaesus*] Man schreibe *aestas,* wie die Note *circumagatur* „hingebracht werde" voraussetzt. — 37, 4 *contentus quod*] Man setze den Ablat. *eo* „damit" hinzu (nach Hertz; Hs. *equod*). — 38, 4 *in qua me opinione esse ne quis vestrum sine causa credat*] Er hat die Meinung und begründet sie; man setze *sine causa* vor *esse;* die Hs. hat: *quis sine causa vestrum.* — 38, 9 *ardentibus* „trocken"; dies ist *arentibus.* — 39, 1 *an nihil nostri habentes*] Da der Satz den vorhergehenden widerlegt, kann man *habentes* nicht streichen (nach Madvig), sondern man mufs es korrigieren, etwa zu *habebamus.* — 39, 8 *Nec falleret*] Dies gehört noch zu dem Satze mit *cum* (also *sumus nec ... abeundo?*). — 42, 7. Aus *conveniebatromanis* machte Weifsenborn richtig: *convenit ab Romanis.* — 43, 3 *recta et errore expedita via ierant*] *errore* ist durch einen Irrtum aus der folgenden Zeile wiederholt. — 43, 4 *vexatus in regiam ingressus est. Ac Perseo*] Nach der Hs. war zu lesen: *est vexatus. In regia maesta Perseo.* — 44, 2. Die Worte *Africanus ... appellatus* sind mit Recht ans Ende des Satzes gesetzt.

Buch 45. 1, 1 *quanta potuit adhiberi festinatio, celeriter*] Ahrens setzt: *quanta potuit adhiberi, festinatione celeriter.* — 7, 4 *pullo amictus*] Man lese: *pullo amictu;* aus dem *s* macht man *cum.* — 7, 5 *consurrexit consul et iussis sedere aliis progressusque*] Gedanke und Satzbau fordern die Streichung des *et.* — 8, 5 *utcumque tamen haec*] Es ist nicht nötig, *sunt* zu ergänzen. Das Verb zu *haec* ist *inciderunt,* vor dem man ein Komma setze. — 9, 4. In Teubners Text heifst es: *Macedonum regnum ... partem Thraciae atque Illyrici amplexum.* Die Hs.

hietet *amplexa; regnum* ist ergänzt. Man liest jetzt: *gens ... amplexa.* Bei Ahrens steht: *gens ... amplexum.* — 9, 7. Im Text steht: *lacerantes suis viribus.* Man herichtige dies nach dem Kommentar: „*laceratis viribus*, trotz der gespaltenen Kräfte". — 18, 6. Die Römer zerrissen das mazedonische Volk in vier Staaten, damit es niemandem möglich sei, die Menge zu gewinnen und sich gegen Rom zu erheben, wie es Andriskus 148 tat: *Commune consilium* (Sig. *concilium*) *gentis esse* ⟨*noluerunt, ne*⟩ *improbus vulgi adsentator aliquando* etc. Ahrens schreibt: *esse improbatum, ne vulgus ab senatu Romano aliquando libertatem salubri moderatione datam ad licentiam pestilentem traheret.* Da der vorhergehende Satz Accus. c. Inf. der Oratio obliqua ist, so meint man, diese werde noch fortgesetzt; Ahrens ergänzt aher doch wohl zu *improbatum* ein *est.* Besser wäre *improbabant.* Mit *ab senatu Romano* ist in dieser Stellnng nichts anzufangen; sollte es zu *datam* gehören, so müfste es hinter *libertatem* stehen.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

106) **Alfred Gercke, Abrifs der griechischen Lautlehre.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. IV u. 85 S. 8. ℳ 1.80.

Das kleine Buch, das dazu dienen soll Studierenden der klassischen Philologie einen handlichen und billigen Leitfaden zur Einführung in die hauptsächlichen Ergehnisse der vergleichenden Behandlnng griechischer Lautlehre zu hieten, zerfällt in zwei Teile: S. 1—67 umfafst die Erscheinungen nnd ihre Gesetze, S. 68—85, woran sich eine chronologische Tabelle anschliefst, enthält den Versuch, die zeitliche Aufeinanderfolge klar zu machen. Der Verf. verhehlt selbst nicht, dafs das letztere Unterfangen bei dem Mangel an geeigneten Vorarheiten kaum mehr sein kann als eine hypothetische Konstruktion und eine Anfmunterung der klassischen Philologie an die Indogermanistik, diesen bisher vernachlässigten Teil des Prohlems ernsthaft in Angriff zu nehmen. Die erste gröfsere Hälfte übermittelt die dem Verf. gesichert erscheinenden Ergehnisse der lautgeschichtlichen Forschung, und wer sich begnügen will mit einem ungefähren Üherblick, wird sich hier wohl Rats erholen können, wenn auch mit dem Bewufstsein, dafs künftige Auflagen Gelegenheit hahen werden, nicht ganz wenige Angaben auf festere Grundlage zu stellen und dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft mehr anzunähern. **M.**

---

107) **A. H. Hamilton, The negative Compounds in Greek.** Dissert. of the John Hopkins University Baltimore, 1899. 62 S. 8.

Die Form νη soll nicht etwa aus ἄνε hergeleitet werden, sondern abstrahiert sein aus Bildungen wie νήνεμος (= ν-ἄνεμος), wo sie nach der bekannten Wackernagelschen Beobachtung lautgesetzlich in der Kompositionsfuge entstanden wäre. Wichtiger als diese jetzt auch von Brugmann anerkannte Aufstellung ist die Verfolgung der mit ἀ, ἀν (νᾱ, -νη) gebildeten negativen Komposita durch die griechische Literatur, bei der sich zeigt, dafs gewisse ästhetische Momente wie Alliteration, Antithese, Litotes zur Ausbreitung beigetragen haben. Am fruchtbarsten sind Homer, die Tragiker, Hippokrates, Plato, Aristoteles, die Mediziner und Philologen. Die Zahl steigt immerfort, sie übertrifft die des Sanskrit ums zwei-, die des Lateinischen ums dreifache. So gewinnt man den Eindruck, dafs der Gebrauch der privativen Zusammensetzungen ein schriftstellerisches Kunstmittel war, dessen sich vornehmlich die τεχνικοί bedienten. Da der Verf. sich auf die Literatur beschränkt hat, so würde das Ergebnis erst dann ganz klar sein, wenn die Untersuchung ergänzt würde durch die Erforschung der volkstümlichen Sprache, also besonders der Papyri. Aber auch so darf sie als wertvoll bezeichnet werden, zumal sie sich über die Einzelheiten zu höheren Gesichtspunkten erhebt.

Cannstatt. **Hans Meltzer.**

---

108) **Müller-Wieseler, Denkmäler der alten Kunst.** Teil II. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Lieferung III: Apollon. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1903. Tafel XXI—XXX, Quer-Folio, und Text S. 263 bis 378. 8. ℳ 8.—.

Nach dem Tode Konrad Wernickes, der die vierte Ausgabe der „antiken Denkmäler zur griechischen Götterlehre" begann, hat Botho Graef die Fortführung übernommen. Mit Tafel XXX hat dessen eigene Zusammenstellung der Abbildungen ihren Anfang gemacht und damit zugleich gebrochen mit der alten Reproduktionstechnik der ausschliefslichen Umrifszeichnung. Es werden von jetzt ab Autotypien eingefügt werden, die allerdings die Einheitlichkeit des Werkes und die sachliche Anordnung nicht mehr aufrecht erhalten, dafür aber an Stelle einer absterbenden Übung sich die modernen Fortschritte der Technik zunutze machen und den Gesamteindruck eines Monuments unmittelbar vermitteln. Eine andere

Neuerung ist eine weitergehende Ausmerzung des nur dem kunstgeschichtlichen Interesse dienenden Illustrationsmaterials: die kultliche Seite der Mythologie soll, mit Recht in diesem Werke, besonders hervorgehoben werden. Das Prinzip ist beifällig anzuerkennen, die Ausführung in den folgenden Lieferungen wird erst das letzte Urteil sprechen lassen. Denn Bedenken tauchen auf, ob nicht bedauerliche Lücken entstehen werden, wenn man auf die Vollständigkeit der Göttertypen schon deswegen verzichten will, weil diese leicht anderswoher zu beschaffen sind. Damit berühren wir zugleich einen Punkt, der von pädagogischer Seite gegen die allermeisten illustrierten, auch wissenschaftlichen Werke noch viel zu wenig erhoben wird. Ungleiche Herstellungsart der Abbildungen kann man sich gefallen lassen, aber darauf sollte immer mehr gedrungen werden, dafs der Mafsstab der Illustrationen möglichst der gleiche wäre. Für Lehr- und Lernzwecke erweist es sich als grofses Übel, wenn im Original überlebensgrofse Statuen in einem Buche reproduziert sind wie im Original kleinste Statuetten und nun gar auf einer Tafel nebeneinander erscheinen. Die Höhenangaben im Text — Graef hat sie selten einmal vergessen — sind doch immer nur Krücken, die zur vollen vergleichenden Anschaulichkeit selten verhelfen.

Der Philologe — und dessen Interesse an dem trefflichen Werke steht an dieser Stelle hier im Vordergrunde — findet in den Literaturnachweisen eine sorgfältige Ausnutzung auch neuester Abhandlungen, so dafs in Summa die Fortführung in guten Händen liegt. **E. N.**

109/110) **Henri Francotte, L'Administration financière des cités grecques.** [Extrait du T. LXIII des Mémoires couronnés et autres Mémoires publiés par l'Académie royale de Belgique.] Paris, Émile Bouillon, 1903. 59 S. 8.

Derselbe, De la condition des étrangers dans les cités grecques, proxènes, évergètes, métèques, isotèles et étrangers résidants. Louvain, Charles Peeters; Paris, E. Bouillon, 1903. 93 S. 8.

Der auf dem Felde der griechischen Staatsaltertümer unermüdlich tätige Verf., über dessen Schriften wir vor kurzem berichteten (Jahrg. 1903, S. 301 ff.), legt in diesen zwei Arbeiten weitere Proben seiner Gelehrsamkeit und seines Fleifses vor. Die erstgenannte Abhandlung beschäftigt sich mit einem der wichtigsten Kapitel des griechischen Staatsrechts, für

dessen Bedeutung mehr als anderes die Tatsache zeugt, daſs die fürstlich Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig vor kurzem einen Preis für die Bearbeitung des Gesamtgebietes des griechischen Finanzwesens (in der Art etwa wie Böckh die Staatshaushaltung der Athener behandelte) aussetzte. Eine so umfassende Aufgabe hat sich der Verf. natürlich nicht gestellt; aber auch für das engere Thema der Finanzverwaltung ist der Titel etwas zu weit gefaſst, denn F. behandelt der Hauptsache nach nur das Budgetwesen der griechischen Staaten. Die allgemeinen Erwägungen, welche er im ersten Teile anstellt, tragen entschieden zur Förderung unserer Kenntnis bei, so schon der Hinweis darauf, daſs es kein Gesamtbudget gab und die einzelnen Budgettitel den Namen *διάταξις* führen. Dann erörtert F. die Rolle der einzelnen Behörden in der Finanzverwaltung, die Erhebung der Einnahmen und deren Verteilung an einzelne Kassen, die Kontrolle, die Votierung von Spezialkrediten. Am wichtigsten ist die Betrachtung der Rechnungsbelege S. 14 ff. für das Verständnis gewisser, nicht leicht zu erklärender Erscheinungen in den Urkunden, besonders von Delphi. Im zweiten Teil seiner Abhandlung behandelt F. speziell die attische Finanzverwaltung. Die Hauptthese, die er aufstellt, geht dahin, daſs die bei Thuk. II 13 erwähnten 6000 Talente nicht bloſs den Schatz der Göttin bildeten, sondern auch ein Depôt des Staats in sich begriffen; die Zahlungen, welche die Schatzmeister der Göttin für öffentliche Zwecke leisteten, sind daher nach F. nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als Anleihen des Staates bei dem heiligen Schatze aufzufassen, sondern sie stammen aus dem erwähnten Depôt. Ich muſs gestehen, daſs mich diese Aufstellung nicht überzeugt hat und daſs speziell der Passus in CIA. I 32, Lat. b z. 42 ff., welchen F. mit wenig Erfolg für sich umzudeuten bestrebt ist, dagegen spricht. Daran schlieſsen sich ganz interessante Bemerkungen über die attische Finanzverwaltung des 4. Jahrh.

In der zweiten Abhandlung verfolgt der Verf. zunächst die Wandlung der Proxenie, die von ihrer ursprünglichen Bedeutung zu einem Ehrentitel herabsank, und stellt die Ansicht auf, daſs die den Fremden verliehene Atelie nur in beschränktem Sinne zu verstehen sei, nämlich als Befreiung von denjenigen Steuern, welche eben die Fremden zu leisten hatten. Daher tritt sie mit der Isotelie verbunden auf und ist deren Äquivalent. Die „Energesie" war dagegen nie mehr als ein Titel. Bezüglich der Erwerbung der Qualität eines Metöken glaubt F., daſs dafür nicht der Aufenthalt innerhalb einer bestimmten Zeitgrenze in Betracht kam,

sondern die Absicht des Betreffenden, nicht in sein Vaterland zurückzukehren. Aber wie konnte diese Absicht juristisch konstatiert werden, aufser eben durch eine zeitliche Grenze? Mir ist daher auch die von F. angenommene Kategorie von „étrangers résidents" zweifelhaft. Bezüglich der Isotelie nimmt F. an, dafs die allgemeine Isotelie jünger ist als die finanzielle Isotelie und die Metöken nur die letztere erhielten.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

111) **Karl Hachtmann, Die Akropolis von Athen im Zeitalter des Perikles.** Mit 42 Abbildungen. (35. Heft der Gymnasialbibliothek.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1903. VI u. 104 S. 8. ℳ 1.80.

Ein kurzer geschichtlicher Teil S. 1—12 schildert die Bedeutung, welche die Akropolis bis in die Perserkriege hinein als Burg gehabt hat; im Kap. II, S. 12—94, folgt die Darstellung der mit Bauwerken und Skulpturen geschmückten Höhe. Wir sehen der Reihe nach die Propyläen, den Tempel der Nike, das Erechtheion und den Parthenon. Für die Propyläen hätten wir S. 17 einen gröfseren Grundrifs gewünscht; auch wird S. 15 unten nicht recht klar, dafs der breite Mittelweg ohne Stufen zum Burginnern emporführte; nur wer rechts oder links vom Mittelweg hineinwollte, stieg auf drei Stufen in die Vorhalle und auf fünf weiteren zur Schwelle der vier Nebentore. Zur Abbildung des Niketempels S. 21 und zum Plan des Erechtheion S. 29 hätte die Himmelsrichtung hinzugefügt werden sollen. Im übrigen ist die Bedeutung beider Tempel und der Vorhalle des Erechtheion, besonders der der Karyatiden klar beleuchtet. — Der gröfste Teil der Arbeit ist S. 37—94 dem Parthenon gewidmet. Der Bau, seine Geschichte und was von Überresten an Ort und Stelle vorhanden oder ins Britische Museum gewandert ist, findet eingehende Besprechung. Metopen, Giebelfelder, Fries und Athene Parthenos werden durch zahlreiche Abbildungen dem Verständnis näher gebracht. Verfehlt scheint nur die Bemerkung zur Inschrift am Tempel: „Quod non fecerunt Goti, hoc fecerunt Scoti." Bei „Goti" ist doch wohl nicht, wie S. 50 angegeben wird, an „die Schweden im Dreifsigjährigen Kriege" zu denken, sondern je nach dem Sinn, den wir den Worten „quod non fecerunt" geben, entweder an die Goten, welche 267 und 395 in Athen einbrachen und die Burg unversehrt liefsen, oder an die deutschen Scharen Königsmarks, die 1687 unter Morosini an der Belagerung

der Akropolis beteiligt waren und den von den Türken als Pulvermagazin benutzten Tempel durch eine Bombe in Trümmer legten. Ähnlich klagte Pasquin in Rom über die Verwüstung des Pantheon durch Urban VIII.: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.“ — Für den Festzug des Frieses endlich wäre zur besseren Orientierung ein Schema am Platze gewesen, wie es Luckenbach in seiner Akropolis S. 37 gibt. — Die ganze verdienstliche Arbeit, die in einem kurzen dritten Teil des Phidias Einwirkung auf das Kuntshandwerk behandelt, wird für die Schule gut zu verwerten sein und zum Verständnis griechischer Kunst und griechischen Lebens beitragen.

Halberstadt. **H. Rüter.**

112) **Eduard König, Glaubwürdigkeitsspuren des Alten Testaments.** Gr. Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge, o. J. [1903]. 54 S. 8. ℳ —.75.

Dieses erste Heft der neuen Sammlung: „Im Kampf um das Alte Testament“ richtet sich vor allem gegen die von Joh. Lepsius in seiner Zeitschrift „Das Reich Christi“ erhobenen Vorwürfe gegen die alttestamentliche Forschung wie gegen seine eigenen kühnen Umstellungen einzelner Abschnitte und Verse in den ersten Kapiteln der Genesis. Aufser einer scharfen Kritik und Zurückweisung dieser positiven Auf- und Umstellungen von Lepsius stellt der im wesentlichen konservativ gerichtete Bonner Theologe „Glaubwürdigkeitsspuren des A. T.s“ zusammen sowohl aus seiner Textbeschaffenheit (aus Resten einer alten Orthographie, dialektischen Verschiedenheiten, aus Einzelheiten der Laut-, Formenlehre, Syntax, des Stiles, der Orthographie usw.), wie aus seinem Geschichtsinhalte; im zweiten Teile wendet er sich öfter gegen Aufstellungen von Wellhausen in seinen Prolegomena. Überall erkennt man den scharfsinnigen und gelehrten Verfasser des „Lehrgebäudes der hebräischen Sprache“, der mit unermüdlichem Fleifse auch hier eine Fülle beachtenswerter Züge und Erscheinungen zusammenträgt, wenngleich man nicht immer in der Verwertung und Beurteilung derselben ihm beistimmen kann. **G. Fr.**

113) **W. Drumann, Geschichte Roms** in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompeius, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. 2. Aufl., herausgegeben von **P. Groebe.** II. Band: Asinii-Cornificii. Berlin, Gebrüder Bornträger, 1902. IV u. 569 S. ℳ 12. —.

Da ich mich über die Eigentümlichkeit von D.s Werk und dessen Neubearbeitung durch P. Groebe bereits nach dem Erscheinen des ersten Bandes eingehend in dieser Zeitschrift äufserte (Jahrg. 1901, S. 304 ff.), so kann ich mich bei der Besprechung des zweiten Bandes kürzer fassen. Derselbe enthält eine Reihe wichtiger Biographien; so unter den Asinii von Asinius Pollio, unter den Calpurnii von M. Calpurnius Bibulus (Konsul des J. 58 v. Chr.) und besonders unter den Cassii den Mörder Cäsars C. Cassius Longinus, unter den Claudiern P. Clodius, unter den Corneliern Sulla. Mit dem Standpunkt, den D.s Geschichtschreibung diesen Persönlichkeiten, besonders Sulla gegenüber einnimmt, zu rechten, wäre heute verspätet. Wohl aber ist es Pflicht, auch diesmal die Tätigkeit des Herausgebers anerkennend hervorzuheben. Nicht blofs hat er mit der gröfsten Sorgfalt, besonders in den Anmerkungen zahlreiche Verbesserungen und Zusätze angebracht, sondern auch wieder eine Reihe von Anhängen beigefügt, von welchen besonders derjenige über Sullas Todesursache interessant ist, da durch ihn die alte Fabel von Sullas Phthiriasis endgültig beseitigt wird; Sulla litt allerdings an einer Hautkrankheit, sein Tod war aber wahrscheinlich Folge einer Lungenaffektion, wohl von Tuberkulose.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

114) **André Lefèvre, Les Gaulois, origines et croyances.** Mit 14 Abbildungen. Paris, Librairie C. Reinwald, Schleicher Frères, 1900. 203 S. kl. 8. 2 frs.

Das Buch bildet den ersten Teil der Bibliothèque d'histoire et de géographie universelles, die bestimmt zu sein scheint, die einzelnen Länder teils geschichtlich, teils erdkundlich zu behandeln. Der vorliegende Band ist wesentlich geschichtlichen Inhalts. Er zerfällt in sieben Kapitel: 1) Les Gaulois avant César, 2) La guerre des Gaules, 3) La langue gauloise et les idiomes celtiques, 4) Les Druides, le Druidisme et le sacerdoce gaulois, 5) Mythologie gauloise, 6) Origines et croyances de la Grande Bretagne et de l'Irlande, 7) Les Ligures et les Préceltes. Beigefügt sind

11 Seiten Anmerkungen. Die Darstellung verzichtet auf wissenschaftliche Gründlichkeit, behandelt aber den Stoff in gefälliger Weise und leidet nicht an Keltomanie. Der Wert der einzelnen Kapitel scheint verschieden, vermutlich je nachdem der Stoff den persönlichen Studien des übrigens recht vielseitigen Verf.s näher oder ferner liegt. Wo ich in der Lage war, nachzuprüfen, vermifste ich manchmal Genauigkeit oder Vollständigkeit. So müfste z. B. der Inhalt der Cäsarischen Kommentare sorgfältiger und mit mehr Kritik behandelt werden. Bei der Erwähnung Kastors (S. 130) durfte ein Hinweis auf Tacitus' Germania 43 und bei der Besprechung des Herkules ein solcher auf Germania 2 und 9 nicht fehlen. Wunderlich ist mehrfach die Schreibung der Namen: Orgétirix, Dubnorex, Cativolcus, Vergassillaunus, Tasimagulus, Segonax. Sollten hier Druckfehler vorliegen wie bei ἀνέπτιος statt ἀνέψιος? Besonders heimisch scheint der Verf. auf religionsgeschichtlichem Gebiete. Wer nicht Fachmann ist, erfährt hier durch die Lektüre des Buches eine Bereicherung. Wir möchten überhaupt das Werkchen der Beachtung seitens solcher Lehrer empfehlen, die Cäsar in Tertia zu behandeln haben. Hat es auch keine sonderliche wissenschaftliche Bedeutung, so bietet es ihnen doch allerlei Wissenswertes, was in keinem deutschen Buche so bequem beieinander steht.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

115) **Oskar Dähnhardt, Tertianer Julius.** Übungsstoffe zur Repetition der lateinischen Kasuslehre. Ein Heft zum Privatstudium der Schüler. Leipzig, Dürr, 1904. 30 S. 8. *M* —.80.

Zur Förderung „hoffnungsarmer Taugenichtse“, die ihrer Familie Ostern zum gefürchteten Feste zu machen pflegen, die aber der Verf. am Schlusse seines Vorwortes wohlwollend als „arme Schlucker“ bezeichnet, „die den Schwimmgürtel brauchen“, dürfte das Szepter des Orbilius in der Hand eines verständigen und energischen Vaters im allgemeinen wirksamer sein als die crustula, welche ihnen in dem vorliegenden Buche ein blandus doctor reichen will, elementa velint ut discere prima. Dafs Julius, der Schulbube, dessen Unterhaltungen hier den Stoff zur Einübung der lateinischen Kasus- und anderer nützlicher Tertianerregeln liefern sollen, ein „verschnörkeltes Deutsch“ redet, gibt der Verf. selbst zu. Es sei nur eine kleine Auslese angeführt: S. 1: Uns beiden ist grofser Fleifs nötig. S. 2: Endlich, solange gekämpft wird, mögen wir uns sowohl

durch Tapferkeit als auch durch Wachsamkeit auszeichnen. S. 3: diese Kunst, im Vergleich zu welcher nichts Schöneres gedacht werden kann. S. 8: über diese so grofse Anmafsung waren alle unwillig S. 13: einerseits bin ich zu lange im Wasser geblieben, andrerseits habe ich aufserhalb des Wassers zu oft und zu lange mit den Freunden gespielt. S. 14: den übrigen Freunden sage ich durch dich viele Grüfse. — Die preufsischen Lehrpläne verlangen mit Recht, dafs für die Pflege des deutschen Ausdruckes nicht blofs im Deutschen, sondern auch in jedem anderen Unterrichte, von unten herauf Sorge getragen werde.

Aber der Inhalt des D.schen Buches soll manches wieder gut machen! Der Tertianer soll sich hier „selber wiederfinden mit allen Schwächen und Vorzügen“; es soll sich sein Privatfleifs regen, „wenn ihm etwas ganz Neues dieser Art dargeboten wird“. Nach einer Unterhaltung zwischen Julius und Alexander über das bevorstehende Examen, das in kühner Metapher unter dem Bilde einer Cäsarianischen Schlacht behandelt wird, schildert im zweiten Stücke Julius einem Onkel seine Schulfreunde. Einer von diesen, dem immer die erste Zensur erteilt wird, erscheint „wie ein Preisochse, welcher bekränzt, von vielen bewundert wird und sehr teuer verkauft zu werden pflegt“. Der zweite ist „gleichsam ein Ungetüm an Dicke, so dafs man ihn einem Fäfschen vergleichen kann“. Ein anderes Gespräch behandelt die ohrenzerreifsenden Studien des Tertianers Julius im Flötenspiel, während er in einem weiteren seinen Freund über die Kunst des Reitens belehrt. Dazwischen bringt ein Stück einen Traum des Knaben Julius, in dem sich seine Bücher um den Vorrang streiten. Dann erzählt besagter Tertianer, wie er mit einem Topfe voll Honig vom Lande nach der Stadt Leipzig gegangen und von einem fünfzehnjährigen Burschen überfallen, aber dadurch der Gefahr entgangen sei, dafs er dem Räuber den Honig ins Gesicht geschleudert habe. Und die Moral von der Geschichte? — „Ich für meinen Teil“, so schliefst die Erzählung, „habe gelernt, dafs der, welcher mit Honig in die Stadt geht, nur unter grofser Gefahr dorthin gelangt“. Sapienti sat. — Nach einer Unterhaltung über das Baden erfahren wir noch, dafs der Taugenichts Julius, weil er sich den Seemannsberuf erwählt hat, den ernsten Entschlufs fafst, ein fleifsiger Schüler zu werden, und dafs er für seinen Fleifs von einem Onkel belohnt wird, der ihn mit auf eine Reise in die Alpen nimmt.

Solche Spielereien können dem Ernste der Sache, der sie dienen wollen, nicht förderlich sein. Es mag zugegeben werden, dafs der Verf.

seine Übungsstücke mit Redewendungen aus Cäsar und mit Beispielen zur Einübung der grammatischen Regeln überreich versehen hat. Aber wem es „in rebus grammaticis nicht gut geht", oder sagen wir lieber, wer seine Schuldigkeit in der Schule nicht getan hat, der wird immer am besten tun, das Versäumte — sei es mit oder ohne Privatstunden — durch ernste Arbeit nach seiner Grammatik und seinen Schulbüchern nachzuholen. Läſst er sich nicht anders für das Nachlernen gewinnen als durch Bücher, die ihn zugleich amüsieren, dann wird ihm überhaupt nicht zu helfen sein.

In welcher Absicht übrigens der Verf. dem Buche den Schlüssel beigegeben hat, ist nicht recht ersichtlich. Sollten wirklich unter den in dem Vorwort erwähnten „Taugenichtsen" auch solche sich finden, die, wenn ihnen der Lehrer oder der Vater ein Buch wie das vorliegende in die Hände gäbe, die beigegebenen Übersetzungen verständig und richtig benutzen könnten und wollten?

Brieg. **Fr. Paetzolt.**

116) **W. Ricken, Französisches Gymnasialbuch** für den Unterricht bis zum Abschluſs der Untersekunda. Berlin, W. Gronau, 1903. 197 S. 8. ℳ 2.80.

Der Verf. sucht durch sein Buch „eine schnelle und sichere, kräftige und fröhliche Einführung der Gymnasiasten in die Sprache während des Quartajahres (4 St. wöch.), in welchem die naive Freude an dem Neuen emsig gepflegt und ausgenutzt werden muſs, zu ermöglichen und das Pensum der beiden Tertien so knapp zu fassen und so zweckmäſsig zu gestalten, daſs trotz der geringen Stundenzahl dieser Stufen nicht bloſs der grammatische Stoff und der Wortschatz des Quartapensums immer mehr befestigt, vertieft und erweitert, sondern auch die zahlreichen neuen Aufgaben, welche die preuſsischen Lehrpläne von 1901 dem französischen Unterrichte dieser Mittelklasse zuweisen, wirklich erledigt werden könnten. Es soll ferner das Buch bis zum Abschluſs der Untersekunda (3 St. w.) ausreichen, so daſs es das Problem löst, die wichtigsten syntaktischen Gesetze aus allen Gebieten so kurz und bündig und doch so anschaulich und wissenschaftlich befriedigend vorzuführen, daſs sie in wöchentlich etwa 1½ Stunden bewältigt und durch Übersetzung passender, den bis dahin erworbenen Wortschatz stetig und planmäſsig benutzender einfacher Materialien in das Französische möglichst fest eingeübt werden können".

Obgleich das Buch für Gymnasien geschrieben ist, nimmt es auf das vor Beginn des Französischen erlernte Latein keine Rücksicht; der Überblick, den der Schüler über die Formenlehre jener Sprache schon gewonnen hat, die Möglichkeit, die sogen. unregelmäfsigen Formen aus der Muttersprache gesetzmäfsig herzuleiten, bleiben unbenützt. Der Gesichtspunkt der Sprechbefähigung beherrscht den ganzen Unterrichtsgang, und zwar mit grofsem Geschick. Ein reicher, wohlgewählter Wortschatz gibt dem Gedächtnisse volle Arbeit. Zahlreiche deutsche Übungsstücke, die hauptsächlich als Hausaufgaben Verwendung finden sollen, bestehen meistens aus kleinen Sätzen zum Teil zusammenhängenden Inhaltes und üben die Formen, einige syntaktische Regeln und den Wortschatz ein. Die knapp gefafste Syntax überläfst späterer Erweiterung manches, so z. B. wann bei qui que, quoi que die Umschreibung mit c'est und Relativ unerläfslich ist, die Lehre vom Akkusativ und Infinitiv usw. Zu weiterer Einübung der Syntax und zur Pflege der Kunst des Übersetzens könnte nach des Verf.s Rat sein „Übungsbuch zum Übersetzen in das Französische für die mittlere und obere Stufe" dienen.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

117) **Max J. Wolff, William Shakespeare.** Studien und Aufsätze. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1903. V u. 410 S. 8. ℳ 3.50.

Die vorliegende Sammlung von neun umfangreichen, inhaltlich fast gleich vortrefflichen Aufsätzen bildet einen stattlichen Band, dem in der mehr und mehr anschwellenden Shakespeareliteratur ein Ehrenplatz zukommen darf. Schade, dafs das gröfsere Werk über Shakespeare, von dem der Verf. spricht, nicht zustande kommen soll; nach den in seinen Aufsätzen dargebotenen Proben hätten wir da eine hervorragende Leistung erwarten können. Jeder einzelne von ihnen zeugt von den reichen Kenntnissen des Verf.s auf historischem, literarischem, psychologischem und ästhetischem Gebiete, von packender Darstellungskunst, von der Fähigkeit, sich liebevoll in den Dichter zu vertiefen, ohne dabei in Schwärmerei oder Unbesonnenheit zu verfallen, und von höchst anerkennenswerter Unabhängigkeit von anderen, ohne dafs doch deren Ansichten und Feststellungen aufser acht bleiben; so wird die Lektüre, die nicht ganz leicht ist, weil der Verf. oft in scharf zugespitzten, fast blendenden Sätzen schreibt, die nähere Prüfung herausfordern und ihr doch standhalten, zu einem

hohen Genufs. Wolff versteht es, für sich einzunehmen, aber noch mehr für seineu Gegenstand.

Die Aufsätze beschäftigeu sich mit folgenden Stoffen: Eine Einführung gibt eine kurze Lebensskizze Shakespeares auf Grund der wirklich nachweisbaren Tatsachen. Nr. 1 handelt über Sh.s Sonette, Nr. 2 über die Personen der Sh.schen Sonette, Nr. 3 über Cymbeline, Nr. 4 über Troilns und Cressida, Nr. 5 über Brutus und Hamlet, Nr. 6 über Romeo und Julia bei Sh., Goethe und Lope de Vega, Nr. 7 über Mann und Weib in Liebe und Ehe bei Sh., Nr. 8 über Sh. als Schanspieler, Nr. 9 über Sh. als Dichter. Den Schlnfs bilden Anmerkungen, die meist, aber nicht ausschliefslich, bibliographischer Art sind. Nr. 7 mit den prächtigeu kulturgeschichtlichen Ansblicken und Nr. 9, der einen vorzüglichen Beitrag zur vergleichenden Literatnrgeschichte im besten Sinne liefert, iudem er in geistvoller Weise Sh. mit anderen Gröfsen der Weltliteratur, mit Dante, Calderou, Racine und Goethe in Parallele setzt oder vielmehr die Verschiedenheiten in ihrem Schaffen hervorhebt, haben uns besondere Frende gemacht. — Damit glauben wir den Inhalt hinreichend angedentet zu haben; ihn genaner zu verfolgen und die Hauptgedankengänge hier nachzuzeichnen, halten wir nicht für unsere Aufgabe. Nur soviel sei noch gesagt, dafs das Buch eine Fülle von selbständiger Arbeit und wichtigen Anregnngen enthält, so dafs wir der bescheidenen Wendung des Vorworts, es sei weder für englische Philologen noch für Shakespeareforscher bestimmt, entschieden widersprechen müssen; gerade die Fachleute werden es mit Freuden begrüfsen, und keiner darf achtlos an ihm vorübergehen. Wenn anch die weiteren Kreise, an die es sich eigentlich wenden möchte, es läsen, so wäre das eine sehr erfrenliche Tatsache, die dem Verständnis Sh.s iu reichem Mafse zngute käme.

Nach dem wohlverdienten Lobe des Buches seien dann noch ein paar Bemerknngen angeknüpft, die aber keineswegs etwa seinen Wert herabmindern sollen. Zu S. 16. Dafs Sonette in deutscher Sprache wegen der Flexionssilbeu auf unbetontes *e* ermüdend wirkten, ist nicht ganz richtig, da für die Klangfarbe der Reime diese Endungs-*e* an sich so gut wie gar nicht in Betracht kommen, sondern nur die Stammsilben und die Tatsache des Nachklangs. — S. 163. Die Behauptnng, dafs Troilus und Cressida wegen mancher Eigenschaften bis zum „Range eines Meisterwerkes" stiege, ist doch wohl zn kühn. Man vgl. übrigens dazu Bierfreund, *Sh. og hans kunst* (Kopenhagen 1898), S. 233—254, der das Stück Sh. ganz abspricht. —

S. 169. Die Angabe, dafs die Hamletfabel aus der römischen Geschichte entlehnt und eine Nachbildung der älteren Brutussage sei, ist nicht zutreffend. — Im sechsten Aufsatz (z. B. S. 243) ist *Marlowe* öfter verdruckt (ohne *e*). — S. 290. Die Biographie von Brandes ist doch nicht die neueste. — Zu den Anmerkungen: Nr. 1. Unter den Sh.-Biographien hätten mindestens noch die von Brandes, Koch, Brandl, wohl auch die von Mabie genannt werden sollen. — Nr. 6. v. Mauntz hat nicht nur Proben von Übersetzungen der Sonette im Sh.-Jahrbuch 28 veröffentlicht, sondern auch eine vollständige Übersetzung unter dem Titel „Gedichte von W. Sh." (Berlin o. J. — vgl. diese Zeitschr. 1900, S. 284 ff.) — Nr. 45. Für den vielbesprochenen Theaterstreit hätte auch Small, *The Stage-Quarrel* (Breslau 1899) zurate gezogen werden müssen, da es die neueste, ausführlichste und beste Arbeit über die ganze Frage ist. — Nr. 54 und zur Brutus-Hamletfrage. Wurde Gollancz überhaupt erwähnt, so war auch sein Buch *Hamlet in Iceland* (London 1898) zu nennen, das die Zusammengehörigkeit der Brutus- und Hamletfabel näher zu begründen sucht, meiner Ansicht nach ohne Berechtigung, wie ich Engl. Stud. 27, S. 127 ff. dargelegt habe. — Nr. 63. Vischers Sh.-Vorträge sind ungenau als Vorlesungen bezeichnet; das Zitat daraus ist unvollständig und damit ungerecht, weil es den Satz Vischers mit dem Semikolon abschliefst und die wichtige Einschränkung der zweiten Hälfte wegläfst; überhaupt scheint uns dieser treffliche Sh.-Forscher infolge von Wolffs abweichendem Standpunkt in ästhetischen Fragen etwas zu scharf beurteilt.

Breslau. **Hermann Jantzen.**

118/119) **Arthur W. Jose, The Growth of the Empire.** With 31 maps. London, Joh. Murray, 1901. XV u. 422 S. 8. geb. ℳ 6.—.

W. H. Woodward, The Expansion of the British Empire 1500—1870. Mit vielen Karten. Cambridge, University Press, London, J. C. Clay & Sons, 1899. X u. 326 S. 8. geb. ℳ 4.—.

Beide Bücher, im Umfange wie in der Behandlung des Themas verschieden, wollen die Geschichte der englischen Kolonien und ihrer Verwaltung kurz darstellen und zur weiteren Erforschung dieses auch für uns interessanten Gebietes anregen. Das Josésche Buch ist die Umarbeitung und Erweiterung eines früher anscheinend unter demselben Titel erschienenen Werkes. In der vorliegenden Form ist es für die grofse

Masse der Gebildeten bestimmt und demgemäfs auch gearbeitet. Quellen werden nicht angegeben; die zahlreichen Karten sind ziemlich roh gearbeitet, genügen aber zur Übersicht. Die Sprache ist lebhaft und klar, bisweilen pathetisch; die Gedanken laufen ganz im Geleise der Greater Britain-Bewegung. So wird denn das Buch in England seinen Weg machen. Ein Schulbuch kann und soll es nicht sein, aber den Durchschnitts-Engländer wird es in der stetig wachsenden Bewegung zur Befestigung des Empire bestärken. — Woodward bestimmt sein Werk ausdrücklich zunächst für Universitäten, dann aber auch für die Gebildeten aller Klassen und möchte zum weiteren Studium anregen. Er geht schärfer als Jose auf die Grundsätze der englischen Eroberungs- und Ansiedelungspolitik der verschiedenen Zeiträume ein, bringt also bei dem geringeren Umfange seines Buches weniger Tatsachen, für welche er auf ausführlichere Schriften verweist. Seine Darstellung ist entschieden wertvoller für das wirkliche Verständnis der uns oft so fremdartig erscheinenden Verhältnisse. Er verfolgt diese nicht bis zur Gegenwart, wie Jose, sondern schliefst mit dem Augenblicke ab, wo die einzelnen Kolonien in ruhigere Bahnen der Entwickelung eingetreten sind. Von den beigegebenen Karten gilt das schon oben Gesagte. Jedenfalls können wir beide Bücher zur eindringlichen Lektüre empfehlen. Dann werden auch die seltsamen Anschauungen über englische Verhältnisse verschwinden, mit denen uns ein grofser Teil der deutschen Presse in den letzten Jahren geplagt hat.

Viersen. **Wackerzapp.**

---

120) **Henry Norman, The World's Work,** edited by H. N. London, William Heinemann. Vol. I. Number 1. December 1902. 112 S. 4. Jede Nummer 1 sh. net. geh., Jahrespreis 15 sh.

Ein sehr reichhaltiges, mit vortrefflichen Bildern ausgestattetes Magazin, welches die Aufgabe hat, den englischen Leser fortlaufend durch gemeinverständliche Aufsätze über die Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wirkens zu orientieren. „Its object is to present each month a picture of the activities of the world — particularly of the British world — in public life, in foreign affairs, in commerce, industry, science, invention, literature, art and social life. It will be instructive; it will also be entertaining. ... In British affairs The World's Work will be progressive in politics, and inspired by the conviction that the education and well-being of the people form the surest foundation of national pro-

sperity. It will regard the Empire as the personal concern of every citizen, and its security and development as indissolubly dependent upon his own character and aims." Henry Norman hofft durch die neue Zeitschrift bei seinen Landsleuten den Geist des Fortschrittes zu beleben und wachzuhalten, getrieben von der Überzeugung, daſs Groſsbritannien von Jahr zu Jahr seine Kräfte immer mehr anstrengen müsse, um in dem stetig lebhafter und heiſser werdenden Wettbewerb der Kulturvölker seine Stellung behaupten zu können. Er weist darauf hin, daſs auch der Prinz von Wales nach seiner Rundreise durch die Kolonien gerade dieser Überzeugung vor allem Ausdruck gegeben habe mit den Worten „The Old Country must wake up!" — Wir zweifeln nicht, daſs die Bestrebungen des Herausgebers in England Anklang finden werden, und auch für uns besitzt seine Zeitschrift gerade weil sie hauptsächlich die britische Kulturarbeit berücksichtigt, ein spezielles Interesse. Sie kann namentlich Anglisten empfohlen werden, denen sie bis zu einem gewissen Grade die zeitraubende und in vieler Hinsicht unersprieſsliche Lektüre englischer Tagesblätter ersparen wird.

---

121) **L. Lenz, Die neuesten englischen Märchensammlungen und ihre Quellen.** Cassel, Carl Vietors Hofbuchhandlung, 1902. 100 S. 8.

Nach einer kurzen Einleitung über die Geschichte der englischen Märchenliteratur sowie über die englischen Bezeichnungen für Märchen und über einige formelhafte Züge stellt der Verf. alle die Märchensammlungen zusammen, die in den letzten zehn Jahren erschienen sind. Die erste Gruppe umfaſst in zwölf Nummern diejenigen Sammlungen, die aus Übersetzungen und der ganz geringen Zahl der lange bekannten echt englischen Märchen bestehen, die zweite bietet in fünf Nummern eine vollständige Liste der Bücher, die in jüngerer Zeit gesammelte einheimisch englische Märchen enthalten. Ist schon diese bibliographische Zusammenstellung eine recht brauchbare und erfreuliche Leistung, so gewinnt das Büchlein durch seine eigentliche Aufgabe, den reichen Inhalt dieser Werke zu besprechen und die einzelnen Märchen soweit wie möglich auf ihre Quelle zurückzuführen, noch erheblich an Bedeutung. Denn der Verf. verfährt mit anerkennenswerter Gewandtheit und bringt zu den einzelnen Märchen, die durch kurze Inhaltsangaben hinreichend charakterisiert werden, stets eine ganze Reihe von Verweisen, so daſs man über

Bestand und Ausbreitung der englischen Märchen gut unterrichtet wird. Für den Volkskundenforscher ist somit das Büchlein ein willkommenes Hilfsmittel, und es bietet für künftige Arbeiten auf diesem Gebiete eine gute Grundlage, obgleich es nicht in jeder Weise erschöpfend ist und namentlich nicht — dies aber absichtlich — auf die wichtigen Fragen nach der Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit der verschiedenen Versionen eingeht. Zu bedauern ist es, dafs der Verf. nicht auch ein Inhaltsverzeichnis oder wenigstens eine nach den Motiven geordnete Übersicht angefertigt hat. Das hätte die Benutzbarkeit seiner Arbeit wesentlich erleichtert; so mufs man in jedem Falle immer das ganze Buch durchsehen. -tz-

---

122) **Festschrift zur Begrüfsung der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.** Dargebracht von dem Kollegium der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1903. 92 S. 8. ℳ 1.60.

In Viktor Hugos „Légende des siècles“, jene Sammlung epischer Gedichte, welche den Fortschritt der Menschheit in einzelnen Charakterbildern aus allen Zeiten darstellen soll, sind auch zwei Nachahmungen altfranzösischer Volksepen aus dem Mittelalter eingefügt, mit welchen sich der dritte und letzte Beitrag der vorliegenden Festschrift näher beschäftigt: Viktor Hugos Nachahmungen des altfranzösischen Epos (Le mariage de Roland und Aymerillot) und ihre unmittelbaren Quellen von Maximilian Hobohm. Wer es noch nicht aus eigener Lektüre weifs, erfährt, dafs das erste Gedicht auf „Girard de Viane“ und das zweite auf „Aimerie de Narbonne“ beruht. Doch hat Hugo nicht direkt aus diesen Quellen geschöpft, sondern sich einer Zwischenredaktion bedient, eines Artikels im „Journal de Dimanche“ 1846. Der Verf. untersucht nun ferner in seiner Schrift, wie weit Hugo den Charakter des altfranzösischen Volksepos getroffen hat, und gelangt zu der Überzeugung, dafs die Nachahmung der Episode aus „Girard de Viane“ bei manchen anderen Schönheiten nicht besonders glücklich, die zweite dagegen, „Aymerillot“, bei weitem glücklicher ist, weil hier Hugo seiner Phantasie nicht so sehr die romantischen Zügel schiefsen läfst und sich genauer an seine Quelle hält, die ihrerseits den alten Text ziemlich getreu übersetzt.

Interessant ist die Frage, weshalb Hugo in „Le mariage de Roland“ die Rolle der Alda, der Braut Rolands, ganz ausliefs. Gewifs kann man sich nichts Rührenderes, nichts Tragischeres denken als die Lage dieses Mädchens, das mit ansehen mufs, wie Bruder und Geliebter im blutigen Zweikampf auf Leben und Tod miteinander ringen. Ganz diese Seelenkämpfe hatte doch schon Corneille meisterhaft im „Horace“ und meinetwegen auch im „Cid“ geschildert, und Hugo wollte wohl nicht konkurrieren — — Der Schlufseffekt erinnert an das Corneillesche „Soyons amis, Cinna!“ — Am Schlufs findet sich eine Zusammenstellung der Texte. Beim Lesen fielen einige Druckfehler auf.

Der zweite Beitrag befafst sich ebenfalls mit einem altfranzösischen Epos und ist betitelt: Über die angeblichen Interpolationen im Coronement Looïs von Richard Hoyer, während der erste lautet: „The life and death of Mr. Badman“ by John Bunyan, a kind of novel von Ernst Regel.

Wilhelmshaven. **August Andrae.**

---

123) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Dritter Band. Bismarck-Archipel bis Chemnitz. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1903. 924 S. 8 zu je 2 Spalten. geb. ℳ 10.—.

Nach unserer Einführung der ersten Bände des „Grofsen Meyer“ im vorigen Jahrgang (1903) dieser Zeitschrift (S. 359) ist die neue Auflage rüstig weiter gefördert und schon einige Bände über den vorliegenden dritten Teil hinausgeführt worden. Wir möchten anläfslich der Besprechung dieses Bandes speziell anderen Realwörterbüchern gegenüber die grofse Vielseitigkeit betonen, durch die sich Meyer vor ähnlichen derartigen Nachschlagebüchern auszeichnet. Wenn die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit Meyers auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der technischen Disziplinen einen besonderen Vorzug ausmacht (und dieser Vorzug ist unbestritten), so ist selbiger doch nicht auf Kosten anderer Gebiete des modernen Wissens gewonnen worden. Man wird weder im Bereich der Geographie und Geschichte bei irgend einem einschlägigen Stichwort vergeblich an dieses Lexikon appellieren noch in den verschiedenen Literaturen; ebensowenig bei den Fachartikeln der akademischen Bereiche oder

in der Erläuterung kunstgeschichtlicher Gegenstände. So hat Ref. ein gangbares Sonderlexikon der Altertumskunde zwei Buchstaben hindurch mit den entprechenden Stücken bei Meyer verglichen, ohne auf eine Lücke gestofsen zu sein. Und das Gebotene erwies sich in den genannten Abschnitten überall ausreichend und auf der Höhe des jetzigen Wissensstandes gehalten, wie denn auch die Literaturbeläge überall bis zur Zeit des Druckes dieses Bandes fortgeführt sind. Unter den die neue deutsche Literatur betreffenden Artikeln haben wir nur einmal eine Kleinigkeit angemerkt: bei dem bekannten schweizerischen Schriftsteller A. Bitzius (Jeremias Gotthelf), dessen Lebensbeschreibung und Charakteristik sonst nichts zu wünschen übrig lassen, ist das Todesjahr nicht mit angegeben.

Wie alle Teile dieses Konversations-Lexikons zeichnet sich auch dieser Band durch eine grofse Fülle illustrativer Beigaben aus, die zweckmäfsig ausgewählt und auf das trefflichste ausgeführt sind. Diese Beilagen sind am Schlusse des Bandes noch einmal besonders registriert. **R.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 28. Mai. Nr. 11, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

124) **Wolfgang Reichel, Homerische Waffen.** Archäologische Untersuchungen. Zweite, völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage mit 92 Abbildungen im Texte. Wien, Alfred Hölder, 1901. X u. 172 S. 4. ℳ 7.—.

Bis diese Anzeige in die Hände der Leser kommt, ist die zweite Auflage der „Homerischen Waffen" ohne Zweifel längst allen bekannt, die sich mit den homerischen Realien beschäftigen. Es ist nicht meine Schuld, dafs die Anzeige erst beinahe drei Jahre nach dem Erscheinen erfolgt, aber es bedarf fast einer Entschuldigung, dafs sie überhaupt noch erfolgt. Denn was soll der Berichterstatter noch sagen? Das Urteil über den Wert des Buches steht in der Hauptsache fest. Die Ergebnisse von Reichels, des leider zu früh Verstorbenen, gründlichen Untersuchungen sind in der Hauptsache wohl unanfechtbar, von vielen vielleicht als unbequem empfunden und unwillig anerkannt, aber von so einschneidender Bedeutung nicht blofs für die Sache selbst, sondern für die ganze Homerforschung und Homerkritik, dafs keiner, der mit diesem sich beschäftigt, diesen Markstein umgehen kann. Es könnte sich also nur um ein Heraus-

greifen einzelner Punkte handeln, die Bedenken erregen oder zum Widerspruch reizen könnten. Das verbietet aber der Umstand, dafs sich solche Punkte nicht ohne ein ausführliches Eingehen besprechen lassen, das den Raum einer Anzeige weit überschreiten und zu einer umfangreichen Abhandlung werden würde. Aus diesem Grunde kann ich mich zur Zeit nicht einmal auf die Kritik der Behandlung des Achilleusschildes, dem in der neuen Auflage ein eigenes Kapitel gewidmet ist, einlassen, so sehr gerade dieses zu einer eingehenden Gegenuntersuchung reizt. Hier kann ich mich bis jetzt noch nicht recht von der Ansicht Reichels überzeugen, dafs der Dichter einen mykenischen Schild vor Augen gehabt habe: weder einen mykenischen Schild, in dessen Form sich die dargestellten Szenen nur widerstrebend unterbringen lassen, noch wirklich „vor Augen“, wie Reichel annimmt, der darin so weit geht, dafs er glaubt, der Dichter beschreibe die tatsächlich auf einem realen Schilde geschauten Bilder mit aller ihm möglichen Genauigkeit und verfalle dabei sogar in Irrtümer der Deutung der dargestellten Gestalten, nehme z. B. in der Szene um die belagerte Stadt die Heerführer für Ares und Athene. Weil Reichel für die von ihm angenommene Entstehungszeit des Schildes noch keine Götterbilder gelten läfst, soll auch nur der Dichter es sein, der die auf dem Schilde in überragender Gröfse dargestellten Heerführer für Götter angesehen habe. Hier ist doch gewifs das Wahrscheinlichere, dafs der Dichter angeregt durch ähnliche, aber weniger komplizierte Schilddekorationen, ein grofsartiges Phantasiebild einer Schilddekoration geschaffen hat, dafs also auch die dargestellten Personen seiner Phantasie entsprungen sind und er demnach in keine Irrtümer der Deutung verfallen konnte. Hier tritt nun aber sofort, wie so vielfach, die Homerkritik ein, die Frage, wann die einzelnen Teile des Buches der Ilias entstanden sind, in dem die Herstellung der Waffen Achills erzählt wird, und die weitere Frage: dürfen wir die Ergebnisse der Waffenforschung ohne weiteres und überall für die Homerkritik verwenden, wie das schon in ausgiebiger Weise geschehen ist? Dafs dies bis zu einem gewissen Grade zulässig, ja notwendig ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber wo ist die Grenze? So wie hier beim Achillesschild liegt der Fall noch an vielen anderen Punkten. Darum genüge dieser eine.

Die zweite Auflage, die von R. Heberdey mit aller Sorgfalt und Pietät gegen den verstorbenen Freund besorgt wurde, zeichnet sich vor der ersten durch bessere Ausstattung, durch bedeutende Vermehrung der

Abbildungen und durch beträchtliche Erweiterungen, nicht nur einzelner Abschnitte wie über den Panzer und über den Bogen, sondern auch durch Zuwachs eines neuen Kapitels über die Streitwagen aus, während die beabsichtigten Kapitel über Schwerter und Speere und über die Schiffe von dem Verf. leider nicht mehr ausgearbeitet werden konnten. Aber auch so bildet die hinterlassene Arbeit Reichels einen höchst wertvollen Beitrag zur Archäologie und insbesondere auch zur Homererklärung, den diejenigen unserer Fachgenossen, die diese im Unterricht zu betreiben haben, nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

125) **Joannes Burnet, Platonis opera,** recognovit (J. B.) tom. III: tetralogias V—VII continens. Oxonii e typographeo Clarendoniano. o. J. [1903]. 31½ Bogen. 8.

Von Burnets Gesamtausgabe des Textes der Werke Platons, deren Vorzüge schon bei der Besprechung der Ausgabe des Staates (s. Jahrg. 1903, Nr. 8) gebührend hervorgehoben werden konnten, ist nunmehr der dritte Band erschienen. Er enthält die Dialoge Theages, Charmides, Laches, Lysis, Euthydemos, Protagoras, Gorgias, Menon, die beiden Hippias, Jon und den Menexenos. Um eine sichere handschriftliche Grundlage zu gewinnen, ist der Bodleianus von Burnet aufs neue durchgesehen und gegenüber den Angaben von Schanz mehrfach berichtigt, wobei die auf Arethas oder seinen Schreiber selbst zurückgehenden Verbesserungen sorgfältig von den Zusätzen und Einbesserungen späterer Zeiten geschieden sind. Infolge der Wichtigkeit der Wiener Handschrift Nr. 55 (F), die Burnet als gute Vertreterin einer antiken Vulgata aus vorbyzantinischer Zeit ansieht und in dieser Bedeutung auch gegen erhobene Zweifel verteidigt hat, ist diese von J. Král einer neuen Kollationierung unterzogen, der auch noch eine andere nicht unwichtige Wiener Handschrift (Nr. 54 = W) teilweise neu verglichen hat. Beim Gorgias sind an Stelle der Lesarten aus dem Wiener W die des Palatinus Vaticanus 173 nach neuer Vergleichung der Handschrift getreten, so dafs die Ausgabe auch in ihrem dritten Bande vielfach neues und gediegenes bietet. In der Aufnahme von Konjekturen im Texte oder in den Noten ist wie bisher grofse Zurückhaltung bewiesen, in der Annahme von Lücken oder Interpolationen jedoch mehr Vorsicht angewendet als in den beiden ersten Bänden. Für „Venetus Marcianus 21“ S. 2 der Vorrede mufs es heifsen „Vindobonensis 21“.

Helmstedt. **K. Linde.**

126) **Hieronymi Chronicorum codicis Floriacensis fragmenta Leidensia, Parisina, Vaticana** phototypice edita. Praefatus est Ludovicus Traube. Lugduni Batavorum, A. W. Sijthoff, 1902. XXII S. u. 44 Tafeln. ℳ 22.—.

Die Verlagsbuchhandlung von A. W. Sijthoff in Leiden gibt neben den Codices Graeci et Latini photographice depicti duce Scatone de Vries auch Supplementteile zu den grofsen Handschriften heraus, deren erster uns vorliegt. Professor Traube in München, der rühmlich bekannte Forscher auf paläographischem Gebiete, hat die Einleitung dazu geschrieben. Er hebt hier besonders den Wert der Photographie für die paläographischen Studien hervor, da wir mit ihrer Hilfe vor allem schwer zugängliche Handschriften ruhig am Schreibtische studieren können. Die Photographie hat aber noch eine weitere Bedeutung; denn durch sie ist es uns auch gelungen, solche Handschriften wieder zusammenzufinden, die stückweise in verschiedenen Bibliotheken zerstreut sind. So kennen wir von dem alten Codex Floriacensis der Chronik des Hieronymus 22 Blätter, wovon 2 im Vatikan, 14 in Paris und 6 in Leiden sich befinden. Ihren Zusammenhang hat schon Alfred Schöne erkannt, der 1875 und 1876 das umfangreiche Werk „Eusebii Chronicorum libri duo" herausgegeben hat und sich ausführlich damit nochmals beschäftigte in der „Weltchronik des Eusebius in ihrer Bearbeitung durch Hieronymus", Berlin 1900. S. 26 ff. des letztgenannten Werkes beweist Schöne eingehend die Zusammengehörigkeit der dreierlei Fragmenta, die er mit der Bezeichnung „Fragmenta Petaviana" zusammenfafst. Dafs sie Teile eines Codex bilden, wird zur unumstöfslichen Gewifsheit dadurch, dafs aus dem 9. Jahrh. zwei Abschriften des Codex Floriacensis vorhanden sind, die mit der peinlichsten Genauigkeit von dem Originale abgeschrieben wurden. Schöne bezeichnet diese mit den Buchstaben P (Petavianus) (S. 25) und N (Middlehillensis N) (S. 30).

Traube vergleicht nun S. III die Abschriften mit dem ursprünglichen Codex und weist genau nach, welche Seiten bezw. Blätter und Quaternionen uns von dem Floriacensis erhalten sind. Weiter sucht Traube S. VII ff. das Alter der Handschrift zu bestimmen, wobei er von den wenig vorkommenden Kompendien ausgeht. Er versetzt sie in die erste Hälfte des 5. Jahrh., während Schöne glaubte sie dem Ende des 6. oder dem Anfange des 7. Jahrh. zuweisen zu sollen. Ferner beschäftigt sich Traube mit der Frage, woher die Handschrift eigentlich stamme, und tut dar, dafs sie aus Italien nach Fleury gekommen sein mufs. Wo sie dort geschrieben

wurde, von wem und wann sie nach Fleury gekommen ist, das läſst sich nicht beweisen. Sicher ist nur, daſs sie im 9. Jahrh. sich dort befunden hat. Im 16. Jahrh. sind die Codices dieser durch die Hugenotten 1562 zerstörten Abtei überall hin zerstreut worden und liegen in Paris, Rom, Bonn, Heidelberg und Leiden (Schöne S. 27).

Nicht ohne Interesse ist die Beobachtung, daſs unser Codex mit einem anderen Exemplar der Weltchronik sorgfältig verglichen wurde und daſs Abweichungen auch ganz unbedeutender Art verzeichnet sind, meist mit den tironischen Noten *isto modo novus* oder bloſs *novus* eingeleitet. Die Stellen, an welchen diese tironischen Noten stehen, hat Traube S. XII zusammengestellt. (Auf die tironischen Noten in unserer Handschrift wie überhaupt auf den ausgedehnten Gebrauch der Stenographie zur Zeit der Karolinger hat erst jüngst A. Mentz im „Archiv für Stenographie" 1903, S. 225 ff. hingewiesen.)

Wenn wir schlieſslich noch die 44 photographischen Tafeln ansehen, so haben wir über diese nur ein Wort des Lobes auszusprechen: die Photographie ist mit unübertrefflicher Schärfe und Deutlichkeit ausgeführt. So ist gewiſs der Zweck, den Herausgeber und Verleger im Auge gehabt haben, erreicht. Sie bieten uns eine vorzüglich genaue Ausgabe der Weltchronik des Codex Floriacensis, die um so schätzenswerter ist, als die ganz eigenartige Anordnung des Inhaltes der Handschrift sich im Buchdrucke kaum wiedergeben lieſse.

München. **F. Rueſs.**

---

127) **Mélanges Boissier, Recueil de mémoires concernant la littérature et les antiquités romains,** dédié à **Gaston Boissier,** membre de l'institut etc., à l'occassion de son 80° anniversaire. Ouvrage contenant un portrait, pointe sèche de Gusman, quatre planches hors texte et plusieurs illustrations dans le texte. Paris, Albert Fontemoing, éditeur, 1903. 468 S. 8.

Ein stattlicher Band, dargebracht dem „chef des études romaines en France", dem Autor der „Promenades archéologiques", von „Cicéron et ses amis" und so vieler anderer fein geschriebener Werke. Eine illustre Gesellschaft gratuliert zum 80. Geburtstage, auch die Auswärtigen Mommsen und sein Stab, Hirschfeld, Dessau, Hülsen fehlen nicht, der Prager Philologe Otto Keller hat beigesteuert, ebenso Bücheler, Wölfflin, Götz, Hauler, Leo, Heerdegen, Traube, Petersen, Helbig, die Belgier Waltzing und

P. Thomas, der Holländer J. J. Hartman, der Schwede Gustafsson, die Engländer Ellis, Lindsay und Haverfield, die Italiener Contessa Ersilia Caetani Lovatelli und L. Valmaggi, der Russe Rostovtsew (wie er sich hier schreibt). Blättern wir in dem Bande. E. Babelon veröffentlicht (mit Abbildung) ein neues Medaillon von Konstantin dem Grofsen, das gröfste bis jetzt bekannte, das wie wir auf diesem Wege erfahren, vor kurzem in Siebenbürgen (wo?) gefunden, in die Sammlung des Herrn Carlos de Beistegui kam; auf dem Revers steht: „Adventus Augg. nn." (Prägung von Tarraco), was der Verf. auf die Zusammenkunft des Konstantin und des Licinius in Mailand (313) bezieht; da Konstantin hier mit dem Sonnengott abgebildet ist, kann er nicht wohl schon zur Zeit der Schlacht am pons Milvius (312) Christ gewesen sein. — H. Dessau „le consulat sous les empereurs des Gaules": unter dem Kaiser Postumus, der 10 Jahre über Gallien, Britannien und Hispanien unabhängig von Rom die Regierung führte, erscheinen auf mehreren Inschriften Konsuln genannt, die in den römischen Fasten fehlen, was bisher nicht verstanden wurde. — E. Cuq handelt über „les préfets du prétoire régionaux", ohne auf Mommsens Ausführungen in „Hermes" 35, 261 ff. Rücksicht zu nehmen. — A. Audollent bespricht in „devotio ou defixio" die Publikationen von R. Wünsch, einzelnes schärfer fassend, z. B. hinsichtlich der devotio zugunsten des erkrankten Kaisers. — Der verewigte Mommsen ehrt seinen „vieux compagnon de vie et d'études" mit Bemerkungen über das Zwölftafelgesetz, lex oder lex publica, duodecim tabulae oder kurzweg duodecim, griechisch δωδεκαδέλτος bei den Juristen oder in Sepulcralformeln, die auf den bäuerlichen Charakter des ältesten römischen Kodex manches Licht werfen. — Der auch schon dahingeschiedene Gaston Paris schrieb „Sur l'appendix Probi (III)", indem er nochmals gegen W. Förster u. a. dessen Entstehung in Karthago verficht. — P. Gauckler interpretiert eine Inschrift von „Castellum Biracsaccarensium" (aus den Zeiten der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian), die gelegentlich des Eisenbahnbaues in das Innere der Regentschaft Tunis im Gebiete des alten Bisica zutage gekommen ist. — St. Gsell, „Le fossé des frontières romains dans l'Afrique du Nord", berichtet über neuerliche Beobachtungen am „limes" in der Gegend südwestlich und südlich von Biskra. — E. Petersen weiht „dem Manne, der mit seinem liebenswürdigen Buche „l'Afrique romaine, promenades archéologiques en Algérie et en Tunisie" mir vor weniger als einem Jahre ein freundlicher Begleiter in Nordafrika

gewesen war", einen Artikel „Pantheon?", worin ein Heiligtum in Timgad, eine Darstellung der Trajanssäule, die Nachrichten des Dio über das Pantheon des Agrippa in Kombination gebracht werden. — R. Cagnat kommentiert eine kürzlich in Chott-el Beida gefundene Inschrift aus der letzten Zeit des Kaisers Traianus, die den T. (?) Sabinius Barbarus als leg. Aug. pr. pr. von Numidien (cos. suffectus 118 p. Ch.) nennt; durch ihn werden „fines adsignati genti Suburburum", welche südwärts von Cirta und Sitifis sitzende gens aus Plinius und Ptolemäus bekannt ist. — M. Bréal, „Souvenirs romains subsistant en grec moderne": die lateinische Soldatensprache hat auch im heutigen Griechisch ihre Spuren hinterlassen, wie an mehreren Beispielen (die sich bedeutend vermehren liefsen, wenn man die Werke des Prokopius von Cäsarea und anderer Byzantiner heranzöge, vgl. Bury's History of the later Romain Empire) dargetan wird. — Fr. Bücheler „amantissimo suis" behandelt gewisse auf Inschriften vorkommende Sprachformen des Volkslatein. Die Gräfin Caetani-Lovatelli widmet ihren Artikel (mit hübscher Vignette) „al sepolcreto degli equiti singolari" bei Tor Pignatara (an der via Labicana), wo in der nahen Villa „ad duos lauros" im Jahre 455 Kaiser Valentinian III. sein ruhmloses Ende fand.

Die philologischen Aufsätze (von Cicero zunächst abgesehen) haben zum Gegenstand: Plautus (L. Havet), Terenz (G. Perrot), Horatius (L. Vernier und F. Plessis), die Horazscholien (O. Keller), Ovidius (R. Ellis), die Ovidiuslegende (Bernier), Petronius (J. Le Coultre), „La critique de Tacitus" (E. Thomas), Tacitus und Seneca (L. Constans), die Historien des Tacitus (L. Valmaggi, Ph. Fabia), Lucanus (A. Collignon), Quintilian (A. Croiset), Priscian (Götz), die lateinische Anthologie (Lindsay), Martial (A. Cartault), Juvenal (J. A. Hild), Apuleius (P. Thomas), Fronto (Hauler), Ammianus Marcellinus (L. Traube, L. Dautremer), Minucius Felix und Plato (G. P. Waltzing), eine Inschrift des Papstes Damasus (L. Duchesne), die Akten der hl. Crispina von Theveste (P. Monceaux), S. Ambrosius (L. Lehanneur). Eine Stilstudie ist F. Antoine, „L'attraction modale en Latin". E. Wölfflin stellt Fälle der „Allitteration" bei den römischen Autoren zusammen. Grammatische und etymologische Fragen, Geschichte und Bedeutung einzelner Worte findet man behandelt von: E. Lejay „Lexicographie latine". E. Pottier „Sinister". F. Leo „Vestipica". M. Bonnet, „Sonipes".

In die Papyrusforschung schlägt ein: P. Foucart, „Un sénateur romain en Égypte sous le règne de Ptolemée X", worin aus den Tebtunis Papyri die Vergnügungsreise des L. Memmius nach dem Fayûm (112 a. Ch.) mit allen daraus für die Landesbewohner erwachsenden Umständlichkeiten vorgeführt wird. La Ville de Mirmont verbreitet sich über C. Popilius Laenas, der im J. 107 v. Chr. nach schimpflicher Niederlage gegen die Tiguriner wegen *perduellio* verurteilt wurde. Die historische Quellenkunde betreffen die Aufsätze von Th. Homolle „Le trophée de Paul-Émile à Delphes. Une illustration antique pour le texte de Tite Live" (Abbildung des Denkmals, speziell des Frieses, dessen Erklärung gegeben wird). G. Lafaye, „L'adoption de Iugurtha dans Salluste". G. Bloch, „Note sur un passage de Diodore de Sicile, à propos de la première Catilinaire". O. Hirschfeld „Dellius ou Sallustius" (mit Bezug auf die parthischen Feldzüge des M. Antonius und vorher des P. Ventidius eine Bemerkung des Fronto II, 1, p. 123 hervorhebend). R. Pichon „La bataille d'Actium et les témoignages contemporains" (die Auffassung des Horaz, des Vergilius, des Properz usw. verglichen mit der des Augustus im Monumentum von Ancyra). M. Rostovtsew „Inscriptions des antes du *σεβαστεῖον* d'Ancyre". J. Toutain „les prétendues druidesses gauloises du IIIe siècle après J.-C." In den Bereich des Staatsrechtes gehört D. Delaunay „le terme *sententia* dans la langue technique du droit public à Rome"; in den des Strafrechtes Gustaffson, „de parricidio". W. Helbig handelt mit Verweisung auf eine ausführlichere in den Münchener Sitzungsberichten erscheineude Darlegung „sur l'aes pararium". A. Héron de Villefosse über die technischen Ausdrücke der Gold- und Silberarbeiter „crustae et emblemata". S. Reinach über die „inventio ancorae". Hülsen über „Das sogen. paedagogium auf dem Palatin". Ch. Lécrivain gibt zwei Artikel: „l'origine de l'impôt dit *lustralis collatio* ou chrysargire" (gegen Aufstellungen von Seeck' und „Note sur la vie de Marc-Aurèle" (XI, 7). Haverfield „Cornish tin" (die Zinnproduktion in Cornwall unter römischer Herrschaft). C. Jullian „La fontaine de Nîmes" (die Quellgottheit Nemausus). Wie zu erwarten, beziehen sich eine ganze Anzahl von Beiträgen auf *Cicero*: E. Courbaud, „Sur le *de Oratore* I, 1, 3; I, 2, 5; I, 3, 11"; Heerdegen „de locis quibusdam qui in Ciceronis *Oratore* sunt emendandi"; J. Martha, „Comment Cicéron est arrivé aux honneurs". C. Thiaucourt, Les Académiques de Cicéron et le *Contra Academicos* de saint

Augustin. P. C. Girard, Les assises de Cicéron en Cilicie. H. Borneque, La Rhétorique à Hérennius et les clausules métriques. R. Durand, La date du *de Divinatione.* Auch Pompei wird mehrfach besprochen: S. Chabert, „Le tremblement de terre de Pompéi et sa véritable date (5 février 62 ap. J.-C.)". Maxime Collignon, „Les peintures de la caupona de la rue de Mercure" (Illustrationen von Kneiplokalitäten mit sachlicher Erklärung). Im Anschlufs an Nissens Pompeianische Studien handelt E. Audouin „De l'origine du Tablinum", während E. Michon „Deux colonnes de porphyre ornée de bustes au Musée du Louvre" (mit Abbildungen) schon hinüberführt in das Gebiet der Streitfragen, die Strygowski's „Orient und Rom" erregt hat.

Um unser Urteil zusammenzufassen: die „Sammlung Boissier" befriedigt mehr als éin Interesse. Erstens finden sich darin wertvolle Beiträge von bedeutenden Gelehrten. Zweitens lernen wir zahlreiche Vertreter der philologischen und antiquarischen Disziplinen in Frankreich kennen. Endlich ist das hier bekundete Zusammenwirken der europäischen Kulturvölker (Herrn Rostovtsew eingeschlossen) auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft an und für sich eine erfreuliche Erscheinung.

Prag. **J. Jung.**

---

128) **G. F. Schoemann, Griechische Altertümer.** 4. Aufl., neu bearbeitet von **J. H. Lipsius.** II. Band: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. VIII u. 644 S. ℳ 14.—.

Die Neubearbeitung von Schoemanns Handbuch, über deren Anfang ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1898, S. 108 ff.) berichten konnte, ist mit dem vorliegenden zweiten Bande zum Abschlufs gekommen. Lipsius bediente sich bei demselben für zwei Kapitel (16. 17) des fünften Abschnittes (über Priester und andere Kultusbeamte und über Staatskulte und Feste) der Mitwirkung seines früheren Schülers Dr. Ernst Bischoff in Leipzig, der durch seine Arbeiten zur griechischen Monatskunde und über die Besetzung und den Verkauf von Priestertümern dazu vorzüglich berufen war. Die beiden von B. herrührenden Kapitel fügen sich in Haltung und Darstellung völlig dem Ganzen ein, so dafs die Verschiedenheit der Verfasser gar nicht hervortritt. Auf die Grundsätze, von welchen sich L. bei der Neugestaltung des Werkes leiten liefs, wies ich seinerzeit hin, und L. hat sie wieder in der Vorrede zu diesem Bande hervorgehoben. So eingreifende Änderungen, wie sie bei der Darstellung des attischen

Staatswesens im ersten Bande durch die Vermehrung an Material (Inschriften und vor allem der Ἀθηναίων πολιτεία) sich als notwendig erwiesen, mufsten in diesem Bande nicht vorgenommen werden. Dennoch ist ganz abgesehen davon, dafs der Text durch häufigere Verwendung der Spationierung ungemein an Übersichtlichkeit gewonnen hat, die nachbessernde Tätigkeit des Herausgehers beträchtlich gewesen, wie sich jeder überzeugen kann, der sich die Mühe nimmt, die jetzige Auflage mit den früheren zu vergleichen —, besonders in den Anmerkungen, aber auch im Texte, wobei hervorgehoben werden mufs, dafs die Korrekturen ungemein geschickt mit dessen bisherigem Wortlaut verbunden sind. Diejenigen Partien, welche mit Rücksicht besonders auf die Vermehrung des Bestandes an Inschriften Umgestaltungen erfuhren, sind in der Vorrede näher bezeichnet; speziell in dem ersten Abschnitt, der die internationalen Verhältnisse behandelt, sind solche häufig: so u. a. auf S. 6. 7 eine kurze Einschaltung über die Schiedsgerichte unter den griechischen Staaten, ferner Zusätze auf S. 23 über die Stellung der Fremden, auf S. 25 über Atelie und Asylie; dafs bei der Darstellung der delphischen Amphiktionie und der Verfassung der Stadt Delphi viel verbessert werden mufste (so S. 31. 35. 41 ff. 52), versteht sich von selbst. Allein auch im fünften Abschnitt („Das Religionswesen") finden sich im Detail viele Korrekturen, so über die Eleusinien, die Verwaltung der Tempelschätze, die verschiedenen griechischen Kalender, die Staatskulte und Feste und nicht zum mindesten über die Kultusgenossenschaften, welchem Kapitel die letzten Arbeiten über griechisches Vereinswesen zugute kamen. Leider konnte L. nicht mehr Hirzels erschöpfendes Buch über den Eid benutzen. Überhaupt mufs man sagen, dafs dieser Abschnitt in der jetzigen Form ein willkommenes Hilfsmittel darstellt, weil er jetzt und bis auf weiteres, bis zur Neubearbeitung von C. F. Hermanns Gottesdienstlichen Altertümern, die einzige Darstellung der griechischen Sakralaltertümer ist, in welcher auf die neueren Funde Rücksicht genommen wird. — Ich weise gleich darauf hin, in welcher Weise L. in einzelnen wichtigen Fragen Stellung genommen hat. So hält er an Schoemanns Ansicht fest (S. 108), dafs der bei Plutarch (Perikl. c. 17) erwähnte panhellenische Plan des Perikles in die Zeit bald nach der Eurymedonschlacht zu setzen sei; er wendet sich (S. 110) gegen den Zweifel Kirchhoffs an dem von Thukydides berichteten Ansatz von Aristeides' Bundestribut, welcher Zweifel jetzt allerdings von den meisten Forschern mit Recht nicht geteilt wird; er verwirft den

sonst ziemlich allgemein akzeptierten Zeitansatz Alfred Koertes für den Volksbeschlufs über die ἀπαρχαί an die eleusinischen Gottheiten (S. 389, 2); interessant ist auch, dafs L. sich in dem Abschnitt über Religionswesen gegen die von Wolfgang Reichel in seiner Schrift über vorhellenische Götterkulte entwickelten Anschauungen, die aber sicherlich einen berechtigten Kern haben, wendet.

Meiner Ansicht nach hätten die Änderungen, welche L. an diesem Bande vornahm, noch einschneidender sein können. Ich meine nicht damit antiquarische Einzelheiten, denn dafs diese auf der vollen Höhe der Wissenschaft stehen, ist bei einem so hervorragenden Fachmann wie L. selbstverständlich; wohl aber sind manche historische Anschauungen Schoemanns stehen geblieben, die gegenüber unserer heutigen Auffassung als veraltet angesehen werden müssen und daher besser getilgt worden wären. So ist gleich auf S. 1 die Ansicht, dafs die ursprüngliche Stammverschiedenheit zwischen Doriern, Ioniern und Äoliern älter war als die Einwanderung in Hellas, wenigstens was die zwei letztgenannten Stämme anlangt, sicher falsch. Auch das alte Übereinkommen zwischen den dorischen Staaten der Peloponnes, sich auch im Kriege Waffenstillstand zu gewissen Festfeiern zu gewähren (S. 18) und, was damit zusammenhängt, die dorische Amphiktionie mit dem Mittelpunkte in Argos (S. 31) sind sicherlich apokryph. Die Behauptung (S. 45), die Griechen hätten Apollon aus ihrer ursprünglichen Heimat mitgebracht, ist auch für denjenigen, der der jüngst geäufserten Ansicht von dem unhellenischen Ursprung des Apollon noch skeptisch gegenübersteht, zweifelhaft und ebenso die Anschauung, dafs von Apollon die Milderung der Blutrache ausging. Auch die Ansicht über das Verhältnis zwischen Sparta und Olympia auf S. 55 ff., speziell über eine Vereinigung zwischen Elis und den dorischen Staaten der Peloponnes ist heute nicht mehr haltbar. S. 83 wird an der Realität von Aleuas dem Rotkopf und der von ihm herrührenden Organisation Thessaliens festgehalten, obwol Hiller v. Gärtringen (In „Aus der Anomia" S. 1 ff.) die Unglaubwürdigkeit dieser Überlieferung überzeugend dargetan hat. Auch die Ansicht, dafs die Mehrzahl der griechischen Kolonien in kommerziellem Interesse gegründet wurde, ist mit der richtigeren Auffassung nicht zu vereinbaren, die man jetzt von der griechischen Kolonisation hat; vielmehr waren die älteren griechischen Kolonien überwiegend Ackerbaukolonien. S. 99 wird mit Schoemann gesagt, dafs bei der Ausführung der attischen Kleruchie nach Lesbos (Thuk. III 56)

den früheren Landbesitzern die Bebauung ihrer Äcker gegen eine Pacht überlassen wurde, während ich gerade („Serta Harteliana“ S. 32) darauf hinwies, daſs dies höchst unwahrscheinlich sei, und die Pächter wohl aus dem Kreise des bis dahin besitzlosen Demos genommen wurden. Ich bedauere auch, daſs L. nicht von meinem a. a. O. geführten Nachweis Notiz genommen hat, daſs es neben der gewöhnlichen Art von Kleruchien noch eine zweite gab. Die auf Diodor und Aristoteles sich stützende Anschauung (S. 17), daſs den Athenern bei Abschluſs des Friedens von 404 auch die Bedingung auferlegt wurde ihre Verfassung zu ändern, ist nicht richtig, wie, soviel wie ich weiſs, zuerst Beloch erkannt hat (Griech. Gesch. II 107, 3). Die Auffassung von der Entstehung des letzten heiligen Krieges, wie sie S. 42 noch vertreten wird, ist wohl heutzutage überwunden; und daſs die Amphiktionen in dem korinthischen Bunde zum Gerichtshofe über die Bundesbrüchigen bestellt wurden (ebenda), hat Kaerst (Rhein. Mus. LII 521 ff.) widerlegt. Es wäre wohl am Platze gewesen, des korinthischen Landfriedensbundes und seiner Bestimmungen eingehender zu gedenken, als es auf S. 117, ebenfalls nach Schoemann, geschieht, da man heute über die historische Wichtigkeit dieser allerdings nicht zur vollen Entwickelung gelangten Erscheinung einig ist.

Prag. —————— **Heinrich Swoboda.**

129) **Leopoldus Sadée, De Boeotiae titulorum dialecto.** Halis Saxonum, M. Niemeyer, 1903. 115 S. 8. ℳ 3.—.

Seit dem Erscheinen von R. Meisters erstem Bande seiner griechischen Dialekte im Jahre 1882 hat der böotische Dialekt keine zusammenhängende Darstellung erfahren. Auch O. Hoffmann hat in dem zweiten Teile seines Werkes auf die vollständige Berücksichtigung des Böotischen verzichtet und dasselbe nur sehr selten und nur insoweit herangezogen, als es nach seiner Ansicht zur Rekonstruktion des Altachäischen dienlich ist (vgl. Jahrg. 1894, S. 44). Es kann daher nur als zweckentsprechend bezeichnet werden, wenn sich der Verf. des in der Überschrift namhaft gemachten Buches die Aufgabe gestellt hat, den Dialekt der böotischen Inschriften, deren Zahl sich seit dem Jahre 1882 nicht unerheblich vermehrt hat, darzustellen. Streiten läſst sich darüber, ob es besondere Vorteile bot oder gar notwendig war, die literarischen Behelfe („ea quae codicibus Boeotica significantur“, wie der Verf. S. 5 sich ausdrückt) von der Darstellung auszuschlieſsen, zumal doch die Heranziehung derselben nicht vollständig umgangen werden kann. Doch sei von einer weiteren

Verfolgung dieses Gesichtspunktes abgesehen und zur allgemeinen Charakterisierung unserer Schrift darauf hingewiesen, dafs ihr Verf. mit Recht sich in erster Linie zur Aufgabe gestellt hat, die Übereinstimmungen des Dialektes der böotischen Inschriften mit dem lesbischen und thessalischen einerseits und den 'westlichen' Mundarten Mittelgriechenlands („quae affinitates intercedant inter dialectum Boeoticam et graecorum occidentalium dialectos eorum, qui mediam Graeciam obtineut") und denen der 'occidentales Graeci' überhaupt festzustellen. Es folgt der dritte Abschnitt 'De Boeotici sermonis declinationibus vocibusque et Aeolicis simul et occidentalibus'; der vierte 'De propriis quibusdam omnino antiquitus Graecorum rebus servatis Boeotice', endlich der fünfte und letzte des Inhalts „quas res Boeoti novaverint". Bei dieser Fragestellung scheint es mir auffallend, dafs zwischen 'westgriechischen Mundarten' im engeren und im weiteren Sinne unterschieden wird. Wie das Problem eigentlich zu lösen gewesen wäre, wenn man mehr als eine rein statistische Aufzählung der Übereinstimmungen und Verschiedenheiten in den angedeuteten Richtungen erreichen wollte, ist jetzt durch die schöne und ergebnisreiche Abhandlung von F. Solmsen 'Thessaliotis und Pelasgiotis' (Rhein. Mus. LVIII, 598—623) gezeigt worden, welche weite Ausblicke in die Vergangenheit der griechischen Sprachgeschichte eröffnet und deutlich erkennen läfst, dafs methodische Forschung auch in den schwierigen Fragen der Verwandtschaftsverhältnisse der griechischen Mundarten die ersehnte Aufklärung zu bringen geeignet sein dürfte. Sieht man davon ab, dafs der Verf. es unterlassen hat, aus seinen statistischen Zusammenstellungen auch die allgemeinen Schlüsse zu ziehen, so wird man die Arbeit wohl als eine solche bezeichnen dürfen, welche dem unmittelbaren Zwecke vollkommen gerecht wird. Ob das inschriftliche Material in vollem Umfang herangezogen ist, vermag Ref., der über keine speziellen Sammlungen verfügt, nicht mit Sicherheit zu sagen. Aber in der Benutzung der übrigen literarischen Behelfe läfst sich eine gewisse Einseitigkeit nicht verkennen, die sich insbesondere dadurch bekundet, dafs Brugmanns griechische Grammatik zum Schaden der Sache viel zu wenig ausgiebig, ja meist nur dann benutzt ist, wenn der Verf. glaubt eine Ausstellung machen zu können. — Von der unter gleichem Titel in den Diss. Halenses, XVI p. 2, erschienenen Arbeit unterscheidet sich die vorstehende nur durch einen zugefügten Conspectus.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

130) **Leo Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie.** III. und IV. Band. Leipzig, S. Hirzel, 1901 und 1902. 488 bzw. 608 S. gr. 8. ℳ 12. — u. ℳ 14.—.

Das gewaltige, etwa 100000 Artikel umspannende Werk liegt nunmehr abgeschlossen vor uns, und so ist es möglich, ein zusammenfassendes Urteil darüber abzugeben. Dieses ist dasselbe, wie das war, welches die Kritik beim Erscheinen der ersten Bände, soviel wir sehen, einstimmig gefällt hat. Unbedingt anzuerkennen ist die ungeheure Leistung, die hier ein einziger Gelehrter vollbracht hat und in der wir die Frucht einer unermüdlichen, der Wissenschaft in treuer Hingabe gewidmeten Lebenstätigkeit erblicken und ehren müssen; hervorzuheben ist ferner die weitgehende Vollständigkeit der behandelten Wörter, die uns überdies selbst wieder am Faden einer stattlichen Reihe im wesentlichen chronologisch angeordneter Belege in ihrer historischen Entwickelung vor Augen geführt werden; dabei tritt das Bestreben zutage, den Sprachgebrauch der verschiedenen schriftstellerischen Gattungen zu beleuchten, und die Elemente, die Brugmann neuerdings mit einem passenden Ausdrucke Formantien getauft hat, kommen zu ihrem Rechte, wie dies ja für den Verf. der vergleichenden Lautlehre des Griechischen und Lateinischen eine besonders lockende und dankbare Seite sein mufste. So zweifeln wir denn nicht, dafs einsichtsvolle Benutzer aus dem von der alt angesehenen Verlagshandlung sehr gediegen ausgestatteten grofsen Buche Belehrung schöpfen und Förderung davontragen werden. Anderseits möchten wir mit einigen Bedenken nicht zurückhalten. Wir beginnen mit einer Äufserlichkeit: L. Meyer ist von der allerdings ja mechanischen Anordnung nach dem hergebrachten Alphabet abgewichen und hat eine innerlich begründetere an ihre Stelle gesetzt. Beispielsweise ist in Band III u. IV die Reihenfolge also: Wörter mit Anlaut γ, β, δ, ζ, χ, φ, ϑ; σ, ν, μ, ϱ, λ, nachdem die mit Vokal oder stimmlosem Verschlufslaut beginnenden Wörter nach entsprechenden Grundsätzen gestellt vorangegangen waren; da dieses Verfahren nun auch auf die Einreihung innerhalb des Gebietes der mit einem bestimmten Buchstaben anfangenden Vokabeln ausgedehnt ist, so läfst sich denken, dafs für den an das bisherige System Gewöhnten das Auffinden eines von ihm gesuchten Artikels nicht selten zu einem kostbare Zeit raubenden Rätselpiel wird. Sodann hat der Leser doch wohl hie und da die Empfindung, dafs die Häufung der literarischen Nachweise mehr in den Rahmen eines gewöhnlichen griechischen Lexikons als gerade in den eines etymologischen

Wörterbuches hineinpafst. Dasselbe wird sich sagen lassen über die Aufnahme der vielen Pflanzen- und Tiernamen, die dazu einer Herleitung meist spotten. So wird der Benutzer manches in dem Werk finden, was er nicht darin sucht. Ist dies am Ende kein Schade, so mufs man doch hinzufügen, dafs er anderseits vieles dafür nicht finden wird, was er sucht und, wie man wohl allgemein urteilen wird, zu suchen berechtigt ist. Hiermit kommen wir auf einen Punkt, auf den wir schon in den Besprechungen der beiden früheren Bände hingewiesen haben und der uns als der einschneidendste Mangel der Veröffentlichung des Buches in seiner vorliegenden Form erscheint, nämlich die verblüffende, ganz unverkennbar absichtliche Nichtbeachtung aller seit etwa 30 Jahren erschienenen sprachwissenschaftlichen Literatur: man braucht nur die Namen Brugmann und Paul herauszugreifen (von den allerjüngsten Vertretern des Faches zu schweigen), um zu dem Bewufstsein zu gelangen, dafs dieses Verfahren eigenartig genannt werden mufs: welche Summe von Fleifs, Scharfsinn und Methode seitdem aufgewandt und welch gewaltiger Schritt in der Fassung und Lösung der Probleme trotz aller unvermeidlicher Irrtümer vorwärts getan worden ist, davon melden uns die annähernd 3000 Seiten der vier dicken Bände so gut wie nichts. Einzelne Beispiele hierfür aufzuzählen, kann ich mir mit Rücksicht auf den beschränkten Raum um so eher ersparen, als ich solche früher mitgeteilt habe und sie sich dem Kundigen auf Schritt und Tritt von selbst aufdrängen. Was den Verf. bewogen haben mag die Arbeiten seiner Nachfolger so gering einzuschätzen, entzieht sich unserer Kenntnis, aber soviel glauben wir doch sagen zu dürfen, dafs eine derartige Bewahrheitung des Spruches „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande" um so mehr auffällt, als das gesamte Ausland die Führerstellung der deutschen Sprachwissenschaft anerkennt und dieses Werturteil durch eifriges Nachstreben betätigt.

So scheiden wir von Leo Meyers Werke zwar mit Dank, aber auch mit Bedauern darüber, dafs er sein Buch eigenwillig auf einen ein Menschenalter zurückliegenden Standpunkt herabgeschraubt hat. Wer erfahren will, was griechische Etymologie derzeit ist, der wird sich nicht in erster Linie an ihn wenden dürfen, sondern wird genötigt sein, neben dem den heutigen Bedürfnissen nur eben genügenden Versuche von Prellwitz die Register der neueren Erscheinungen unverdrossen nachzuschlagen und im übrigen auf Fel. Solmsens angekündigte Arbeit zu warten: zweifellos wird diese das dauernd Wertvolle von Meyers Werk in sich aufnehmen und

so dazu beizubeitragen, dafs das Verdienst eines Altmeisters der deutschen Sprachwissenschaft auch bei den folgenden Geschlechtern in gebührenden Ehren bleibe.

Cannstatt. **Hans Meltzer.**

---

131) **August Scheindler, Kleine Lateinische Sprachlehre für Deutsche.** Zum Selbstunterrichte und zum Gebrauche beim Lateinunterricht in Kursen. Wien, J. Tempsky — Leipzig, G. Freytag, 1903. 8. geb. ℳ 1.25.

Von dieser kleinen, aber für den Anfänger vollständig ausreichenden Grammatik umfafst S. 1—52 die Formenlehre, S. 53—64 die Syntax. Man wird in der Formenlehre kaum etwas notwendiges vermissen, vielleicht hätte hie und da sogar noch etwas gekürzt werden können. S. 44 konnte bei fruor vielleicht noch hinzugefügt werden, dafs das Perfekt durch usus sum ersetzt wird. Die Syntax will und kann keine systematische Darstellung geben, sondern beschränkt sich lediglich darauf, die wichtigsten Abweichungen des deutschen vom lateinischen Sprachgebrauche zu vergleichen, und das ist in geschickter Weise durchgeführt.

Bückeburg. **E. Köhler.**

132/133) **K. Baedeker, Le Sud-Est de La France.** Du Jura à la Méditerranée. Manuel de Voyageur. Avec 19 cartes, 18 plans des villes et un panorama. Septième édition. Leipzig, Karl Baedeker, éditeur. XXVIII u. 436 S. 8. geb. ℳ 6.—.

— **Le Sud-Ouest de La France.** De la Loire à la frontière d'Espagne. Avec 12 cartes et 20 plans de villes. Septième éd. Ebenda. XXX u. 402 S. 8. geb. ℳ —. 6.

Die Vereinzelung der Baedekerschen Reiseführer durch Frankreich in die Sonderteile Nord-Ost, Nord-West, Süd-Ost, Süd-West und Paris hat sich als sehr zweckmäfsige Einrichtung erwiesen. Die weitaus gröfste Zahl der Besucher von Paris bedarf der provinzialen Abschnitte nicht, und die Interessenten an den Landschaften dürften sich bei der hier vorgenommenen Vierteilung gutstehen, da sie die ihren Aufgaben nicht zugehörigen Teilbände nicht anzuschaffen brauchen. Letztere sind nunmehr nicht zu voluminös geraten und überdies so eingerichtet, dafs die Hauptbände noch einmal sich zerlegen lassen, der Teil „Süd-Osten“ beispielsweise in Lyonnais, Savoyen, Dauphiné, Cevennen und Rhonegebiet, Provence, Korsika.

Bequemer kann man es doch nicht verlangen. Nach diesem ersten Teile werden unsere Kollegen, die jetzt so zahlreich das Französische in lebendigem Verkehr an Ort und Stelle studieren und die Unruhe und namentlich das teure Pflaster der Landeshauptstadt meiden wollen, besonders gern wegen des Abschnittes Grenoble zugreifen, da diese Universitätsstadt seit der Errichtung der akademischen Ferienkurse von unseren studierenden Landsleuten beiderlei Geschlechts mit grofser Vorliebe aufgesucht wird. Da dieser Ort zugleich als touristische Zentrale hervorragend qualifiziert ist, so sind die Ausführungen des Buches entsprechend getroffen. Vgl. S. 102/236. So nahe der Provence und den historischen Orten des unteren Rhonegebietes, werden die Reisenden, Sprachgelehrte wie Touristen, sich gern noch der Führung des Buches weiter anvertrauen und die genannten Landschaften mitnehmen. Für Freunde des Alpengebietes und seine Bereisung bietet die savoyische Sektion eine willkommene Ergänzung des Schweizer Baedeker. — Das räumliche Pensum des Bandes „Süd-West“ ist erheblich gröfser als das der übrigen Teile, doch hat die erfahrene und geschickte Leitung durch planvolle Gestaltung der angelegten Routen es verstanden, das einschlägige Material zum Gebrauch kurz und doch nicht zu knapp zurecht zu legen. Gegen die vorige Auflage ist die sieheute in beiden Bänden um eine gröfsere Anzahl von Spezialkarten vermehrt worden, die im Format handlich angelegt, zuverlässig gearbeitet und würdig der vornehmen Ausstattung des Ganzen ausgeführt sind. — Einen französisch geschriebenen Reiseführer zu benutzen hat für den sprachlich nur einigermafsen geübten Reisenden mancherlei für sich. Man bereitet sich damit für die Ausgänge besser vor, findet für den fremdsprachlichen Verkehr leichter die wesentlichen Ausdrücke, nimmt das zu Hörende leichter entgegen und wird mit den fachmäfsigen Wendungen z. B. in Museen leichter verstanden.

Die Ausstattung ist die gewohnte vornehme und der Preis für das Gebotene nur sehr mäfsig.

---

134) **H. Jellinghaus, Ossians Lebensanschauung.** (= Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 39). Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. 61 S. 8. ℳ 1.20.

Der Verf. der kleinen Schrift steht im Gegensatz zu der gesamten neueren deutschen und englischen Literaturgeschichte auf dem Standpunkt,

dafs Macpherson in seinem Ossian in allen Hauptsachen wirklich altes, echtes keltisches Gut vorgelegt habe, und weist die Ansicht derer zurück, die in dem Werke nur eine mehr oder minder selbständige Arbeit Macphersons sehen wollen. Danach ist die ganze Schrift zu beurteilen. Die Einleitung bietet einige Bemerkungen zur Geschichte des Ossian, bei der man aber die Angabe der zahlreichen Übersetzungen in fremde Sprachen sehr vermifst. Die Geschichte von Macphersons Werk und der Versuch, den Beweis der Echtheit zu führen, ist nicht im geringsten überzeugend. Der wichtigste und mafsgebende Gewährsmann für J. ist Ehrard, der 1868 eine Übersetzung des Fingal herausgegeben hat. Unter Mitteilung zahlreicher Belegstellen und Proben werden sodann die für die Kenntnis der Lebensanschauung eines Dichters wichtigen Dinge, immer unter uneingeschränkter Zugrundelegung von Macphersons Text (in deutscher Übertragung) besprochen, so der Unsterblichkeitsglaube, die Barden, die Ethik, die Helden, die Ansichten über die Tugend des Weibes und die Ehe, das Verhältnis der Ossianischen Menschen zur äufseren Welt, die Naturbetrachtung, die Gestirne, die Tiere, Länderkunde, die Lebensfreuden, die Liebe, die Melancholie und die Persönlichkeit Ossians. — Das Zitat aus der Edda (S. 13) ist falsch. — Den Saxo Grammaticus konnte Macpherson in Stephanius' Ausgabe sehr wohl kennen (S. 13). — Die Anreden an den Mond (S. 17/18) sind ganz sicher nicht als Gebete aufzufassen. — Hübsche Proben, wie Macpherson das Original Ossian umgestaltet hat, waren leicht in Wülkers Engl. Literaturgesch., S. 5 zu finden; schon aus diesen läfst sich sofort erkennen, dafs Naturbegeisterung und Sentimentalität erst durch Macpherson in die alten Lieder hineingebracht worden sind. -tz-.

---

135) **F. J. Snell, The age of Chaucer** (1346—1400). With an introduction by **J. W. Hales.** (Handbooks of English literature ed. by prof. Hales.) London, G. Bell & sons, 1901. XLVIII u. 292 S. Crown 8 vo. sh. 3.6.

Inhalt: Introduction. — cap. I. Ballad and chronicle (Tale of Gamelyn — Lawrence Minot — John Barbour). cap. II: Alliterative poetry (Pearl — Cleannes — Patience — Gawayne and the Green Knight — Huchorn — William Langland). cap. III. Prose (Maundeville — John of Trevisa — Chaucer — John Wyclif — Richard Aungerville of Bury).

cap. IV. Miracle plays. cap. V. Gower. cap. VI. Chaucer's early life and writings. cap. VII. Chaucer's Italian period. cap. VIII. The Canterbury Tales. Chronological table. Index.

In diesem „Handbuch“ ist der Versuch gemacht worden, Chaucer und seine literarischen Zeitgenossen in ihrer Kunst darzustellen; es greift also etwas über den Rahmen von Ward's Chaucer-Biographie hinaus, obgleich es — abgesehen von der frisch und anziehend geschriebenen Einleitung — in der Art der Darstellung an diese nicht heranreicht und mehr an die dürre Methode Morley's erinnert. Alles Tatsächliche in dem Buch ist im wesentlichen richtig, und mit Befriedigung ersieht man bald, dafs auch die neuesten Forschungen Berücksichtigung gefunden haben. Aber es scheint mir doch dem rein Praktischen auf Kosten des Wissenschaftlichen allzuviel nachgegeben zu sein, wie schon äufserlich die Modernisierung der Orthographie in den mitgeteilten Sprachproben zeigt, und leider wird man dafür nicht durch einen blendenden Stil, der auch gebildete, nicht rein wissenschaftliche Kreise für die Materie zu fesseln vermöchte, oder durch originelle Gedanken oder Auffassungen entschädigt. Dazu kommt noch ein anderes Moment: die Produktion von Handbüchern oder Kompendien beginnt auch in der Anglistik schon einen beängstigenden Umfang anzunehmen. Man sollte die darin liegende Gefahr der Verflachung nicht unterschätzen; solche Kompendien vermitteln dem Studierenden wohl tatsächliche Kenntnisse, veranlassen ihn aber nicht in den Kern und Geist der Sache einzudringen, sie befördern den Drill auf Kosten der Anregung zu selbständigem Denken und Arbeiten. Von diesem Standpunkte aus rate ich dem jungen Anglisten, lieber im ten Brink zu lesen und weitere Belehrung und Anregung in einer Vorlesung zu holen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

136) **Jul. Bierbaum, A Systematic Grammar of the English Language.** Leipzig, Arthur Rofsberg, 1902. 167 S. 8. ℳ 2.—.

In welchem Umfange auch die Grammatik Stoff zu Konversationsübungen liefern kann und soll, ist eine Frage, über die man verschiedener Meinung sein kann. Wenn der Schüler Verständnis entgegenbringt, das auf sicherer Kenntnis der elementaren Grammatik beruht, so wird er, falls ihm die bekannten Regeln in anderem Gewande oder neue erweiterte vorgelegt werden, und er sich gezwungen sieht, sie knapp und klar auch

in der fremden Sprache wiederzugeben, nicht nur seine grammatischen Kenntnisse vertiefen und erweitern, sondern auch für den sprachlichen Ausdruck Nutzen ziehen. Diesen Zweck verfolgte schon die 1900 in zwölfter Auflage erschienene English Repetitional Grammar des leider zu früh verstorbenen Chr. Rauch. Auch Bierbaums Systematic Grammar, die, wie der Verf. in der kurzen Vorrede sagt, den „keystone" zu seinem bekannten und weit verbreiteten „Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode" bildet, verdankt wohl solchen Überlegungen seine Entstehung und wird vielen Fachgenossen willkommen sein, da sie sich als ein gutes und brauchbares Buch erweisen wird.

Der erste Abschnitt, Sounds and Orthographic Signs, folgt im allgemeinen der im ersten Teile des Lehr- und Lesebuches gegebenen Vorschule: Vowels, Consonants, Middle-Sounds, Accentuation, Change of Sound and Accent, Division of Syllables, Orthographic Signs, Punctuation, Apostrophe and Hyphen. Der zweite Abschnitt, Accidence or Etymology, behandelt die Flexion der verschiedenen Wortarten in der Reihenfolge: Article, Noun, Adjective, Pronouns, Numbers, Verb, Adverb, Preposition, Conjunction und Interjection. Der dritte Abschnitt enthält die Syntax, beginnend mit dem Verb, dem die übrigen Wortarten folgen. Den Schlufs bildet Punctuation. Das Ganze ist übersichtlich gruppiert, ein Alphabetic Index erleichtert die Auffindung einzelner Regeln in dem vortrefflich gedruckten und gut ausgestatteten Buche.

Im dritten Abschnitte, Syntax, gehen die Beispiele den Regeln voraus. Am Schlufs jedes Kapitels finden sich wiederum englische Beispiele zur Veranschaulichung jeder einzelnen Regel. So sehr dieser Gedanke im allgemeinen zu billigen ist, so wenig kann ich mich mit sehr vielen der ausgewählten Einzelsätze einverstanden erklären; sie werden bei einer neuen Auflage sorfältiger Prüfung und Ergänzung bedürfen. Wie mifslich es ist, Beispiele nur der Regeln wegen zu bilden, zeigt sich hier ganz deutlich, und die Gegner von Einzelsätzen haben hier triftigen Grund zu Ausstellungen, da diese aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze zum Teil ganz unverständlich sind. Ich führe nur einige Beispiele an: p. 74 Not overmuch, except when the weather be propositions. p. 81 Lady Jane Gray was condemned to suffer the same fate. p. 105 However magnificent a ramble I had made. p. 101 Horses are very vigorous and swift in England. p. 102 Wine is very strong in England. p. 150

That he beside the rivulet in playing there had found. Es ist nicht anzunehmen, dafs jeder Schüler das Gedicht The Battle of Blenheim gelernt hat und das Fehlende ergänzen kann, wohl aber hat er gelernt, dafs ein Nebensatz ohne den regierenden Hauptsatz unverständlich bleibt.

Die Regeln sind fast durchweg knapp gefafst und deutlich ausgedrückt; einzelnes ist mir bei der Durchsicht aufgefallen, das vielleicht der Änderung bedarf. p. 14 male-pupil und female-pupil ist ungebräuchlich, man gebraucht boy und girl, während p. 16 regimentals nicht als veraltet zu bezeichnen ist. Auf derselben Seite findet sich purples für Scharlach, was wohl durch Friesel (German measles) wiederzugeben ist, Scharlach dagegen durch scarlet fever. Bei high spirits, p. 16, lag es nahe auch low spirits zu erwähnen. Die zweisilbigen, ausnahmsweise nach deutscher Art gesteigerten Adjektive sind weit zahlreicher als p. 19 angegeben ist, es fehlt daher: etc. Bei der Regel p. 33, die schwachen Verben bilden das Imperfekt durch Anhängung von ed (d, t) call-called, shed-shed, bend-bent mufste hinzugefügt werden, dafs in den letzten beiden Fällen d wegfällt, oder Zusammenziehung stattfindet. p. 79 Please let me know; p. 89 plase ring the bell: in der Umgangssprache gebraucht man den Infinitiv ohne to. Die Regel über den Gebrauch von shall und should bei der Frage (p. 92) findet sich zwar in allen Grammatiken, entspricht aber nicht ganz dem Sprachgebrauch, der will und would bevorzugt; man sagt: would you be able to answer their question? und nicht should you. Der p. 93 angeführte Satz I should rather like a slice of bacon ist nicht „colloquial“ sondern: I would rather have a slice of bacon. Esquire (p. 97) entspricht wohl mehr dem deutschen Hochwohlgeboren. p. 111 whose forms the subject, ist wohl nicht richtig ausgedrückt; auch p. 136 würde es besser heifsen: The German „man“ may be expressed by different words. Das Beispiel (p. 145) They carried it fairly through ist nicht mit „sie führten es anständig durch“ zu übersetzen; das würde heifsen müssen: they carried it through fairly.

Von Druckfehlern, die sich gegen das Ende des Buches zu häufen scheinen, habe ich folgende notiert: p. 14 she-goat; p. 32 phenomena; p. 35 differ; p. 65 it is; p. 84 I think we may go; p. 86 there is no; p. 86 announces that people . .; p. 98 has sent; p. 100 the Elector; p. 101 commonest; p. 104 (Satz 4) fehlt das Fragezeichen; p. 105 What a deafening noise!; p. 107 Married ladies; p. 109 advice; p. 112 Were things to be done twice, all men would be wise; p. 123 woollen; p. 124 a fortnight ago; p. 135 the

reflexive pronoun often serves; p. 135 they are quarelling; p. 139 Frenchman; p. 145 (2. Zeile) the soldiers; p. 147 far and wide; p. 157 is to be translated; p. 159 Elizabeth; p. 160 medallion; p. 160 Elizabeth; p. 165 ones after adjectives 121 (fehlt Seitenzahl); p. 166 very, use 143 (fehlt Seitenzahl); p. 15 series (dissyl.).

Elberfeld. **K. Grosch.**

---

137) **P. Maurus, Die Wielandsage in der Literatur** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. Heft XXV). Erlangen und Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf., 1902. XXV u. 226 S. 8. ℳ 5.—.

Nach einer kurzen Inhaltsangabe der Wielandsage gibt der Verf. eine sehr vollständige und wertvolle Aufzählung aller bekannten direkten und indirekten Quellen der Sage im Mittelalter. Er verzeichnet die angelsächsischen Zeugnisse (Dêors Klage, Beowolf, Waldere-Fragmente), behandelt die beiden skandinavischen Fassungen in der Vǫlundarkviđa und der Thidrekssage, die Anspielungen in den nordischen Heldenliedern, in der wallisischen und mittelenglischen Literatur. Daran schliefsen sich die kurzen Erwähnungen in den altfranzösischen Chansons de geste, in mittelhochdeutschen und niederländischen Dichtungen. In der Beurteilung der Überlieferung folgt der Verf. fast ausnahmslos den Ansichten von Symons und Jiriczek, ohne in eine erneute Untersuchung einzutreten. Dem Abschnitt fehlt eine zusammenfassende Übersicht, die bei der grofsen Menge der Anspielungen und Notizen sehr wünschenswert gewesen wäre. Selbständiger und auf eigenem Material fufsend ist der zweite Abschnitt über die sogen. „blutigen Mohrengeschichten“, zu denen auch die Aaron-Episode in Shakespeares „Titus Andronikus“ gehört. Aber trotz des ähnlichen Motivs der Rache für erlittene Unbill kann von einer Verwandtschaft dieser Geschichten mit dem Wielandstoff nicht gesprochen werden. Der gröfste Teil der Arbeit ist sodann den neuzeitlichen Bearbeitungen der Sage gewidmet. Indessen beschränkt sich der Verf. meistens auf eine blofse Feststellung der Quellen und der Abweichungen von denselben. Er gelangt nie zu einer umfassenden Charakterisierung und Beurteilung eines Werkes. Soviel Fleifs auch auf die Beziehungen zwischen den Dichtungen und der Sage verwandt ist, die Arbeit macht doch durch die breiten Inhaltsangaben einen einförmigen Eindruck. In Deutschland bildet Simrocks

Heldengedicht „Wieland der Schmied“ (1835) die grundlegende Dichtung, von der alle übrigen ausgegangen sind. Es verschmilzt in eigenartiger Weise die Fassnng der Vølundarkvida und der Thidrekssage, d. h. es verbindet den Raub der Schwanenjungfrau durch Wieland mit der Geschichte seiner Gefangennahme und Rache und seiner Eigenschaft als Schmied. Auf Simrock beruht auch Richard Wagners unkomponiert gebliebenes Drama (1849). Hier hätte sich aufser der Quellenuntersuchung auch der Unterschied epischer und dramatischer Darstellungsart zeigen lassen; auch wäre zu untersuchen gewesen, wie und mit welchem Erfolge Wagner die von ihm selbst angegebene neue Idee durchgeführt hat. Hiernach werden Bearbeitungen verschiedener Art von G. Heerbrandt, Oskar Schlemm, K. H. Keck, Phil. Allfeld, Aug. Demmin, G. Körner, Jos. Börsch u. a. behandelt. Interessant sind die beiden dänischen, nach der Vølundarkvida gedichteten Werke von Oehlenschläger (1804) und Holger Drachmann (1894).

Aus der dentschen Dichtung wäre folgendes nachzutragen: ein „Weland“ überschriebenes Gedicht von Tieck (Gedichte [1821] I, 284), von Immermann ein Gedicht mit ähnlichem Titel („Schmidt Weland“ in den Gedichten, S. 462) nnd M. Hellmuth, Wieland der Schmied und andere Gedichte, Berlin 1889.

Bremen. **H. Tardel.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 11. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Erucius (– – ⏑ ∾) oder Erucius (⏑ ⏑ ⏑ ∾)?

Von **J. May** (Durlach).

Die rhythmische Analyse der Rosciana, die demnächst bei G. Fock in Leipzig erscheinen wird, erweckte unter anderem auch Zweifel in mir, ob die seitherige Ableitung des Namens des Anklägers Erucius richtig sei. Fleckeisen (in seinen Jahrbb. 1868, S. 208 Anm.) behauptet, dafs der Name Erucius mit der Pflanze erūca (Rauke) nicht das mindeste zu schaffen habe, sondern die lateinische Form des griechischen Ἐρύκιος sei, gebildet von Ἔρυξ, Ἔρυκος, dafs er also mit dem Namen des sizilischen Berges zusammenhänge. In Unteritalien — es wird daraus geschlossen, dafs der Ankläger aus dieser Gegend stamme — finde sich der Name mehrfach in Inschriften, und Mommsens Index zu den IRNL weise ihn siebenmal auf, zweimal auch den weiblichen Namen Erucia. Ferner trete unter jenen sieben Malen zweimal die Form Herucina auf, gerade so wie die Venus Erucina auch als Herucina erscheine. Diese Meinung, der sich

auch Landgraf in seinem Kommentar zu § 35 anschliefst, kann ich nicht für richtig halten. Zu dem Zweifel veranlafsten mich in erster Linie rhythmische Gründe. In dieser Beziehung ist besonders § 101 der Rede wichtig, wobei zu bemerken, dafs in den Rhythmus statt *minitatum esse*, das Konjektur Hotmanns ist, besser *minatum esse* pafst. Die Handschriften bieten *mintatum, mentatum, meditatum.* Die symmetrische Gestaltung des Satzes nun ist angedeutet durch den Gleichlaut: *conscripsisse — intentasse et minatum esse — esse dicturum* und zwar lautet die ganze in Betracht kommende Stelle so:

quod ei planum facere *possum Erucium conscripsisse,* 18
quod aiunt *Sexto Roscio intentasse et minatum esse,* 18
se omnia illa *pro testimoniō ēsse dicturum.* 17

Aufser der Gleichheit der Silbenzahl — eine Silbe Unterschied ist ohne Bedeutung — liegt in den unterstrichenen Stellen auch metrische Responsion vor:

– – – ◡ – – – – ∾
– – – ◡ – – – – ◡ – – ∾
– – ◡ – ◡ – – ◡ – – ∾

Die metrisch gehaltenen Stellen sind auch inhaltlich am wichtigsten, während die nichtmetrischen mehr Formwörter sind.

Es beweist besonders die Gleichheit der zwei ersten Reihen, dafs die Responsion nicht gestattet, Erucium als Proceleusmaticus zu fassen.

Ebenso weisen § 61 die mit dem gleichen Wort (quoniam) anfangenden Nebensätze auf gleiche Gestaltung hin:

Quae quoniam te fefellerunt, Eruci, 12
qnoniamque vides versa esse omnia, 13.

– ◡ ◡ – – ◡ – – – – – ∾
◡ ◡ – ◡ ◡ – – – – ◡ ∾

Es können in der zweiten Reihe sehr wohl auch zwölf Silben gerechnet werden. In diesen Rhythmus würde da, wo die entsprechenden Längen der beiden Reihen beginnen, Eruci (◡ ◡ ∾) nicht hineinpassen.

§ 78 ist wahrscheinlich in rhythmischen Zusammenhang zu bringen:

(de quorum audacia) tum me dicturum pollicitus sum, 10
cum Eruci crimina diluissem. 11.

– – – – – – ◡ ◡ – ∾
– – – – ◡ ◡ – ◡ – ∾

Gerade in dem Anfang der beiden Reihen sind die Längen des Nachdrucks wegen sehr passend.

Es kommt aber auch vor, dafs nur die Schlüsse von Reihen rhyth-

misch übereinstimmen. Bekanntlich beschränken die Rhythmiker bis jetzt samt und sonders den Rhythmus auf die Klausel, was ich aber, wie in der oben angekündigten Schrift auseinandergesetzt werden wird, für falsch halte.

§ 39 paſst diese Theorie einmal:

De luxurie purgavit *Erucius*,
cum dixit hunc ne in *convivio*
quidem ullo fere *interfuisse*.

– – ⏑ ∞
– – ⏑ ∞
– – ⏑ – ∞

Diese rhythmische Übereinstimmung spricht für die Trennung des zweiten Satzes in zwei Reihen.

Es mögen diese Beispiele aus der Rede genügen. Es gibt aber noch zwei andere Beweise für die von uns vorgeschlagene Messung des Namens Erucius.

Zu § 38 nämlich hat die gute Handschrift G an der Stelle *quibus tandem, C. Eruci* die auffallende Lesart *Guruci*. Natürlich ist dies insofern ein Miſsverständnis, als das Pränomen C. mit dem eigentlichen Nomen vermengt ist. Es sollte heiſsen: *G. Uruci*. Vielleicht kann man daraus folgern, daſs zu Erucius auch die Nebenform Urucius existierte wie *uruca* zu *eruca*, und zwar ist *uruca* gerade die Lesart der besten Handschriften.

Wenn ferner in dem Inschriftenwerk von Lebas-Waddington Nr. 2070 c gelesen wird: [*ἐπὶ Ἐρ*]*ουκίου Σεουήρου*, so spricht dies auch nicht für die Ableitung von *Ἐρύκιος*.

Eigentlich weiſs Fleckeisen als Beweis für seine Ableitung nur den Umstand anzuführen, daſs für Erucius auch die Form Herucius auftrete, wie Venus Herucina für V. Erucina, deren Name allerdings von dem Berg Eryx abzuleiten ist. Die verschiedene Schreibung beweist aber gerade bei dem Buchstaben h gar nichts, denn es gibt im Lateinischen eine groſse Anzahl Wörter, die mit h beginnen, aber in der Schreibweise mit und ohne h beständig schwanken, was daher kommt, daſs die Romanen das h im Anfang der Wörter überhaupt nicht aussprechen. Deshalb scheint die Fleckeisensche Ableitung weniger richtig, als die im Vorstehenden vorgetragene, welche sich gründet 1) auf den Rhythmus der in Betracht kommenden Sätze der Rosciana, 2) auf die Lesart in G zu § 38, 3) auf die Schreibung des aus Lebas-Waddington angeführten griechischen Eigen-

namens. Wir nehmen also an, dafs der Name Erucius wirklich von der Pflanze *ĕrūcă* (ūrūcă) abznleiten ist, nud dafs er mit dem durch den Mythus geweihten sizilischen Berg gar nichts zu tun hat. Ob unsere Ableitung nicht auch dem Charakter des Anklägers besser entspricht, darüber wollen wir nicht urteilen.

---

138) **Paul Natorp, Platos Ideenlehre.** Eine Einführung in den Idealismus. Leipzig, Dürrsche Bnchhandlung, 1903. VIII u. 472 S. 8. ℳ 7.50.

Dafs wir in der Ideenlehre den Höhepunkt des Platonischen Denkens vor uns haben, ist allgemeine nnd feststehende Ansicht. „Es bleibt Platos Ideenlehre der erhabenste, der Weisheit der Vorzeit würdige Gedankenbau, den das Altertum hinterlassen hat“ urteilt Otto Willmann in seiner „Geschichte des Idealismus“, in der der Sache entsprechend natürlich Platos Idealismus schon vor Natorp eine eingehende und umfangreiche Besprechung gefunden hat, nnd auf die gleiche Stufe stellt sie A. Döring, der neueste Beurteiler der Geschichte der griechischen Philosophie. Auch Natorp nennt sie „Das Zentrum der Lehre Platons“. Nun ist es zwar nicht schwierig Platon in der Entwickelnng nnd Begründung seiner Ideenlehre zu folgen und die weitere Fortbildnng der sokratischen Begriffe von ihm zu hören; die Schwierigkeiten aher beginnen nnd scheinen schier unüberwindlich, sobald wir nach dem eigentlichen Wesen der Ideen forschen und uns die Frage vorhalten, was wir denn unter den Ideen zu denken haben. Leider läfst uns gerade hier der nns überlieferte Platon selbst im Stich, indem er teils selher die Erklärung für das Verhältnis der Idee zu der sinnlichen Welt unhestimmt läfst, wie noch in der Schrift, in der die Ideenlehre sonst so klar nnd leicht verständlich enthalten ist, im Phädon S. 100 D, teils Ausdrücke für den Begriff der Idee anwendet, wie *τὰ ὄντα* oder *τὰ ὄντως ὄντα, οὐσία, ἰδέα, εἶδος, μορφή, παραδείγματα,* die eine mannigfache Deutung zulassen. Wenn Natorp in manchen dieser Ausdrücke hlofse Metaphern sieht, so ist seine Annahme möglich, sie bleiht aber immerhin zweifelhaft. So ist es denn äufserst schwierig und für uns vielleicht unmöglich mit Bestimmtheit zn sagen, wie Platon selbst im letzten Sinne die Ideeu anfgefafst hat, und es stehen sich die Ansichten schroff gegenüber von denen, die in den Platonischen Ideen geistige Realitäten, d. h. von der Erscheinungswelt abgesonderte, für sich seiende Substanzen sehen wollen, nnd denen, die sie als subjektive Begriffe, als

Gedanken, sei es nun des menschlichen Verstandes oder als die der Gottheit, hinstellen.

Der Untersuchung dieser höchst schwierigen Frage ist Natorps Werk gewidmet, und man mufs gestehen, eingehender und gründlicher ist gerade diese Frage noch nicht behandelt. Dabei wird überall auf Platon zurückgegriffen; ja Natorp setzt voraus, dafs man beim Studium seines Werkes „zu jedem Kapitel die darin behandelten Schriften Platons liest und hauptsächlich in eigener Arbeit sie sich zum Verständnis zu bringen sucht“, um dann dem Leser „die tiefstliegenden, die eigentlich philosophischen Schwierigkeiten besiegen zu helfen, damit nicht gerade der innerste Gehalt dieser Werke unbewältigt, wohl gar unbeachtet bleibe“. Das Verfahren, dessen sich N. hierbei bedient, ist die historische Methode, indem er die Schriften Platons, wo die chronologischen Gesichtspunkte und Angaben uns im Stich lassen, nach sachlichen Gründen ordnet und so die Ideenlehre genetisch entwickelt.

Schon hier beginnen die Schwierigkeiten und Probleme. Die Frage nach der Echtheit dieses oder jenes Dialoges und die Feststellung der zeitlichen Reihenfolge ist gerade für unser Thema, die Auffassung der Ideenlehre, grundlegend, und das Resultat steht und fällt mit der Erledigung dieser Frage nach dieser oder jener Richtung hin. Ich erinnere nur an die verschiedenen Ansätze z. B. beim Theätet und an das Phädrus-Euthydemus-Problem, sowie an den Sophistes: wer ihn früh ansetzt und dies seinerseits mit guten Gründen beweist, kann sich auf die Aristotelische Auffassung der Ideen Platons berufen; so Zeller. Wer ihn später abgefafst sein läfst, also nach Phädrus, Phädon, Gastmahl, Staat, darf die Kritik des Aristoteles zurückweisen und den Sophistes selbst als einen Protest gegen den Tadel des Aristoteles ansehen. Natorp ist der zweiten Ansicht und gewinnt so an Sophistes eine wichtige Stütze für seine idealistische Erklärung.

Ein Vorteil dieser historischen Betrachtung ist es, dafs auch die kleineren Dialoge Platons, die man bisher mehr für sich zu betrachten pflegte, auf diese Weise mit in den Zusammenhang des Ganzen gezogen werden, und unter dem Gesichtspunkte der Ideenlehre betrachtet, vielfach eine ganz andere Beleuchtung gewinnen. So wird auch der das Buch oft und mit Gewinn zu Rate ziehen können, der sich auf diese kleineren, in den Schulen zu lesenden Dialoge, Apologie, Kriton, Protagoras, Phädon u. a. beschränken will; ja es kann jedem, der die Apo-

logie mit den Schülern zu lesen hat, nicht genug empfohlen werden nachzulesen, was Natorp, S. 5 ff., über die Sokratische Wissenschaft des Nichtswissens ausgesprochen hat. Umfangreicher und eingehender wird natürlich die Besprechung, wo die Behandlung derjenigen Dialoge einsetzt, in denen die Ideenlehre einen wesentlichen Bestandteil oder gar den eigentlichen Gegenstand der Darstellung bildet, und gipfelt in der Besprechung des Parmenides (S. 250—271) und Sophistes (S. 271—296). Da sich nun Natorp in seinen Ergebnissen in den entschiedensten Gegensatze zu dem stellt, der die Ideenlehre nicht blofs aus den überlieferten Schriften kennen gelernt, sondern sie aus dem Munde Platons selbst gehört hat, zu Aristoteles, so sind die beiden letzten Kapitel (11 und 12) der Vergleichung der beiden grofsen Denker und der Betrachtung der Kritik der Ideenlehre Platons durch Aristoteles gewidmet, in denen N. zu dem Resultate kommt, dafs Aristoteles die Ideenlehre Platons in ihrem Kernpunkte nicht verstanden habe und nicht habe verstehen können und deshalb falsch über sie gedacht und geurteilt habe. „Erst die Wiedergeburt des Kantischen Idealismus hat zugleich für den Idealismus Platons volles Verständnis gezeitigt“ (S. VI). In dieser Abweisung des Aristoteles steht Natorp nicht vereinzelt da. Schon G. Schneider (Gera) weist in seiner Metaphysik Platons (Leipzig, Teubner) nach, dafs Aristoteles der Idee Platons nicht das rechte Verständnis entgegenbringen konnte; ebenso verwirft ihn Constantin Ritter und möchte gern der Herrschaft des „Fürsten der Scholastik“ ein Ende gemacht sehen. Vielleicht wird diese Auffassung immer mehr an Boden gewinnen, wenigstens wäre zu wünschen, dafs eine Klarheit gerade in diesem wichtigen Punkte bald eintreten möge. Somit ist das Ergebnis der Forschung Natorps, dafs wir uns unter den Platonischen Ideen nicht selbständige geistige Substanzen vorzustellen haben, sondern Satzungen des Verstandes. „Die Ideen sind Gesetze, nicht Dinge.“

Es gehört nicht zur Aufgabe eines kurzen Referates, eine nähere Begründung oder Zurückweisung der vorgebrachten Ansicht auch nur zu versuchen, zumal wenn es sich, wie in diesem Falle bei Natorp, um so weitgehende, auf den angenommenen Grundlagen mit grofsem Scharfsinne und seltener Gründlichkeit geführte Untersuchungen handelt. Das wird Sache eingehender Prüfung bleiben müssen, und die platonische Forschung wird an diesem Werke Natorps, mit dem sie eine neue Grundlage erhalten hat, nicht vorübergehen können.

Erwähnt sei noch die treffliche Einrichtung des Registers am Schlusse, von dem der Verf. mit Recht sagt, „dafs manche Artikel darin Abhandlungen ersetzen“.

Helmstedt. **K. Linde.**

139) **Karl Hachtmann, Die Verwertung der vierten Rede Ciceros gegen C. Verres (de signis) für Unterweisungen in der antiken Kunst.** Zweite, sorgfältig durchgesehene Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1904. XII u. 64 S. 8. ℳ 1.20.

Wenn die vierte Rede gegen Verres im Unterricht gelesen wird, so ist zum sachlichen Verständnis ein Eingehen auf Künstler und Kunstwerke unvermeidlich. Aber wie dies zu geschehen habe, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Dafs ein Gewinn für das Verständnis der antiken Kunst, auf den doch wohl die Wahl gerade dieser Rede abzielt, durch kurze Erklärung der Namen und Werke bei jedesmaligem Vorkommen nicht erreicht wird, ist wohl ohne weiteres einleuchtend. Es wird nicht zu umgehen sein, die namhaftesten Künstler und ihre Werke einigermafsen zusammenhängend, sei es auch nur kurz, zu behandeln. Doch meine ich nicht, wie der Verf., dafs das erst nach Beendigung der Lektüre geschehen sollte: dort mag man noch einmal eine kurze Rückschau halten, aber zu einem vorläufigen Überblick wird der Lehrer eigentlich schon im zweiten Kapitel förmlich genötigt. Hier scheint mir der richtige Ort, zunächst über den ausgebildeten und ausgebreiteten Kunstsinn der Griechen, über den Reichtum an Kunstwerken, besonders auch über den innigen Zusammenhang von Kunst und Kultus, das Nötige zu sagen, wodurch im weiteren Verlauf der Lektüre viel Einzelerklärung erspart werden kann. Doch wie man auch darüber denken mag, hier handelt es sich nur darum, ob und wie weit das vorliegende Büchlein der Aufgabe genügt, zu derartiger Belehrung der Schüler Anleitung zu geben. Die Tatsache, dafs verhältnismäfsig bald eine zweite Auflage nötig geworden ist, spricht dafür, dafs diese Art der Behandlung vielfachen Anklang gefunden und demnach einem Bedürfnis entsprochen hat. Und es ist auch anzuerkennen, dafs der Verf. nicht in den Fehler verfallen ist, einen förmlichen Abrifs der Kunstgeschichte zu geben, ebenso dafs er geschickt die hauptsächlichsten Göttertypen zusammengestellt hat. Doch ist er vielleicht hierin schon etwas zu weit gegangen, wäh-

rend auf der anderen Seite das völlige Schweigen über die griechische Malerei gegenüber Stellen von § 122 und 135 doch kaum zu billigen ist; die Erwähnung einzelner kampanischer Wandgemälde ersetzt diesen Mangel nicht. Aber im ganzen ist das Büchlein für solche, die die Verrine ohne eigene eingehende Beschäftigung mit der antiken Kunst zu behandeln haben, ein recht brauchbares und zuverlässiges Hilfsmittel. Wesentliche Unrichtigkeiten sind dem Ref. nicht aufgefallen: der Name des Restaurators des Apollo vom Belvedere, Morsoli st. Montorsoli, der übrigens hier ebensogut fehlen dürfte, beruht wohl auf einem Druckfehler; dagegen sollte die farnesische Herabüste des Museo Nazionale in Neapel (S. 6) nicht mehr als Typus der polykletischen Hera aufgeführt werden, und eigentümlich mutet die Bemerkung S. 7 an, daſs das linke Bein der farnesischen Herastatue etwas „gekrümmt" sei; abgesehen davon, daſs es vielmehr das rechte Bein ist, sollte vielmehr gesagt sein, daſs es im Knie gebogen und etwas zur Seite gesetzt ist, krummbeinige Götter machen doch eine schlechte Figur. Ein Wort der Erwähnung hätte im Hinblick auf § 97 vielleicht auch noch die Mater magna verdient. Aber damit soll das verdienstliche Unternehmen des Verf.s in keiner Weise herabgesetzt sein: das Büchlein wird wie bisher vielen Fachgenossen eine willkommene Handhabe bei Behandlung der Rede im Unterricht sein. Über die schrecklichen Abkürzungen der zitierten Bilderwerke will ich kein Wort verlieren, weil dazu die teilweise höchst umständlichen Titel beinahe nötigen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

140) **Carolus Ludov. Wilibaldus Grimm, Lexicon Graeco-Latinum** in libros Novi Testamenti. Editio quarta recognita. Lipsiae, in libraria E. Zehl, MDCCCCIII. XII u. 474 S. zu je 2 Spalten. 8. ℳ 12.—; geb. ℳ 13.—.

Mit der Um- und Neubearbeitung von Wilkes Clavis Novi Testamenti hatte Grimm unstreitig einen guten Wurf getan und, wenn er das ob seiner Ungenauigkeit und sonstiger Schattenseiten viel getadelte Buch, nachdem er es durch mühevolle und sorgfältige Tätigkeit gewissermaſsen zu einem ganz anderen, einem lichtvollen, gemacht hatte, bei dessen Herausgabe in der neuen Gestalt als Lexikon mit dem eigenen Namen versah, so war er dazu vollauf berechtigt und niemand hat ihn der Verletzung der Pietät geziehen. Im Gegenteil, seine dabei bewiesene Selbständigkeit und sein praktischer Blick haben in gleicher Weiſe wohl

allgemeine Anerkennung verdient und sie auch gefunden durch den Absatz der beiden ersten Auflagen von je 2500 Exemplaren in je einem Jahrzehnte. Gleichwohl wäre es nicht ganz richtig, wollte man daraus die Schlufsfolgerung ziehen, das Buch stände auch heute noch auf der Höhe der Anforderungen, die man an dasselbe zu stellen berechtigt ist. Es kann zugegeben werden, dafs eine befriedigende Erklärung für die verhältnismäfsig nur geringe Anzahl von Änderungen und Zusätzen, wie sie die zweite und dritte Auflage aufweisen, bis zu einem gewissen Grade aus der Güte der grundlegenden Arbeit sich herleiten läfst; daraus aber durfte der Herausg. nicht, wie er es bedauerlicherweise zu tun scheint, sich zu dem Glauben berechtigt halten, als ob er nun für immer auf den errungenen Lorbeeren ausruhen könne. Seiner Abneigung gegen eine Anschwellung des Umfanges des Buches hat er ja schon in dem Vorworte zur dritten Auflage durch seine ablehnende Haltung gegenüber den Verbesserungen, Zusätzen und Erweiterungen, die das Werk durch Thayer gelegentlich dessen Übersetzung ins Englische erfahren hatte, unzweideutigen Ausdruck geliehen. Und doch hätte er auf Grund einer Vergleichung mit der Bearbeitung des amerikanischen Theologen ohne weitere Anstrengung in sprachlicher, statistischer und stilistischer sowie auch in religionsgeschichtlicher Beziehung gar manches lernen und ablauschen und viele Artikel für die Benutzung lehrreicher gestalten und dadurch für seine Person selbst respektvollen Dank ernten können. Immerhin liefsen sich in der genannten Auflage neben einigen Verbesserungen und Ergänzungen noch fünf ganz neu aufgenommene Artikel feststellen. Dieses Mal aber hat Grimm, wie schon das Titelblatt verrät und auch äufserlich nicht blofs die genau übereinstimmende Seitenzahl, sondern auch die Nichtberücksichtigung der ganzen seit 1888 erschienenen Literatur erkennen läfst, von vornherein grundsätzlich jede Neuerung und Erweiterung ausgeschlossen und die Durchsicht auf die Verbesserung von wenigen Einzelheiten beschränkt, wohl nur solchen, auf die er selbst gestofsen ist. Auch nicht eine einzige der von Deifsmann in den Göttinger gelehrten Anzeigen (160. Jahrg., S. 920 ff.) mit vollem Recht gerügten formell schiefen Ausdrucksweisen ist verbessert worden. Ebenso ist das inkonsequente Verfahren bei Zitaten beibehalten; z. B. Xen. Hell. neben hist. gr. Desgleichen wird die Winersche Grammatik noch immer nach der Ausgabe von 1867 zitiert. Und doch hätte der Umstand, dafs es dieses Mal bereits 15 Jahre dauerte, bis wieder eine neue Auflage sich als nötig erwies, an

und für sich nach dieser Richtung zu denken geben sollen. Ist es schon mifslich, wenn 25—35 Jahre ältere Auflagen eines wissenschaftlichen Hilfsmittels der neuesten an Brauchbarkeit so gut wie in gar nichts, an innerem Werte nur ganz unwesentlich nachstehen, so mufs sich in einem so wie hier liegenden Falle der Herausg. doch sagen, dafs, falls er dem sich eigentlich von selbst aufdrängenden Bedürfnisse einer durchgreifenden Verbesserung und Erweiterung auch fernerhin nicht entgegenkommt, eine blofse Rückübersetzung von Thayers vorzüglicher Bearbeitnng leicht von einer Tragweite werden könnte, die dem Verschleifs seines Buches ein jähes Verhängnis zu bereiten wohl imstande wäre. Dies im einzelnen nachzuweisen besteht hier um so weniger Anlafs, als sich für jedermann, der sich dafür interessiert, aus der Lektüre des oben angeführten Deifsmannschen Aufsatzes von selbst ergibt, wo der Hebel anzusetzen ist, wenn das Buch nicht noch weiter ins Hintertreffen geraten soll. Thayer und Deifsmann weisen die Richtnng, welche einzuschlagen ist; vom guten Willen Grimms wird es abhängen, deren Spnren zu folgen; trägt er dabei noch der neueren Literatnr in dem ihr gebührenden Mafse Rechnung, so wird sich das Buch auch in Zukunft mit in erster Linie konkurrenzfähig erweisen. Auch hier ist eben das Bessere der Feind des Gnten, auch hier bedeutet Stillstand Rückschritt.

Noch möge es gestattet sein, das Verhältnis der vierten zur dritten Auflage durch einige im wesentlichen auf die ersten 40 Seiten beschränkte Angaben zu illnstrieren. An sachlichen Verbesserungen notiere ich die Richtigstellnng des Namens des jetzigen Herausgebers der von Herzog begründeten Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche sowie die Weglassung des Klammerznsatzes zu Schürers Geschichte des jüdischen Volkes (S. xii), den Singnlar loco e LXX petito (S. 14 *ἀκούω*), Ismaëlem (S. 32 *Ἄννας*), alicuius (S. 33 *ἀντί* extr.); an berichtigten Stellen *ἁγιασμός* 1 Th. 4, 7; *ἀλοάω* 1 Ko. 9, 9. 10; *ἄλογος* Akt. 25, 27; *ἀμήν* 1 Reg. 1, 36; *ἀναγκαῖος* 1 Ko. 12, 22; wohl anch *ἀγνοέω ἔν τινι* Fabricii Psendepigr. 1 p. 717. Dagegen steht S. 15, Sp. 1, Z. 22 v. n. immer noch fälschlich Mc. 2, 9 statt Mt. 2, 9; S. 22, Sp. 2, Z. 25 v. u. Mc. 21, 32 statt Lc. 21, 32. Die die Vollzähligkeit der angeführten Stellen bezeichnenden Sternchen am Schlusse der einzelnen Artikel sind, soweit sie noch gefehlt hatten, ergänzt, auf S. 1 allein deren fünf. Geht aus diesen Anführungen hervor, dafs der Beisatz „recognita" auf dem Titelblatte nicht unberechtigt ist, so mufs doch anderseits nachdrücklichst auf

den bedauerlichen Mangel an Sauberkeit in der Drucklegung hingewiesen werden, wie er in den zahlreichen von Auflage zu Auflage sich fortschleppenden Fehlern zutage tritt. Dies gilt nicht nur von den fehlenden oder falschen Spiritus, Akzenten, Buchstaben und Beistrichen, deren Anzahl sogar in der neuen Auflage noch bedeutend zugenommen hat, insofern, wenigstens was die beiden ersten anlangt, auf eine Verbesserung vier bis fünf neue Fehler treffen, auch nahezu alle gröberen Druckversehen sind, meist schon seit der zweiten Auflage, unverändert stehen geblieben, so z. B. S. 4, Sp. 2, Z. 26 v. u.; S. 6, Sp. 2, Z. 36; S. 14, Sp. 2, Z. 9 v. u.; S. 35, Sp 2, Z. 5 v. u.; S. 39, Sp. 1, Z. 22 u. a. Ferner verbessere man S. 7, Sp. 2, Z. 32 sorore; S. 18, Sp. 1, Z. 11 restrictionem; S. 20, Sp. 1, Z. 14 Hell.; S. 68, Z. 3 Aeschylo. In bezug auf Statistik finden sich neben einzelnen ganz unrichtigen viele unvollständige Angaben. So steht *ἀμάραντος* auch bei Luk.; vgl. W. Schmid, Der Attizismus I, 379, der allerdings übersehen hat, das Wort in seinem Registerband aufzunehmen; *ἀμάρτυρος* bei Phil. Ap. 204, 3 *ἀμάρτυρος Λιβύη* = Africa incognita; *ἀμέριμνος* in der nämlichen Bedeutung auch bei Plut., aber Soph. Ai. 1186 = unbeachtet; *καίνωσις* (S. 25 *ἀνακαίνωσις*) auch bei dem Neuplatoniker Philo. Nach der ganzen Anlage des Buches ist bei *ἀμφιβάλλω* auf Soph. Ant. 343 zu verweisen und zu *ἀλόη*, das auch bei Plut. und Dioscor. vorkommt, Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, S. 112, zu vergleichen.

München. **Ph. Weber.**

---

141) **H. Collitz** und **F. Bechtel, Sammlung der griechischen Dialektinschriften.** 3. Band. 2. Hälfte, 3. Heft. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1904. S. 227—423. 8. ℳ 6.40.

Das neueste Heft dieser höchst dankenswerten Sammlung enthält die kretischen Inschriften, herausgegeben von Friedrich Blafs, (Nr. 4940—5187). Es ist etwa ein Viertelhundert von Städten vertreten, deren die Insel nach den bekannten Versen der Odyssee I, 172 ff. neunzig zählte. Der Löwenanteil fällt auf Gortys (Nr. 4962—5038), dessen berühmtes im Jahre 1884 vollständig aufgedecktes Privatrecht unsere bis dahin recht lückenhafte Kenntnis des kretischen Dialektes oder besser gesagt der Mundarten der kretischen Städte in höchtst willkommener Weise ergänzt und vervollständigt hat. Es ist nur zu bedauern, dafs die älteren gortynischen Inschriften in so verstümmeltem und trümmerhaftem

Znstande auf uns gekommen sind, sonst würde uns die Geschichte des Dialektes von Gortys noch viel vollständiger vorliegen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Und doch bietet auch so schon, wie auch der Herausgeber dieser Inschriften hervorhebt, die inschriftliche Überlieferung von Gortys, die aus weit auseinanderliegenden Zeiträumen stammt, die Möglichkeit eines hübschen Überblickes über die Entwickelung dieser Mundart, deren älteste Denkmäler in dem von F. Halbherr ausgegrabenen Pythion vorliegen, aber doch wohl kaum so alt, sicher nicht älter sind als die von Thera. Unwillkürlich drängt sich jedem die Erinnerung an die in neuester Zeit in den uralten Palästen in Knosos und Phaistos gefundenen Schrifttafeln auf, deren Entzifferung hoffentlich dem Scharfsinn unserer Sprachforscher gelingen und uns vielleicht über die kulturhistorisch so merkwürdige Insel Aufschlüsse aus einer weit mehr als tausend Jahre hinter den ältesten gortynischen Urkunden liegenden Zeit gewähren wird. Die Abbildungen bei Drerup, Homer S. 100 u. 123, gemahnen mehrfach an Buchstabenformen der späteren griechischen Alphabete. Doch wenn wir unsere Blicke aus jener grauen Vorzeit mit ihren prächtigen Malereien wieder auf die kretischen Inschriften lenken, die in diesem Hefte der Collitz-Bechtelschen Dialektinschriftensammlung enthalten sind, so bürgt schon der Name des Herausgebers für eine den strengsten Anforderungen entsprechende philologische Akribie und Sorgfalt. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daſs durch zahlreiche Vorarbeiten, insbesondere dnrch die Herausgabe der kretischen Inschriften durch D. Comparetti, die Pfade vielfach geebnet waren, die der neue Herausgeber wieder beschreiten muſste. Jedoch wird man bei genauer Nachprüfung finden, daſs mancher Fortschritt in der Ergänzung nnd Erklärung nnserer Inschriften erzielt worden ist. Recht dankenswert ist auch die kurze Einleitung, welche gestützt auf die eigenen Beobachtnngen des Verf.s und auf die von Solmſsen in Kuhns Zeitschrift XXIX, 388 ff. u. XXXII, 514 ff. eine allgemeine Charakterisierung der mnndartlichen Verhältnisse der Insel Kreta entwirft. Ohne mich in eine nähere Erörterung dieser Ausführungen einzulassen, bemerke ich nur, daſs mir die S. 231 gegebene Erklärung der gortynischen Formen *Ϝέτεϑϑι πόλιϑι* (= *Ϝέτεσ(σ)ι πόλισι*) als „Analogiebildungen nach den Dentalstämmen“ erst recht ein Rätsel zu sein scheint. Wir werden doch wohl aus diesen Formen nnd den anderen von Blaſs a. a. O. aufgeführten „Schlüsse auf eine besondere kretische Aussprache des ϑ“ ziehen müssen, wie dies auch von Brug-

mann, Griech. Gramm.[3] 105, geschieht, indem er sagt: „Daſs im Kretischen *th* in irgendwelchen Verhindnngen zu *þ* geworden ist, wird wahrscheinlich durch die Darstellung der Fortsetzung von urgr. *ss* mittels *ϑϑ*, *ϑ* in *Ϝέτεϑϑι* = *ἔτεσσι* Mon. ant. I 47 B 22, *πόλιϑι* = *πόλισι* Amer. Journ. of Archaeolog. 2. ser. 1 p. 199, wonach doch wohl auch für *Ἀρκάϑϑι* (§ 81, 11, a) nnd *εὐγλώϑ(ϑ)ιοι* (§ 81, 4 nnd Anm. 6) spirantischer Wert von *ϑϑ* zu erschlieſsen ist.“

Innsbruck. **F. Stolz.**

---

142) **Amleto Servi, Il dominio Mamertino nella Sicilia** (Estratto dall' Archivio Storico Messinese, tom. IV). Messina, tipografia d'Amico, 1903. 78 S. 8.

Die Mamertinerherrschaft bezeichnet eine zwar nnr kurze, aher folgenschwere Episode in der Geschichte der welthistorisch so bedentsamen Insel. Sie ist meines Wissens noch nicht monographisch behandelt worden: insofern war eine gesonderte Darstellnng, wie sie Servi anf Anregung von Prof. Tropea, dem sizilischen Forscher, unternommen hat, eine dankenswerte Anfgahe. Eine für den Bearbeiter selbst dankhare freilich nicht: denn neue Urknnden zur Geschicbte der Mamertiner waren nicht heizuhringen und die hekannten von Historikern wie Mommsen nnd Holm schon so weit ausgeschöpft und verarheitet, dafs fast nichts ührig blieb, als die von ihnen gewonnenen Resultate zn übernehmen. Höchstens war da, wo Lückenhaftigkeit oder Widerspruch in der Überlieferung die Lösung eines Prohlems noch offen gelassen, ein Argument für oder gegen eine Ansicht der Vorgänger vorzuhringen: Servi hat dies redlich versncht, so hinsichtlich der doppelten Überlieferung über die Umstände der Okkupation von Messana; des Zeitpunktes derselben; der Lage des Schlachtfeldes am Longanos; der Annahme des Königstitels durch Hieron nsw. Wie es mit der wissenschaftlichen Durchdringung des gesamten Stoffes bestellt ist, darüber erlaubt sich Ref., dem die Materie nicht näher vertrant ist, kein Urteil: anf die Sorgfältigkeit des Verf. im Arheiten wirft kein besonders günstiges Licht die Darstellung der Geschichte des titulus Mamertinus (Mommsen Unterit. Dial. p. 193 Taf. XII 39. Zvetajeff Sylloge 160), wenn man sie mit der von Mommsen vergleicht, welchem S. folgt; desgleichen die Ungenauigkeiten und Inkonsequenzen in der Zitierweise, sowie die zahlreichen Druckfehler, besonders in den griechischen Texten.

München **O. Hey.**

---

143) **P. Cauer, Grammatica militans.** Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichts. Zweite, vielfach verbesserte und zum Teil umgearbeite Auflage. Berlin, Weidmann, 1903. VI u. 182 S. 8. ℳ 3. 60.

Paul Cauers Grammatica militans und seine „Kunst des Übersetzens" gehören zu denjenigen Büchern, die den Begriff der zu Unrecht so viel angefochtenen formalen Bildung in wahrhaft vorbildlicher Weise als unverrückbares Ziel des höheren Schulunterrichts, speziell des Gymnasiums, festhalten und zugleich ins richtige Licht stellen. In diesem Sinne gehören sie zu dem Wertvollsten, was sich in gurgite vasto der modernen pädagogischen Literatur findet. Kleingeister und Kleinmeister irgend einer methodischen Schablone kommen freilich bei Cauer nicht auf ihre Rechnung, es sei denn, dafs sie zur Erkenntnis kämen, dafs es höhere Aufgaben des Unterrichts gibt, an die keine Schablone mehr hinanreicht, und wo eigenständiges Denken aus voller Beherrschung des Lehrstoffes und klarer Erfassung des Erreichbaren heraus den rechten Weg von Fall zu Fall sich selber suchen mufs; wo eben der Lehrer nach dem alten Rezept von Friedr. Aug. Wolf selber Geist haben mufs, um Geist bei den Schülern zu wecken und zu erziehen. Das aber heifst doch wohl formale Bildung im höchsten Sinne. Erkenntnis ist wertvoller als Kenntnisse, „Witz" wertvoller als Wissen. Darum auch formale Bildung überhaupt, so wie sie Cauer versteht und empfiehlt, wertvoller als alle Schulgelehrsamkeit.

Es ist ein günstiges Symptom für das Streben der deutschen Mittelschullehrer nach höherer Ausbildung im Berufe, dafs „die Kunst des Übersetzens" in etwa 10 Jahren drei Auflagen erlebte, und dafs jetzt auch die Grammatica militans in zweiter Auflage gefordert wird. Die erste Auflage war vor der jüngsten preufsischen Schulreform geschrieben, also auf der Basis der Lehrpläne von 1892. Die zweite Auflage ist nun, wie sich erwarten liefs, in den dafür in Betracht kommenden Teilen der schulpolitischen Situation von 1901 entsprechend umgearbeitet. Zugleich ist aber die weitere Entwickelung der grammatischen Wissenschaft vom Verf. verfolgt und in ihren wichtigsten Erscheinungen mit beigezogen worden. In sehr weitem Umfang konnte dies nach der ganzen Einrichtung des Buches, das von der Schulerfahrung ausgeht und die theoretische Erörterung allenthalben an Einzelfälle anknüpft, nicht geschehen. Doch ist W. Wundts bedeutendes Werk über die Sprache (Völkerpsychologie I und II) und Delbrücks Gegenschrift, Fritz Mauthners Sprachkritik, um

nur das Wichtigste zu nennen, mit in Betracht gezogen. Die Anmerkungen sind aus diesem Grunde erheblich vermehrt. In der Identität von Sprechen und Denken wird übrigens Fritz Mauthner schwerlich „eine Wahrheit gefunden zu haben" glauben. Die gleiche „Wahrheit" war vor ihm ausführlich von Max Müller in seinem Buche „Science of Thought" zu erweisen versucht, und M. Müller ist zu seinen Ausführungen von L. Noiré angeregt, dem er sein Buch gewidmet hat. Noiré aber verdankt seine Auffassungen über diese Frage im vollen Umfang Laz. Geiger, der — seinerseits wieder angeregt von Wilh. v. Humboldt — jene Identität in vollster Schärfe und mit allen Konsequenzen schon 1868 in seinem Werke „Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft" behauptet hat und einwandfrei erwiesen zu haben glaubt. Dagegen sind die Stellen, die C. aus der Sprache Homers und Thukydides' beibringt, um jene Mauthnersche „Wahrheit" zu widerlegen und zu zeigen, dafs der Gedanke sich mühsam und allmählich erst den Ausdruck erringt, also nicht erst als Folge oder Begleiterscheinung des anderweitig entstandenen Wortes auftritt, zwar nicht sehr zahlreich, aber sehr instruktiv.

Somit steht C.s Grammatica militans nach jeder Richtung wieder auf der Höhe der Zeit, und jeder Lehrer, dem es ernst ist mit seinem Berufe, wird dieses Buch mit grofsem Gewinn lesen und durchprüfen, auch der erfahrene. Der Zukunftsentwickelung unseres Gymnasiums sieht C. mit einigem Optimismus entgegen. Es gehört einiger Mut dazu heutzutage. Der „heulende Wolf der irregeleiteten öffentlichen Meinung" schreckt uns dabei aber weniger als die Tatsache, dafs unser Volk durch die Gründung des Deutschen Reiches politisch und praktisch geworden ist, und dafs sein Gesichtskreis und seine Ideale andere geworden sind. Geschichts- und Sprachwissenschaft sind universell geworden, so dafs das Altertum in Kultur und Sprachen nur noch einen Teil des früheren Interesses auf sich ziehen kann, und die parallel gehende Weltpolitik brachte es mit sich, dafs in der Wertung des Volkes der Ingenieur, Chemiker und Seemann den Dichter und Denker abgelöst hat. Hier wurzelt die wahre Gefahr. Darum gehört zum Optimismus heutzutage einiger Mut. Aber C. hat recht, man darf diesen Mut trotz alledem nicht sinken lassen — *παντὸς ἕνεκα*.

Lörrach. **J. Keller.**

---

144) **Der römische Limes in Österreich.** Herausgegeben von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Heft III. Mit 13 Tafeln und 29 Figuren im Text. Wien, Alfred Hölder, 1902. 132 S. 4. — Heft IV. Mit 3 Tafeln und 66 Figuren im Text. Ebenda 1903. 134 S. 4.

Das zweite Heft dieser Jahresberichte ist vom Ref. im Jahrg. 1902 Nr. 11 angezeigt worden. Inzwischen sind nun zwei weitere Hefte erschienen, welche von der rüstig fortschreitenden Tätigkeit auf dem reichen Arbeitsfeld in und um Carnuntum erfreuliche Kunde geben. Das dritte Heft ist, bis auf einen epigraphischen Anhang von 10 Seiten, von Oberst v. Groller verfafst. In jenem werden von E. Bormann unter anderem die Inschriften dreier Altäre besprochen, gefunden in einem Raum, den der Verf. als Karzer erklärt, und gewidmet von zwei clavicnlariis und einem optio custodiarum; einer ist dem Merkur und zwei sind der Göttin Nemesis geweiht. Gerade der letztere Umstand unterstützt wesentlich die Deutung des Raumes als Karzer. In der Arbeit v. Grollers hat der Bericht über weitere Grabungen zu dem grofsen Lager und in der Lagerstadt Carnuntum den Löwenanteil erhalten. Ferner sind eingehend die Strafsen Carnuntum—Scarabantia, Carnuntum—Vindobona und die Verbindungsstrafse beider behandelt. Sodann wird über die Ausgrabung des römischen Kastells in dem Dorfe Höflein berichtet. Das, was man nach dem Titel am ehesten erwartet, kommt am kürzesten weg: die Limesanlage selbst. Hierüber spricht sich der Verf. sehr vorsichtig und zurückhaltend aus. Bis jetzt hat sich ein dem rätischen oder germanischen Limes ähnliches Sperrwerk nicht gefunden, und läfst sich nur feststellen, dafs zwischen Carnuntum und den westlich davon, Wien zu gelegenen Ortschaften der Rest der Limesanlage aus der Limesstrafse mit den an ihr liegenden Türmen und dem Legionslager besteht. Gegenüber der resignierten Versicherung, „dafs die Frage, ob dieser Rest nicht zugleich das Ganze ist, nie mehr bestimmt beantwortet werden wird", empfiehlt sich vielleicht doch der Erwägung, ob nicht nach Analogie des germanischen Limes vom Rheinbrohl aufwärts und des rätischen zwischen Gmünd und Lorch, wo auch die Kastelle auf dem diesseitigen Ufer liegen, die eigentliche Grenzsperre auf dem jenseitigen Flufsufer zu suchen ist.

Auch das vierte Heft widmet seine gröfsere zweite Hälfte den Grabungen im Lager von Carnuntum, die insbesondere über eine Reihe von Gebäuden des Lagers Aufschlufs gebracht und eine Menge von inter-

essanten Kleinfunden, Münzen, Waffen, Schlüssel und Schlösser, Beschläge, Zeugstücke u. ä., Gefäfse und Ziegel zutage gefördert haben. Die Strafsenforschung wurde fortgesetzt und an denselben verschiedene Gebäude gefunden, ferner die Lage der in den Itinerarien verzeichneten Orte Aequinoctium, Villa Gai und vielleicht auch Ala nova festgestellt. Von Interesse ist besonders auch eine ovale bronzene Hochreliefplatte von handwerksmäfsiger Arbeit mit einer Darstellung des Raubes des Ganymedes, die von R. Münsterberg nach Analogie ähnlicher Funde und auf Grund der Fundumstände als Mittelbild eines halbzylindrischen Prunkschildes aufgefafst wird. — Die Inschriften sind auch in diesem Hefte von E. Bormann behandelt.

So bieten auch diese zwei Hefte eine reiche Fülle von Aufschlüssen über römisches Lagerleben in der Provinz, über Strafsen- und Befestigungsanlagen und was dran hängt, und tragen so in ihrem Teil ein Erhebliches dazu bei, ein immer klareres und vollständigeres Bild von dieser ganzen Gegend zur Zeit der römischen Okkupation vor uns entstehen zu lassen.

C. **P. W.**

145) **J. Wulff, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische** für den Anfangsunterricht nach dem Frankfurter Lehrplan. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1903. XVI u. 92 S. 8. ℳ 1.40.

Von dem 1898 in erster Auflage erschienenen Übersetzungsbuche des leider nun schon verblichenen Verfassers liegt bereits die dritte Auflage vor. Bekanntlich sind diese Hilfsbücher in erster Linie für das Frankfurter Goethe-Gymnasium oder ihm entsprechende Reformanstalten verfafst. Allein sie können unter Berücksichtigung der mafsgebenden Verhältnisse auch an den Anstalten des alten Systems Verwendung finden. Das vorliegende Büchlein ist in seiner neuen Auflage unter der Mitarbeiterschaft von E. Bruhn, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium, entstanden. Besonders die Beispiele vom Infinitiv als Subjekt oder Objekt sind in zweckentsprechender Weise neu bearbeitet, da sie dem Anfänger erfahrungsgemäfs mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Im übrigen ist die Anordnung des Büchleins aus der ersten Auflage bekannt. Der erste Teil enthält aufser den fünf Deklinationen, dem verbum esse, den regelmäfsigen Konjugationen usw. auch schon elementare syntaktische Zusammenstellungen. Der zweite enthält die Anomalien auf dem Gebiete der Deklination und Konjugation.

Homburg v. d. Höhe. **W. Bauder.**

146/147) **Th. Engwer, Anthologie des poètes français.** Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904. XVI u. 306 S. 8. geh.

Th. Engwer, Anmerkungen und Wörterbuch zur Anthologie des poètes français. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. 128 u. 69 S. 8. geh.

Aus der alten Beneckeschen Sammlung französischer Gedichte ist unter der kundigen Hand des zweiten Bearbeiters ein in mancher Beziehung neues Buch geworden. Von den 152 Gedichten der ursprünglichen Sammlung sind nur 89 beibehalten und statt der 63 ausgeschiedenen sind 146 neue aufgenommen. Zu den in der alten Sammlung bereits vertretenen Dichtern sind 36 neue gekommen, und statt der höchst seltsamerweise von Benecke innegehaltenen alphabetischen Reihenfolge ist die chronologische gewählt. Was die Auswahl betrifft, so tritt nunmehr dem epischen Element gegenüber das lyrische hervor; auch ist dafür Sorge getragen, dafs nur wenig längere Gedichte, die dem Schüler und der Schülerin bekanntlich ein gewisses Grauen zu verursachen pflegen, Aufnahme gefunden haben, manche sind — wohl teilweise aus diesem Grunde — in verkürzter Form abgedruckt.

Jede Auswahl von Gedichten wird naturgemäfs den Charakter und den persönlichen Geschmack dessen, der sie zusammenstellt, bis zu einem gewissen Grade widerspiegeln. Das ist auch durchaus kein Nachteil, vorausgesetzt, dafs sie im allgemeinen ein Bild von dem Entwickelungsgange der betreffenden lyrischen Literatur gibt und — soweit sie für die Hände von Schülern bestimmt ist — sich nach sittlich-pädagogischen Grundsätzen richtet. In beiderlei Beziehung ist der Herausgeber seiner Aufgabe voll gerecht geworden. Dabei soll aber nicht unerwähnt bleiben, dafs die Sammlung bei ihrer Reichhaltigkeit — 235 Gedichte! — und Vielseitigkeit wohl geeignet ist in die Handbibliothek aller derer Aufnahme zu finden, die sich für französische Literatur interessieren. Sie alle werden an dieser Blütenlese ihre Freude haben und werden — soweit es ihnen noch nicht bekannt war — bei der Fülle von Pietät und Gemüt, die ihnen aus diesen Versen entgegenleuchtet, inne werden, dafs es eine törichte Ungerechtigkeit ist, wenn in Deutschland immer noch den Franzosen das Gemüt abgesprochen wird; sie haben mindestens soviel davon wie wir!

Ganz besonders hat der Herausg. die neuere und neueste Lyrik berücksichtigt, so dafs also in dieser Sammlung Dichter erscheinen, die in

deutschen Schulsammlungen bisher selten oder gar nicht zu finden waren. Eine dem Schüler und überhaupt jedem Leser gewifs sehr willkommene Beigabe ist eine Reihe französische Übersetzungen bekannter deutscher Weisen am Schlufs; auch die sechzehn dem Texte beigegebenen offenbar wohlgelungenen Porträts der bedeutendsten Dichter werden dem, der ein wenig in den Zügen zu lesen versteht, die richtige Auffassung der Gedichte manchmal erleichtern. Noch bessere Dienste aber werden ihm in dieser Hinsicht natürlich die in einem besonderen Bande gegebenen Anmerkungen leisten. Diesen merkt man an, dafs der Verf. eifrig bemüht gewesen ist in jeder Weise den Leser zu unterstützen, es steckt viel Arbeit dahinter, da auch die kleinsten Details vielfach darin Besprechung finden.

Den Anmerkungen folgen — ohne im Titel erwähnt zu sein — deutsche Übersetzungen einer Anzahl von Gedichten, im ganzen 33 Seiten lang, und den Beschlufs macht ein Wörterbuch zu den Gedichten.

Die Sammlung wird in dieser neuen Gestalt sicherlich eine noch weit stärkere Verbreitung finden, als sie in der alten bereits besafs.

Dessau. **Bahrs.**

---

148) **F. Meder, Inwiefern kann der französische Unterricht an den höheren Schulen eine Vertiefung erfahren?** Leipzig, Renger, 1904. 49 S. 8. ℳ —.75.

Der durch seine Erläuterungen zur französischen Syntax wohlbekannte Verf. gibt hier manche gute Fingerzeige, wie der französische Unterricht, besonders auf der Oberstufe, belebt werden kann. Zwar ist vieles nur für lateinlernende Schüler zu verwerten; doch bleibt auch für Realanstalten genug, was geeignet ist, die Sprachstunde interessant zu machen. Die Bemerkungen M.s über Laut-, Wortbildungs-, Formen- und Satzlehre werden mit Gewinn besonders bei Wiederholungen verwendet werden können, wie z. B. die Einteilung der Verben in eine lebende (er-ir) und eine erstarrte (oir-re) Konjugation. Die etymologischen Erklärungen haben meines Erachtens vor allem den doppelten Vorteil, dafs sie das Gedächtnis unterstützen und dem bis dahin toten Wortbild Leben einhauchen. War dem Schüler z. B. plonger bisher nur ein mechanisch angeeignetes Wort, nichts als eine zu bestimmtem Lautbilde verbundene Reihe von Konsonanten und Vokalen, so wird es etwas Geschautes und Lebendiges, sobald die Beziehung zu plomb ein Licht darauf wirft.

Besonders fruchtbringend ist die Etymologie im Dienste der Synonymik, wie M. an sacri-fice (das Opfer als heilige Handlung) und vic-time

(vivre) (das lebende Opfertier) zeigt. Was der Verf. S. 40 über die Adv. auf ément sagt — dafs sie sich eigentlich von Partic. ableiten oder analogisch gebildet sind —, will mir nicht einleuchten. Das stimmt, vielleicht zufällig, für einige wenige wie aveuglément, importunément u. a.; aber nicht für die überwiegende Mehrzahl wie expressément, confusément, profondément, commodément, énormément usw., wo mir Analogiebildung ausgeschlossen scheint. Ich halte dafür, dafs die Länge der Wörter, denen man in der vorletzten Silbe eine Stütze geben will — es sind nur vier- und mehrsilbige — in Verbindung mit der Vorliebe des Franzosen für das spitze é die Ursache ist. Ebensowenig befriedigt die Erklärung der Inversion in en vain protesta-t-il, wo das ausschliefslich und eng zum Verbum gehörige en vain dieses an sich ziehen soll. Wie aber, wenn das Subj. ein Subst. ist? En vain le roi protesta-t-il? Dasselbe gilt von den verkürzten Konzessivsätzen. Die Erklärung des Inf. mit de oder à — dafs nämlich diejenige Präposition beim Inf. stehe, die bei dem an Stelle des Inf. stehenden Subst. stehen würde — ersetzt nur die eine Schwierigkeit durch die andere. S. 46 bei Charles XII (durch Einflufs der Schrift entstanden) wäre auf das deutsche Petersen II, III usw. zu verweisen. — Druckfehler repartire (S. 24), centre (S. 36).

Was der Verf. einleitend über die Reformer sagt, zeugt von einseitiger Auffassung. Das wären in der Tat rechte Schulmänner, die es nur auf das Parlieren abgesehen hätten! ohne Rücksicht auf den geistigen Inhalt! unbekümmert um die allgemeinen didaktischen und pädagogischen Grundgesetze? Mufs denn ein Lehrer, der ein französisches Drama in französischer Sprache behandelt, durchaus ein flacher Parleur sein? Verlangt die französische Besprechung des französischen Dramas ein geringeres didaktisches Geschick und kann sie nicht dieselben Ziele erstreben wie die Behandlung eines deutschen in deutscher Sprache?

Ich bezweifle ferner stark, was M. über den Nutzen der praktischen Sprechübungen sagt. Er behauptet, dafs die, welche durch eine Sprechschule hindurchgegangen seien, nach Jahr und Tag kaum besser dastünden als andere, die eine mehr wissenschaftliche (d. h. rein grammatische?) Methode durchgemacht hätten. Ich habe vom Gegenteil die zahlreichsten Beweise.

Ich sehe aber nicht ein, warum die eine Methode die andere ganz ausschliefsen soll. Wer gut französisch sprechen will, mufs die Grammatik kennen, und wer gut französisch schreiben will, mufs in den Geist

der Sprache eingedrungen sein — und dazu kann ihm M.s Buch wertvolle Dienste leisten.

Flensburg. K. Engelke.

---

149) **Eduard Engel, Shakespeare-Rätsel.** Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger, 1904. 178 S. 8. ℳ 2.—.

Das Büchlein ist für einen sehr weiten und literarisch sehr unbefangenen Leserkreis berechnet. Es bietet nur eine freilich ganz glatt geschriebene, aber nicht in die Tiefe dringende Erörterung einiger Punkte aus Shakespeares Leben, die ganz getrost nicht mehr als Rätsel bezeichnet zu werden brauchen. Es werden nur längst bekannte Tatsachen behandelt, und auch bei Dingen, die nicht ganz klar sind, weil zwingendes Beweismaterial fehlt, wie z. B. bei der Frage, ob Shakespeare in Italien war, wird nichts Neues vorgebracht. Vielfach kämpft der Verf. gegen Windmühlen, so z. B. wenn er immerfort sagt, dafs die meisten Menschen von Shakespeare gar nicht viel wüfsten; das klingt dann ganz so, als ob die Wissenschaft überhaupt, abgesehen natürlich von Engels eigenen Forschungen, auch immer noch auf dem Standpunkt etwa von Jöchers „Gelehrtenlexikon" von 1715 (vgl. dieses und Koch, Shakespeare, S. 13) stehe und man sich die richtige Kenntnis über den Dichter nicht verschaffen könnte. Dem ist doch aber bekanntlich keineswegs so. Alle Dinge werden dabei mit einer Wichtigkeit und einem Nachdruck vorgetragen, dafs der Laie vor des Verf.s Gelehrsamkeit einen gewaltigen Respekt bekommen mufs, aber auch eine ziemlich niedrige Meinung von den „Haarspaltereien und Mückenseihereien" der zünftigen Philologen, gegen die manch kräftig Wörtlein gesprochen wird. Doch darauf kommt es ja eigentlich nicht so sehr an; die Hauptsache ist, dafs alles, was gesagt wird, bis auf unwesentliche Kleinigkeiten richtig ist. Falsch ist z. B. die Angabe, dafs Montemayor ein Spanier sei; er war ein Portugiese; und die erste Ausgabe von Norths Plutarchübersetzung erschien 1579, nicht 1597 (wohl Druckfehler). Zum Schlufs teilen wir noch die Titel der in dem Buche enthaltenen Aufsätze mit: 1) Wer hat die Dramen Shakespeares geschrieben? 2) War Sh. in Italien? 3) Sh. im Urteil seiner Zeitgenossen. 4) Sh.s Bildung. 5) Sh. in Pommern. [Nach C. F. Meyer im Sh.-Jahrbuch 38]. 6) Francis Bacon. 7) Wie Othello entstand. Das letztere ist eine flotte, burschikose, aber wenig wertvolle dramatische Skizze eigenster Erfindung Engels. -tz-

---

150) **The Poems of Anne Countess of Winchilsea,** edited with Introduction and Notes, by **Myra Reynolds.** The University of Chicago Decennial Publications. The University of Chicago Press, Chicago, Illinois. Second Series, Vol. IV. CXXX u. 434 S. 8. net. $ 3.—.

Seit Jahren ist von den verschiedensten Seiten, darunter von berufenen Literarhistorikern, der lebhafte Wunsch ausgesprochen worden, die Gedichte der Gräfin von Winchilsea möchten der literarischen Forschung und einem weiteren Publikum durch einen Druck bzw. Neudruck zugänglich gemacht werden. Dieser Wunsch ist jetzt in einer glänzenden Weise in Erfüllung gegangen, indem die Universitätsbibliothek von Chicago die Dichtungen in einem prächtig ausgestatteten Bande an die Öffentlichkeit gebracht hat, in dem man nur noch ein Bild der Gräfin vermißt — eine bescheidene Forderung in unserer Zeit, die so viel in Bildern „macht" und verflacht.

Anna Kingsmill, die spätere Gräfin von Winchilsea (1661—1720) versuchte sich von 1685 ab, dem Geschmacke der Zeit mit romantischen Neigungen etwas vorauseilend, in volkstümlichen Formen aller Art, ausgenommen der Komödie, Liebesliedern, religiösen Gesängen, pindarischen Oden, Satiren, Episteln, Fabeln usw., ohne dabei allerdings inhaltlich wie formell über die mittleren Höhen des Parnasses hinauszukommen. Das Interesse, das die Nachwelt an den Erzeugnissen ihrer Muse nimmt, liegt aber nicht so sehr in dem rein poetischen Wert als in den literarischen und sozialen Beziehungen, die sie mit ihren Zeitgenossen verbindet und interessante Streiflichter auf die Tagesgrößen und Tagesereignisse ihrer Zeit wirft.

Einen Teil ihrer Dichtungen veröffentlichte die Gräfin zu London im Jahre 1713, aber anonym *„Miscellany poems on several occasions by a Lady"* und erst in einer Art Titelauflage 1714 wagte sie sich, augenscheinlich bewogen durch die günstige Aufnahme beim englischen Publikum, mit ihrem Namen hervor *„Written by the Right Hon[ble] Anne Countess of Winchilsea"*. Ihre übrigen Gedichte sind handschriftlich überliefert, teils in einem Oktavmanuskript, das im Besitze des Earl of Winchilsea, vielleicht aus dem Jahre 1702, stammt und in einem Foliomanuskript, das Eigentum von Edmund Gosse ist.

Die vorliegende Ausgabe benutzt die gesamte Überlieferung und vereinigt alle Gedichte der Gräfin, auch der in Anthologien der Zeit erschie-

neuen. Anmerkungen erläntern zahlreiche Anspielungen und Beziehungen in diskreter und taktvoller Weise. Eine auf Quellenstudien aufgebaute Biographie weist der gräflichen Dichterin ihre Stellung im Rahmen der Zeit, eine literarhistorische Würdigung im Rahmen der englischen Literatur an.

Letztere ist an manchen Stellen etwas reichlich weit ausgesponnen. Anch kann ich mich nicht immer mit der literarhistorischen Methode befreunden, die zuweilen sogar etwas groteske Sprünge macht. Wenn z. B. ausgeführt wird, dafs die Gräfin in ihren Dichtungen besondere Vorliebe für gewisse Bäume, Blumen, Vögel usw. heknnde und daraus Schlüsse anf ihr persönliches Interesse (auf ihre Kenntnis, ginge zu weit) gezogen werden, so geht das noch an; wenn aber aus der Tatsache, dafs die Nachtigall in ihren Gedichten eine Rolle spielt, literarische Beziehungen gesucht werden, indem vergleichsweise gezeigt wird, wo die Nachtigall sonst noch in der englischen Literatur singt, so wird damit der Boden der Wissenschaftlichkeit verlassen. Denn dies ist neben anderen ein Motiv, das nicht notgedrungen auf eine Abhängigkeit zu deuten braucht, sondern als ein allgemeines spontan auftreten kann.

Abgesehen hiervon und einigen Kleinigkeiten bedeutet die Publikation eine wertvolle Bereicherung für die englische Literaturgeschichte.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

151) **Th. Scheffer, Deutscher Universitätskalender.** Fünfundsechzigste Ausgabe. Sommersemester 1904. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben. II. Teil: Die Universitäten im Deutschen Reich, in Österreich und in der Schweiz. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1904. VI u. 467 S. 8. ℳ 2.25.

Der bekannte und längst bewährte Universitätskalender, der früher von F. Ascherson im Simionschen Verlage publiziert wurde, erscheint jetzt nach dem Ableben des verdienstvollen Begründers und Herausgebers zum ersten Male von anderer Hand. Ascherson hatte das Buch aus kleinen Anfängen — nur ca. 170 Seiten zählte der erste Jahrgang — allgemach zu einem Umfange von über 400 Seiten herausgearbeitet, der dem Wachstum der modernen akademischen Verhältnisse entsprach. Nach dem vorliegenden Bande zu schliefsen, wird das Unternehmen auch unter der neuen Leitung auf der Höhe seiner früheren geschätzten Leistungen bleiben. Neu hinzugekommen sind die Angaben über die königliche Akademie zu

zu Posen und die katholische Fakultät zu Strafsburg. Ferner sind die Mitteilungen über die akademischen Vereinigungen genauer revidiert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden. — Der Kalender ist nicht nur für die engeren akademischen Kreise ein trefflicher Berater, sondern dürfte auch in der Handbibliothek der Konferenzzimmer unserer höheren Schulen einen Platz verdienen, damit die entlassende Lehranstalt die zu akademischen Studien übergehenden Schüler mit Auskünften versehen kann.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 25. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Bruchstücke einer bisher unbekannten Handschrift von Ciceros Laelius.

Von W. Fox.

In der Bibliothek des Kollegs Stella Matutina zu Feldkirch (i. Vorarlberg) wurden jüngst vom Deckel eines Foliobandes vier kleine Quartblätter eines Pergamentkodex abgelöst, welche gegen 22 Paragraphen von Ciceros Laelius enthalten [1]). Die Handschrift (F) stammt aus dem 11. oder 12. Jahrh., geht aber auf eine gute ältere Vorlage zurück. Da sie von den bisher verglichenen vielfach abweicht und manche beachtenswerte Lesart bietet, so dürfte eine Kollation derselben den Fachmännern nicht unerwünscht sein. Zur Vergleichung dient uns dabei die von C. F. W. Müller besorgte Teubnersche Ausgabe von 1879. Zu den dort verglichenen

1) Das erste Blatt geht von § 36 coriolanus habuit bis zu § 41 non queo dicere; das zweite von § 46 g. E. quam uiri bis 51 indigeant; das dritte von § 63 (pecu-) nia perspic. bis 68 nemo est qui; das vierte von § 75 magnas util. bis 80 carus est. Auf jeder Seite eine Kolumne mit teils 23, teils 24 Zeilen.

Handschr. kommt aber noch cod. K, welchem die vom Presbyter Hadoardus im 9. Jahrh. niedergeschriebenen Cicero-Exzerpte entstammen. Veröffentlicht hat dieselben P. Schwenke im Philologus, Suppl. V (1889).

Wir bemerken noch, daſs F sorgfältig geschrieben ist. Die Orthographie ist im ganzen die der Zeit; Besonderheiten werden wir weiterhin angeben. Über verschiedenen Wörtern sind Korrekturen und Varianten angebracht. Sie stammen so ziemlich alle, wie uns scheint, von der Hand des Schreibers und deuten an, daſs er seine Handschr. nachträglich mit irgend einer anderen verglichen hat.

p. 175.

§ 36. 19 Num bellici? Num [1])
20 ammelium mit P [2])

§ 37. 21 Tiberium m. P u. a.
graccum: so immer, wie die meisten Hss.
23 c. bisius: über dem Zwischenraum rassus.
24 lenate: das Schluſs-e (st. i) mit allen Hss.
26 tiberium
27 quicquid: so immer
28 Etiamne. si (ohne inquam) m. P
29 faces ferre: ferre f. BSV
nunquam inquit m. P
30 si uoluisset? paruissem
31 Uedetis m. i über dem ersten e
belcule (m. geschwänztem Schluſs-e)
32 quam dixit: darüber als Var. s. fecit
t. gracci m. BSV
33 temeritate m. i über dem Schluſs-e
36 penasque ... iniustasque

p. 176.

§ 38. 4 his: die Form iis kennt F nicht, aber 179, 34 eisque, 184, 18 eisdem und kurz vorher isdem
5 sumus si nil
6 vicij: so c st. t auch in pocius, inicium
7 uidemus m. PK u. a.
memoriam: memoria PK
9 maxume ... proxume accedant m. G.

§ 39. 10 papum emilium luscino
12 cs neben cosulib; 175, 25
13 coniunctissumos
marcum.curium.ti.corunc.
14 memoria m. BGS
21 tiberium gr.

1) Offenbar hat der Schreiber unseres Kodex (oder der seiner Vorlage) die Endung des verderbten Namens Vecellinum für ein wiederholtes fragendes num angesehen. — Als Interpunktionszeichen dienen Punkt und Fragezeichen. Jeder Hauptsatz beginnt mit einer Majuskel. Vor derselben steht der Punkt jedesmal am oberen Rand der kleinen Buchstaben, während er sonst in der mittleren Höhe derselben zu stehen pflegt.

2) In F ist *ae* selten; dafür in der Regel geschwänztes *e*, oft aber fehlt das Schwänzchen.

23 carissimus frater m. BS

§ 40. 24 LEX AMICITIAE: so in Uncialschrift als Lemma am Anfang der Zeile
amicitiae m. BSV: in am. K
sancetur (st. sanciatur): sanctiatur KE

26 ceteris m. geschwänztem e vor t

27 contra R. P., wie schon 17, neben rempublicam, reque publica, rei.p., in re.p.

30 iam | iam [1])
aliquantum m. PB

§ 41. 31 Tiberius gr. m. P

32 occupare ist ausgefallen

33 annos st. menses
Nunquid
.P.R. (populus Rom.) nur hier

35 secuti sunt m. BSV[1]
in Publium Nasicam scipionem wie BGSV

p. 178.

§ 46. 20 hii, hij, hi, nie ii oder ei putantur

§ 47. 21 uidentur hij e mundo tollere. qui ...

22 nichil: so immer

23 iocundius m. KMES, nachher iocund.

24 re ipsa m. BGSV

25 Neque est enim
rem honestam m. D

26 ni (st. ne): nisi BS

27 susceptum m. KM

30 libidinem: das i vor b in u korrigiert

31 maxume

35 amici: darüber vel animi

36 exstirpatam

37 ne: darüber vel c (also nec)

p. 179.

5 esse quandam m. DEG

8 diffundantur ... contrahantur

9 qui fehlt
capiendus korr. in capiundus, wie auch K und M haben

11 et molestias fehlt

14 sic quasi m. BGS

15 contigit

§ 49. 17 inanibus rebus multis

18 animo autem m. KBGSV

20 possim: unter m 3 Punkte, darüber t

21 benivolentiae: so immer mit i

§ 50. 24 tam illiciat et tam trahat (et attrahat K)

25 similitudo? Concedetur

26 boni bonos F allein
adciscantque

32 etiam nach eadem bonitas fehlt

34 universos populos F allein
eisque | eisque: s. Anm. 1)
optume

35 studeat: darüber vel soleat

1) Da ein iam am Ende der Zeile, das andere am Anfang der folgenden steht, so wird wohl die Verdoppelung bloße Dittographie sein, wie ähnliches auch sonst vorkommt. Vgl. unten 179, 34 und 184, 1.

§ 51. 36 quidem übergeschrieben (fehlt in K)

37 utilitatis: utilitatum P[1]K

p. 180.

2 delectet F allein

3 (illud) sit: darüber vel fit

5 hi qui: ii findet sich in F nicht

p. 183.

§ 63. 25 percipiuntur: alle anderen perspiciuntur [1])

26 sin uero

27 reperti, aber stets repperire

30 proonant: über onant posita

31 sint m. PM

32 ad contemnendam potentiam

34 sine causa sit magna n. a.

p. 184.

§ 64. 1 Quid haec? ut om | mittam: s. Anm. S. 291.

6 ů: sonst = uero, hier = duo, wie bald nachher ohne Kompend.

lenitatis verschrieben st. leuit.

7 contepnunt: p st. m (vgl. 183, 32) oder st. mp (wie in vielen Hss.)

11 paene [2])

§ 65. 12 eius est F allein, wie es scheint

13 est enim stab. m. DGE

17 fidum ist ausgefallen

25 uiri boni: alle anderen boni u.

27 aperti enim est: Schlufs-i korrig. in e

ingenii est (st. ingenui est)

30 suspitiosum: nur hier t st. c

§ 66. 35 in amicitia F allein

p. 185.

§ 67. 5 societates (st. satietates): saciet. K

7 est illud m. B

§ 68. 9 novitates enim

12 loco suo m. KME u. a.

13 quin et ipso: über quin steht atqui, wie D hat

15 qui: darüber vel quin.

p. 187.

§ 75. 11 sylicomedō (st. si Lyc.) [3])

educatus: darüber vel altus

13 incidunt: darüber illabuntur

---

1) In § 23 (p. 170, 37) haben die Hss. percipi, was Madvig in perspici umgewandelt hat ('nihil ... frequentius confusione horum verborum'. Opusc. II[1] 279). An beiden Stellen ist percipere zulässig.

2) Wie hier in paene, so ist ae noch geschrieben in laetari 178, 33, amicitiae 188, 25 und zweimal nach uncialem A in Aeque 176, 20 und AMICICIAE § 40 init.

3) Si, ne und verschiedene Präpositionen sind sehr häufig mit den nächstfolgenden Wörtern zusammengeschrieben: siquis, site, nequa, nequid, anatura, abamico, evita, inasiam, insuo, quam obrem (so immer). Dagegen meistens ante ponere. — Die Assimilation ist konsequent durchgeführt: afferre, appetere, impetrare usw.

14 quod: darüber vel eo (also eo quod wie in BGS)
15 infirmus et: unter et ein Punkt, darüber est (vgl. et mollis BDS)
§ 76. 17 Atqui m. BS, 18 patiaris
21 elabitur: über el - vel di
23 ad admicos
24 euellendae: darüber eluendae
29 faciunda neben faciendum § 37
§ 77. 31 in re. p. partibus (st. in rei p. p.) m. KM
32 de sapientia (st. de sapientium)
33 ut non (st. ne non)
35 enim est m. K
36 cum quo F allein [1])
37 quinti (m. BGS) ponpeii.

p. 188.

§ 78. 4 opera danda est F allein
6 oppressae esse
7 conuertunt (st. conuertant)
10 fereudae
11 non is qui
13 uiciorum horum m. BGS
15 non dignos m. DE
§ 79. 22 maxumum ... maxume
§ 80. 24 naturabili wie KMS^2 amicitia (nach carent) ausgefallen
26 qualis et quanta sit (ohne et vor qualis)
27 a se ipse m. P u. a.
28 per sa sibi quisque m. PEMK

---

152) **N. Riedy, Solonis elocutio quatenus pendeat ab exemplo Homeri.** Accedit index Soloneus. Pars prior. Progr. des K. Wilhelms-Gymnasiums in München, 1903. 56 S. 8.

Nach einer kurzen Einleitung über Solons Bedeutung als Dichter versucht der Verf. im ersten Kapitel den Begriff „Nachahmung" festzustellen. Es läfst sich nicht leugnen, dafs er dabei sehr vorsichtig zu Werke geht; aber gerade aus dem, was er sagt, ersieht man, dafs man am besten tut, das Wort „Nachahmung" in solchen Untersuchungen ganz zu meiden. Die elegische Dichtung ist aus der epischen hervorgewachsen, und so ist es natürlich, dafs beide im Sprachschatz viel Gemeinsames haben. Es han-

1) Wie A. Greef (im Philologus 32, 711 ff.) nachgewiesen, hat Cicero zwar häufiger die Formen quicum, quocum, quacum gebraucht, doch auch oft genug cum quo, cum qua. Wie de fat. § 36 ein cum quo dem sine quo entspricht, so dürfte auch hier cum quo dem vorausgehenden cum eo entsprechen. Leider fehlen in P die §§ 75—78; K hat quicum. Aus einer unbekannten Hs. aber hat der frühere Besitzer des mir vorliegenden Exemplars der Halmschen Ausgabe die Lesart cum quo notiert. — Zu der zweifelhaften Lesart tum exulantem in § 53 — um das bei dieser Gelegenheit zu bemerken — notiert derselbe Gelehrte (aus seinem Kodex oder als Konjektur): tum cum exul esset, mit Verweisung auf Cic. de Off. III, 20, 80 tum cum praetor esset.

delt sich also nur darum, zu untersuchen, in welchem Verhältnis der in Betracht kommende elegische Dichter in sprachlicher Hinsicht zu Homer, bezw. zum Epos steht.

Das Thema wird von dem Verf. in den Kapiteln II—V behandelt. Im zweiten Kapitel stellt er die Stellen zusammen, die wörtlich aus Homer entlehnt sind, im dritten die von Homer etwas abweichenden, im vierten die stärker abweichenden oder unbedeutenderen Nachahmungen und im fünften einzelne Wörter. Die Untersuchungen sind mit Sorgfalt und Fleifs geführt, jedoch ohne Berücksichtigung der Vorgänger auf diesem Gebiete, besonders J. Renners, der schon im Jahre 1872 ein Leipziger Programm über das Formelwesen im griechischen Epos und epische Reminiszenzen in der älteren griechischen Elegie schrieb. Im einzelnen geht der Verf. in der Annahme von Nachahmungen oft über das erlaubte Mafs hinaus, wie bei *ἀλλὰ Ζεύς, ἐν νησσίν, χρήματα πολλά, πολὺν χρόνον, σὺν θεοῖσιν, οἴκαδε ἄγειν, μάντιν ἔθηκεν, αἶψα γάρ, γένοιτο* (am Versschlufs) usw.; aber trotzdem sind seine Untersuchungen recht verdienstlich, da sie uns einen genauen Einblick in das Verhältnis Solons zu Homer und der epischen Poesie ermöglichen, und von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt auch das, was als Nachahmung bedeutungslos ist, an Wichtigkeit und Wert.

Im sechsten Kapitel gibt der Verf. zunächst eine übersichtliche Zusammenstellung des in den vorhergehenden Kapiteln behandelten sprachlichen Materials und zieht dann die Ergebnisse daraus. Das Ergebnis, das er an den Anfang stellt, ist nicht neu, nämlich dafs sich die Anlehnung an den epischen Stil zumeist im Hexameter, seltener im Pentameter und am seltensten in den trochäischen und iambischen Versen zeigt. Wichtiger ist der Nachweis, dafs sich in dem Verhältnis des Dichters zu Homer ein Unterschied zwischen den früheren und späteren Gedichten nicht feststellen läfst, und dafs die Solonschen Anklänge die Ilias und die Odyssee in ihrem ganzen Umfang voraussetzen. Dagegen mufs das, was der Verf. als weiteres Ergebnis erwähnt, nämlich dafs der Hymnus auf Ceres vor Solon abgefafst sei, zweifelhaft bleiben, da die angeführten Stellen nicht beweiskräftig sind.

Zu zwei Stellen bringt der Verf. neue Vermutungen vor. El. 13, 34 will er *εἷς ἀνέδην αὐτὸς δόξαν ἕκαστος ἔχει* lesen, das er erklärt: „unusquisque fiducia sua vel opinione effuse sive effrenate utitur, neque eam frenat aut coercet“, was nach Form und Inhalt unhaltbar ist, ganz abgesehen davon, dafs *αὐτός* nicht zu seinem Rechte kommt. Fragm. 24, 6

liest er *ἥβῃ*, das er den Dativen des vierten Verses *γαστρί τε καὶ πλευρῇς καὶ ποσίν* gleichstellt, von denen es doch ganz verschieden ist; das Richtige ist wohl *ἥβη*, wie ich früher schon dartat. Zu 36, 8 f. bemerkt er, daſs man vor Auffindung von Aristoteles' Politeia den Sinn dieser Stelle nicht verstanden habe. Er hat dabei übersehen, daſs ich schon lange vorher vermutete: *τοὺς δ' ἀναγκαίης ὕπο | δρησμὸν φυγόντας*, dem Sinne nach genau dasselbe, was Aristoteles bietet, ja mit *φυγόντας* sogar dasselbe Wort; die Verschiedenheit besteht nur darin, daſs ich *ἀναγκαίης* als Substantiv betrachtete und daher zu *φυγόντας* den Akk. *δρησμόν* statt des überlieferten *χρησμόν* fügte, während aus Aristoteles hervorgeht, daſs *ἀναγκαίης* Adjektiv ist und in *χρησμόν* das Subst. *χρειοῦς* steckt; Th. Bergk hat allerdings infolge seiner unglücklichen Auffassung von *χρησμὸν λέγοντας* meine nachher so schön bestätigte Konjektur kurzer Hand abgewiesen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

153) **K. Jaakkola, De praepositionibus Zosimi quaestiones.** Dissertatio academica. Arctopoli. (Helsingfors, Finnland), MCMIII. VIII u. 126 S. 8.

Der Verf., ein Schüler des durch seine vortreffliche Abhandlung De participiorum apud Herodotum usu bekannt gewordenen Professors Heikel, hat sich der übernommenen Aufgabe Gebrauch und Bedeutung der Präpositionen bei dem unter den griechischen Schriftstellern des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung dem attischen Idiom mit am meisten huldigenden Geschichtschreiber Zosimos statistisch festzustellen unter allerdings nicht ganz gleichmäſsiger Bezugnahme auf das ziemlich weitschichtige Material der in dieses Kapitel einschlägigen Arbeiten, von denen ich auſser der wertlosen Abhandlung von Wittmann De natura et potestate praepositionis Graecae *ΕΠΙ* nur die 1893 als Programm erschienene Untersuchung Scheftleins De praepositionum usu Procopiano, diese allerdings ungern, vermiſst habe, mit Fleiſs und Geschick entledigt und damit einen keinenfalls zu unterschätzenden Beitrag zum Aufbau einer historischen Syntax des Griechischen geliefert. Er behandelt zuerst die Präpositionen mit 3, dann die mit 2, schlieſslich die mit 1 Kasus. Die Stellen sind abgesehen von *ἐν* und den mit Genetiv verbundenen Adverbien meist ausgeschrieben oder zum mindesten angegeben. Die Beispiele S. 82—85 veranschaulichen den Wechsel zwischen *μετά*

c. G., σύν und ἅμα (ὁμόσε, ὅμως). Die letzte Seite gibt einige Ausblicke auf das Verhältnis des Zosimos zu den Attikern.

Die anspruchslose Schlichtheit, die in gleicher Weise hinsichtlich der Sprache durch Verzicht auf Kunstmittel von jedem Haschen nach gelehrtem Anstrich sich frei hält wie sie das vorzuführende Material mit sozusagen vornehmer Objektivität nach den natürlichsten Gesichtspunkten anordnet, gibt zu verhältnismäfsig wenigen Bemerkungen Anlafs. An keiner der unter 2 aufgeführten Stellen mit ἐπί c. D. hängt die Präposition vom Subst., sondern allemal von der ganzen Phrase ab (ἐπιβουλὴν ἱστάναι; τὰ γενόμενα; νόμον θεῖναι). — Interessant ist in ἀπόρρητον ὑπὸ τούτων das passive ὑπό bei einem mit α privativum zusammengesetzten Adi. verb.; desgleichen die Verwendung ἐλλείπειν an Stelle von δεῖν in den mit 8 und 9 zusammengesetzten Zehnern. Polybios gebraucht so bekanntlich auch das Symplex λείπειν. — Was die Bemerkung in der Fufsnote 1 S. 18 anlangt, so ist lediglich die aktive Form σκευωρέω (II, 42, 2) merkwürdig, die Stellen mit dem Passiv durchaus nicht; dasselbe gilt von δεδέχθαι ὑπ᾽ ἐκείνου (II, 46, 3). Überhaupt wird jedem, der nur ein klein wenig seine Lektüre über die Grenzen des für den Schulbedarf erforderlichen Mafses ausdehnt, bei so erweitertem Horizont bald zur unumstöfslichen Gewifsheit werden, es könne im Hinblick auf die Gesamtliteratur ganz gut der Satz verfochten werden, dafs die Griechen weder dem passiven Gebrauch der Deponentien noch der Bildung der entsprechenden Formen ängstlich aus dem Wege gehen. Selbst in der Prosaschullektüre finden sich weit mehr Beispiele für diesen Gebrauch, als die Grammatiken wahr haben wollen, und gar erst bei Dichtern! — Wenn Mäufs über παρά c. G. bei den Verben cupiendi et poscendi wirklich schweigt, wie Jaakkola S. 23 behauptet, so kennt er eben die Stelle mit ᾐτιασάμην fr. 723 nicht; freilich mufs auch die von Rau gewählte Bezeichnung „frequentata“ als für diesen Tragiker irreführend beanstandet werden. Dafs übrigens Mäufs in beiden Teilen seiner Untersuchung die Fragmente beiseite gelassen hat, glaube ich auch daraus folgern zu dürfen, dafs er nur zwei Stellen mit περί c. D. verzeichnet, während fr. 147 noch als dritte steht περὶ δ᾽ ἐμῷ. — Über den Gebrauch von πρός mit Acc. im N. T. sollte es S. 31 statt „öfter“ zum mindesten „massenhaft“ heifsen (vgl. Blafs § 43, 7). Die Frage über den Ursprung der Verwendung dieser Präposition zur Bildung von Zahlbegriffen scheint mir nach den Einwendungen, die Jaakkola auf Grund der Arbeit Bofslers gegen Krebs erhebt,

jetzt weniger spruchreif als früher. — Die an sich richtige Beobachtung, dafs ὁ κατά τινος πόλεμος häufiger Verwendung findet als ὁ πρός (εἴς) [ἐπί] τινα πόλεμος berechtigt schwerlich zu einer anderen Vermutung als der des reinen Zufalls. (Hiatus?) — Für die Stelle VI, 9, 3 (S. 57) ist abgesehen von der Wortform schon Soph. Ant. 174 vorbildlich. — Dafs der Sinn von temporalem κατά c. Acc. zweifach sein kann, hat Jouillard zur Evidenz nachgewiesen, so dafs die noch dazu ein halbes Jahrhundert ältere Behauptung von Thomaschewski für antiquiert zu gelten hat. — In der Stelle II, 25, 1 δι᾽ ὧν (sc. πύργων) κατετόξευον bedarf der anscheinend singuläre Gebrauch der Präposition noch der richtigen Erklärung. Ich würde ihn an des Verf.s Stelle an den letzten Absatz von 2 angereiht haben. — Bei dem Zitat aus Soph. Trach. 961 χωρεῖν πρὸ δόμων sollte doch auf die gleiche Verwendung von ἐκτός z. B. Ant. 18 hingewiesen sein.

Kann auch der stellenweise in des Wortes wörtlichster Bedeutung unsaubere Druck nicht auf Rechnung des Verf.s geschrieben werden, so fällt ihm doch dessen Entstellung durch ziemlich viele Fehler zur Last. Von 51, die ich mir notiert habe, bitte ich wenigstens einige folgendermafsen richtig zu stellen: S. 26, Z. 11 στρατιῶται; S. 37, Z. 7 v. u. mehr; S. 44, Z. 11 v. u. τάληθῆ; S. 68, Z. 5 v. u. τοῦ; S. 76, Z. 4 βαρβάρων τινές; S. 80, Z. 11 Ζηνοβίαν; S. 81, Z. 4 v. u. duplici; S. 84, Z. 14 v. u. στρατιᾶς; S. 89, Z. 13 besinnen. Auch des Gebrauchs des abscheulichen Adverbs plurime, dessen er sich in wenigstens acht Fällen bedient hat, sollte der Verf. sich zeitig entwöhnen.

München. **Ph. Weber.**

154) **G. Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient.** Ouvrage contenant 125 gravures, trois cartes en couleurs et quelques specimens des écritures hieroglyphiques et cunéiformes. Paris, Hachette & Cie., 1904. Sixième édition entièrement refondue. 912 S. kl. 8.

Seiner epochemachenden dreibändigen Geschichte des Orients läfst Maspero in vorliegendem Werke eine neu bearbeitete und auf den augenblicklichen Stand der Forschung gebrachte Auflage seines älteren, demselben Thema gewidmeten Handbuches folgen. Dasselbe behandelt die Geschichte Ägyptens, Babyloniens-Assyriens und Vorderasiens vom Beginne unserer Kenntnisse an bis zu dem Siegeszuge Alexander des Grofsen, und berücksichtigt dabei die politische ebensogut wie die Kulturgeschichte im

weiteren Sinne des Wortes. Die beigefügten Illustrationen sind zwar klein, aber deutlich ausgefallen [1]), die Karten geben eine genügende Übersicht über die behandelten Länder. Ein ausführliches Register, welches dem grofsen Werke leider fehlt, erleichtert die Auffindung der zahlreichen in dem Buche verzeichneten Persönlichkeiten und Einzeltatsachen.

Die Anordnung des Stoffes folgt im allgemeinen der Chronologie Zuerst wird Ägypten von den ältesten Zeiten bis zum Ende der 15. Dynastie behandelt, dann folgt die Urgeschichte Asiens, der Einfall der aus dessen Gefilden stammenden Hyksos nach Ägypten, der Rückstofs der Ägypter nach Osten unter den grofsen Eroberern der 18. bis 20. Dynastie und der Rückgang der Macht des Niltales unter den Priesterkönigen. Hierauf wird die Entwickelung des assyrischen Reiches, die Entstehung des jüdischen Königtums und der Konflikt der orientalischen und afrikanischen Kulturmächte bis gegen das Ende des 8. Jahrh. geschildert. Daran schliefst sich die Herrschaft der Sargoniden, das Auftreten und der Untergang Mediens. Den Schlufs bildet das Aufsteigen der persischen Macht, welche in schnellem Siegeslaufe alle die orientalischen Kulturländer vereinigt, um dann freilich bald zu sinken und der vordringenden hellenischen Kultur zum Opfer zu fallen. Als Anhang ist eine Übersicht über die altorientalischen Schriftsysteme beigefügt, welche besonders Keilschrift und Hieroglyphen hervorhebt, daneben aber kurz auch des Kyprischen, Phönikischen und dessen griechischer Derivate gedenkt.

Das Werk zeigt durchweg die Vorzüge, welche auch die sonstigen Arbeiten Masperos auszeichnen: die Anschaulichkeit der Darstellung, die vortreffliche stilistische Durcharbeitung des Textes, die Zuverlässigkeit der Angaben, die eingehende Verwertung der antiken mit der modernen Literatur, von der das Wichtigere in den reichhaltigen Anmerkungen verzeichnet steht. Alles dies macht das Buch zu dem besten jetzt vorhandenen Abrifs der Geschichte des Orients, und es wäre sehr zu wünschen, dafs dasselbe auch in deutschem Gewande zugänglich gemacht würde. Die seinerzeit auf Grund der 2. Auflage des Originales hergestellte deutsche Ausgabe von Pietschmann (Leipzig 1877) ist naturgemäfs seither durch die Fortschritte der Forschung weit überholt und dementsprechend veraltet.

Es wird sich empfehlen zum Schlufs einige Stellen anzuführen, an denen sich der Verf. über gerade jetzt viel behandelte Fragen der ägyptischen Altertumskunde ausspricht. S. 29 schliefst er sich der Ableitung

1) S. 689 wäre, um Irrtümer zu vermeiden, der moderne Kopf der Vatikan-Statue wohl besser fortgelassen worden.

des Namens Ägyptens von Hakuptah, einem der Namen von Memphis, an. S. 55 wird das grofse Grab von Nagada für das des Menes erklärt, eine Ansicht, der sich Ref. nicht anzuschliefsen vermag. S. 114 wird Sethes Lesung Senuesrit für Userten als möglich erwähnt, aber nicht in den Text eingeführt. S. 141 u. 200 schliefst sich der Verf. Golenischeff an und hält die sogen. Hyksosdenkmäler für Werke der 12. Dynastie. S. 92 wird gegenüber Erman von Maspero an seiner Auffassung des Berliner Papyrus mit dem Gespräche eines Menschen mit seiner Seele festgehalten. S. 494 Anm. 1 wird auf die Identifikation von Schabe und Sabakon verzichtet. S. 694 spricht sich Maspero mit Recht gegen den Versuch Schäfers aus, in der Inschrift des äthiopischen Königs Nastasenen Anspielungen auf den Zug des Kambyses nach Äthiopien zu erkennen. — Der Druck ist übersichtlich und korrekt; mir sind bei der Durcharbeitung überhaupt nur zwei Druckfehler aufgefallen: S. 12, Z. 2 v. u. 200 statt 102 Loewen, und S. 680, Z. 2 v. u. Schoefer statt Schaefer.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

155) **Rudolf Menge, Ithaka** nach eigener Anschauung geschildert. Mit neun Abbildungen und einer Karte. Zweite Auflage. XI. Heft der Gymnasial-Bibliothek. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1903. 53 S. 8. ℳ 1.—.

Der Verf. hat die vor zwölf Jahren erschienene Schilderung in zweiter Auflage textlich nur wenig geändert, die Abbildungen aber nach vortrefflichen, von Dörpfeld überlassenen Photographien bedeutend vermehrt, sehr zum Vorteil der Arbeit. Der reizvolle Bericht über die zweitägigen Wanderungen auf gebahnten und ungebahnten Wegen Ithakas gen Süden und Norden vermittelt eine klare Kenntnis der wichtigsten, in der Odyssee begegnenden Punkte und schildert zugleich Land und Leute der Neuzeit. Auf die aktuelle, durch Dörpfeld angeregte Frage, ob nicht das homerische Ithaka in Leukas (Santa Maura) zu suchen sei, läfst sich der Verf. nicht ein, macht aber kein Hehl daraus, dafs die bis jetzt für die Vermutung vorgebrachten Gründe ihn nicht überzeugen. Auch wir sind mit Menge der Ansicht, dafs der Dichter der Odyssee Ithaka gesehen und geschildert hat, wenn auch natürlich nicht mit photographischer Treue.

Halberstadt. **H. Rüter.**

---

156) **Festschrift des Stadtgymnasiums zu Halle a. S.** zur Begrüfsung der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle. Halle, Max Niemeyer, 1903. 156 S. 8.

Die Festschrift enthält fünf Abhandlungen:

1. Franz Friedersdorf, Aus Franz Petrarcas poetischen Briefen, eine Probe der gleichzeitig erscheinenden Ausgabe. Die Übersetzung der beiden Gedichte, in denen Petrarca zwei dem Namen nach unbekannte Kritiker scharf angreift, ist gut gelungen. Aus einem dritten Gedicht „Die Birne" hebt Fr. die Vergleichung Italiens mit einem menschlichen Beine hervor; es ist die älteste bekannte Stelle, in der diese bei einem Blick auf die moderne Karte so nahe liegende Vergleichung nachgewiesen ist.

2. Bernhard Bräuning, Über das Gebiet der aristotelischen Poetik. Er nimmt an, dafs die Theorie von der Katharsis, deren Kenntnis im sechsten Kapitel der Poetik vorausgesetzt wird, in einer verlorenen Partie der Schrift dargelegt worden ist; die Lücke sei nicht im fünften Kapitel, sondern im Anfange des Buches zu suchen.

3. Otto Genest, Über die Bedeutung Heinrich Barths für die geographische Erforschung Afrikas. Der hervorragendste Afrikaforscher nicht blofs deutscher Herkunft, sondern aller zivilisierten Nationen ist sicher Heinrich Barth, wenn seine Entdeckungen auch nicht von so weittragendem Erfolge waren, wie die des Amerikaners Stanley, dessen Unternehmungen die Ursache der Aufteilung Afrikas unter den Staaten Europas geworden sind. Es ist daher mit Freude zu begrüfsen, dafs der jüngeren Generation der Schulmänner, die das höchst interessante Schauspiel der Erschliefsung Afrikas nicht mit haben sich abspielen sehen, durch diesen Auszug die Bekanntschaft mit den Leistungen Barths vermittelt wird.

4. Max Consbruch, Die Erkenntnis der Prinzipien (ἀρχαί) bei Aristoteles. Mir liegt der Gegenstand völlig fern. Verf. vertritt die Ansicht, dafs Aristoteles durch seine metaphysisch-ontologischen Voraussetzungen an einer klaren Erkenntnis des Problems der Induktion verhindert worden ist.

5. Friedrich Kähler, Forschungen zu Pytheas' Nordlandsreisen. Selbst wenn man nicht mit den Ergebnissen dieser sorgfältigen Studie einverstanden sein sollte, so ist ein Verdienst der Arbeit unbestreitbar: sie gibt eine Zusammenfassung aller älteren Vermutungen über die schwierige Frage, was Pytheas mit der Meerlunge gemeint habe, Strabo II C 104. Kähler weist alle bisherigen Vorschläge zurück und glaubt,

dafs Pytheas in die Niederungen an der Nordseeküste Deutschlands gekommen ist; die heutigen Marschen waren damals noch in der Bildung begriffen; sie bildeten zum Teil noch kein Festland mit fester Decke, sondern glichen schwimmenden Inseln; die Moore, die am Rande der Geeste entstanden waren, wurden durch die höher steigende Flut öfter gehoben, Teile von ihnen weggerissen und als schwimmende Inseln von der Flut und den Flüssen fortgeführt.

Wie die jetzige Wattengegend zu der Zeit des Pytheas ausgesehen hat, läfst sich nicht bestimmt sagen. Der Durchbruch der Meerenge von Dover ist jedenfalls die Ursache gewesen, dafs der uralte Küstenrand, der sich von der Südwestecke Jütlands über Sylt und Amrum südwärts ausdehnte, sowie der, von dem die west- und ostfriesischen Inseln Reste sind, zertrümmert wurde und das Meer die weiten Moorflächen und Süfswasserseen zwischen diesem Rande und der höher liegenden Geest überflutete. Jener Durchbruch liegt sicher weit vor Pytheas; dafs aber das verwüstete Sumpfland zu seiner Zeit so aussah, dafs Pytheas' Schilderung, es sei ein *σύγκριμα* von Land und Wasser und Luft, darauf pafst, mufs man dem Verf. zugeben; wenn Pytheas es als ein mixtum compositum aus drei Elementen ansah, so ist das natürlich übertrieben, aber das eigenartige Land erforderte auch eine eigenartige Charakterisierung, und dabei konnten dem Pytheas Reminiszenzen aus der griechischen Philosophie in die Feder kommen und das sich mit der Flut hebende Moorgebiet als eine Lunge des Meeres bezeichnet werden.

Μήτε πορευτὸν μήτε πλωτόν nannte Pytheas die Gegend; das pafst ebenfalls vorzüglich für die Watten, die damals, als eine noch viel schwächere Deckschicht auf dem Mooruntergrund ruhte, einen unheimlicheren Eindruck gemacht haben müssen als heutzutage.

Im einzelnen lassen sich einige Ausstellungen machen: die Reste der Hochmoore in der Marsch bei Bernkenmoor in Eiderstedt sind wie das Weifse Moor in Dithmarschen nicht angetrieben, sondern an Ort und Stelle gewachsen; sie können als Beweis für die Vermutung K.s nicht verwandt werden. Das Ergebnis seiner Forschung wird aber dadurch nicht umgestofsen.

Die Lage Thules läfst auch K. mit Recht unentschieden; ich möchte am liebsten an Norwegen denken. Dafs die Moorerde, die man in den Watten Nordfrieslands gräbt, tul heifst, darf uns nicht bestimmen, in einer gröfseren alten Insel Westschleswigs das alte Thule zu suchen, wie Marinepfarrer Heims, ni fallor, es zuerst getan.

K. glaubt, dafs Pytheas seine Forschungen zu Lande und zu Schiff gemacht habe. Das kommt mir recht unwahrscheinlich vor; das πυρευτόν beweist dafür nichts; sollte er keltische Fahrzeuge benutzt haben? Natürlich waren die Bewohner der nordischen Länder auch damals tüchtige Seeleute wie 300 Jahre später, aber sollten sie sich dem Fremden zur Verfügung gestellt haben?

Die Arbeit K.s ist von dauerndem Werte.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

157) **Brandt, Jonas und Loeber, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische.** II. Teil: Für Tertia von **Karl Brandt;** IV. Teil: Für Obersekunda und Prima von **Jakob Loeber.** Leipzig, G. Freytag, 1903 und 1904. VIII u. 250 S.; VIII u. 176 S. 8. geb. *M* 2.80 u. *M* 2.50.

Der erste und dritte Teil dieses Übungsbuches sind bereits in der N. Phil. R. 1903, S. 520 besprochen. In dem zweiten Teile ist Cäsar mit seinem Vokabel- und Phrasenschatz verarbeitet, doch so, dafs die Stücke nicht sowohl Paraphrasen der Cäsarlektüre bieten, als vielmehr in der ersten Hälfte, der Lehraufgabe der Untertertia, die Kriegskunst der Römer — die Beamten, das Heer, der Krieg, die Belagerung zur Darstellung kommt, während in der zweiten Hälfte, der Lehraufgabe der Obertertia Cäsar, als „der gewaltige Held der Geschichte und Dichtung" in einem Überblick über seine Werke und die seiner Fortsetzer erscheint. Die ganze Lehraufgabe der Tertia wird am Schlusse zusammengefafst in einer Reihe von Stücken, welche über Ovids Leben handeln. Es will mir indessen scheinen, als ob bei dieser Einteilung die Untertertia etwas zu kurz kommt, denn wenn auch jene Schilderungen und Darstellungen an sich sehr interessant sind, so dürften sie doch auf die Dauer dem Schüler zu einförmig erscheinen. — Die einzelnen Abschnitte der Grammatik sind jedesmal durch instruktive Einzelsätze erklärt und zum Bewufstsein gebracht, denen dann die zusammenhängenden Stücke folgen. Die Übersetzungshilfen sind möglichst beschränkt, die Aufgaben aber, wie ich nach längerer Beschäftigung mit dem Buche glaube sagen zu dürfen, nicht so schwierig, dafs sie nicht ein auch nicht übermäfsig begabter Schüler erfüllen könnte. — In dem vierten Teile sind Einzelsätze gar nicht, Übersetzungshilfen nur im Anfang nicht zu häufig, später überhaupt nicht mehr gegeben. Die Stücke schliefsen sich hauptsächlich an Livius, Sallust, Cicero und

Tacitus' Annalen und Germania an. In beiden Bändchen sind am Schlusse noch die nötigen Vokabeln für die einzelnen Stücke und stilistische Bemerkungen angefügt. Wertvoll ist besonders der Anhang im vierten Teile über Periodenbildung und die einzelnen Wortarten. — Ich glaube auch diese beiden Bändchen empfehlen zu dürfen.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

158) **G. Rau, Lateinische Prüfungsaufgaben und Formen** für Sexta. Stuttgart, A. Bong & Co., 1903. 145 S. 8. geb. Für Quinta. Ebenda 1903. 134 S. 8. geb.

Der französische Pädagoge Jacotot, der Advokat wurde, sich als Lehrer des Holländischen, Russischen, anderer Sprachen und der Musik bemerkbar machte, nacheinander war Professor, Sekretär in einem Kriegsministerium, Substitut des Direktors einer polytechnischen Schule und Professor der Sprachen und Mathematik an derselben und zuletzt Professor der französischen Sprache und Literatur zu Löwen und 1840 in Paris gestorben ist, verlangte, dafs der Schüler durch Raten und Kombinieren die ihm unbekannte Sprache finden solle, während in Wahrheit ein genauer grammatischer Unterricht einer fremden Sprache die unerläfsliche Vorbedingung zum gründlichen Erlernen derselben ist. Man versteht gar nicht, wie ein Mann mit gesundem Menschenverstande hat derartigen Unsinn vortragen können, wenn man nicht Jacotots beide Grundsätze kennt, von denen der eine lautet, dafs alle Menschen gleiche Intelligenz hätten, der andere, dafs jeder Mensch von Gott die Fähigkeit erhalten habe, sich selbst zu unterrichten und keines Lehrers bedürfe; ja ein explizierender Lehrer schade. Die Unterrichtsmaximen Jacotots sind nun auch für den Elementarunterricht im Lateinischen mutatis mutandis zur Anwendung gebracht worden. G. Rau aber gehört mit Recht zur alten philologischen Schule. Seine „Prüfungsaufgaben" sind durchaus dem Standpunkte der beiden untersten Klassen des Gymnasiums und Realgymnasiums angemessen, als Grundlage seines Werkes hat er die Forderungen der neuen Lehrpläne in Württemberg und für die Angaben von Vokabeln und als Übersetzungshilfen die in diesem Lande verbreiteten und wohlbewährten Herzogschen Übungsbücher benutzt. Ich verstehe nur nicht recht, weshalb die ersten Teile der beiden Bücher gerade nur Prüfungsaufgaben bilden sollen. Ich meine, dafs sie sich sehr gut auch zum täglichen Gebrauche in der Schule eignen würden. Ein öfterer Wechsel solcher

Übungsbücher ist aus jedem Schulmann leicht verständlichen Gründen sehr zu empfehlen. Dann müfsten aber noch Wörterverzeichnisse hinzugefügt werden. Wenn aber die Stücke wirklich nur als Prüfungsaufgaben angesehen werden sollen, so sehe ich nicht ein, weshalb den einzelnen Stücken die Jahreszahlen 1899 usw. vorausgeschickt sind, die doch nur für die betr. Verfasser ein Interesse haben können. Von unrichtigem Deutsch ist mir aufgefallen I, S. 3: „Lucius ist dem Staate vorgestanden“, wenn das nicht ein Druckfehler ist, wie I, S. 2, wo bei vanessa der Vokal e nicht sichtbar ist, übrigens ein Druckfehler, welcher im Druckfehlerverzeichnisse I, S. 146 neben anderen Druckfehlern verbessert ist. Im zweiten Bändchen (für Quinta) befindet sich ein Druckfehlerverzeichnis S. 135. Die Übungen in den letzten Teilen der beiden Bändchen sind durchaus zu empfehlen. Man könnte diesen Publikationen eine reiche Zukunft prophezeien, wenn sie nicht auf den zu engen Kreis von wirklichen Prüfungsaufgaben beschränkt würden.

Leipzig. **Hugo Traut.**

159) **Böddeker** et **Bornecque, Grammaire Française** pour les classes supérieures &c, exposé raisonné des lois de la syntaxe, suivi d'un tableau du système de la conjugaison française et des verbes dits irréguliers. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1903. VI u. 172 S. 8.

Das vorliegende Buch ist eine Bearbeitung von Böddekers „Wichtigsten Erscheinungen der Französischen Grammatik“ (Leipzig 1896) in französischer Sprache. Die deutsche Fassung des Werkes soll hier nicht Gegenstand der Besprechung sein, wenn auch kurz erwähnt werden mag, dafs das Buch mit seiner logischen Gruppierung der grammatischen Erscheinungen der Forderung der Lehrpläne von 1901, die für die oberen Klassen wenigstens der Realanstalten Erweiterung und Vertiefung der früheren grammatischen Lehraufgaben verlangen, entspricht und dem Lehrer in diesen Klassen anerkannt recht wesentliche Dienste zu leisten vermag. Dieses recht nützliche Buch ist nun, wie die Verfasser erklären, einer Anregung von verschiedenen Seiten entsprechend im französischen Gewande herausgegeben worden, und zwar mit zahlreichen Veränderungen im einzelnen und drei prinzipiellen Abweichungen: 1) ist das Beispiel vor die Regel gestellt und mit besonderer Sorgfalt ausgewählt; 2) ist dem französischen Erlafs vom 26. Februar 1901 betreffend die Vereinfachung der Syntax und der Orthographie Rechnung

getragen, und 3) ist, wie es der Titel schon besagt, eine Übersicht über das französische Konjugationssystem und die sogen. unregelmäßsigen Verben hinzugefügt worden. Auch diese französische Fassung von Böddekers Werk, die leider in der Paragrapheneinteilung mit der deutschen Fassung nicht ganz übereinstimmt, ist ein recht nützliches Buch, wenngleich ich von meinem persönlichen Standpunkt aus sie entbehren könnte: die Lehrpläne von 1901 verbieten französisch oder englisch geschriebene Grammatiken kurzweg, und meiner Ansicht nach mit Recht, zumal für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Die für dort geforderte Vertiefung der früheren grammatischen Lehraufgabe ist doch weiter nichts als die Aufdeckung des Logischen besonders in den syntaktischen Erscheinungen, die Entwickelung eines übersichtlichen Systems der fremden Sprache, wobei dann Anknüpfung an die anderen von den Schülern erlernten Sprachen nicht versäumt werden darf, vielleicht auch ein Blick auf die Psychologie und die historische Grammatik geworfen werden kann. Diese eben skizzierte Lehraufgabe für den grammatischen Unterricht in den oberen Klassen dürfte den Schülern, schon wenn die Unterweisung in deutscher Sprache geschieht, genügende Schwierigkeiten bieten, und es ist mir sehr fraglich, ob, von wenigen vielleicht glänzenden Ausnahmen abgesehen, Lehrer und Schüler imstande sind, so schwierige Fragen in der fremden Sprache mit der nötigen Deutlichkeit und Gründlichkeit zu behandeln. Deshalb würde ich stets die deutsche Fassung von Böddekers Buch im Schulgebrauch der französischen vorziehen. Dafs ich vom wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkt Böddekers deutsche Fassung sowohl, als auch die französische Fassung unter Mitwirkung von Bornecque für recht brauchbar halte, habe ich schon mehrfach betont. Das hindert natürlich nicht, dafs ich in meist unbedeutenden Einzelheiten anderer Auffassung bin. Ich kann hier nicht alle Einwendungen aufzählen, greife nur einzelne wenige heraus. In § 50 p. 29 oben würde ich statt der Fassung des Beispiels: Son frère et sa mère étaient morts die Fassung: Sa mère et son frère étaient morts vorgezogen haben; das warum liegt auf der Hand. Das Beispiel § 72, 9 h Que faire? für den Infinitiv ohne Präposition als Ausruf halte ich nicht für glücklich; die deutsche Fassung hat hier: Commettre une telle erreur! und gibt das Que faire? als Beispiel für § 72, 9 c: Infinitiv ohne Präposition als Stellvertreter für Fragesätze. In § 105 a wäre bei Angabe des lateinischen Etymons wohl besser der Akkusativ statt des Nominativs gegeben: vertu aus virtutem, nicht aus virtus; in dieser Fassung kommt die historische

Grammatik meines Erachtens besser zu ihrem Recht. § 106 behauptet Verwandtschaft zwischen frz. guerre und deutsch Wehr! ich möchte mit Diez, Kluge u. a. doch an der Ableitung von guerre aus ahd. werra Verwirrung, Streit festhalten, das wir nhd. noch in dem tautologischen Ausdruck Kriegswirren haben, und mit dem das nhd. Wort Wehr nichts zu tun hat. Der § 117 über gens bedürfte wohl einer klareren Fassung: die vorliegende entspricht meiner Ansicht nach weder der alten Regel noch der Neuerung vom 26. Februar 1901. Was ist dort mit ancien usage gemeint? und was heifst qui l'accompagne? Ist übrigens absichtlich das Wort expérience im Akademiebeispiel durch exemple ersetzt? In der deutschen Fassung steht expérience. In § 148, 4 Eh! le cocher! wäre eine Erkläung für den Gebrauch des Artikels wohl angezeigt gewesen. Den Ausdruck anciennes formes für meilleur, pire &c halte ich nicht für glücklich (§ 228). In § 325 erscheint mir das Wort mot statt des in der deutschen Fassung stehenden Wortes Prädikat zu unbestimmt. Die Fassung von § 336 ist nicht einwandfrei. Dafs bestimmte Zeitadverbien und Ortsadverbien hinter dem ganzen zusammengesetzten Verb stehen, mufste betont werden. In § 356 hätte ich eine schärfere Scheidung der beiden hervorhebenden c'est-que (Rel.-Pron. u. Konjunktion) gewünscht. Das in § 377 aufgestellte Tableau systématique des flexions halte ich für überflüssig: die Konjugation auf -er läfst sich doch eben nur schwer in dieses System einfügen, und damit fällt es meines Erachtens. Für das Futurum und Konditionale den Infinitiv einfach als Stamm anzusehen, scheint mir gewagt: je travailler -ai ist genau gebildet wie unser deutsches ich habe (zu) arbeiten. Ai ist also die 1. Sg. Präs. von avoir; in den mit av- beginnenden Formen von avoir fällt das av aus. Dieser dem Verf. doch sicher bekannte Tatbestand hätte wohl erwähnt werden können. Ein Hinweis auf die den französischen zugrunde liegenden lateinischen Formen hätte für Latein lernende Schüler die Sachlage sehr geklärt. Wenn ein solcher Hinweis in § 105a für Substantiva geschah, so hätte er auch hier geschehen können. Doch genug der Ausstellungen: sie sollen die Freude an dem Buch nicht rauben, sondern nur andeuten, dafs wohl noch an manchen Stellen ergänzend oder ändernd die bessernde Hand angelegt werden könnte. Mit besonderer Freude möchte ich noch feststellen, dafs von den Neuerungen des Erlasses vom 26. Februar 1901 nur vorsichtig Gebrauch gemacht worden ist, und dafs Verf. sich mit Recht wohl gehütet hat, nach Art radikaler Neuerer die Toleranzen des Erlasses schon als Regeln

zu lehren. Einige Druckfehler sind mir aufgefallen: meist e statt é S. 9, 37, 42, 50, 51, 66, 77, dann système générale S. 132; S. 134 fehlt einmal u.

Erfurt. **Max Krüger.**

---

160) **C. de Zangré, Französische Gespräche für den Unterricht.** Zweite Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter, o. J. [1904]. 103 S. 8. ℳ —.80.

In gutem Französisch geschriebene Plaudereien für Mädchenschulen und -pensionate, mit Hilfe deren man das Parlieren über Puppenstuben, Handarbeiten, Mahlzeiten, Küche, Wäsche, Einkäufe u. dgl., auch nach Gouinscher Methode, lehren kann. Der Stoff verteilt sich auf eine Unter- und eine Mittelstufe; letztere bringt teils neues Material, teils früheres in erweiterter und schwierigerer Form. Veraltet ist essuie-main satt serviette, plumeau statt édredon; für tourte aux pommes besser tarte aux pommes, statt Melle gewöhnlich Mlle. Altertümlich mutet ferner der Bindestrich in pommes-de-terre, très-bien usw. an, während er anderswo (z. B. S. 17 voulons nous) zu unrecht fehlt. Auch die Schreibung noend, oenf usw. statt œ stört. Die Berichtigungen S. 4 enthalten zwei neue Fehler und sind von Vollständigkeit weit entfernt, z. B. baigner statt nous baigner, promener statt te promener, grandmaman usw. Die Kinderreime S. 13 six: cerises, douze: douces sind doch gar zu schlecht.

Flensburg. **K. Engelke.**

---

161) **Theodor Knorr: Praeterita,** Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedankens vielleicht wert sind, von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben (von **Th. Kn.**). II. Band. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz, 1903. 320 S. 8. ℳ 4.—.

Der vorliegende zweite Band bietet in gekürzter Übersetzung den Inhalt des zweiten und einiger Kapitel des dritten Bandes der Originalausgabe, also die Erlebnisse von 1839—1864. Aus dem reichen Schatze dieser Jahre seien einige wichtige Punkte hervorgehoben. Da wird zunächst die erste Reise nach Italien geschildert, welche zur Wiederherstellung von Ruskins Gesundheit unternommen war, und die Enttäuschung, welche sie ihm in mehrfacher Hinsicht bereitete. Es wird stets merkwürdig bleiben, dafs die Kunst Italiens eine ästhetisch so fein veranlagte Persönlichkeit wie Ruskin so gänzlich unbefriedigt lassen konnte. Gewifs

liefs ihn sein körperliches Leiden nicht zum Genufs kommen; vor allen Dingen aber war er geistig noch nicht reif. Doch bald sollte die Wandlung seiner Kunstanschauungen zu ihrer schliefslichen Form erfolgen. Dann berichtet Ruskin über die Entstehung von 'Modern Painters' und über seine gewissenhaften Vorarbeiten dazu wie zu den 'Stones' of Venice, 'nutzlosen' Arbeiten, wie der sich entwickelnde Soziologe resigniert meint. Zwischendurch erfährt der Leser etwas über seine persönlichen Beziehungen zu Prout sowie zu seinem Halbgott, Turner. Für die innere Entwickelung Ruskins ist wichtig das Kapitel 'La Grande Chartreuse', denn es handelt über seine Stellung zum Katholizismus und über seinen Abfall vom Puritanismus seiner Mutter. Überall sind Charakterisierungen von Personen und Verhältnissen eingestreut und Erlebnisse verschiedener Art mit so behaglichem Humor erzählt, dafs auch dieser Band verdient, eine liebenswürdige und dabei durchaus freimütige Plauderei genannt zu werden, die jedem Leser Vergnügen bereiten mufs. In den beiden letzten Kapiteln treten noch sein treuer Freund Eliot Norton, Carlyle — sympathisch geschildert! — und Rose La Touche auf, von denen ihm die letztere so schweres Herzeleid bereiten sollte. Vor allen Dingen aber empfängt sein Schutzengel, seine Base Johanna Severn den Tribut herzlicher Dankbarkeit. — Wir wiederholen, dafs 'Praeterita' das sonnigste von Ruskins Büchern ist, doch keineswegs lückenlos noch streng chronologisch geschrieben. Die Art der Entstehung macht die Lückenhaftigkeit erklärlich. Eliot Norton riet dem im Jahre 1884 von schwerer Krankheit Genesenden zur leichten geistigen Beschäftigung und Zerstreuung, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. Da wurde denn absichtlich alles ausgeschieden, was Ruskins Herz im Leben am tiefsten verwundet hat.

Über die Übersetzung kann ich nur wiederholen, was ich 1903 in Nr. 24 der Neuen Phil. Rundschau zum ersten Bande gesagt habe. Auch dieser Teil enthält störende Einzelheiten bei der im ganzen gelungenen Übersetzung.

Bremen. **Wilkens.**

---

162) **C. F. Onions, An advanced English Syntax** based on the principles and requirements of the grammatical society. London, Swan Sonnenschein & Co. Ltd. Paternoster Square, 1904. VI u. 166 S. 8.

Das vorliegende Buch ist ein Glied der Parallel Grammar Series und enthält die „main facts of current English syntax in a systematic form".

Dadurch, dafs der Autor diese Form in Übereinstimmung mit den Prinzipien der Parallel Grammar Series bringt, erregt er auch unser besonderes Interesse. Von einer Syntax kann man nicht verlangen, dafs sie viel Neues bringe. Es wird sich in erster Linie darum handeln, wie der meist bekannte Stoff dargestellt ist. Tatsächlich nimmt das Buch in dieser Hinsicht unsere gröfste Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Introduktion (p. 1—27), welche den Zweck hat, „to provide a full scheme of sentence analysis", läfst an Klarheit und Übersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig. Hieran schliefst sich die eigentliche Syntax, welche wieder in zwei Teile zerfällt: In die „Sentence Construction" und „Meanings of Forms".

Im ersten Teile (p. 28—86) finden wir also die Lehre vom Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut, woran sich eine genaue Besprechung der Satzlehre anschliefst.

Im zweiten Teile (p. 87—158) werden die Kasus, die Präpositionen, Tempora, Modi, die anomalen Verba, die Pronomina usw. besprochen.

Der Antor weifs nicht blofs das Theoretische durch eine Fülle von Beispielen zu beleben, er weist auch zu wiederholtenmalen auf die früheren Epochen der Sprache zurück, macht auf gegenwärtig veraltete Formen aufmerksam nnd warnt in einer ständigen Rubrik, den Cautions, vor Fehlern, welche oft gemacht werden oder in die man wenigstens leicht geraten kann, wobei er anch beständig Gelegenheit hat, besonders wichtige Regeln genau hervorzuheben. Da auch die in allen Grammatiken üblichen Fremdwörter wie Syntax, Analyse, Parataxis usw. etymologisch erklärt werden, so gewinnen auch minder Geübte ein genaues Bild von dem Wesen der Sprache. Die zahlreichen Hinweise nnd Vergleiche mit der lateinischen, griechischen, französischen Sprache usw. werden den mit diesen Sprachen Vertranten zahlreiche Anregungen bieten. Aufserdem sind die einzelnen Abschnitte so eingeteilt, dafs sich die entsprechenden Teile einer anderen Grammatik z. B. der lateinischen oder dentschen der Parallel Grammar Series, vermittels der Paragraphe sofort auffinden lassen. Man kann daher gegebenenfalls sofort durch Vergleich der einzelnen Sprachen das Gemeinsame und Verschiedene derselben ersehen.

Deutschen, welchen die englischen Ausdrücke der Grammatik noch nicht bekannt sind, ist das Buch besonders zu empfehlen.

Die Ausstattung des Buches ist elegant, der Druck vorzüglich, wobei das Wesentliche vom Unwesentlichen oder minder Wichtigen genau

und höchst übersichtlich geschieden wird. Es ist dies ein Vorzug, auf den die Verleger so selten Rücksicht nehmen, der aber doch nicht zu unterschätzen ist. Denn es ist nicht angenehm, wenn man bei der Lektüre eines Buches immerwährend mit Rot- und Blaustift arbeiten mufs.

Schon lange habe ich mir eine wirklich praktische und doch inhaltsreiche englische Syntax gewünscht. Dieses Buch befriedigt mich vollständig. Möge es auch anderen eine solche Freude bereiten.

Steyr (Oberösterreich). **Vinzenz Meindl.**

---

163) **K. Baedeker, Mittel-Italien und Rom.** Handbuch für Reisende. 13. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker, 1903. LXXX, 484 u. 19 S. 8. geb. ℳ 7.50.

Die in Baedekers Reisebüchern für Italien durchgeführte Dreiteilung, Ober-Italien bis Florenz, Mittel-Italien und Rom, Unter-Italien mit Sizilien, Sardinien nebst Malta, Tunis, Korfu, hat sich als eine Disposition bewährt, welche die Interessen der Reisenden auf das Beste fördert. Alle drei Bände haben es denn auch schon zu einer ansehnlichen Höhe der Auflagen gebracht. Sie verdanken diesen grofsen Erfolg vielerlei guten Eigenschaften, zunächst der verständigen allgemeinen Einführung in die Reisekunst, soweit diese überhaupt lehrbar ist, guten Reiseplänen und ihrer zweckmäfsigen Durchführung, die bei keinem wichtigen Objekte im Stiche läfst und die einzelnen Aufgaben ihrer Bedeutung angemessen durchführt. Berufsmäfsige Kunstgelehrte und historische Forscher wie Chr. Hülsen, Amelung, R. Kekulé, A. Springer, haben sich bekanntlich an der Ausgestaltung dieses Führers mit besonderen Abschnitten beteiligt, die dem Buche dauernden Wert verleihen; und sonst sind vielfach an der Revision Fachmänner tätig gewesen. Demnach sind auch die neuesten Entdeckungen und Forschungen auf dem Gebiete der antiken Topographie (es sei nur an die Ausgrabungen auf dem Forum und Palatin erinnert!) zu ihrem Rechte gekommen, sind ferner die Neuordnungen und Vermehrungen der Kunstsammlungen berücksichtigt worden. Auf der anderen Seite erforderten und fanden die Veränderungen der modernen Stadtanlagen, namentlich der Hauptstadt Rom selbst, allenthalben Berichtigung und Neubeschreibung. Die Zunahme der Verkehrsgelegenheiten, Ab- und Zugänge im Hotel- und Pensionswesen, Fremdengesellschaften, Führungen usw. hat die neueste Auflage nach sorgfältigen Nachrichten und Beobachtungen angegeben. Wenn Anweisungen und Beschreibungen nicht ausreichen,

weifs Baedeker stets mit trefflichem Kartenmaterial, Plänen und Grundrissen nachzuhelfen, deren Zahl in der neuesten Auflage erheblich vermehrt ist. Auch die Besitzer früherer Auflagen werden gut tun, auf der Reise wieder zu der neuesten Bearbeitung zu greifen, da gerade diesmal die Fortschritte gegen die älteren Ausgaben so bedeutend sind, dafs sie schon in wenigen Kapiteln ihren Vorteil herauswirtschaften werden; in manchen Partien würde überhaupt der Text früherer Bearbeitungen gar nicht mehr auf die jetzigen Erklärungsobjekte passen. So sei denn dieser elegant ausgestattete neue Reiseführer allen Kollegen auf ihren Romfahrten als zuverlässigster Begleiter bestens empfohlen.

---

164) **Cardiff Free Libraries. John Ballinger and James Jones,** Catalogue of printed literature in the welsh department. London, Henry Sotheran and Co. 559 S. 8. geb.

Ein sehr brauchbares Hilfsmittel für alle Gelehrten, die wallisische Territorial-, Kultur-, Literatur- und Sprachgeschichte betreiben. Die Cardiffsche öffentliche Bibliothek enthält einen grofsen Schatz von Schriften aus alter und neuer Zeit, über die zwölf Grafschaften von Wales samt den vier Grenzgrafschaften, Bücher in keltischen Sprachen und Bücher, die dem Verständnis und der Erforschung dieser Sprachen dienen; ferner auch dahingehörige Manuskripte (z. B. aus der bekannten Bücherei des Sir Thomas Philipps), Stiche, Zeichnungen und sonstige Abbildungen, über deren Erwerb das Vorwort Auskunft gibt. Alle Bücher sind vollständig beschrieben und alphabetisch geordnet; zugleich sind aber unter den Stichworten einschlägige Verweisungen auf Zusammengehöriges gegeben. In einem allgemeinen voraufgeschickten Register kann man sich zudem sehr schnell über die Hauptmaterien orientieren. Ist durch diese erst am Ende des vorigen Jahrh. angelegte Sammlung vielerlei gerettet, was sich sonst verloren haben würde, vieles zusammengehalten, was in einzelnen Privatbüchereien nur von beschränktem Nutzen gewesen wäre, so ist eine volle Ausnutzung der neuen Einrichtung doch erst durch diese zweckmäfsige Inventarisierung in Gestalt des Katalogs möglich geworden. Das löbliche Vorgehen der Englischen Bücherfreunde verdiente bei uns in Deutschland vielerorts nachgeahmt zu werden.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 9. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

165) **Felix Jacoby, Apollodors Chronik,** eine Sammlung der Fragmente. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. 416 S. 8. ℳ 14.—.

Der dankbaren Aufgabe, an Stelle der recht unvollständigen Ausgabe der Fragmente Apollodors in C. Muellers FHG. eine neue Sammlung zu edieren, hat sich Jacoby mit gutem Geschick und Erfolge unterzogen. Jacoby ist Schüler von Diels und Wilamowitz, und ihnen verdankt er Anregung und Förderung. Diels' Einfluſs macht sich namentlich in den der eigentlichen Sammlung vorausgeschickten Kapiteln geltend, welche über Apollodors Leben, Chronik, Methode und den didaktischen Jambus handeln. Viel neue Resultate werden nicht gewonnen, aber alle früher geäuſserten Vermutungen sind berücksichtigt und erfahren teils eine begründete Ablehnung, teils — und diese sind fast alle Dielsschen Ursprungs — eine bis an die Grenze der Wahrscheinlichkeit hinanreichende Erhärtung.

Im ersten Abschnitt wird das Leben A.s nach den drei Zeugnissen erzählt, im zweiten eine Einteilung der *Χρονικά* versucht. Danach haben wir vier Bücher; und zwar umfaſst das erste die Jahre $118^4/_8$ bis $4^{80}/_{79}$; das zweite die Jahre $4^{80}/_{79}$ bis $32^4/_3$; weniger sicher das dritte die Jahre $32^4/_3$ bis $14\ ^5/_4$; und vielleicht als Anhang in einer zweiten Ausgabe

erschien das vierte Buch, die Zeitgeschichte vom Jahre $14^{5}/_{4}$ bis mindestens $1^{20}/_{19}$ vielleicht bis 110 enthaltend. — Der Inhalt der Chronik ist allgemeine Geschichte mit starker Berücksichtigung der Literatur und Philosophie. Quelle für Buch 1 und 2 ist Eratosthenes; die Benutzung durch spätere Schriftsteller ist sehr häufig, wenn auch oft nur indirekt.

Die Methode der Bestimmung der ἀκμή übernimmt A., wie Jacoby im dritten Abschnitt zeigt, nicht von Eratosthenes. A. bestimmt die ἀκμή auf das 40. Lebensjahr, und wenn die ἀκμή feststeht, erhält er zugleich das Geburtsjahr. — Nachdem Jacoby im vierten Abschnitt Untersuchungen meist statistischer Natur über den Jambus gegeben, kommt er dann zu seinem Hauptthema, der Sammlung der Fragmente. — Es würde zu weit führen, den mit echt philologischer Gründlichkeit geführten Untersuchungen, die sich an die einzelnen Fragmente anknüpfen, hier gerecht zu werden; sind es doch im ganzen 144 Fragmente, von denen 102 mit, 35 ohne Namennennung des A. sicher auf A. zurückzuführen sind, 7 sind Pseudo-Apollodorea. Da häufiger mehrere Fragmente von Jacoby unter einer Nummer zusammengefafst sind, so erhält er nur 119 Nummern, die sich auf die vier Bücher folgendermafsen verteilen: Fr. 1—33 stammen aus Buch 1; Fr. 34—64 aus Buch 2; Fr. 65—93 aus Buch 3; Fr. 94—111 aus Buch 4; Fr. 112—115 aus unbestimmten Büchern; Fr. 116—119 Pseudo-Apollodorea.

Flensburg. **A. Sundermeier.**

---

166) Gualtherus Hyde, De Olympionicarum statuis a Pausania commemoratis. Halis Saxonum, Max Niemeyer, 1903. VI u. 80 S. 8. ℳ 2.—.

Die fleifsige Abhandlung über die 188 bei Pausanias erwähnten Statuen olympischer Sieger und einiger anderer hervorragender Männer umfafst 1) den Katalog derselben, in dem in der ersten Spalte die Namen der Sieger und der Kampfesart, in der zweiten die Künstler der Statuen, in der dritten die betreffenden Olympiaden verzeichnet sind; 2) die Besprechung der einzelnen Personen (38 Seiten); 3) die Reihenfolge der Beschreibung und 4) die chronologische Ordnung der Statuen. Bei der grofsen Menge von Einzelfragen, die hier zu erörtern waren, kann auf das Einzelne nicht eingegangen werden, ohne dafs die Besprechung eine ungebührliche Ausdehnung erhielte. Soviel ich sehe, sind alle Fragen besonnen und mit der erforderlichen Sachkenntnis behandelt. Zweckmäfsiger

wäre es übrigens, wenn solche nützliche Arbeiten nicht ins Lateinische übersetzt, sondern deutsch gelassen würden, dann wäre dem Verf. und dem Leser gleich viel Verdrufs und Zeit erspart, womit ich dem Latein der vorliegenden Schrift keineswegs einen Tadel aussprechen will. Die Indices der Olympioniken, der übrigen Ehrenstatuen, der Künstler sind für die Benutzung recht erwünscht. Statt vieler kleiner Bemerkungen will ich mich über e i n e n Punkt ausführlicher aussprechen, weil ich hier zur Heilung einer verderbten Stelle des Pausanias beitragen zu können hoffe. Das zweite Kapitel des sechsten Buches beginnt mit der Erwähnung der Statue eines akarnanischen Pankratiasten von Lysipp, der angeblich Xenarches, Sohn des Philandridas, hiefs. Dafs diese Angabe nicht richtig sein kann, hat auch der Verf. richtig gesehen und schlägt vor, statt *Ξενάρχης τε ἐκαλεῖτο Φιλανδρίδου* zu lesen: *ἐκαλεῖτο δὲ Φιλανδρίδας*, da der Name Xenarches aus dem übernächsten Satz durch ein Versehen heraufgenommen worden sei. Aber sein Verfahren ist etwas gewaltsam, da die Genetivform des Vaternamens gut bezeugt ist. Die Lösung des Rätsels ist äufserst einfach und nur dadurch erschwert, dafs man, weil hier eben ein neues Kapitel anfängt, den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden nicht genügend beachtet hat. Im ersten Kapitel kommen nach fünf Eleern und einem Pheneaten drei Lakedaimonier als Sieger mit dem Viergespann, dann Kap. 2, 1 unser Pankratiast, und hierauf wieder vier Lakedaimonier als Viergespannsieger. Von dem Akarnanier spricht Pausanias in § 1 in Ausdrücken, die deutlich verraten, dafs sein Name ihm nicht bekannt wurde. Es ist also vergebliche Mühe, diesen finden zu wollen. Der Satz lautet: *Παγκρατιαστοῦ δὲ ἀνδρὸς τὸν μὲν ἀνδριάντα εἰργάσατο Λύσιππος· ὁ δὲ ἀ ν ὴ ρ ο ὗ τ ο ς ἀνείλετο ἐπὶ παγκρατίῳ νίκην τῶν τε ἄλλων Ἀκαρνάνων καὶ τῶν ἐξ αὐτῆς Στράτου πρῶτος.* Bis hierher sind die Korrekturen *τε* aus *δε*, *τῶν* aus *τοῦ*, *Στράτου* aus *στρατοῦ* unanfechtbar. Der Satz ist hier aus, und es fehlt nichts — als der Name! Und nun heifst's in den Handschriften ziemlich übereinstimmend weiter: *ξενάρχης τε ἐκαλεῖτο φιλανδρίδου λακεδαιμονίων· οἱ δὲ* (Vh.) oder *καὶ ξενάρχης* (*ξενάλγης* R) *ἐκαλ. φιλ. λακεδαιμονίων* Va R, ad marg., *οἱ δὲ οἱ δὲ ἄρα* Va usw. — überall kehrt namentlich immer wieder die Wendung *Λακεδαιμονίων· οἱ δὲ* ... Und so mufs es auch heifsen: Vorher war von Lakedaimoniern die Rede, die mit dem Viergespann siegten, dann kommt der namenlose Akarnanier und dann kommt Xenarches, wieder ein Lakedaimonier. Das fällt dem Pausanias auf. Er fährt fort: „Xen-

arches aber (dessen Statue jetzt kommt), der Sohn des Philandridas, ist auch einer von den Lakedaimoniern. Diese aber ..." und nnn folgt die Erklärung, warum so viele Lakedaimonier im Viergespann Siege errangen und dann heifst es weiter: „denn aufser den Erwähnten folgen auf die Bildsäule des Akarnanischen Athleten von Pferdezüchtern aus Sparta Xenarches (deu P. scbon genannt bat, und der eben zu der Zwischenbemerkung den Anlafs gab) und Lykinos und Arkesilaos und ... Licbas". Die verderbte Stelle nach *πρῶτος* ist also statt *ξενάρχης τε ἐκαλεῖτο φιλανθρίδου λακεδαιμονίων οἱ δὲ* einfach zn lesen: *Ξενάρχης δὲ καί ἐστιν ὁ Φιλανδρίδου Λακεδαιμονίων· οἱ δὲ ἄρα* ... auch der Genetiv plur. statt des Nom. sing. erklärt sicb einfach daraus, dafs P. fortfahren will *οἱ δὲ* ... Weil man aber für den Akarnanier durchans einen Namen wollte, entstand aus dem ähnlicben *δεκαιεστ᾽ ὁ Φιλ.* das naheliegende *τ᾽ εκαλειτο Φιλ.* und zog die gewaltsame Änderung *Λακεδαιμονίων· οἱ δὲ* in *Λακεδαιμόνιοι δὲ* nach sich. Der arme Akarnanier aber mufs es sich eben gefallen lassen, weiterhin obne Namen fortzuleben. Sein Kopf wenigstens scbeint in diesem oder jenem Fnndstück der Ausgrabungen erhalten zu sein, worüber ich mangels Abbildungen nicht urteilen kann.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

167) **J. van der Valk, T. Lucreti Cari libri sex.** Edidit et notis instrnxit J. v. d. V. Pars prior. Kampen, J. H. Kok, MCMIII. 58 S. 8.

In v. d. Valks Lnkrezausgabe soll nach der vorliegenden Probe (l. I) von jedem Buche der Text mit Anmerkungen am Fufse und eine ausführliche Inbaltsangabe vor dem Texte gegeben werden. Die Revision des Textes schliefst sich, ohne kritische Erörterungen, an des Herausgebers Dissertation De Lucretiano carmine a poeta perfecto atque absoluto (1902) an; es werden, entsprechend dem konservativen Standpunkte des Verf., nur an acht Stellen Lücken (4), Verwerfungen (2) und Wiederholungen (2) angedeutet, so dafs die Verszählung glatt verläuft. Der Druck des Textes ist grofs, klar und bis auf Kleinigkeiten (l. pertexere dictis V. 418; praeterea V. 430; aliquid V. 977) korrekt.

Die Anmerkungen stehen auf der Höhe der heutigen Epikur- und Lukrezforschung. Gewisse Randbemerkungen sind gewagt oder wunderlich, wie z. B. dafs patefacta (V. 10) „facete" auf Aprilis hinweise; dafs (V. 28) dem Dichter im Momente seines Gebetes lepor verlieben werde, insofern

ihm der Stabreim da dictis, diva gelingt; dafs (zu V. 43) ein Epikureer keine Gottheit passender anrufe als hominum divorumque *voluptatem*; der begeisterte Hinweis auf die Spektralanalyse (zu V. 73); die Deutung des Rhythmus im V. 138 und des Metrums in V. 253. Sie blieben besser weg wie auch manche Zitate (z. B. Quint. 8, 3, 35 zu V. 35; Apul. Metam. 4, 26 zu V. 96), die Anm. zu V. 884 als Wiederholung aus der Anm. zu V. 739 und bei V. 1041 (als nicht analog) die Beispiele von laborum decipitur an. Denn vor allem tut Knappheit not gegenüber der (wenn es sich um die Einführung in Lukrez handelt) geradezu lähmenden Breite von Munro und Giussani. Umgekehrt fehlt eine Anmerkung zu cita V. 385, zu V. 670—671 und 793, zu rēi V. 688, zu debebat (Imperfectum dogmaticum) V. 959, und zu V. 599 (cacumen) wäre, als an einer verdächtigen Stelle, mehr Ausführlichkeit angezeigt gewesen. Unzeitig ist bei V. 25 zu versus pangere die Verweisung auf die verkehrte Festusstelle, tüftelig die Erklärung des abundanten Ausdrucks mente animoque (V. 74), bedenklich die Beziehung von totas (V. 352) auf radices; ferner (zu V. 653) die Gleichung causa = prima materia, Urstoff, αἰτία und die Auffassung von quoniam (V. 581) als Konzessivpartikel, ohne die Zwischenstufe von quom iam (vgl. zu V. 396 u. 1077; ferner V. 566).

Sehr gute Dienste tut die Inhaltsangabe; sie entlastet nicht blofs den Kommentar, sondern erleichtert auch, als Ganzes vorausgeschickt, Rekapitulationen in beliebigem Umfange, die noch durch folgendes Auskunftsmittel bequemer werden: Die einzelnen Argumente werden mit den Übergangspartikeln des Textes eingeleitet und sind numeriert, und ihre Nummern an den entsprechenden Textstellen neben die Anfangsworte gedruckt. Auffällig ist in diesem Teile wiederholte Polemik gegen Lukrez-Epikur in apologetischer Absicht, eine Polemik, die doch schwerlich für alle Bücher durchgeführt werden kann.

Dafs Inhaltsangabe wie Kommentar lateinisch geschrieben sind, erhöht die Brauchbarkeit. Nur gibt es hie und da Unklarheiten. Nicht schön ist existere statt extare und igitur nach atque, neque und pron. rel. Ferner mufs es heifsen: S. 3, Z. 10 v. u. obstaret; S. 5, Z. 7 v. o. explicetur; S. 6, Z. 9 v. u. franguntur; S. 7, Z. 7 v. o. prohibebitur; S. 15, Z. 15 v. u. nicht supplicata; S. 23, S. 12 v. u. nonnulli; S. 57, Z. 16 v. u. pagina. In den griechischen Zitaten stören etliche Akzentfehler.

Eine Einleitung zum Ganzen ist offenbar nicht beabsichtigt; denn die Lukrezüberlieferung wird, übrigens kurz und klar, nur in einer Anmerkung

(zu V. 1068) besprochen. Ob dies zweckmäfsig ist, läfst sich bezweifeln. Aber auch so ist die v. d. Valksche Ausgabe empfehlenswert; wer sich nicht eingehender mit Lukrez zu befassen gedenkt und nicht Zeit hat, sich in den Briegerschen Text hineinzubohren bei gleichzeitigem Studium der Epikurea von Usener, der wird sich ihrer Führung mit Vorteil anvertrauen.

Strafsburg i. E. **Hans Schröder.**

---

168) **H. d'Arbois de Jubainville, Les Celtes.** Étude historique. Paris, Albert Fontemoing, 1904. 220 S. 12.

Viele Jahre hat der greise Verf. dieses Buches sich mit Forschungen über die älteste Geschichte Europas befafst, so in dem Werke Les premiers habitants de l'Europe. Besonders liefs er sich das Studium der Sprache und Literatur der Kelten angelegen sein. 1903 fafste er die Ergebnisse seiner Forschungen über die Geschichte der Kelten bis auf Cäsars Gallischen Krieg in 20 Vorlesungen zusammen, welche nun dieses Buch der Öffentlichkeit übergibt.

I. Die Kelten waren einst eine mächtige Nation und dehnten sich über Westeuropa, die Alpen- und Donauländer aus. Sie bildeten wohl niemals ein politisches Ganzes, sondern zerfielen in unzählige Völkerschaften, die vielfach unstät umherwanderten oder miteinander stritten, bis sie von den Römern unterworfen wurden. Keine Chronik hat jemals ihre Sagen über die Zeit ihrer Unabhängigkeit zusammengestellt; ebenso finden wir bei griechischen und römischen Autoren nur spärliche und bruchstückartige Nachrichten über sie. Ihre älteste Heimat lag wohl (nach Tac. Germ. 28) zwischen Rhein, Main und Donau. „Rhein" setzt ein keltisches *Rēnos* voraus; ē entspricht altlateinischem *ei*, klassischem ī (vgl. *rivus*). *Dubra* (Tauber) ist keltischer Plural von *dubron*, Wasser. *Danuvius* scheint verwandt mit dem irischen *dana*, kühn. Laber ist keltisches *labara*, die Rauschende. Keltische Orte waren: *Virodunum* Wirtemberg, *Segodunum* Würzburg, *Lopodunum* Ladenburg, *Tarodunum* Zarten, *Locoritum* Lohr, *Devona* Bamberg, *Ratisbona* Regensburg, *Sumelocenna* Rottenburg.

II. Cäsar meint (6, 24), die Kelten seien aus Gallien nach Germanien gekommen. Mit ihm irrt vielleicht auch Livius, der (5, 34) berichtet, um 600 (*Prisco Tarquinio Romae regnante*) seien Kelten unter Segovesus aus Gallien über den Rhein gezogen und hätten die *Her-*

cynei saltus in Besitz genommen. Die Gebirgslandschaften Süddeutschlands (Schwarzwald, Böhmerwald, Erzgebirge, Thüringerwald, Harz) waren um 400 v. Chr. von Kelten bevölkert. In Böhmen hausten die Bojer; die Hauptstadt Mährens ist keltischen Ursprungs (Brünn = *Eburodunum*).

III. Zu Ende der Steinzeit, um 1000 v. Chr., waren die Kelten auch schon nach Norddeutschland vorgedrungen, in die Gebiete zwischen Elbe und Rhein. Sie liefsen *p* im Anlaut und im Inlaut zwischen Vokalen bereits damals ausfallen (Are-morici = παραϑαλάσσιοι, *uer* = ὑπέρ im Anfang vieler Wörter), bewahrten dagegen das *q* noch (quennos Kopf, irisch cenn, ceam). Sie hatten Waffen aus Bronze, aus Kupfer, das man durch Beimischung von 10 Prozent Zinn härtete. Das Zinn kam aus Minen in Britannien, welche die Phönizier entdeckt hatten. Um sich in den Besitz dieser Zinnminen zu setzen, eroberten die nördlichen Kelten oder Gadhelen England und Irland, spätestens 800 v. Chr. Nachher verwandelten die Kelten des Kontinents q in p (pennos Kopf; epos = lat. equus, altirisch ech). Im 2. Jahrh. v. Chr. drangen Belgier in Grofsbritannien ein und verdrängten dort das Gadhelische. Um 100 v. Chr. herrschte der Suessione Divijacus über einen grofsen Teil von Nordfrankreich und England (Caes. 2, 4, 7).

IV—VII. Seit 297 n. Chr. erscheint für die Bewohner Nordbritanniens der Name *Picti* (die Bemalten?). Aus einigen Namen und *penn* (Kopf) ergibt sich, dafs sie zu den gallischen Kelten gehörten. Ebenso waren die *Silures* Kelten, wie der Name Gobannium (jetzt Abergawenny) zeigt, nicht Iberer, wie Tacitus meinte (Agr. 11). — Von den unterworfenen Gadhelen nahmen die nach England gezogenen Belgier und die Gallier des Festlandes die Lehre der Druiden an. Das Wort entstand aus druvid-s sehr weise. Der Priester eines Tempels oder eines einzelnen Gottes hiefs *gutuatras*, römisch *gutuater*. Cäsar scheint (7, 3, 1 und 8, 38, 3) diesen Titel für einen Namen gehalten zu haben. — Nur bei den Kelten der Inseln wurden der Gott *Nodons* und die Göttin *Briganti* verehrt; irisch sind die Götter Dagda, Mider und Manannan. Das Festland kennt diese fünf Götter nicht. Ein gefeierter Gott aller Kelten war *Lugus*, irisch Lug, den Cäsar 6, 17, 1 mit Mercurius identifiziert. Da jedes Handwerk seinen Lugus hatte, so findet sich auch der Plural *Lugoues*. Mehrere Städte hiefsen nach ihm „Burg des Lugus“ *Lugudunum* (Lyon, Saint-Bertrand de Cominges, Laon, Loudon, Leyden). Ebenso verehrten alle Kelten den *Ogmios*. Von den Tieren genossen der Bär und der Stier

Verehrung; der Name Deiotarus scheint aus Dēnio-taruos (heiliger Stier) entstanden zu sein. Dafs auch Gewässern ein Kult zuteil wurde, zeigt der Name Dēva für mehrere Flüsse (Dee in England, Dive in Frankreich, Deva in Spanien. Unter den Bäumen war namentlich die Eibe, gallisch eburos, heilig. Davon kamen Namen her: Eburones, Eburovices, Eburobriga (Avrolles), Eburomagus (Bram), Eburodnnum (Embrun, Yverdon, Brünn). Nicht nachweisbar ist bei den Gadhelen der Dienst des Camulos, der Epona, des Belenos, der Belisama, das Grannos (bei Cäsar Apollo), des Teutatis (bei Lucan Teutates) und Taranis. — Nach Timäus (bei Diodor 4, 56) verehrten die Kelten am Ozean besonders die Dioskuren. Der Zeussohn Pollux hat im Keltischen ein Analogon an Esus, mit dem Zunamen Smertullos (irisch Cüchnlainn), der Tyndareussohn Kastor an dessen Milchbruder Cernunnos (irisch Conall Cernach).

VIII. Die Hosen scheinen eine Erfindung der Perser zu sein. Sie heifsen bei Herodot und Xenophou *ἀναξυρίδες* und reichten nach Abbildungen des Darius bis auf die Füfse herunter. Die den Persern stammverwandten Skythen trugen ebenfalls Hosen, und die Amazonen werden auf Vasen in kurzen Hosen dargestellt. Von den Skythen und Sarmaten kamen die Hosen zu den Germanen zwischen Oder und Elbe und erhielten hier den Namen *brāka,* nordisch brôk, woher der englische Plural *breeches* kommt. Den Gadhelen waren die Hosen unbekannt, so noch den *Scoti,* die aus Irland im 6. Jahrh. n. Chr. in den Norden Grofsbritanniens eindrangen. Dagegen die Kelten des Festlandes nahmen von den Germanen die *bracae an.* In der Schlacht bei Telamon 225 trugen die Insubrer und Bojer *ἀναξυρίδας,* während die Gäsaten sie auszogen (Pol. 2, 28, 7). Properz (5, 10, 43) gibt dem 222 von Marcellus erschlagenen Keltenfürst Virdumaros gestreifte Hosen, *virgatae bracae.* Cicero nennt pro Font. 33 die Gallier *bracatos* und Diodor 5, 30 erwähnt ihre *βράκας.* Die Römer begannen, unter der Toga kurze Hosen zu tragen. Honorius verbot 377 den Gebrauch der Hosen in Rom. Sie verdrängten gleichwohl die Toga gänzlich.

IX. Um 700 v. Chr. oder schon früher drangen die Kelten aus Deutschland über den Rhein nach Westeuropa vor. Hier trafen sie auf das indogermanische Volk der Liguses, *Λίγυες,* Ligures. Diese bewohnten ehemals die Niederlande, Frankreich, Teile von Spanien, Oberitalien, Korsika und als Sikeler einen Teil Siziliens. Die einstige Ausdehnung der Ligurier erkennt man an den Namen von Flüssen, Tälern, Wohnorten mit

den Suffixen *asco* und *asca* (257 in Oberitalien, 20 in Korsika), *usco* und *usca, osco* und *osca*. Das Rhonegebiet weist 57 Namen mit diesen Suffixen auf, benachbarte Stromgebiete 10. Daraus ergibt sich, wie auch aus den Berichten der Schriftsteller (gesammelt von C. Meblis im Archiv für Anthropologie XXVI, 7 f.), dafs das Rhonegebiet bei der ersten Einwanderung der Kelten in Gallien noch ligurisch blieb. Zunächst wurden Holland, Belgien, der Norden und Westen Frankreichs mit Kelten angefüllt. *Sēquana* ist ligurisch; die ankommenden Kelten hatten *q* bereits in *p* verwandelt, so die Parisii, Pictavi, Petrucorii. — Um 300 rückten die Germanen über die Elbe vor und trieben die Kelten über den Rhein. 15 belgische Völkerschaften besetzten das nördliche Gallien und drängten die alten Bewohner nach Süden. So verliefsen die Sequaner, die vom Flusse Sequana den Namen angenommen hatten, ihre Sitze und besetzten ligurisches Gebiet bei Besançon. Die Raurici kamen von der Raura (Ruhr) in die Gegend von Basel. Die Allobrogen siedelten sich zwischen Rhone und Isère an. Die Volcae Arecomici und die Volcae Tectosages wanderten wahrscheinlich direkt aus Germanien nach Südfrankreich; noch zu Cäsars Zeit wohnten Volcae Tectosages in der Hercynia silva. Während zur Zeit des Skylax im 4. Jahrh. zwischen den Pyrenäen und der Rhone Ligurier und Iberer gemischt waren, traf Hanibal 218 bei seinem Durchzug durch Gallien nur Kelten an.

X—XI. Spanien hatte zu Ureinwohnern die Iberer. Dazu gesellten sich Ligurier, Phönizier und Griechen. Die Ansiedelung von Liguriern im Nordwesten, in der Mitte und im Osten Spaniens ist durch 21 Namen auf asco, asca, ascon, usco bezeugt. Der Periplus des Himilco um 500 kennt noch keine Kelten in Spanien. Aus Herodot 2, 33 *οἱ Κελτοί εἰσι ἔξω Ἡρακλέων στηλέων* ergibt sich kaum, dafs au milieu du Ve siècle la conquête celtique dans la péninsule ibérique était un fait accompli. Der Ausbreitung der Kelten in Spanien wurde ein Ende gemacht, als die Karthager 237 ihre Eroberungen in Spanien begannen. Keltische Völkerschaften waren die Arevaci, Autrigones, Belli, Celtiberi, Celtici, Nemetati, Oretani, Turmogidi, Vaccaei. Auffallend ist, dafs die in Gallien häufigen Ortsnamen auf *magus* (Feld) und das synonyme *ialum* (franz. *euil*, eil) in Spanien fehlen. Dagegen finden sich viele Namen auf *briga* Burg, *brica*, modernes *obre* für altes *obriga*. Die Kelten waren in Spanien nie recht heimisch, wie in Gallien. Ihre dortigen Städte waren Festungen zur Niederhaltung unterworfener Völkerschaften oder zum Schutze gegen

Feinde. Wenn im mittleren und südlichen Spanien keltische Namen fehlen, so scheinen sie durch die Araherherrschaft ausgetilgt worden zu sein. — Nicht erwähnt sind bier die liguriscben Segohrigii, in deren Gebiet nach Justin (43, 3, 6) um 600 Massilia gegründet wurde.

XII—XIII. Aus ihren ursprünglichen Wobnsitzen rückten die Kelten nach Süden über die Donau vor, wohl im 5. Jahrh., in die Gebiete, welche später die römischen Provinzen Rhaetia, Noricum, Pannonia hildeten, und unterwarfen hier die Autariaten, einen Zweig der Veneter, nach denen der Bodensee lacus Venetus hieſs. Keltische Ortsnamen sind: *Cassiliacus* Kiſslegg in Württemherg; *Cambodunum* Kempten, *Carrodunum* Karnberg, *Boiodurum* Innstadt (zu Passau), *Sorviodurum* Strauhing in Bayern; *Clunia* Altenstadt, *Brigantium* Bregenz in Vorarlberg, *Neⁿiodunum* Deruovo in Krain, *Matucaium* Treibacb in Kärnten; *Cucullа* Kuchel, *Graviacae* Tamsweg in Salzhurg; *Carnuntum* Petronell, *Gabromagus* („Ziegenfeld") Windiscbgarsten, *Vindobona* Wien, *Lauriacum* Lorsch in Österreich; *Brigetio* O'szony iu Ungarn. Dazu kommen gallische Völkernamen: *Vindelici* (von *ⁿindos* weiſs), *Taurisci* (vom Berge Taurus, Tauern). Häufig sind in diesen Gebieten Personennamen auf *mārus* (groſs) und *māra*. 488 u. Chr. wurden die Römer von den Germanen aus diesen Ländern verjagt.

XIV—XV. D'Arhois de Jubainville erzählt: Aus Steiermark, Kärnten, Krain rückten die Kelten um 400 unter Bellovesus durch die östlichen oder Julischen Alpen, den Birnbaumerwald, gegen Italien vor und stieſsen hier auf die Etrusker, welche im Pogehiet die ligurische Bevölkerung unterdrückt hatten. Die geknecbteten Ligurier nahmen die Gallier freudig auf, so daſs diese mit rapidem Erfolg 396 Melpum am Po einnahmen, 390 nach Clusium und Rom zogen. Livius läſst unentschieden, ob sie *per Taurinos* oder durch die *saltus Iuliae Alpis* kamen. Die Einfälle der Gallier in den Jahren 361, 350, 329 (Pol. 2, 18. Liv. 7, 9, 6 und 23, 2; 8, 20, 2) sind unhistorisch: la victoire de Camille sur les Gaulois et les autres batailles qui, suivant Tite Live auraisnt, été livrées depnis la bataille de l'Allia par les Romains aux Gaulois pendant le IVᵉ siècle avant J.-C., sont imaginaires.

Diese ganze Komhination ist verfehlt. Über die Zeithestimmung vers l'an 400 (S. 12) oder en l'an 400 ou environ (S. 140) gibt das Buch keinerlei Auskunft; es erregt den Anscheiu, als oh sie vollkommen im Einklang mit Livius stehe. Sie heruht aher nur auf falscben Interpretationen und unhaltbaren Annahmen Niehuhrs (Röm. Gesch., S. 640).

In Wirklichkeit waren die Kelten eher in Italien eingedrungen als in Spanien. Nach Livius (5, 33 f.) hat man bis 400 mindestens fünf Züge der Gallier nach Italien anzunehmen.

1) Zur Zeit des Tarquinius Priscus, *ducentis annis ante quam Clusium oppugnarent urbemque Romam caperent, in Italiam Galli transcenderunt*, unter Bellovesus, als eben Massilia gegründet worden war. Sie nahmen unterwegs Caturiger mit (nach Plin. 3, 125), kamen *per Taurinos saltus vallemque Duriae* (nach Madvig), über den Mont Genèvre, gründeten Mediolanium und nannten sich Insubrer.

2) Ihnen folgte noch zu Lebzeiten des Bellovesus *manus Cenomanorum eodem saltu;* sie nahm die Gegend von Brixia und Verona in Besitz. Von den Insubrern und Cenomanen sagt Justin 20, 5, 8: *sedibus Tuscos expulerunt et Mediolanum, Comum, Brixiam, Veronam, Bergomum, Tridentum, Vicentiam condiderunt.*

3) *Libui considunt post hos Salluviique*, westlich vom Tessin D. d'Arbois de Jubainville hält die *Salluvii* für einen *lapsus calami* und ersetzt sie durch *Salassi* (S. 154). Das ist unrichtig; denn Vercellae war von den salluvischen *Libicii* gegründet, wie Novaria von einem Vokontiergau (Plin. 3, 124 *Vercellae Libiciorum ex Salluviis ortae, Novaria ex Vertacomacoris*).

4) *Poenino deinde Boi Lingonesque transgressi.* Sie siedelten sich südlich vom Po an. Der Übergang über den Grofsen S. Bernhard zeigt, dafs Livius bei 1) nicht an die Julischen Alpen dachte.

5. *Tum Senones, recentissimi advenarum, ab Utente flumine usque ad Aesim fines habuere.* 396 nahmen sie mit Hilfe von Insubrern und Bojern Melpum ein (Plin. 3, 125), über dessen Fall Mommsen, Röm. G. I[8], 328, falsche Angaben macht. 390 *Clusium Romamque venerunt,* unter der Führung des Brennus (vgl. Tac. a. 15, 41 *Senones captam urbem inflammaverunt*). Von diesen Senonen sagt Justin 24, 4: *Galli abundanti multitudine trecenta milia hominum ad sedes novas quaerendas velut ver sacrum miserunt. Ex his portio in Italia consedit, quae et urbem Romam captam incendit; et portio Illyricos sinus ducibus avibus per strages barbarorum penetravit et in Pannonia consedit.* Unter einem Volk von 300000 Menschen waren höchstens 75000 Waffenfähige. Von diesen zog aber kaum die Hälfte vor Clusium und Rom; nach Diodor (14, 113) waren es 30000 Mann. Während dieser Zeit belagerte Dionysius der Ältere 11 Monate lang Regium. Diodor (14, 113) ist so borniert, die ganze Einwanderung der Kelten in Italien während dieser Be-

lagerung vor sich gehen zu lassen, und Niehuhr benutzt diesen Unsinn als Zeugnis gegen Livius' Bericht, obwohl dieser durch die Aufzählung der Keltenvölker am Po bei Polyb 2, 17 unterstützt wird. — Die keltischen Orte Italiens (worüber XV handelt) sind im zweiten Band von Nissens Italischer Landeskunde zusammengestellt.

XVI — XVII. Die Kelten drangen der Donau entlang abwärts vor. In Slavonien gründeten sie *Cornacum* (Sotin) und *Bononia* (Banostor), in Serbien *Singidunum* (Belgrad) und *Viminiacum* (Kostolatz), in Bulgarien *Bononia* (Vidin), *Ratiaria* (Artscher) und *Durostorum* (Silistria), in der Dobrutscha *Noviodunum* (Isaktscha), am Dniester *Carrodunum*. Das bedeutendste Keltenvolk auf der Balkanhalbinsel waren die *Scordisci* am Mons Scordus (Schardagh), mit der Stadt *Capedunum*. Als Alexander der Grofse 335 die Geten an der Donau besiegt hatte, kamen keltische Gesandte zu ihm und machten mit ihm Freundschaft. Die germanische Religion zeigt keinerlei Abhängigkeit von der keltischen; gleichwohl les Germains avaient probablement vécu sous la domination des Gaulois pendant plusieurs siècles qui se terminèrent vers l'an 300 avant J.-C. Um diese Zeit erhoben sich die Germanen und vertrieben die Kelten aus dem Land zwischen Elbe und Rhein. Eine Keltenschar kam 299 nach Italien (Pol. 2, 19, 1). 295 kämpften die Gallier bei Sentinum gegen die Römer mit grofsem Verlust. 283 wurde im Gebiet der Senonen Sena Gallica, 268 Ariminum gegründet; 232 wurden die Senonen verjagt und ihr Land römischen Kolonisten übergeben. 225 kamen die Gäsaten (von *gaeson* Spiefs) über die Alpen und erlagen bei Telamon. Mit dem Hannibalischen Krieg verloren die Gallier Oberitaliens alle Aussicht, sich der römischen Herrschaft zu entziehen. Inzwischen hatten Keltenhorden in Kleinasien das Reich der Galater gegründet. Um 100 n. Chr. wohnte in Schlesien das keltische Volk der Cotini (Tac. Germ. 43). bei *Lugidunum* Liegnitz und *Budorigum* Brieg.

XVIII. Um 240 waren die Gallier die militärischen Herren der meisten Teile der iberischen Halbinsel. Die Karthager besafsen Gades, Malaca und Abdera, als Hamilkar 237 seine Eroberungen begann. Er schlug zunächst ein Heer von Kelten und Iberern unter dem Gallier Istolatios (Diodor 25, 14), worauf die Iberer sich ihm angeschlossen zu haben scheinen. Dann gründete er Acra Leuce (bei Livius 24, 41, 3 Castrum Album, später Lucentum, jetzt Alicante). Als er aber 229 die Oretanerstadt Ilici angriff, wurde er zurückgeschlagen und kam auf der

Flucht über einen Flufs um. Sein Nachfolger Hasdrubal heiratete die Tochter eines iberischen Fürsten, erschlug die Häupter der Oretaner aus Rache für Hamilkars Tod, wurde dann aber von einem gallischen Knechte eines dieser Fürsten getötet (222). Hannibal trat in Freundschaft mit den Kelten, indem er eine Oretanerin aus Castulo heiratete. Als die Römer dann die Karthager aus Spanien vertrieben hatten, mufsten sie zur Begründung ihrer eigenen Herrschaft schwere Kämpfe mit den Kelten bestehen, mit den Celtiberi, Belli, Vaccaei, Arevaci (um Numantia).

XIX. Hier werden die Berichte der Alten über die Züge der Gallier nach Griechenland und über die Gründung des kleinasiatischen Reiches der Galater vorgeführt und kritisiert; Livius 38, 16 ist nicht erwähnt. Grofse Haufen der Kelten zwischen Rhein und Elbe und der Volcae Tectosages aus Süddeutschland zogen nach der Balkanhalbinsel. 281 erlag ihnen Ptolemäos Keraunos. Dann durchstreiften sie Mazedonien und plünderten 279 Delphi. Darauf liefs sich ein Teil in Thrazien nieder, der andere setzte 278 nach Kleinasien über und gründete dort ein Reich. Es bestand aus drei Provinzen, Tectosages, Trocmi und Tolistoagii (Mommsen, R. G. I[8], 742 nach zwei Inschriften) oder Tolistobogii (nach Livius). Jede der drei Völkerschaften war in vier Bezirke geteilt, an deren Spitze Tetrarchen standen. Diese 12 Fürsten bildeten einen Rat; ein gröfserer Rat von 300 Mitgliedern versammelte sich jährlich zu Drunemeton. Nemeton bedeutet Tempel; dru hängt nicht mit δρῦς zusammen, sondern ist Wurzel zum irischen drom 'stark, reich'. Die Eiche hat im Keltischen den Stamm dervo. 189 wurden die Galater an Rom tributpflichtig; Augustus machte sie 24 zur Provinz.

XX. 113 erschienen die germanischen Cimbern aus Schleswig-Holstein in Noricum. *Cimbros* ist keltisch und bedeutet einen, der *cimb* (Zahlungsgeld, Kriegsgefangene) macht, wie denn Festus angibt: Cimbri gallica lingua latrones dicuntur. Sie schlugen bei Noreia ein römisches Heer und zogen mit ihrer Beute gegen den Bodensee, wo auch die Helvetier von Wanderlust ergriffen wurden, zumal die Tiguriner und Tougener (*Τωυγενοί* Posid. Ap. 75). 109 schlugen die Cimbern in Gallien ein römisches Heer, 107 die Tiguriner den Konsul L. Cassius bei Agen an der Garonne (Per. Liv. 65). Danach scheinen die Helvetier mit der Beute heimgekehrt zu sein. Die Cimbern trieben sich in Spanien und Gallien herum. In Belgien stiefsen die germanischen Teutonen zu ihnen. Das Wort *Teutoni* ist ebenfalls keltisch; es entstand wohl aus einem

germanischen Thiudanōs „Könige“, worin ein Protest freier Männer gegen die frühere Unterdrückung durch die Kelten zu liegen scheint. Die Römer hielten die Cimbern und Teutonen zuerst für Kelten, so noch Cicero. Erst im Sklavenkrieg begannen sie, die ihnen neue Nation der Germanen von den Kelten zu unterscheiden. Die Cimbern und Teutonen liefsen in Belgien die *Atuatuci* zurück (Caes. 2, 29) und gingen dann verschiedene Wege. Die Teutonen wurden 102 bei Aquae Sextiae, die Cimbern 101 bei Vercellae vernichtet. — 61 bat dann der Druide Diviciacus in Rom um Hilfe gegen die Germanen unter Ariovist. Zugleich rüsteten sich die Helvetier zur Auswanderung. Dies führte zur Eroberung Galliens durch Cäsar.

Bedenklich ist, was d'Arbois de Jubainville über die Helvetier sagt. Er trennt die Tiguriner von den Helvetiern (nach Appian), während nach Cäsar die Tigurini der Hauptstamm der Helvetier waren, und nimmt an, bis zum Cimbernkrieg hätten sie nicht in der Schweiz gewohnt: les Helvetii habitaient alors au nord-est du Rhin, dans une grande partie du territoire qui forme aujourd'hui le grand-duché de Bade et le Württemberg; les Tigurini paraissent avoir alors occupé à l'est des Helvetii, une partie de la Bavière moderne, là où se trouvent les localités du nom de Tegernsee, Tegernbach et Tegernheim. Jetzt erst siedelten sie sich an dans une partie de la Suisse moderne restée jusque-la ligure. Schon vor 400 waren Bojer und Lingonen vom Lemansee her über den Grofsen S. Bernhard gezogen. Auf sie ist wohl zu beziehen, was Plinius (12, 5) von dem helvetischen Mechaniker Heliko erzählt: *produnt Alpibus coërcitas et tum inexsuperabili munimento Gallias hanc primum habuisse causam superfundendi se Italiae, quod Helico ex Helvetiis civis earum fabrilem ob artem Romae commoratus ficum siccam et uvam oleique et vini praemissa remeans secum tulisset.* Wahrscheinlich wurden schon damals die Ligurier in der Westschweiz durch die keltischen Seduni, Veragri, Nantuates und Helvetii verdrängt. Auf der Höhe des Grofsen S. Bernhard verehrten die Kelten den Pöninus (Liv. 21, 39, 9).

Von keltischen Dialekten existieren heutzutage noch: a) das Irische und das Gälische in Schottland, b) das Kymrische in Wales und das Bretonische.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

169) **Führer, Übungsstoff für die Oberstufe des lateinischen Unterrichts.** Zugleich ein Lesebuch der griechischen und römischen Geschichte. Paderborn, F. Schöningh, 1904. X u. 206 S. 8. ℳ 2.—.

Führer bietet in dem vorliegenden Buche, mit dem er sein treffliches Unterrichtswerk abschliefst, eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Perioden der griechischen und römischen Geschichte. Er behandelt in 82 Stücken die Zeit des Perikles, den peloponnesischen Krieg, Philipp von Mazedonien und Alexander d. Gr., in 119 Stücken die Ereignisse von der Schlacht bei Kannä bis zum Tode Cäsars. Ergänzend treten einige Abschnitte aus der griechischen und römischen Literaturgeschichte hinzu (8 + 16 Stücke). Alles ist in gutem, klaren Deutsch frisch und lebendig erzählt und übersichtlich gegliedert. Dabei begnügt sich der Verf. nicht mit der kritiklosen Wiedergabe der einseitigen Überlieferung dieses oder jenen alten Schriftstellers, sondern verwertet sorgfältig die Ergebnisse der historischen Wissenschaft. Er kann daher mit vollem Rechte seine Arbeit als ein Lesebuch der griechischen und römischen Geschichte bezeichnen und sich der Hoffnung hingeben, die geschichtlichen Kenntnisse wesentlich zu fördern.

Gleichzeitig wird aber auch das Verständnis der alten Schriftsteller, die in Obersekunda und Prima gelesen werden, durch die Übungsstücke erleichtert und vertieft. Besonders gilt dies von der Lektüre des Thukydides, Demosthenes, Livius, Sallust und Cicero. Vielleicht hätte in dieser Beziehung noch mehr geschehen können. Ich vermisse vor allem Abschnitte über die Kämpfe der Römer mit den Germanen (Tac. ann. I und II!), über die Kulturzustände bei den Germanen (Germania!) und über die griechische Philosophie (Ciceros philosophische Schriften!); auch wäre es wohl zweckmäfsig gewesen, eine kurze Übersicht über die Ereignisse des zweiten punischen Krieges bis zur Schlacht von Kannä (Pensum der Obersekunda!) zu geben, obgleich F. hierüber schon ausführlich in einem anderen Buche gehandelt hat.

Im einzelnen dürfte folgendes zu berichtigen sein: Scipio war an Talent sicherlich Hannibal nicht ebenbürtig (S. 85), der Vornamen des Aquillius ist M.' (S. 134), Sullas schreckliche Krankheit ist schlecht beglaubigt (S. 137), Cicero verwendete nach seiner Rückkehr aus der Verbannung nicht allen Fleifs auf die Staatsangelegenheiten (S. 172), sondern zog sich so viel wie möglich vom politischen Leben zurück, die mili-

tärischen Leistungen Ciceros in Cilicien sind zu hoch bewertet (S. 172), Oktavian wurde im Jahre 43 nicht der Oberbefehl gegen Antonius übertragen (S. 172), unter den rhetorischen Schriften Ciceros durfte der Brutus nicht unerwähnt bleiben (S. 174), die Paradoxa fallen schon in das Jahr 46, die Bücher de natura deorum sind erst 44 vollendet (S. 175), auf S. 175 ist hinter „die kleinen Schriften über das Greisenalter" einzufügen „und über die Freundschaft", die Briefe ad Familiares sind nicht nur an „vertraute Freunde" gerichtet (S. 175), das Landgut des Horaz hiefs nicht Sabinum (S. 179), auf S. 167 ist der Ausdruck „Cicero schlofs sich nach römischer Sitte besonders an den Augur Scävola an" verfehlt.

Aber nicht nur sachlich, sondern auch sprachlich sind die Stücke aufserordentlich lehrreich. F. hat sie, ohne irgendwie dem deutschen Ausdruck Gewalt anzutun, so gestaltet, dafs sie reichlich Gelegenheit zur Anwendung der grammatischen Regeln bieten. Trotzdem wird ihre Übertragung auch mäfsig begabten Schülern leicht fallen. Denn der Satzbau ist einfach, und die Anforderungen in lexikalischer und stilistischer Hinsicht sind sehr bescheiden. Bisweilen sind sogar Phrasen, die in der Grammatik gelernt werden, in den Anmerkungen angegeben: z. B. in solcher Lage (nr. 81,1), Gegenstand der Bewunderung sein (nr. 109, 5), Verkehr haben mit (nr. 138, 8), es geschehen lassen (nr. 143, 5), so wenig (nr. 199, 2), ohne Vorwissen (nr. 208, 6). Aber über das, was man als bekannt voraussetzen soll, werden die Ansichten immer auseinandergehen. Jedenfalls sind die Fachgenossen F. für das sachlich wie sprachlich vortreffliche Buch zu grofsem Danke verpflichtet.

Potsdam. **Krause.**

170) **Paul Fink, Das Weib im französischen Volksliede.** Berlin, Mayer & Müller, 1904. X u. 119 S. 8. ℳ 2.80.

Da es nur verschwindend wenig Lieder gibt, in denen das weibliche Geschlecht keine Rolle spielt, so heifst die Stellung des Weibes im französischen Volksliede untersuchen überhaupt das französische Volkslied behandeln (Einl. III). Dabei weist der Verf. darauf hin, dafs die Bedeutung des Weibes nicht nur im Volksliede, sondern auch für das Volkslied, für dessen Gestaltung und Überlieferung, grofs ist. Einige Belege aus den Liedern für die Mitarbeit der Frauen werden auf S. III u. IV angeführt. Auch scheint es ihm nach den Angaben der Lieder, dafs die Frauen mehr singen als die Männer. Gestreift wird die interessante Frage, ob das

Gedächtnis der Frauen in bezug auf Volkslieder dem der Männer überlegen sei. P. Sébillot bejaht die Frage, der Verf. läſst sie offen. „Es wäre interessant, in Guillons Sammlung (Chansons pop. de l'Ain. Paris 1883), wo bei jedem Liede angegeben ist, von wem es dem Sammler vorgesungen wurde, festzustellen, wie sich der Prozentsatz auf Mann und Weib verteilt und ob in der gegenseitigen Wiedergabe durchgehende Differenzen sich konstatieren lieſsen (IV).“ Schade, daſs er die Antwort nicht gibt. Mir will es scheinen, als ob in der Tat das Gedächtnis der Frauen für den Text der Volkslieder besser sei als das der Männer. Es mag wohl damit zusammenhängen, daſs sie mehr Freude am Singen haben.

Der Darstellung sind vor allem die Volksliedersammlungen zugrunde gelegt, die von selbständigen Sammlern und Forschern seit etwa der Mitte des 19. Jahrh. angelegt worden sind (V). Dabei hat sich Fink auf das französisch sprechende Frankreich beschränkt; bretonische und provençalische Lieder sind nicht berücksichtigt. Den Patoisliedern legt er keinen hohen Wert für die Erkenntnis des allgemeinen Charakters des französischen Volksliedes bei, wenn er auch ihre Wichtigkeit für die Kenntnis des Volkslebens nicht verkennt. Nicht berücksichtigt sind ferner historische Lieder, rein religiöse Dichtungen und Complaintes, die dem Bänkelsängerton verfallen. Mit Recht werden auch demipopuläre Produkte ausgeschieden. „Nicht was für oder über das Volk gemacht worden ist, ist Volkslied, sondern was im und durch das Volk entstanden, geworden ist (IV).“ Zeitlich beschränkt sich der Verf. auf die Lieder, die um die Mitte des 19. Jahrh. vorzugsweise auf dem Lande noch am Leben waren und von denen wohl viele heutzutage tot sind (VI). Lieder älterer Sammlungen sind nur dann herangezogen, wenn sie wertvolle Varianten enthalten. Die Bibliographie (S. IX u. X) weist, abgesehen von den Zeitschriften, 30 Volksliedersammlungen auf.

Von dem Einteilungsprinzip sagt Fink, daſs es ganz der Arbeit selbst entwachsen sei. Auf vollkommen logische Durchführung wolle es keinen Anspruch erheben. Ein jedes Einteilungsprinzip habe seine gefährliche Seite und sei nur ein Notbehelf (VI). Das trifft besonders bei Arbeiten wie der seinigen zu, wo eine Fülle von Einzelzügen zu einem Gesamtbild sich zusammenschlieſsen soll. Will man den Leser nicht durch lästige Wiederholungen ermüden, so muſs man Gruppen zusammenfassen. Da läſst es sich nicht immer vermeiden, daſs der Logik Gewalt angetan wird. Im allgemeinen ist die Einteilung übersichtlich. Im ersten Abschnitte

scheint mir die Anordnung indes nicht sehr glücklich zu sein, die einzelnen Unterabteilungen stehen oft ohne Zusammenhang nebeneinander.

Die Darstellung zerfällt in die drei grofsen Abschnitte: Das Weib und die Liebe (1—49), das Weib im Gefüge der Familie (50—95), das Weib in seiner Lebensstellung (96—119). Der erste Abschnitt, der seiner Wichtigkeit wegen mit Recht an erster Stelle steht, wird wieder eingeteilt in A. Äufserungen der Liebe ohne ernsthaften Hintergrund (Tändeleien, Schäferwelt, Spiel und Tanz, Weigerung und Überlistung, Satire) und B. Ausleben und Tragik der Liebe (Liebesleid, Aufopferung und Untergang, realistische Liebe, die Verlassene, die Entführte, das Weib und der Teufel). Der zweite Abschnitt enthält die Teile: die Vorstufe der Ehe, die Hochzeit und der Hausstand. Interessant ist, dafs das Verlangen der Mädchen, sich zu verheiraten, allgemein ist, und doch der Abschied vom ledigen Stande als etwas trauriges, schmerzliches empfunden wird. Die Auffassung der Ehe ist eine durchaus pessimistische, nur ganz wenig Lieder singen von dem Glücke und der Zufriedenheit, das die Ehe Mann und Weib gewährt (69). Klagen über die Sorgen und Lasten der Ehe, Sehnsucht nach dem ledigen Stande, nach Spiel und Tanz klingen überall durch. Zahlreich sind die Malmariéelieder, das beliebteste Thema ist die Verbindung des jungen Mädchens mit dem alten Manne, der wohl reich ist, aber das Lieben verlernt hat. Seltener sind die Lieder, in denen der malmarié sein trauriges Los beklagt, das in der Regel in der Untreue der Frau seinen Grund hat. Die Stellung zu den Kindern ist meist wenig erfreulich. Die Unterabteilungen des dritten Abschnittes tragen die Überschriften: Stände, Charakter, Persönlichkeiten. „Von der Königin bis zur Stallmagd zieht das Volkslied weibliche Lebensstellungen in seinen Kreis.“ Mit Vorliebe aber bewegt es sich in der Welt der Kleinbürger und Bauern. Besonders populär sind die Wirtin und die Müllerin. Auch die Hirtin, die Gärtnerin, die schlaue Schifferin, die feine, graziöse lingère sind beliebt. Bei den Mägden wird besonders die grobe Seite betont. Sie werden meist als dumm, faul, unsauber, eitel und anmafsend gezeichnet. Auffallend ist, dafs viele französische Volkslieder weibliche Trinkgelage schildern.

Nach historischen Persönlichkeiten forscht der Verf. nicht, da er sich auf den Standpunkt Morfs stellt, dafs nicht der geschichtliche, sondern der allgemein menschliche, romantische, poetische Wert eines Ereignisses dauernd das Interesse des singenden Volkes fesselt. Er weist nur auf einige mythologische Elemente und die Rolle der Heiligen und der Jungfrau Maria hin.

Die fleifsige Arbeit bietet des Anregenden viel, zumal die Proben aus den Volksliedern mit Geschick ausgewählt sind. Manche kulturhistorisch interessante Züge enthält das Kapitel über die Hochzeitsgebräuche (S. 59 ff.). Störende Druckfehler habe ich bei der Lektüre nicht angemerkt. Die Form „gespiesen" (sie haben trefflich gespiesen S. 83) ist mir nicht geläufig.

Cassel. **August Preime.**

171) **Th. de Beaux, Französische Handelskorrespondenz.** Leipzig, G. J. Göschen, 1903. VII u. 144 S. 8. geb. ℳ —.80.

Das in der bekannten Sammlung Göschen erschienene Bändchen enthält eine Sammlung französischer Handelsbriefe, die Waren-, Bank-, Kommissions- und Speditionsgeschäfte betreffen. Die Briefe sind nicht zusammenhangslos aneinandergereiht, sondern es sind Briefgruppen gebildet, die den Entwicklungsgang des Geschäftes darstellen. So behandeln 7 Briefe ein Geschäft in Röstkaffee, 10 andere ein solches in Spielwaren; weitere 16 gehören zu einem Geschäfte in Stearinkerzen. Die Einrichtung, dafs die Briefe im Zusammenhang stehen, hat viel für sich; das Interesse des Lernenden wird dadurch eher gefesselt. Der Briefsammlung vorausgeschickt ist ein Phraséologie benannter Abschnitt, der gebräuchliche Eingangs- und Schlufsformeln enthält. Das Büchelchen eignet sich für Anfänger weniger, dagegen wird es weiter Vorgeschrittenen gute Dienste leisten. Vielleicht versteht sich die Verlagsbuchhandlung dazu, ein englisches Gegenstück ihrer Sammlung beizufügen.

Bochum. **M. Steffen.**

172) **Hugo Jung, Das Verhältnis Thomas Middleton's zu Shakespeare.** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. 29. Heft.) Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandl. Nachf. (Georg Böhme), 1904. VIII u. 99 S. 8. ℳ 2.80.

Middleton, den Rudolf Fischer (in der Festschrift zum Wiener Neuphilologentage) nicht ohne Grund ein Stiefkind der Literaturgeschichte genannt hat, kommt neuerdings wieder zu den ihm gebührenden Ehren. Swinburne hat in einer seiner „Rettungen" den Dichter enthusiastisch gepriesen und den eigenen glänzenden Namen in die Schale Middleton's mit jenem schönen Eifer geworfen, der ihn schon mehrmals antrieb, gegen die

Verkennung grofser Geister zu protestieren. Jung hat es nun unternommen, Middleton's Abhängigkeit von Shakespeare klar zu stellen. Während Middleton auf Shakespeare nicht den geringsten nachweisbaren Einflufs ausgeübt hat, verdankt er dem nur um sechs Jahre älteren Will of all Wills sehr viel: Gedanken, Versreihen, Situationen, Szenen, die er unbekümmert aus der heroischen und mythischen Welt Shakespeare's entlehnt und der eigenen bürgerlichen Atmosphäre adaptiert. Umsichtig und aus der Fülle des Beweismaterials weist Jung nach, dafs Middleton infolge seiner vorherrschenden Begabung für derbere Komik nicht selten Shakespeare's feine Züge ins Groteske vergröbert, wobei er sich wenig daraus macht, einen entlehnten Zug durch Wiederholung möglichst auszuspressen. Man wird förderhin beim Studium der Elisabethaner in der soliden und methodisch tüchtigen Arbeit Jungs eine nicht zu unterschätzende Förderung finden. Denn, was sein gewähltes Thema war, hat Jung erschöpfend behandelt; aber auch für die Kritik Shakespeare'scher Daten und Apokryphen bringt die Arbeit zum mindesten wertvolle Anregungen, die vielleicht noch ausführlicher behandelt werden können. So deutet Middleton's Quarto "The Honest Whore", in dem der Othello benutzt ist, mit Nachdruck auf das umstrittene Othellodatum 1604. Auf frappante Ähnlichkeiten im Texte gestützt, weist Jung das pseudoshakespeare'sche Stück "The Birth of Merlin" Middleton zu, den schon P. A. Daniel als Autor vermutet hatte. Endlich hält Jung auch bei "The Puritan" Art und Zahl der Reminiszenzen für ein Zeugnis von Middleton's Verfasserschaft. Das ist überhaupt das beste Zeichen für Jungs Schrift, dafs sie anregt, und neue Möglichkeiten der Untersuchung aufzeigt. Die Hexenliteratur z. B., wie sie mit der Tronbesteigung des pedantischen Jakob I. auftaucht, verdiente einmal zusammenfassend behandelt zu werden.

München. **Josef Hofmiller.**

---

173) **Armin Kroder, Shelley's Verskunst.** [= Münchener Beiträge zur Romanischen und Englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. XXVII. Heft.] Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1903. XVI u. 242 S. 8. ℳ 5.50.

Nach Mayor's schwer zugänglichem und ungenügendem Versuch [Shelley's Metre. Shelley Society Public. 1st Series Part II. Lo. 1891] die Verstechnik Sh.'s darzustellen, macht sich K. in einer sehr umfangreichen

Monographie an diese Aufgabe. Auf Grund des in langjähriger, mühsamer Arbeit zusammengetragenen Materials bemüht er sich eine auf modernen Prinzipien fufsende, erschöpfende Darstellung der gesamten Verskunst Sh.s zu geben. Dabei ist anzuerkennen, dafs sich der Verf. gründlich mit Metrik befafst hat; für die Prosodie verspricht er, als Nebenfrucht seiner Sh. gewidmeten Untersuchung, die Grundzüge eines neuen Systems zu entwickeln. Doch wird er gut tun, für zukünftige Arbeiten mehr Fühlung mit der deutschen Metrik zu behalten. Die Forderung, den Satzakzent auf die Geltung der Silbe und des Wortes im Vers auszudehnen, in der er mit Reichel (Zs. f. d. U. 16, 273) zusammentrifft, für eine 'Neuheit und Originalität' zu halten (Anm. zu 75), würde ihm so wohl erspart geblieben sein; vgl. Minor, Nhd. Metr. 171 ff. Im übrigen hält sich der Verf. an die überlieferten Schemen. Die Prosodie wird in engem Anschlufs an Schipper behandelt. Es zeigt sich, dafs der Dichter zu allen Zeiten seines Schaffens mit ziemlicher Freiheit über die Zahl der auf die Versbebungen zu verteilenden Silben schaltete. Im Versbau, dem ein Abschnitt über Wortbetonung vorausgeht, sind die interessantesten Kapitel die über 'Fehlende Silben in der Senkung' und 'Rhythmus'. Sie beweisen, wie sehr der Dichter zugunsten des natürlichen Empfindens sich von dem starren Versschema zu emanzipieren wufste. Der nächste Abschnitt, dem Versschmuck gewidmet, untersucht die phonetischen Kunstmittel Sh.'s Wie schon bekannt, stellt sich seine Reimtechnik als 'über alle Begriffe lax' dar; nur die unheilbringende Wirkung der englischen Dichtertradition, die ihm den Reim als verwahrlostes Erbstück übermittelte, kann teilweise zur Entschuldigung dienen. Es folgt eine Besprechung der von Sh. gebrauchten Strophenformen mit übersichtlicher Liste derselben. Hier erscheint Sh. überraschend sorgfältig, wohl nicht ohne Einflufs der Formstrenge der von ihm so verehrten antiken Dichtung. Dafs 'Queen Mab' neben formellen und inhaltlichen Übereinstimmungen, die schon von anderen nachgewiesen sind, auch in metrischer Beziehung von Southey's Thalaba abhängt, wird von K. festgestellt. Auch anderweitige 'metrische Vorbilder' Sh.s werden glaubhaft gemacht. Als Ergebnisse der Untersuchung stellt der Verf. im Nachwort einige Thesen für die Textkritik auf, die von künftigen Herausgebern wohl beachtet zu werden verdienen.

Bremen. **C. Scriba.**

---

174) **Horace Hart,** Rules for Compositors and Readers at the University Press, Oxford. London, Henry Frowde. 15[th] Edition, revised & enlarged. 43 S. kl. 8. kartonniert 6 d. net.

Das vorliegende kleine Heft hat seine vierzehn ersten Auflagen nur als Manuskriptdruck erlebt, da es zunächst lediglich für die Setzer und Korrektoren der Clarendon Press bestimmt war. Die erste Ausgabe erfolgte 1893, die Vorarbeiten datieren schon von 1864 her. Im Laufe der Jahre ist die kleine Schrift allmählich auch in anderen Kreisen bekannt geworden, und namentlich haben sich die englischen Regierungskanzleien diese vielfach zum Vorbild für ihre Schreibweise genommen. Es ist deshalb mit Dank zu begrüfsen, dafs nunmehr eine allgemein käufliche Ausgabe veranstaltet worden ist. Denn man kann die Regeln und Vorschriften der berühmten Oxforder Druckerei jetzt wohl füglich als mafsgebend für das ganze englische Reich ansehen, zumal da auch das grofse Murray'sche Wörterbuch seine Orthographie nach ihnen geregelt hat. Murray und Bradley haben die vorliegende Ausgabe zum Überflufs noch einmal mit durchgesehen und in allen Punkten sanktioniert. Im einzelnen enthält das kleine Heft folgende Abschnitte: Wörter auf *-able* bzw. *-eable* (z. B. *movable, changeable*), solche auf *-ise, -ize* und *-ment* (z. B. *advertise, agonize, judgement*), sodann eine lange alphabetisch geordnete Liste von schwierigen oder im Gebrauch schwankenden Schreibungen (z. B. *ecstasy, by and by, by the by, loath* [adj.], *loathe* [verb], *envelope* [noun], *envelop* [verb], *fulfil*); Verdoppelung von Konsonanten vor Endungen (*conferred*, aber *packeted, paralleled*); Fremdwörter; *æ* und *œ*; Bindestriche; Abkürzungen; grofse Anfangsbuchstaben; *a* und *an* (z. B. *a European, an heir*); Silbenbrechung; Interpunktion; kursive Schrift; arabische und römische Ziffern u. a. m. Besonders interessant ist auch ein von Murray hinzugefügter Anhang über den sächsischen Genitiv bei Eigennamen. Man kann unter Anlehnung an das dort Gegebene die Regel über die Bildung dieses Kasus jetzt in aller Kürze so geben:

Der sächsische Genitiv wird gebildet durch Anhängung von *'s*. Ein blofser Apostroph ohne *s* wird gesetzt:

1) bei Pluralen auf *-s*, z. B. *friends'*;
2) bei antiken zwei- oder mehrsilbigen Eigennamen auf *-es*, z. B *Moses', Aristides'* (aber *Moses's*, wenn der Name modern ist);
3) bei den Ausdrücken: *for goodness' sake, for conscience' sake, for justice' sake, for peace and quietness' sake* (neben *for appearance's*

sake, for form's sake, for experiment's sake, for propriety's sake). (Vielleicht widmet Murray in einer der nächsten Auflagen dieser dritten Gruppe noch eine kleine Notiz.)

Hart's Büchlein kommt auch im Auslande einem dringenden Bedürfnisse entgegen. Für Anglisten und für Druckereien, welche englische Texte zu setzen haben, wird es jedenfalls in Zukunft unentbehrlich sein. Beiläufig wollen wir hier noch auf ein kleines seit 1893 erscheinendes Hilfsbuch hinweisen, welches, speziell für Amerika bestimmt, neben zahlreichen praktischen Winken für Briefschreiben, kaufmännisches Rechnen u. dgl. auch ein Wörterverzeichnis mit Aussprachebezeichnung sowie orthographische Regeln enthält. Das kleine Buch ist äufserst geschickt angelegt und bietet auf engem Raume eine geradezu verblüffende Fülle von Stoff. Leider ist der Druck sehr klein. Der Titel lautet: *The Columbian Pocket Companion, or the Complete Vest-Pocket Library and Perpetual Memorandum, by E. Edgar Miles.* New York, 43 Bond Street. London, 59 Paternoster Row. **-x.**

---

175) **K. Baedeker, Paris et ses environs.** Manuel du voyageur. Avec 13 cartes et 32 plans. Quinzième édition. Leipzig, Karl Baedeker, éditeur 1903. XXVI u. 454 S. u. 46 S. 8. geb. ℳ 6.—.

Eine vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage! Die Änderungen bemerkt man schon an der „Introduction". Der Absatz „Saison" hat ein ganz neues Aussehen bekommen, leider auch der nächste, der den Kostenpunkt des Aufenthalts in Paris betrifft; denn wir erfahren, dafs der einfache Reisende, der in der vorigen Auflage noch mit 10—15 Franken auskam, jetzt auf 15—20 gefafst sein mufs, ferner in einem neu eingefügten Abschnitte „Monnaie", dafs auch bei den zirkulierenden Münzen wegen erheblicher Zunahme verrufener Exemplare mehr Vorsicht geübt werden mufs. Der Fremde fällt natürlich unter so fatalen Verhältnissen zuerst hinein, und der Schreckschufs und die Belehrung sind also am rechten Platze. — Kapitel II, Chemins de fer, ist gleichfalls sehr verändert und bringt jetzt viele Angaben, Warnungen und Winke, die der vorigen Auflage fehlen. Schon diese Eingangsabschnitte lassen es rätlich erscheinen, nicht mit einer alten, nicht einmal mit der vorletzten Ausgabe die Reise anzutreten, sondern nur den neuesten Pariser Baedeker mitzunehmen, dessen vollkommenere Gestaltung die Anschaffung reichlich bezahlt macht. — Der historische Abrifs der Landesgeschichte, jetzt ein

selbständiger Abschnitt der Einleitung, zeigt da und dort die Zeichen der Revision. — Die Geschichte der Hauptstadt ist in den Perioden der älteren Zeit etwas verkürzt worden, so dafs die Gesamteinleitung 26 Seiten statt der früheren 32 zählt. Dafür hat der ausführende Teil destomehr zugenommen und weist einen Zugang von 54 Seiten auf. Der Indicateur stieg von 38 auf 46 Kolumnen, ebenso hat die Zahl der Karten und Pläne Zuwachs erhalten. Für diese letzten Materialien ist die Einrichtung des herausnehmbaren Sonderheftes mit Recht beibehalten.

Wie schon erwähnt, ist die gröfste Vermehrung dem ausführenden Teile des Textes zugute gekommen. Das ständige Anwachsen der Hauptstadt und der Vororte, die Zunahme der Verkehrsmittel, die Neuordnungen und Erwerbungen der Museen, die Verschiebungen in den Theaterverhältnissen usw. brachten dem Herausgeber für diese Auflage wieder ein reichliches Arbeitspensum. Bei den Kunstsammlungen mit amtlichem Material ausgerüstet und in anderen Bedarfsfragen durch tüchtige Fachkenner unterstützt, hat er den Reiseführer auf der Höhe eines zuverlässigen Beraters gehalten, der nie versagt, wo etwas der Beachtung wert ist. Wie prompt im einzelnen revidiert ward, zeigt uns am einfachsten die bekannte Tiara des Saitaphernes: in der 14. Auflage noch (S. 131) besprochen, ist sie jetzt (S. 153) verschwunden. — Die Notiz über den Schatz von Boscoreale ist jetzt durch den Namen des Stifters vermehrt worden (S. 153), und zugleich gibt S. 55 Auskunft über die beste Bezugsquelle der Nachbildungen. Solche Proben sorgfältigster Aufmerksamkeit lassen sich leicht vermehren. — Von den Annehmlichkeiten der französischen Ausgabe für Reise- und Unterrichtszwecke haben wir uns schon bei der Anzeige der vorigen Ausgabe Jahrg. 1902, S. 407 dieser Zeitschrift ausgesprochen. Das Buch sei den Fachgenossen als wohl bewährtes und billigstes Reisehandbuch bestens empfohlen.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 23. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

176) **J. van Leeuwen J. F., Aristophanis Lysistrata.** Cum prolegomenis et commentariis edidit (J. v. L.). Lugdnni Batavorum apnd A. W. Sijthoff, MDCCCCIII. XIV n. 177 S. 8. fl. 2.70.

Wer sich einmal unter Führung Leeuwens mit Aristophanes heschäftigt hat, wird jedes neu erscheinende Stück dieser Ausgabe mit Freuden begrüfsen und mit stets neuem Vergnügen sich in die Lektüre vertiefen. Der nene Herausgeber des Aristophanes hat sich im Laufe der Jahre immer gröfsere Routine angeeignet, wie dies schon die prompte Fertigstellung eines Stückes in jedem Jahre zeigt, während anfangs zwei his drei Jahre henötigt wurden.

Die 1903 erschienene Lysistrata zeigt natürlich dieselbe Ökonomie wie die früher erschienenen Stücke. Eine flott und mit eingehender Sachkenntnis geschriebene Einleitung führt in die politischen Verhältnisse und das milieu des Stückes ein; der Hauptteil zeigt auf jeder Seite in zwei Ahteilnngen ohen den Text mit dem kritischen Apparat, dann den Kommentar mit dem index locorum für eben diesen.

Nr. I der Einleitung schildert in erschöpfender Weise die traurige Lage des athenischen Staates im Jahre der Aufführung: die vollständige Erschöpfung nach dem unglücklichen Ausgang der sizilischen Expedition, die sich mehrenden Schwierigkeiten infolge der Besetzung Deceleas, des Abfalls der Bundesgenossen, des Eingreifens der Perser; die Wahl der Probulen, die Verhandlungen mit Alkibiades und die Einsetzung der 400. Im nächsten Abschnitt weist der Herausg. auf die Tendenz der Komödie hin. Wie immer, so hielt Aristophanes es auch unter diesen Umständen für seine Pflicht zum Frieden zu raten, dieses Mal durch den Mund der Frauen, die ihre Männer, ihre Söhne, ihre Verlobten im unseligen Kriege verloren. Leeuwen kann sich nicht enthalten darauf hinzuweisen, dafs der Dichter seiner Neigung zur Laszivität über Gebühr habe die Zügel schiefsen lassen, wenngleich bei allen die sittliche Absicht nicht zu verkennen sei. Der dritte Absatz handelt vom Chore, der das ganze Stück hindurch geteilt erscheine und sich nicht an die Zuschauer wende, so dafs die Parabase fehle, von der Zeit der Aufführung im engeren Sinne und vom Orte der Handlung. In bezug auf letztere weist Leeuwen mit Entschiedenheit darauf hin, zu welchen Ungeheuerlichkeiten es führe, wenn man an die Aristophanesbühne um jeden Preis den Mafsstab der Wirklichkeit anlege. Zuletzt klärt uns der Herausg. über die wichtigsten Handschriften auf, eine Neuerung, die nur zu begrüfsen ist. Leider läfst uns Leeuwen auch in diesem Stücke ein wenn auch noch so gedrängtes Verzeichnis der benutzten Ausgaben und der zu Rate gezogenen Literatur vermissen. Namentlich letztere Lücke ist um so empfindlicher, als Leeuwen im exegetischen Teile bei keiner fremden Erklärung das Werk der Gelehrten zitiert, aus dem er sie genommen, so dafs jede Handhabe für eine Kontrolle fehlt. In einem ähnlichen Exkurse dächten wir uns das Versmafs der Chorgesänge kurz skizziert, wie ja der Herausg. schon von verschiedenen Seiten einen ähnlichen Wunsch hat äufsern hören. Warum der wichtige Punkt ganz aufser acht gelassen wird, ist bei dem offenkundigen Streben Leeuwens nach Vollständigkeit nicht zu erklären. Jedenfalls würde die darauf verwendete Mühe sich besser lohnen, als die Aufstellung eines unsicheren und ganz willkürlichen Personenverzeichnisses.

Nach dem Prinzipe des Wechsels der auf- und abtretenden Personen und des Chores teilt Leeuwen das Stück in 30 Szenen mit noch besonderer Bezeichnung von Prologus, Parodus und Exodus. Man hat diese ganz moderne Einteilung vielfach angefochten; es läfst sich aber nicht leugnen,

dafs die Übersichtlichkeit dadurch bedeutend gewinnt. Ref. möchte sie sogar noch auf den erklärenden Teil ausgedehnt wissen in der Art, dafs in einer kurzen Bemerkung auf den Inhalt jeder folgenden Szene und ihre Bedeutung für die Entwickelung der Handlung hingewiesen würde. Das würde die Klarheit fördern und die vom Herausg. da und dort eingestreuten ästhetischen Bemerkungen hätten ihren bestimmten Ort.

Eine Eigenheit der Leeuwenausgabe sind bekanntlich auch die szenischen Bemerkungen. Auch in diesem Stücke erregen sie wiederholt Bedenken, wenn nicht Widerspruch; immerhin aber ist ihre Mehrzahl der Art, dafs sie die Situationen kurz und treffend erklären. Überflüssig erscheinen sie, wenn die Worte des Dichters selbst schon die Szene klar bezeichnen (z. B. V. 357, 359, 370), willkürlich jene, welche durch keine Andeutung des Dichters wahrscheinlich gemacht werden. Leeuwen geht sogar soweit, dafs er einmal, V. 657, der Worte des Dichters zuviel vor sich zu haben glaubt, die dann ohne szenische Bemerkung nicht mehr zu verstehen wären.

Der wichtigste Teil ist für Leeuwen der exegetische Kommentar, nachdem für die Kritik durch Blaydes' und Velsens Ausgaben genügend vorgearbeitet worden ist. Schon ein flüchtiger Vergleich zeigt den grofsen Vorzug dieser neuen holländischen Ausgabe vor jener bekannten englischen. Bei Blaydes erhalten wir an verschiedenen Stellen gar keine oder eine unzulängliche Erklärung, bei Leeuwen begegnet durchweg entschiedenes Streben nach Klarheit und Vollständigkeit; während der Engländer in vielen Fällen sich bei der Erklärung eines Scholiasten oder früheren Herausgebers beruhigt, sucht Leeuwen überall wenn nicht zu neuer, doch selbständiger Anschauung zu gelangen; bei Blaydes eine Anhäufung von Parallelstellen aus dem ganzen Bereiche der griechischen Literatur, wobei es dem Leser überlassen bleibt, das Fazit zu ziehen, bei Leeuwen auch in der kleinsten Anmerkung ein abgerundetes Ganzes, wobei sein Streben nach Vollständigkeit soweit geht, dafs er sich nirgends mit einem nackten Zitate begnügt, sondern immer mit ein paar Worten die Situation bezeichnet, aus welcher heraus das Angeführte gesprochen ist.

Mit Rücksicht auf diese Klarheit und Übersichtlichkeit hat Leeuwen auch für den Stellennachweis zu unterst einer jeden Seite eine besondere Rubrik geschaffen. Nur diejenigen Zitate sind im erklärenden Teile stehen geblieben, welche ihre Erklärung durch eine Stelle des Aristophanes erhalten. Solche Verweisungen finden wir allerdings so häufig, dafs sie geradezu eine Eigentümlichkeit dieser Ausgabe bilden. Es ist nicht zu leugnen, dafs

sich gerade hierin wieder zeigt, wie Leeuwen seinen Aristophanes aufs gründlichste beherrscht, aber die Möglichkeit einer ungehemmten Lektüre wird dadurch nicht wenig beschränkt. Man sieht oft den Wald vor Bäumen nicht mehr, so z. B. S. 26, wo von den Versen 151—157 ein jeder zum besseren Verständnis das Nachschlagen in einem anderen Stücke nötig macht, oder S. 122, wo von V. 885—888 nicht weniger als sechs Stellen nachzusehen sind. Und wenn man dann auch immer am Ziele wäre! Aber es trifft sich, dafs wir an der nachgeschlagenen Stelle weiter verwiesen werden, vielleicht wieder zurück zur Ausgangsstelle, so dafs der circulus vitiosus fertig ist. Umständlich gestaltet sich diese Art des Verweisens auch, wenn in der kritischen Anmerkung auf den Kommentar und in diesem wieder auf den Stellennachweis hingewiesen ist. Über manche Punkte werden wir erst Aufklärung erhalten, wenn einmal die Ausgabe vollständig sein wird; denn Leeuwen versagt es sich nicht, uns auch auf Stellen im Plutus und in den Ecclesiazusen hinzuweisen, deren Erscheinen wir noch abzuwarten haben. Diesen Mangel scheint der Herausgeber selber empfunden zu haben, indem er z. B. zu V. 298 bemerkt: ignis fumus oculos mordere etiam Plut. 822 dicitur, oder wenn er zu V. 497 die Stellen aus den Ecclesiazusen und aus Plutus entgegen seiner gewohnten Weise wörtlich anführt. Diese ausgedehnte Anwendung von Verweisungen scheint also Mifslichkeiten mitzuführen. Bei einer nicht geringen Anzahl von Stellen liefse sich dadurch abhelfen, dafs eine kurze Erklärung gegeben wird, wenn es sich mit einem oder wenigen Worten machen läfst. Geradezu notwendig erscheint dieses, wenn in ein und demselben Stück zu wiederholten Malen auf die nämliche Stelle in einem anderen Stücke verwiesen wird, so z. B. in den Versen 288, 302 und 338, welche Nub. 69 ihre Erklärung erhalten oder in den Versen 295 und 305, welche durch Vesp. V. 161 erklärt werden. Berufungen auf andere Herausgeber, namentlich ältere, sind sehr selten, werden allerdings auch nicht vermifst, da Leeuwen überall, auch an den schwierigsten Stellen, ein eigenes Urteil zu gewinnen und eine selbständige Erklärung zu geben sucht. Ein einziges Mal gesteht Leeuwen, locum non ab omni parte perspicuum esse (V. 139). An schwierigen Stellen wird eine treffende lateinische Übersetzung des griechischen Textes geboten, manchmal in der Rubrik für Zitate in holländischer Sprache, wenn diese ein passendes Analogon bietet. Nur in seltenen Fällen wird ein scholion zitiert, wie Leeuwen zu den alten Erklärern überhaupt wenig Vertrauen zeigt und bei jeder Gelegen-

heit Anlafs nimmt, ihre Unzuverlässigkeit zu beweisen. Etwas zu knapp und dürftig sind die Erklärungen der schlüpfrigen Stellen, die in diesem Stücke besonders zahlreich sind und nach des Herausgebers Meinung so derb, dafs damit die Grenzen echter Poesie überschritten werden. Es mag dahin gestellt sein, ob wir an eine altattische Komödie den von moderner Ästhetik gebotenen Mafsstab anlegen dürfen, jedenfalls hätte sich Leeuwen aus mancher sichtlichen Verlegenheit helfen können, wenn er gerade hier die Scholiasten hätte zu Worte kommen lassen. Besonders auffällig ist bei der Erklärung dieses Stückes Leeuwens Vorliebe für antiquarische Notizen, auch wenn diese der Erklärung einer Stelle wenig oder gar nicht dienen. So ist V. 317 darauf hingewiesen, dafs neben dem Burgaufgange der Tempel der Nike lag und dafs dieser in unserer Zeit wiederhergestellt wurde. Mit einem grofsen Aufwande antiquarischen Wissens ist V. 389 erklärt; so geistreich und interessant aber der Herausg. auch die Sache darlegt, so hat er gewifs wenn irgendwo so hier seiner Phantasie zu sehr die Zügel schiefsen lassen. Gewifs bedurfte auch der V. 235 zu seinem Verständnisse nicht des umständlichen Exkurses über den Unterschied zwischen ἐὰν mit Konj. und εἰ mit Opt. unter Berufung auf Beispiele aus den Gortynischen Gesetzen; man bekommt den Eindruck, als ob nur letzteren zuliebe die lange Auseinandersetzung gemacht worden sei.

Was die Textgestaltung anbelangt, so huldigt Leeuwen bekanntlich einem besonnenen Konservativismus. Von handschriftl. Abweichungen und Vorschlägen neuerer Herausgeber ist nur das Wichtigste notiert; eigene Verbesserungen hat er mit einem Sternchen bezeichnet. In mehreren Fällen geht er ohne besonderen Grund von der Überlieferung ab, so z. B. V. 13 und V. 19, wo ἐνθαδί für das handschriftl. ἐνθάδε geschrieben wird, oder V. 202 und 216, wo μοι gesetzt ist für das überlieferte μου, während V. 221 ebenso willkürlich μου für μοι geschrieben wird. Ebensowenig Grund war vorhanden V. 982 von der durch den Ravennas geschützten Leseart σὺ δ᾽ εἰ τίς abzugehen, oder V. 993 das handschriftl. εἰδότα με zu ändern in εἰδότ᾽ ἐμέ, da für die Metrik die Enklitika με als letzte Silbe des vorhergehenden Wortes zählt, oder V. 16 das überlieferte γυναικῶν mit Geel in γυναιξί zu ändern. Diejenigen Verse, welche aus metrischen Gründen bis jetzt am meisten beanstandet wurden, finden sich auch bei Leeuwen in ihrer alten verderbten Form. Hierher gehört vor allem V. 24 καὶ νὴ Δία παχύ, der im zweiten Fufse einen tribrachys zeigt mit einer Auflösung, wie sie auch bei Aristophanes ganz unerhört ist. Es läfst sich

bestimmt behaupten, dafs Aristophanes die eine Länge vertretenden Kürzen niemals auf zwei Wörter verteilt, die nicht irgendwie enge miteinander zusammenhängen. Das ist hier nicht der Fall und es ist also entweder einer der vielen Verbesserungsversuche aufzunehmen oder der Vers mit Meineke und Nauck zu tilgen. Ebensowenig nimmt Leeuwen Anstofs an V. 52, dessen Leseart μηδ' ἀσπίδα λαβεῖν dieselben Bedenken erregen mufs. Weniger bedenklich ist die Auflösung in V. 102: ὁ γοῦν ἐμὸς ἀνήρ, obwohl auch für diese sich kein Analogon finden läfst und von verschiedenen Seiten Änderungen vorgeschlagen wurden.

Nicht als Bemängelungen möchten diese Bemerkungen aufgefafst werden. Leeuwen ist Meister in seinem Fache und geht mit Recht seine eigenen Wege.

Amberg. **X. Pongratz.**

---

177) **Tegge, Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso.** I. Teil: Text. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1902. — XII u. 153 S. 8. ℳ 1.60. — Kommentar. 216 S. 8. ℳ 2. —. — II. Teil: Text. VIII u. 216 S. 8. ℳ 2.20. — Kommentar (Mit einem Plan von Rom zur Zeit der Kaiser.) Ebenda 1904. IV u. 274 S. 8. ℳ 2.60.

Diese Auswahl kann den zahlreichen Ausgaben ähnlicher Art würdig an die Seite gestellt, in mancher Beziehung ihnen sogar vorgezogen werden. Der Text des ersten, für die mittleren Klassen (III^a und II^b) bestimmten Teiles enthält nach einem kürzeren Abschnitte über Ovids Leben und Dichtungen sowie einer umfangreicheren Zusammenstellung des Notwendigsten aus der griechisch(-römischen) Mythologie, die den Schülern sicherlich besser zustatten kommen wird als ein mythologisches Register, fünfzehn, nur den Metamorphosen entnommene Stücke. Jedem dieser Abschnitte ist, je nach Bedürfnis und Schwierigkeit, eine längere oder kürzere Einleitung und Inhaltsangabe voraufgeschickt. Die Angaben des Inhalts könnten etwas weniger ausführlich sein, damit dem Lehrer die Herausarbeitung desselben nicht gar zu sehr vorweggenommen wird. Der dadurch ersparte Raum hätte sich besser für einen kurzen Abrifs der lateinischen Dichtersprache und Metrik verwenden lassen, wodurch die Brauchbarkeit des Buches ohne Zweifel noch erhöht worden wäre. Zum Verständnisse der verwandtschaftlichen Verhältnisse finden sich hier und im Kommentar übersichtliche Stammbäume. — Bei der Gestaltung des

Textes ist T. „im wesentlichen“ — nähere Angaben fehlen — der Vulgata (Merkel, Riese, Magnus) gefolgt. Für die Auswahl aus den Metamorphosen scheinen die eingehenden Untersuchungen von H. Magnus und für die Elegien im zweiten Teile die gründlichen Arbeiten von R. Ehwald nicht gebührend genug berücksichtigt zu sein. Im Texte selbst ist durch Bezeichnung der Länge oder Kürze auf die Verschiedenheit der Wörter levis, refert, mane, quoque usw. aufmerksam gemacht, auch bei den griechischen Wörtern ist mehrfach die Quantität angegeben, und die Synizesen sind durch ⌒ gekennzeichnet. Des Verf.s Hauptstärke ruht in seinen Erläuterungen. Sein Kommentar kann als eine Musterleistung hingestellt werden. Die Wort- und Sacherklärungen entsprechen den wirklichen Bedürfnissen der Schüler und sind so reichlich bemessen, daſs Wörterbuch und Kommentar überflüssig werden. Mit groſsem Geschick ist die Bedeutung der so häufig vorkommenden Plurale von Substantiven sowie der Wert der Präpositionen in den Compositis herausgearbeitet. Durchweg werden die Schüler zum Nachdenken angeregt und zum gründlichen Verständnisse des Dichters angeleitet.

Der zweite Teil, der „in erster Linie auf die lateinische Dichterlektüre in den oberen Klassen der Gymnasien berechnet ist“, schlieſst sich seiner ganzen Anlage nach eng an den ersten Teil an. Aufgenommen sind aus den Metamorphosen 7, aus den Fasten 21, aus den Tristien 8, aus den „Briefen aus dem Pontus“ sowie aus den Amores je 3 und aus den Heroiden 2 Abschnitte. Die übrigen Dichtungen Ovids, selbst die ars amatoria' sind leider ganz unberücksichtigt geblieben. Auch hier haben die einzelnen Stücke mit Ausnahme derjenigen, bei denen Vorbemerkungen nicht erforderlich sind, ausführliche Einleitungen erhalten. Der Auswahl aus den Fasten geht auſserdem noch eine Abhandlung über das Religionswesen und die Mythologie der Römer vorauf. Im Kommentar ist die im ersten Teile befolgte Erklärungsweise beibehalten, doch ist mit Rücksicht auf den „höheren Standpunkt der Klassen“ die Etymologie zur Klärung und Begründung der Übersetzung und des Verständnisses noch erheblich mehr verwertet worden. Einen wesentlich breiteren Raum nehmen naturgemäſs auch die Realien ein. — Auch der zweite Teil stellt eine recht anerkennenswerte Leistung dar; ob er aber, der Absicht des Verf.s gemäſs, auf den Gymnasien die gehörige Verwendung finden wird, erscheint mir bei der herrschenden Bevorzugung des Virgil und Horaz zweifelhaft. Zur Privatlektüre kann er angelegentlichst empfohlen werden.

Wilhelmshaven. **G. Schüler.**

---

178) **Charles Upson Clark, The text tradition of Ammianus Marcellinus.** With 5 manuscript facsimiles. A thesis presented to te Faculty of the Graduate School of Yale University Caudidacy for the Degree of D^r of Philosophy. — Published by the anthor. New Haven, Coun, 1904. 67 S. 8.

Mit der Auffindung der Fragmenta Marburgensia durch Könnecke und der Publikation dieser aus dem verloren gegangenen Cod. Hersfeldensis stammenden sechs Blätter durch Nissen (Berlin, Weidmann, 1876) begann für Ammianus die textkritische Forschung in eine neue Phase zu treten. Leider waren die letzten Ausgaben Ammians unmittelbar vorher erschienen. Eyssenhardts Ausgaben datieren von 1871 (ed. maior) und 1872 (ed. minor); Gardthausens Ausgabe erschien 1874/5 (Teubner). Im Anschlusse an diese Ausgaben folgten dann mehrere Dissertationen und Programmarbeiten, die sich mit der Sprache Ammians näher befafsten, während anderseits auch die Historiker ihr Interesse diesem in seiner Art einzig dastehenden Autor zuwandten, so z. B. M. Büdinger in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien 1895 (A. Marcellinus und die Eigenartigkeit seines Geschichtswerkes).

Die zu besprechende Dissertation des Amerikaners Ch. Upson Clark, eine ungemein fleifsige und gewissenhafte Arbeit, fafst nun in kritischer Weise die bisherigen Ergebnisse der neueren Textforschung zusammen und bietet auf Grund eigener Forschung auch wesentlich neues, so dafs man mit einer gewissen Spannung der Ammianausgabe des Verf. entgegensehen darf, die nach seiner Ankündigung in der Vorrede bei Weidmann in Bälde erscheinen soll.

Nach einer instruktiven Beschreibung und Würdigung der in Betracht kommenden Codd. und Ausgaben, wobei über Eyssenhardts Ausgabe das mit Rücksicht auf manche seiner trefflichen Konjekturen wohl zu harte Urteil gefällt wird: „the text and critical apparatus are marred by inaccuracies as to render the edition completely untrustworthy“ folgt (p. 16 bis 20) ein kritischer Apparat zu Nissens Fragmenta Marb., ferner (p. 26 bis 30) ein solcher zu der im Cod. Fuldensis (Vaticanus 1873) fehlenden Partie des Buches 31. Daran schliefst sich (p. 31—38) ein Verzeichnis von zirka 230 Stellen, an denen Cod. E (Vaticanus 2969) und die Ausgaben von Accursius (A; Mai 1533) und Gelenius (G; Juli 1533) Lesarten bieten, die sich sonst nirgends finden. — Nun kommen p. 38—47 ungefähr 270 Stellen, welche eine Übereinstimmung von E und A gegen-

über allen anderen Handschr. und der Ausgabe des Gelenius (G) zeigen. — Besonders wichtig ist die nun folgende Liste von 86 Stellen (p. 47—50), an denen E und G koinzidieren gegen die Ausgabe des Accursius (A) sowie gegen V (Vaticanus 1873) und andere Codd. Es ist dies die erste Sammlung von Lesarten, welche beweisen dürfte, dafs zwischen E und G eine von A unabhängige Beziehung und Verwandtschaft besteht. Weitere 160 Stellen (p. 50—55) zeigen A und G in merkwürdiger Übereinstimmung gegenüber allen Handschr. und beweisen scheinbar, dafs Gelenius aus Accursius Originalkonjekturen plagiiert habe, die sich als Lesart in keinem der vorhandenen Codd. finden.

Von besonderer Bedentung erscheint uns ferner der Hinweis des Verf. auf die Art und Weise, wie bestimmte Abbreviaturen des Cod. Fuldensis (Vatic. 1873 = V) von den von ihm abhängigen Handschr. und Ausgaben übernommen wurden (p. 55—58). Es handelt sich um die Zeichen für eius, quoniam und autem (vgl. Gardth. praef. p. XVI u. XVII). Für die Abhängigkeit aller späteren Handschr. von V spricht der Umstand, dafs sie dort, wo V die drei genannten Worte ausschreibt oder sie in der üblichen Weise abkürzt, diese niemals auslassen. Wo jedoch V die „irische" Form der Abbreviatur für eius (ɘ) aufweist, da tappen die späteren Handschr. unsicher im Dunkel und lassen das Wort zumeist aus.

Bei Besprechung der einzelnen Codd. und ihres Abhängigkeitsverhältnisses zu V verweilt der Verf. länger bei den Codd. E (Vaticanus 2969), F (Florentinus S. Marco IV, 43, nicht V, 43 wie Gardthausen hat) und W (Venetus Cod. 388 Bessar.). Doch sowohl diese als auch P und R (cod. Petrinus und cod. Reginae 1994), für welch letztere noch Gardthausen einen von V unabhängigen Ursprung annahm und hiebei von Mommsen (Herm. 7, 92) unterstützt wurde, erweisen sich bei genauerer Prüfung als spätere und verderbte Überlieferung von V.

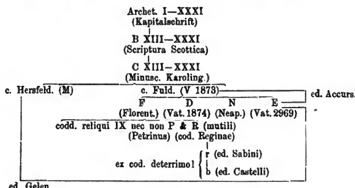
Die schwierigste Frage ist die nach dem Zusammenhange zwischen V und M einerseits und anderseits nach den Beziehungen des A und G zu E.

Bezüglich der ersteren Frage akzeptiert der Verf. die Untersuchungen Traubes in den Mélanges Boissier (Paris 1903, p. 443—448), der gegen Nissens von Haupt (Index lect. Berol. 1868) und Mommsen (Herm. VI, p. 232) unterstützte Hypothese (V sei eine Kopie von M) mit Eyssenhardt und Gardthausen an einer gemeinsamen Quelle beider Codd. festhält und mit vielem Scharfsinn zu erweisen sucht, dafs M und V auf einen gemeinsamen Archetypus zurückgehen, der den ganzen Ammianus

in Kapitalschrift enthielt, der dann entweder in England oder in Fulda in Irischer Schrift (scriptura Scottica) übertragen wurde. Dafs V und M voneinander unabhängig seien, verfocht auch Rühl in den Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1876, S. 799 ff. — Noch verwickelter ist das Problem hinsichtlich der Beziehungen, welche zwischen den beiden Ausgaben des Accursius (A) und Gelenius (G) und dem Cod. E bestehen. Der Verf. weist (p. 64) auf die bisher nicht beachtete Tatsache hin, dafs in einigen Fällen eine unzweifelhafte Koinzidenz zwischen G und E gegen A bestehe, und zwar hauptsächlich in Büchern vor dem 29. Von B. 29 ab scheint Gelenius ausschliefslich M gefolgt zu sein, während er besonders für die Bücher 27 und 28 zur Grundlage seines Textes E nahm, wie die auffällige Übereinstimmung in den ausgelassenen Wörtern zeigt.

Mommsens Ansicht (Hermes 7, 175), dafs A den G, resp. dessen aus M übernommene Lesarten plagiiert habe, wird vom Verf. ebenso sanft beiseite geschoben, als der Versuch Nissens, der umgekehrt G zum Plagiator des A macht. Als einfachste Lösung zur Erklärung der identischen Lesarten von A und G erscheint dem Verf. (p. 66) die Annahme einer von E genommenen Kopie, die Accursius durchwegs, Gelenius dagegen nur bis B. 29 benutzte. Die Abweichungen, die AG gegen E zeigen, erklären sich daraus, dafs ihnen nicht E selbst, sondern eine an manchen Stellen variierende Abschrift von E vorlag. A benutzte die Kopie von E als Ergänzung seiner sich eng an V sich anschliefsenden Handschr., während G neben jener Kopie auch den Hersfeldensis (M) verglich.

Somit ergibt sich zum Unterschiede von Gardthausen (praef. p. XXII) folgendes Stemma der Handschr.:



Mit Rücksicht auf dieses Verhältnis will der Verf. seiner Ausgabe den Fuldensis (V) ausschliefslich zugrunde legen und die Ausgabe des Gelenius nur insofern benutzen, als diese Lesarten des Hersfeldensis bietet. Die anderen Codd. kämen nur hinsichtlich evidenter Emendationen in Betracht.

Somit wäre Ch. Upson Clark zu dem Resultate gelangt, das bereits Nissen (Fragm. Marb. p. 20) vorausgeahnt hat, wenn er sagt: „sin haec opinio — non omnes libros recentiores ex Vaticano descriptos esse — falsa est, libri mendis Vaticani insigniti reiciendi editionesque inutilium lectionum farragine levandae erunt."

Mommsen interessierte sich lebhaft für die vorliegende Dissertation und unterzog sie vor ihrer Drucklegung einer eingehenden Beurteilung, die den Verf. zu einigen Änderungen im einzelnen veranlafste. Auch für die geplante Ausgabe hatte Mommsen seine Mitwirkung zugesagt. — Eine hübsche Beigabe sind die fünf Fac-similia, von denen je eines den Fragm. Marb., dem Petrinus, dem Vaticanus 2969 und zwei dem Vaticanus 1873 entnommen sind.

Von Druckfehlern sind zu bemerken S. 60, Z. 1 v. u. „In book 27" st. 17; S. 66, Z. 6 v. o. „acres" st. arces; S. 66, Z. 18 v. u. „II, III, 17" st. II, III, 7.

Linz a. D. **Hermann Schickinger.**

---

179) **Wilhelm Dörpfeld, Troia und Ilion.** Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870—1894. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans v. Fritze, Alfred Götze, Hubert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Hermann Winnefeld. Mit 471 Abbildungen im Texte, 68 Beilagen, 8 Tafeln. Athen, Beck & Barth, 1902. 2 Bände. 652 S. gr. 4. ℳ 40.—.

Ein grofsartiges Werk bildet den Abschlufs eines grofsartigen Unternehmens. Während einer Zeitdauer von 25 Jahren, von 1870—1894 ist mit Unterbrechungen der Hügel bei Hissarlik durchforscht worden. Als der Pfadfinder Schliemann im Jahre 1890 durch einen frühzeitigen Tod abgerufen wurde, setzte Dörpfeld, sein langjähriger Mitarbeiter, erst auf Kosten der Frau Schliemann, dann mit Unterstützung des Deutschen Kaisers, die Grabungen fort. Die Ergebnisse dieser Forschungen, deren Bedeutung weit über die Grenzen der Philologie und Altertumskunde hinausreicht, sind

nun in dem vorliegenden Werke, das dem Kaiser gewidmet ist, zusammengefafst. Sieben Gelehrte haben sich in die Arbeit geteilt. Es behandelt die Geschichte der Ausgrabungen, die Bauwerke der verschiedenen Schichten und den Vergleich der Ruinen mit dem Troja Homers Dörpfeld selbst; die Keramik der verschiedenen Schichten H. Schmidt; die Kleingeräte aus Metall, Stein, Knochen, Ton und ähnlichen Stoffen A. Götze; die Bildwerke aus Marmor und Ton und die Gräber und Grabhügel H. Winnefeld; die Inschriften und die Geschichte von Troja und Ilion A. Brückner; die Münzen H. v. Fritze.

So viele Mitarbeiter auch beteiligt sind, macht das Werk doch einen einheitlichen Eindruck, weil die Verfasser von gleichen Anschauungen über die Geschichte des durchforschten Bodens ausgehen. Auf diesem Boden hat nicht nur das homerische Troja gestanden, sondern hier sind Ansiedelungen gewesen seit uralten Zeiten, vielleicht schon seit etwa 3000 v. Chr. In mindestens neun Schichten übereinander sind die Überreste von Burgen, Städten, Dörfern gefunden worden. Die zweite Schicht von unten, die Schliemann dem „homerischen Troja" zugeschrieben hatte, ist viel älter. Erst kurz vor dem Abschlusse von Schliemanns letzter Grabung im Jahre 1890 — ich war mit Hiller v. Gärtringen damals gerade sein Gast in Troja — machten es Funde mykenischer Tongefäfse, die einer höheren Schicht entstammten, wahrscheinlich, dafs das homerische Troja nicht so tief anzusetzen sei, und diese Wahrscheinlichkeit hat Dörpfeld durch spätere Grabungen zur Gewifsheit erhoben. Nunmehr steht es fest, dafs die sechste Schicht die Reste der homerischen Stadt birgt.

Je nach ihrer Bedeutung werden die einzelnen Schichten von Dörpfeld ausführlich besprochen. Es gewährt einen eigenartigen Reiz, unter dieser sachkundigen, gewissenhaften und vorsichtigen Führung die Überreste der einzelnen Schichten, soweit sie ans Tageslicht gezogen sind, zu durchmustern. Dörpfelds reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Ausgrabungen, seine genaue Bekanntschaft mit allen sonst gemachten Ausgrabungen, zu denen sein sachkundiger Rat ja so oft eingeholt wurde, gestatten ihm, die Einzelerscheinungen zu ähnlichen oder zu abweichenden in Beziehung zu setzen, sein Scharfblick nimmt das Unscheinbare wahr, sein findiger Geist weifs aus Kleinigkeiten zwingende Schlüsse von grofser Bedeutung zu ziehen und Wunderlichkeiten aufzuhellen. Nichts bezeichnet er als Tatsache, was er nicht beweisen kann, nichts als sicher, was nur auf Vermutungen beruht; er versteht die Kunst des Nichtwissens. Zuweilen

macht er den Leser selbst zum Teilnehmer an seinen Erwägungen, und fast überall ermöglicht er eine Art Nachprüfung durch die reichlich beigegebenen Abbildungen. Bilder und Text ergänzen sich in wunderbarer Weise. Wo der Text eines Bildes bedarf, da ist es beigegeben; und wo das Bild einer Erklärung bedarf, da ist sie vorhanden. Eine Musterleistung unter den Beigaben ist besonders Plan III. Hat man sich da erst hineingesehen, so hat man eine Anschauung von dem ganzen Grabungsfelde. Reisende, die früher in Dörpfelds Abwesenheit die Stätte von Troja aufgesucht hatten, klagten wohl, dafs ihnen die wüsten Trümmer nichts gesagt hätten. Wer nun Dörpfelds Buch durchstudiert hat, dem werden jene Reste von Jahrtausenden redende Zeugen der Vergangenheit werden.

Es sind ja vor diesem abschliefsenden Werke schon öfters Berichte über die dortigen Ausgrabungen von Schliemann und auch von Dörpfeld erschienen. So manches, was früher behauptet worden ist, mufs jetzt als Irrtum zurückgenommen werden. Denn je gröfser das Ausgrabungsgebiet wurde, je mehr die Forschung sich in die Tiefe und in die Breite erstreckte, je mehr die Ausgrabungskunst verfeinert wurde, um so reicher wurden die Ergebnisse, um so richtiger die Einsichten. Seine eigenen Irrtümer scheut sich Dörpfeld nie bereitwillig einzuräumen; wo er Behauptungen Schliemanns, der sich durch seine Begeisterung leicht hinreifsen liefs, als falsch zurückweisen mufs, pflegt er darauf hinzudeuten, wie ein Irrtum bei dem damaligen Stande der Forschung ganz natürlich war, und läfst seinem verdienstvollen Vorgänger stets volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die Philologen sind natürlich besonders gespannt auf die Ergebnisse der Forschungen für die homerische Zeit. Diese werden ausführlich besprochen S. 107—182 „Die sechste Schicht, eine mykenische Burg, das Troja Homers“. Beigegeben sind diesem Abschnitte 35 Abbildungen im Texte und 12 Vollbilder. Als Ergänzung tritt hinzu der zehnte Abschnitt „Das homerische Troja“ von Dörpfeld und ein Teil der Brücknerschen Abhandlungen „Geschichte von Troja und Ilion“, S. 601 ff. Es ist unmöglich, den reichen Inhalt dieser Abschnitte auch nur anzudeuten. Wir wollen ja auch das Lesen des grofsartigen Werkes nicht ersparen, sondern vielmehr dazu veranlassen. Man wird bewahrheitet finden, was Dörpfeld S. 109 sagt: „In der Tat, weder wir noch unser Meister Schliemann haben je geglaubt oder nur zu hoffen gewagt, dafs die von Homer besungenen Mauern der heiligen Ilios und die Wohnungen des Priamos

und seiner Genossen in so großartigen Resten erhalten sein würden, wie es tatsächlich der Fall ist."

Für den Homerleser ist es vielleicht am zweckmäßigsten, wenn er von dem ganzen Werke zuerst den zehnten Abschnitt vornimmt, „Das homerische Troja", S. 601 f., damit er erst sieht, welche unmittelbare Bedeutung das Werk für das Verständnis der Ilias hat. Dörpfeld bespricht hier zunächst die Akropolis und die Unterstadt von Troja, ihre Mauern, Tore und Türme, Häuser und Tempel, dann die troische Ebene, ihre Flüsse, Quellen, Hügel usw. und zuletzt die weitere Umgebung, das Meer, die Inseln und die entfernteren Gebirge.

Dann lese man den neunten Abschnitt „Geschichte von Troja und Ilion" von A. Brückner, und hierauf beginne man von vorn an zu lesen. Dann wird das Interesse des Lesers auch erwacht sein für die gelehrten Abhandlungen, die von den anderen Mitarbeitern beigesteuert sind, und er wird ihre hohe Bedeutung nicht nur für die Altertumswissenschaft, sondern für die Geschichte der Menschheit würdigen lernen.

Ein Bedenken möchte ich zum Schlusse gegen eine Ausführung Dörpfelds S. 612 äußern. Es heißt dort, nachdem das Stadtbild des homerischen Epos und die Reste der homerischen Stadt behandelt worden sind: „Die Gestalt der Burg muß demnach den Sängern der Ilias bekannt gewesen sein. Ob sie Troja selbst gesehen haben, oder ob ihre Schilderungen auf den Angaben anderer beruhen, läßt sich freilich kaum entscheiden. Vielleicht haben nur die oder der Sänger der älteren Teile der Ilias die Burg Troja selbst gesehen usw." Das ließe sich doch bloß annehmen, wenn die oder der Sänger vor dem troischen Kriege oder zur Zeit desselben dort gewesen wäre; denn nach dem Kriege bildete — siehe S. 34 — die Stadt einen Schutthaufen, auf dem nachher von Barbaren die unansehnliche Ortschaft der siebenten Schicht errichtet wurde. Also das Stadtbild dürfte zum größten Teil ein Erzeugnis der dichterischen Einbildung sein, da die Herrlichkeit der Stadt längst in Trümmern lag, ehe der Dichter sie schauen konnte. Aber überzeugend werden die dann folgenden Darlegungen Dörpfelds wirken, aus denen die Übereinstimmung der vom Dichter geschilderten Landschaft mit dem Tatsächlichen hervorgeht. „Wer mit der Ilias in der Hand" — heißt es S. 632 — „die weitere und engere Landschaft durchstreift und überall die Schilderungen des Dichters leibhaftig vor sich sieht ..., für den ist die trojanische Frage gelöst." Mir ist dies Glück beschieden gewesen, und ich durfte

mich dabei noch der Anleitung und Belehrung Schliemanns und Dörpfelds erfreuen. Um so dankbarer war ich diesen Männern, als ich an der Hand des vorliegenden Werkes die Wanderungen im Geiste wiederholen konnte.

Dafs übrigens solch ein Werk in so trefflicher Ausstattung in Athen hergestellt werden konnte, macht dem griechischen Buchgewerbe alle Ehre.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

180) **Herm. Menge, Griechisch-deutsches Schulwörterbuch** mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1903. XII u. 636 S. gr. Lexikonformat.

Das Werk mufs als eine gediegene Leistung bezeichnet werden. Die einzelnen Bedeutungen eines Wortes sind nach streng logischer Gliederung aufgefafst und jede neue Hauptspielart schon durch den Druck hervorgehoben, was die rasche Übersicht ungemein erleichtert. An synonymen Verdeutschungen ist nicht gespart: so finden sich z. B. für *σείω* bei Menge 18, während Benseler nur 12 gibt, für *μάταιος* stellt sich das Verhältnis folgendermafsen: Pape 12, Passow 16, Benseler 18, Menge 35. Bei der an einem euripideischen Drama vorgenommenen Prüfung ist keinerlei Ausstellung zu machen gewesen. Nur das unschöne, wohl auch nicht richtig gebildete: Schutzflehen, Schutzflehender, was seit Jakobitz-Seiler und Schenkl aus dem Übersetzungsdeutsch sich in die Wörterbücher eingeschlichen hat und auch bei Passow und Pape steht (nur bei Rost, d.-gr. Wtbch., fehlt es), würden wir lieber vermissen. Auch Georges hat es nur im d.-l. Teil, während er im l. d. unter supplex die von keinem deutschen Klassiker gebrauchte Neubildung (vgl. Sanders) vermeidet. Unter jedem Wort sind, soweit nötig, die in Betracht kommenden unregelmäfsigen oder abweichenden Formen in einem mit F. kenntlich gemachten besonderen Abschnitt angeführt und auch die Quantität gewissenhaft verzeichnet. Bei dem diesem vorausgehenden Absatz sind mit E. die etymologischen Verhältnisse bezeichnet, und zwar ist die Wurzelform sowie das skr. lat. got. ahd. und engl. Wort in lateinischen Lettern beigefügt, so dafs auch hier die Ähnlichkeit und Verwandtschaft sofort ins Auge fällt.

Eine Reihe von Ableitungen deckt sich natürlich fast völlig mit den von anderen gegebenen. Beispielsweise hebe ich aus: *βλώσκω* vgl. Pape, *ζεύγνυμι* vgl. Stowasser, *γλύφω* Fuchs, Deutsches Wörterbuch auf etymolog. Grundlage, *γράφειν*, *στόμαργος*, wo schon Passow auf *ἀργός* hin-

weist, *πέτομαι, σκάφος, οἶκος, εὐνή, κλύζω, βαρύς, μέγας, βαίνω, βροτός, λεπτός, τείνω, χέω, πιστός, θυμός, πέσσω, βίος, μέσος* usw. Doch ist mehrfach durch die Anführung der ganzen Reihe die Beweiskette geschlossener z. B. *βανjω* aus g^w^m̥jō √g(w)em, g(w)ă gehen, skr. gámati er geht = lt. venio aus gwemio) = got. giman = ahd.: quëman = nhd. kommen (wozu noch ahd. biquâmi = passend, bequem hinzuzufügen wäre), got. qumths = nhd. Ankunft. So wird aus *τίκτω* √tek = *τι-τέκω* (*τέκνον*) skr. tákman, ahd. degen beweiskräftig hergeleitet. Bei *νείφω, νίφω* und snigvis wäre vielleicht das bayerische „es schneibt" dem engl. snow und ahd. sniwan zuzugesellen. Abweichende Stammwörter werden u. a. angenommen bei: *κόλπος* √ kelp. ahd. welben, wölben, während Pape auf *κοιλός* zurückweist. Die Ableitung von tabes aus *τήκω*, was Stow. mit *σήκω* in Verbindung bringt, wird nur als Vermutung hingestellt. Als sehr ansprechend dürften Ableitungen zu nennen sein wie: ahd. hruom = nhd. Ruhm zu dem schon von Stow. gebotenen *κῆρυξ*, carmen; ferner *φαῦλος*, aus *φλαῦλος*, vgl. *φλαῦρος*, ahd. blōdi = schwach, blöde; *τύφω* dämpfen, rauchen √dhū-bh umnebeln, mhd. tuft, Duft, ahd. toup, taub. Dahin gehören *ῥέω* und Strom, *δήν* und dudum, *ξένος* durch *χσ-ένϜος* = nhd. Gast; *χθών, κράτος, ἀραρίσκω* und Arm, *μύω* und mutus u. a. Strittige oder zweifelhafte Etymologien werden meist erwähnt z. B. *τέλος* zweifach aufgeführt, indem als wahrscheinlich hingestellt wird, dafs von *τέλος* Abgabe, Steuer als besonderes Wort *τέλος* Ende abzusondern ist. Ähnlich ist *δάμαρ* nicht von *δαμάζω* zwingen abgeleitet, sondern von *δόμαρ* = Hausstand oder von *δομ-αρτ* = im Hause schaffend. Seinen eigenen Weg geht Menge auch bei *ἐρύομαι* (vereri) = ahd. werjan, nhd. wahren, was andere zu servare ziehen, während Stow. wahren mit vereri zu *ὁρᾶν* stellt. Ein gleiches Verhältnis waltet bei *στυγέω* ob, bei *πόρος, τέρπω, ἔπος, στρέφω, τραχύς, πόντος*, volo und wollen, die nicht als stammverwandt anerkannt werden (S. 113 unter *βούλομαι*) u. dgl. Mit Stow. führt Menge daps auf *δάπτω* zurück, aber auch damnum, was ersterer zu dare weist. Zu *λείπω* √ leik werden gestellt: linguo, reliquus, got. leihwan, ahd. lihan = leihen, was Stow. gleich „leiben" setzt; davon beleiben = bleiben. Aber damit wollen sich Bedeutungen wie: beleibt, einverleiben, sich entleiben nicht recht vertragen. Menge leitet „bleiben" ab von: *ἀλείφω* √leip, *λίπος*, Fett, lat. lippus, got. bileiban (kleben) bleiben.

Ich mufs es mir versagen weitere Beispiele auszuheben. Aus dem

Angeführten wird man sich unschwer ein Bild von dem Buche machen können. Genaue, gründliche Arbeit, besonnenes, vorsichtiges Urteil sind Hauptvorzüge desselben (vgl. σιωπάω, κίβδηλος, φάσγανον), die es zu einem dauernd wertvollen Werke stempeln. Druckversehen habe ich nicht bemerkt: die scharfen deutschen Lettern ermüden das Auge nicht und die Reichsrechtschreibung ist für Lehrer und Schüler jedenfalls eine erwünschte Zugabe. Bei der vorzüglichen Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Leistung wäre nur zu wünschen, dafs der Verf. sich vielleicht einmal entschliefst, ein die ganze Gräzität umfassendes Lexikon zu spenden.

Ansbach. **Schleufsinger.**

181) **Wilhelm Lange, Griechische Herbsttage.** Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Hadersleben. 1904. 46 S. 8.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat im Winter 1901/2 als Stipendiat des Kaiserl. Deutschen Instituts die Westküste Kleinasiens und Griechenland besucht. Die Eindrücke, welche sein in seltenem Mafse allseitig empfänglicher Sinn aus den Landen der Hellenen mit in seine nordische Heimat zurückgebracht hat, führt er in einer Reihe lebendiger Bilder vor, deren jedes schon in der Überschrift durch eine poetische Reminiszenz seine besondere Weihe erhält. So verleben wir mit ihm köstliche Tage des Wanderns und Schauens auf klassischem Boden, und die suchende Seele fühlt sich mit Entzücken heimisch werden in dem wunderbaren Lande, dessen herrliche Landschaft einst der Götter Gunst zum Schauplatz unvergänglicher Ruhmestaten erkor. Noch fehlt es auch in unserer Jugend nicht an warmen Herzen, die sich willig von solchem Zauber umfangen lassen; ihnen vor allem und denen, die sie zu wirklicher Anschauung der antiken Welt bringen wollen, sei diese überall zugängliche Schrift angelegentlichst empfohlen.

Sondershausen. **Anton Funck.**

182) **Otto Schöpke, Franz Scheibner** und **Max Gafsmeyer, Lehrgang der französischen Sprache** für lateinlose höhere Lehranstalten. I. Teil. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1904. XII u. 294 S. 8. ℳ 3.—.

Die Verf. sind nach der Vorrede zur Herausgabe eines neuen Lehrganges der französischen Sprache durch die Erwägung der Tatsache ver-

anlafst worden, „dafs die an den lateinlosen höheren Schulen Sachsens gebrauchten französischen Lehrbücher lediglich Umarbeitungen anderer, ursprünglich für gymnasiale Anstalten bestimmter Unterrichtsmittel sind“. Darin wird man ihnen gewifs gern recht geben, wenn sich auch nicht bestreiten läfst, dafs trotzdem das Erscheinen eines neuen französischen Lehrgangs mit nicht unerheblichem Mifstrauen betrachtet wird. Allerdings enttäuschen die Verf. in der angenehmsten Weise. Überall erkennt man die Hand des praktischen, gewissenhaften und geschickten Schulmannes, der weifs, was er von den Schülern verlangen darf, der aber auch streng das fordert, was er fordern darf. Die Verf. führen nur kurz in die Aussprache ein und überlassen alles andere dem Lehrer, der ihnen dafür dankbar sein wird; in 58 Lektionen wird der grammatische Stoff der fünf ersten Schulsemester in so vortrefflicher Weise dargeboten, dafs den Verfassern das höchste Lob gebührt. Zunächst wird ein französischer Text gegeben, dem Vokabeln und Grammatik entnommen werden; daran schliefsen sich Sprechübungen, grammatische Übungen und deutsche Texte, alles so geschickt und sorgfältig bedacht, dafs man das Buch nur ungern aus der Hand legt. Ein Anhang bringt einige kleine Gedichte, dann folgt noch eine Übersicht über die Konjugation, ein sehr hübscher Abschnitt „Wortgruppen“ und das übliche alphabetische Wörterverzeichnis. Ausstattung und Druck sind ausgezeichnet, Druckfehler habe ich nicht gefunden. In den Verzeichnissen bezeichnet jedesmal hinter dem Wort eine Zahl die Lektion, in der das Wort zum erstenmal vorkommt; ich finde das aus praktischen Gründen nicht schön, betone aber, dafs das die einzige Ausstellung ist, die ich an dem vortrefflichen Buche zu machen habe. Möge es viele Freunde finden!

Nauen. **Fries.**

---

183) **F. H. Pughe, Studien über Byron und Wordsworth.** (= Anglistische Forschungen, herausgegeben von Joh. Hoops. Heft 8.) Heidelberg, C. Winter, 1901. VIII u. 167 S. 8.

Die fleifsige, gewandte und umsichtig geschriebene Arbeit, die auch von reichen Kenntnissen zeugt, enthält in der Form von einzelnen, unter sich in Verbindung stehenden Aufsätzen eine zusammenfassende Besprechung solcher Fragen, die geeignet sind, uns die künstlerische Persönlichkeit der beiden Dichter an sich näher zu bringen und sie uns auch durch die Beleuchtung ihrer Stellung im Rahmen ihrer Zeit noch ver-

ständlicher zu machen. Trotz der Grundverschiedenheit in ihrem Wesen und Wirken weifs der Verf. doch auch einige, freilich nur ganz allgemeine Züge von Übereinstimmung zwischen den Dichtern hervorzuheben, bei deren Würdigung er übrigens immer auf den erheblichen Unterschied aufmerksam macht, der zwischen der Auffassnng deutscher nnd englischer Leser besteht. Recht anziehend und lehrreich sind die Ausführungen über die Stellnng beider znm Kosmopolitismus und zum nationalen Gedanken, zur Antike und zur Romantik. Ein anderes Kapitel behandelt die Natur- und Weltanschaunng Byrons im Verhältnis zu derjenigen Wördsworths und seiner Zeitgenossen, wobei freilich in dem Abschnitt über den Naturalismus beider dieser Begriff nicht mit voller Klarheit heransgearbeitet ist und in dem Anhang, einer Zusammenstellung literarischer Anklänge bei den beiden Dichtern, hie und da wohl etwas zu weit gegangen ist. Der Schlufsabschnitt enthält eine wohl gelnngene Gesamtcharakteristik beider als Dichter und Denker. — Die Studien sind jedenfalls ein willkommener Beitrag zur näheren Kenntnis der Dichter nnd insbesondere auch eine dankenswerte Ergänzung zu unseren Byronbiographien, die naturgemäfs nicht ausführlich bei den hier berührten Pnnkten verweilen können.

Breslau. **H. Jantzen.**

---

184) **Hereford B. George** and **W. H. Hadow, Select Poems of Tennyson.** With Introduction & Notes for the Use of Schools. London, Macmillan & Co., 1903. XXIX u. 154 S. 8. geb. 2 s. 6 d.

Mit Rücksicht anf den Schulgebrauch haben die Heransgeber in die vorliegende Sammlung nnr solche Gedichte aufgenommen, welche inhaltlich für jngendliche Leser von Interesse sind und dabei dem Verständnis nicht zu viele Schwierigkeiten bieten. Gleichzeitig sollen die ausgewählten Poesien möglichst charakteristisch für Tennyson's dichterische Eigenart sein. Mit drei Ausnahmen sind die Gedichte nach dem Datum der Veröffentlichung geordnet. Bei einigen längeren Stücken haben die Herausgeber angemessene Kürzungen eintreten lassen. Vorausgeschickt ist der Sammlung eine 21 Seiten umfassende biographische nnd literarisch-ästhetische Einleitung, für welche namentlich die von dem Sohne Tennyson's veröffentlichte Lebensbeschreibung und Stopford Brooke's Bnch „Tennyson, his art and relation to modern life“ benutzt worden sind. Den Schlnfs der Ausgabe bilden ausführliche Anmerkungen, die mit Sorgfalt gearbeitet

sind und wohl alle wünschenswerte Auskunft bieten. Wir können die Sammlung ohne weiteres auch für den Gebrauch in den Oberklassen deutscher Schulen empfehlen; sie kann unseres Erachtens sogar auf der Universität bei der Einführung in die Tennysonlektüre mit Nutzen verwendet werden. -x.

185) **J. Klapperich, Outline of the History of the English Language and Literature.** For the Use of Schools. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 52 S. 8. ℳ —.80.

Das kleine Buch enthält eine kurz gefaſste, knappe Übersicht der Entwickelung der englischen Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Es soll wohl den Schülern der oberen Klassen zur häuslichen Wiederholung des im Unterrichte vorgetragenen Stoffes dienen, indem es ihnen alles Wichtige und Wissenswerte ohne kritische und ästhetische Erörterungen bietet. Auch erhebt es keinen Anspruch auf selbständige Forschung, denn in der Vorrede nennt der Verf. die für die einzelnen Hauptteile des Buches benutzten englischen Quellen. Es beginnt mit einer kurzen Darstellung der Entwickelung der englischen Sprache, verweilt in den Anfängen der Literatur besonders bei Chaucer und geht dann weiter etwas mehr auf Shakespeare ein, indem es kurze Inhaltsangaben seiner in der Schule zumeist gelesenen fünf Dramen bringt. Das 17. und 18. Jahrh. werden in den Hauptererscheinungen kurz dargestellt, etwas ausführlicher das 19., mit Einschluſs der amerikanischen Literatur. Endlich folgen 'Notes on English Prosody' und 'The Future of the English Language'.

Das Büchlein kann für den genannten praktischen Zweck bestens empfohlen werden.

Wilmersdorf-Berlin. **Franz Blume.**

186) **August Schleussinger, Literaturkarte.** Übersicht über die Heimatsorte deutscher Dichter und Prosaiker. Progr. des kgl. humanist. Gymnasiums in Ansbach. München, Dr. C. Wolf & Sohn, 1903. 23 S. 8.

Das vorliegende Heft enthält 1) eine Karte von Deutschland, auf der die Wasserläufe, die heutigen politischen Grenzen und die in dem Heft aufgezählten Orte und Landschaften eingetragen sind, 2) eine Liste aller in der Karte verzeichneten geographischen und literarischen Namen, und

3) zwei Ortsverzeichnisse, von denen das erste Geburtsstätte, Lebenszeit und Sterbeort der Autoren bis auf Opitz, das zweite von da bis zur Jetztzeit angibt. Die Nützlichkeit der Arbeit kann nicht bezweifelt werden: einmal kann sie das Studium einer leicht etwas in den Hintergrund tretenden Seite der Literaturgeschichte erleichtern, und dann führt die Beschäftigung mit der Karte, wie Schleufsinger schon selbst andeutet, ganz von selbst zu einer Reihe interessanter Beobachtungen über die allmähliche Bewegung unserer Literatur durch die verschiedenen Landschaften des Reiches, über lokale Einflüsse von Gebirgsgegenden, Küstenstrecken, fremdländischer Nachbarschaft, Volksdichtigkeit usw., und was dergleichen Folgerungen mehr sind. Wir erinnern uns selbst früher einmal bei der Durcharbeitung der mittelenglischen Literaturgeschichte durch ein ähnliches Verfahren einen recht klaren Überblick erlangt zu haben. Wir hatten aber damals in eine leere Karte Grofsbritanniens gleich die Namen der Schriftsteller bzw. die Titel der anonymen Literaturdenkmäler mit den entsprechenden Jahreszahlen eingetragen. Gerade dieses unmittelbare Verfahren, welches ein Nachschlagen in einer Liste unnötig macht, dürfte sich bei der graphischen Darstellung einzelner Perioden mit vorzugsweise dialektischer Literatur ganz besonders empfehlen. Man vergleiche auch die drei „Maps showing the geographical distribution of British genius" in Emil Reich's trefflichem „Neu Student's Atlas of English History". London. Macmillan & Co. 1903. -t.

---

187) **Runge, Englische Gespräche** oder Englische Konversationsschule. Eine methodische Anleitung zum Englisch-Sprechen Zweite umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Julius Groos, 1904. VIII u. 168 S. 8. geb. ℳ 1.80.

Die vorliegende englische Gesprächsschule ist nach den Grundsätzen der Methode Gaspey-Otto-Sauer gearbeitet und kann als eine fleifsige, geschickte Leistung bezeichnet werden. Die erste Abteilung enthält in 35 Abschnitten leichte Unterhaltungen über alltägliche Dinge; den einzelnen Abschnitten gehen die Vokabeln (mit Lautschrift) voran, dann folgt der englische Text mit deutscher Übersetzung. In der zweiten Abteilung wickeln sich Frage und Antwort nur englisch ab, in der dritten (wieder mit deutscher Übersetzung) wird eine Reise nach London behandelt, und die vierte vermittelt in freier gehaltenen Gesprächen die Bekanntschaft mit den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Den Schlufs des Buches

bildet eine Sammlung der gebräuchlichsten Wörter (Weltall, Pflanzen, Tiere, Mensch, Kleidung, Wohnung usw.) mit einigen sich anschliefsenden englischen Fragen.

Eine systematische Benutzung dieser Gesprächsschule im Unterrichte (wenigstens preufsischer Schulen) ist wohl ausgeschlossen, da hier die Sprechübungen sich vorzugsweise an die Lektüre anschliefsen sollen.

Wilmersdorf. **Franz Blume.**

---

188) **F. W. Thieme, Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** 18. Aufl., vollständig neu bearbeitet von **Leon Kellner.** Erster Teil: Englisch-Deutsch. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1902. XLVIII u. 491 S. zu je 3 Sp. 8. geb. ℳ 5.—.

Was dieses Wörterbuch auszeichnet, sind Eigenschaften, welche in gleichem Mafse keinem anderen englischen Handwörterbuch nachgerühmt werden können: Zuverlässigkeit der Ansätze, wie der Aussprechbezeichnung, sowie gute Anordnung. Der alte Wust, der so viele dieser Bücher eher zu Verführern als zu Führern macht, ist ausgeräumt worden, und statt dessen nur das gegeben, was heute landläufige Sprache ist. In der Beziehung ist es das vollkommene Gegenstück zum alten Thieme-Preufser, und der Verf. hätte ein Recht gehabt, das Werk mit seinem Namen allein zu zeichnen. In der Umschrift der Aussprache steckt ebenfalls ein riesiges Stück Arbeit. Der Druck ist grofs und klar, was bei einem Wörterbuch sehr zu schätzen ist. Zum Inhalt habe ich nur wenige Bemerkungen zu machen. Lunatic ist nur als Hauptwort angesetzt; es ist aber auch Eigenschaftswort. Für lunatic asylum könnte man sagen es sei ein asylum for lunatics; ich habe aber auch lunatic cases gefunden; und Engländer haben mir bestätigt, dafs sie es auch als letzteres empfunden. Unter help ist angeführt: (mother's) help, Stütze der Hausfrau; ich habe in den unzähligen Anzeigen, welche man in Zeitungen täglich liest, nur (lady's) help, lady-help (useful) companion angetroffen; stomacher Brustlatz, kenne ich nur mit tsch. Bei dude, das ja aus Amerika stammt, würde ich die Aussprache dôd (langes u), die auch in England üblich ist, mit angeben; bei unison, Asia, Silesia, die mit z (wie in jamais); letzteres wird auch mit ai gehört; Thibet auch tibét. Bei there könnte there you are, „sehen Sie, so ist es“, stehen; putbee verdient einen Vermerk; zu print füge printed matter. Für bound for ist besser besonderer Artikel anzusetzen,

da es = ae. hûne, „bestimmt", ist. Bei leer würde ich statt „scheler Blick" „lüsterner Blick" sagen. Dafs der Laut in corn, board, pour die Verlängerung des von not, box, collar sei, kann ich nicht zugeben; Kellner heht selbst richtig hervor, dafs letzterer im Englischen stark nach a neige; davon ist aber dort keine Rede. Was meint er mit dem Berliner **sch**? Das wird doch scharf genug gesprochen, genau wie in fish; button-hold, bestead, streiche er lieber in Tafel IV; bei ride würde ich nur das Partizip ridden geben, bei swim nur swum; swollen ist üblich und nicht nur Adjektiv, wove als Adjektiv im wire-wove allgemein. Den Anspruch Kellner's, in bezug auf die Übersetzung englischer Abstrakta vieles Eigene zu dem Vorhandenen geliefert zu haben, mufs ich als berechtigt anerkennen; auch mir war z. B. die völlig unzureichende Wiedergabe in Muret-Sanders von stolid durch „töricht, dumm", welche Bedeutung heute recht selten ist, während die gewöhnliche von „gleichmütig, unbewegt, äufserlich völlig gelassen", fehlt, aufgefallen. Die Bemerkung im Vorwort, S. 8, dafs im grofsen und ganzen jedes neuenglische Verb ohne irgendeine Veränderung transitiv und intransitiv, reziprok und reflexiv gebraucht werden kann, möchte ich den Herrn Verf. für beide letzte Beziehungen, namentlich die der Gegenseitigkeit, bitten zu ändern; nur bei meet, join, embrace kann each other fehlen. Dankenswert sind die grammatischen Beigaben und die Tafel der englischen Literaturgeschichte, deren Erscheinungen zugleich mit zeitgenössischen Erscheinungen in Verbindung gesetzt sind. Drake's Reise 1577, Raleigh in Virginia 1584; Besiegung der Armada 1588, rückt auf der S. XXXVIII besser an den Anfang, so dafs sie neben Shakespeare zu stehen kommen; auf der folgenden Seite ist, wohl aus Versehen, Richardson weggeblieben. — Das Kellnersche Wörterbuch ist Schülern als das beste bis jetzt vorhandene zu empfehlen; möge der deutsch-englische Teil bald folgen.

Berlin. **G. Krueger.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 6. August. Nr. 16, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

189) **Martin Wohlrab, Ästhetische Erklärung von Sophokles' Antigone.** Berlin-Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1903. 68 S. 8. *ℳ* 1.50.

Der Verf. bietet uns hier das vierte Bändchen seiner ästhetischen Erklärung klassischer Dramen. Nach einer kurzen Einleitung über den Dichter und die Sage sowie über die Eigenheiten der griechischen Tragödie und ihrer Aufführung wird das Drama nach der Reihenfolge seiner Teile eingehend besprochen. Diese Anordnung gewährt den Vorteil, dafs Wiederholungen vermieden werden. Nach dieser sorgfältigen Entwickelung des Inhalts bespricht dann der Verf. den Aufbau der Handlung und legt zum Schlufs den einheitlichen Gesichtspunkt dar. Die Erklärungen bieten manche Anregung und wollen auch denen dienen, die den Sophokles nur aus der Übersetzung kennen lernen. Aber auch die Beachtung der Lehrer verdient das Werkchen, denen es bei der Erklärung der Antigone gute Dienste leisten wird. Es sollte sowohl in Lehrer- wie Schülerbibliotheken eine Stätte finden.

Magdeburg. **P. Detto.**

190) **Die Bakchen.** Tragödie des Euripides. Deutsch von **Hans v. Arnim.** Wien, A. Hölder, 1903. 80 S. 8. ℳ 1.50.

„Segen dem Gläubigen, Fluch und Verdammnis dem Ungläubigen", das sind die Grundgedanken der euripideischen Tragödie der Bakchen, Gedanken, die in einer Zeit schroffer Gegensätze gleich der heutigen, wo gemütloser Rationalismus und unduldsamer Zelotismus sich unversöhnlich gegenüberstehen, einer geschmackvollen Übersetzung des antiken Dramas auch in weiteren Kreisen Leser gewinnen dürften, vorausgesetzt, dafs sie die Fähigkeit besitzen, die furchtbare Katastrophe zu ertragen, welche eine fremde, weit entlegene Religionsanschauung über das Haus derer hereinbrechen läfst, die im Widerspruch mit der grofsen Menge die Kühnheit hatten, an der Gottessohnschaft eines von einem sterblichen Weibe Geborenen zu zweifeln. Zudem hat der antike Dichter dieses Thema, das für ihn den Brennpunkt seines Denkens und Dichtens bildete, nach meiner Überzeugung wenigstens mit einer Objektivität behandelt, wie sie uns in keinem seiner anderen Werke begegnet. Diese objektive Behandlung ist auch der Grund, dafs die einen Erklärer und Beurteiler in dem Dichter der Bakchen den bekehrten Rationalisten, die anderen den alten Spötter sehen, der sich nur eine ernste Maske vorhalte. Dafs diese Frage für einen Übersetzer von Wichtigkeit werden kann, lehrt z. B. bei Arnim die Übersetzung des V. 250, wo die Wahl des Wortes Grofspapa einen im Original nicht vorhandenen und auch nicht beabsichtigten spöttischen Ton in Pentheus' Rede bringt. In der Auffassung des Stückes als Ganzen kommt A. der objektiven nahe, wenn er die Idee in dem Bestreben findet, die Unfähigkeit des einzelnen Menschen mit Verstand und Gewalt eine religiöse Bewegung zu bekämpfen, die aus der Tiefe der Volksseele mit Naturgewalt hervorbricht, zu zeigen. Bei neuen Übersetzungen fragt man naturgemäfs, welchen Vorzug bieten sie vor den älteren? Da nun erst 1902 als Programm des Baireuther Gymnasiums von H. Fugger eine metrische Übersetzung erschien, so liegt es nahe, mit dieser als der jüngsten Vorläuferin die Arnims zu vergleichen. Nach meinem Urteil zeigt nun die letztere durchgängig mehr Geschmack und Schwung, mehr griechischen Geist und doch gleiche Verständlichkeit, in der freien Wiedergabe der lyrischen Partien richtigeres metrisches Gefühl, wenn auch die Unterbrechung der für Euripides so charakteristischen kurzen Zeilen durch strophische Gebilde von gröfserer Zeilenlänge als Entstellung der Chorlieder bezeichnet werden mufs. Arnim erscheint hier zu sehr im Banne

Schillerscher Lyrik. Anzuerkennen ist endlich die philologische Genauigkeit der Übersetzung, die nur an wenigen Stellen nicht den griechischen Sinn richtig trifft, so in V. 68/9, 489, 553 (χρυσῶπα ist doch wohl Akkusativ, also nicht auf Διόνυσε zu beziehen); einige Ausdrücke erinnern etwas zu sehr an die Alltagssprache.

Schweinfurt. **K. Weifsmann.**

191) **Hermann Walther, Über die Echtheit und Abfassung der Schriften des Corpus Caesarianum.** I. Teil: Bellum Gallicum — bellum civile — bellum Alexandrinum. S.-A. aus der Festschr. z. Feier des 50jähr. Bestehens des Friedrich-Wilhelms-Realg. zu Grünberg i. Schl. Grünberg i. Schl., W. Levysohn, 1903. 25 S. 4.

Unter der Überschrift „I. Das bellum Gallicum lib. I—VII und das bellum civile, Schriften Cäsars" behandelt W. zunächst quellenmäfsig — und darin liegt ein unleugbares Verdienst dieses Schriftchens — die Frage nach der Echtheit der sieben Bücher über den gallischen Krieg, die selbstverständlich in bejahendem Sinne beantwortet wird. Die genannten Kommentarien seien wohl eine Originalschrift Cäsars, die aber „allerdings im Laufe der Zeiten durch willkürliche Änderungen, durch gröfsere und geringfügigere Interpolationen vielfach entstellt" sei.

Bezüglich der Abfassungszeit meint er, Cäsar habe während seines Aufenthaltes in Gallien alljährlich im Winter die Kriegstaten des laufenden Jahres schriftlich niedergelegt und veröffentlicht. Die „Stellen, welche darauf schliefsen lassen, dafs Cäsar die Kommentarien hintereinander in einem Zuge geschrieben habe", seien interpoliert, könnten also nicht beweiskräftig sein.

Die Unterlagen Cäsars seien eigene Aufzeichnungen, seine Senatsberichte, dann mancherlei Belege und Dokumente gewesen (S. 9), ausführliche Tagebücher habe er nicht geführt; selbstverständlich hätten ihm auch die Berichte seiner Legaten, namentlich über Züge, die er nicht selbst geleitet habe, als Quellen gedient.

Die Kommentare sind keine Rechtfertigungsschrift, eine Annahme, zu der sich W. selbstverständlich infolge der von ihm vorausgesetzten Art der Abfassung nach jedem Kriegsjahre gezwungen sieht. Eigentlicher Zweck war Ruhmsucht und dann auch die Absicht, historisches Material den künftigen Geschichtschreibern zu liefern.

Die historischen Angaben seien im ganzen glaubwürdig, freilich durch das politische und das persönliche Interesse teilweise subjektiv gefärbt.

Das b. c. sei von Cäsar im Herbste 47 nach Besiegung des Pharnaces eiligst verfaſst, es sei das eine Partei- und Tendenzschrift, in der Cäsar bisweilen sogar wissentlich die historische Treue verletzt habe.

Der Abschnitt II ist überschrieben: „Das bell. Gall. lib. VIII und das bell. Alex. Schriften des Aulus Hirtius." Zunächst beschäftigt sich W. mit dem Balbusbrief des Hirtius, den auch er nach fast allgemeiner Annahme für echt hält; an der bekannten Stelle § 2 Caesaris nostri commentarios rerum gestarum Galliae non comparantibus superioribus atque insequentibus eius scriptis contexui etc. vermutet er paläographisch sehr ansprechend in Anlehnung an Bongars. I „nunc comparentibus", was aber, abgesehen noch von dem beseitigten „Galliae", die Verbindung mit superioribus atque insequentibus eius scriptis doch wieder einigermaſsen auffällig erscheinen läſst. Danach meint er auch weiter, Hirtius habe das VIII. Buch zugleich mit dem b. Alex. veröffentlicht, allerdings sei ungewiſs, ob vor oder nach Cäsars Tode. Endlich begründet W. seine Annahme ein und desselben Verfassers für lib. VIII und b. Alex., des Hirtius, dessen Arbeitsweise, Quellen und Glaubwürdigkeit näher besprochen werden.

Man sieht, es ist ein reicher Inhalt bei einer überaus schwierigen und heiklen Sache. Schon daraus folgt, daſs W. bei seinen Aufstellungen nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Ich will mich nur auf die Art und Zeit der Abfassung des b. G. beschränken und hier meine Bedenken äuſsern.

Zunächst ein methodisches. Die Kommentare des b. G. sind nach W. „durch willkürliche Änderungen, durch gröſsere und geringfügigere Interpolationen vielfach entstellt" (S. 3). Man wird es also ganz gut verstehen, wenn W. die wichtigsten Stellen, die für die Abfassung der genannten Schrift in einem Zuge nach Beendigung der Feldzüge sprechen, einfach für Interpolationen hält, man wird es aber weniger verstehen, wenn alle die Stellen, die für die alljährliche Abfassung der einzelnen Kommentare sprechen sollen, von Interpolationen freibleiben.

Aber auch im einzelnen gibt die Beweisführung öfter Anlaſs zu ernstlichen Bedenken.

„In dem Lobe, das Cäsar V, 52, 4 seinem Legaten Q. Cicero trotz dessen Niederlage spendet", sieht W. eine Rücksichtnahme auf die damaligen politischen Verhältnisse. Cäsar wollte sich durch die Heraus-

gabe des V. Kommentars im Spätherbst 54 die Gunst des mächtigen Bruders seines Legaten sichern, das um so mehr, als nach dem im Herbste 54 erfolgten Tode der Julia, des Pompeius Gemahlin, eine Entfremdung zwischen den beiden Triumvirn eintreten konnte. Nach dem Jahre 51 habe Cäsar keine Veranlassung gehabt, gegen die Brüder Cicero so aufmerksam zu sein, da sich diese immer mehr dem Pompeius zugewandt hatten.

Nun ist es richtig, dafs die Briefe Ciceros aus dem Jahre 54 es an Überschwänglichkeiten für Cäsar nicht fehlen lassen. Allein ebenso richtig ist es, dafs nicht Cäsar allein ein tiefergehendes Interesse für die Cicerones zur Schau trug, sondern auch umgekehrt die Brüder Cicero für Cäsar. Im 8. Briefe des III. Buches an seinen Bruder Quintus aus ebendemselben Jahre 54 (November) ersehen wir, wie der ältere Bruder den jüngeren mahnt, auszuharren, ganz besonders im Hinblick auf den Zweck, warum er zu Cäsar gegangen sei: „non enim commoda quaedam sequebamur parva ac mediocria“ sagt er und dann wieder „praesidium firmissimum petebamus ex optimi et potentissimi viri benevolentia ad omnem statum nostrae dignitatis“. Dafs aber Cäsar nach dem Jahre 51 das erwähnte Lob dem Qu. Cicero zu zollen keine Veranlassung mehr gehabt haben sollte, hat meines Erachtens Walther nicht erwiesen.

Selbst angenommen, wir hätten keine gegenteiligen Äufserungen, kann man aus dem Benehmen Cäsars gegen Cicero im Jahre 47, wo er ihn mit vieler Auszeichnung behandelte, trotzdem er offenkundiger Parteigänger des Pompeius gewesen war, ersehen, dafs er genug Diplomat gewesen sein wird, sich einem so bedeutenden Manne, wie Cicero es war, nicht ganz zu entfremden. Da ist denn, um von anderen Anspielungen zu schweigen, z. B. ad Att. VII, 2, 7 (wahrscheinlich Ende Nov. 50) Caesar iis litteris, quibus mihi gratulatur et omnia pollicetur, besonders ein Brief von aufserordentlicher Wichtigkeit, den Cicero im Okt. 50 aus Athen an Atticus schrieb (ad Att. VII, 1, 2 f.; XVII K. Nov. 50). Cicero schreckt vor den Folgen des zwischen Cäsar und Pompeius drohenden Krieges zurück und macht sich da gewissermafsen leise Vorwürfe. Er schreibt nämlich: „Es steht uns allen grofses Unheil bevor. Schade, dafs ich Dir nicht von allem Anfang gefolgt habe, trotzdem Du mir zuredetest. Sed aliquando tamen persuasisti, ut alterum complecterer, quia de me erat optime meritus, alterum, quia tantum valebat. Feci igitur itaque effeci omni obsequio, ut neutri illorum (Cäsar und Pompeius) quisquam esset

me carior. Haec enim cogitabamus nec mihi coniuncto cum Pompeio fore necesse peccare in re publica aliquando nec cum Caesare sentienti pugnandum esse cum Pompeio. Tanta erat illorum coniunctio. Nunc impendet, ut et tu ostendis et ego video, summa inter eos contentio. Me autem uterque numerat suum, nisi forte simulat alter. Nam Pompeius non dubitat; vero enim iudicat ea, quae de re publica nunc sentiat, mihi valde probari. Utriusque autem accepi eiusmodi litteras eodem tempore quo tuas, ut neuter quemquam omnium pluris facere quam me videretur. Verum quid agam? Non quaero illa ultima (si enim castris res geretur, video cum altero vinci satius esse quam cum altero vincere) ... Dann ib. 7: Tu autem de nostro statu cogitabis, primum quo artificio tueamur benevolentiam Caesaris, deinde de ipso triumpho ... und dann gratulans mihi Caesar de supplicatione.

Ich denke, dieser Brief spricht laut genug. Cäsar bemüht sich noch um Cicero und Cicero um Cäsar ... Und wenn auch in einem Dez.-Briefe des Jahres 50 an Attikus (VII, 3) Cicero gesteht, „mihi σκάφος unum erit, quod a Pompeio gubernabitur“ (§ 5) und weiter, Cn. Pompeio adsentior (ibid.), was auch VII, 7, 7 aus ungefähr derselben Zeit wiederholt wird, so sehen wir erst aus einem von Cälius im April des Jahres 49 an Cicero abgesandten Brief, dafs Cicero ernstlich gewarnt wird, sich von Cäsar offen loszusagen (ad fam. VIII, 16); besonders charakteristisch ist die Stelle § 2 nunc te contra victorem Caesarem facere, quem dubiis rebus laedere noluisti, et ad eos fugatos accedere, quos resistentis sequi nolueris, summae stultitiae est. Denselben Cälius hatte Cicero in einem Briefe vom Juni des Jahres 51 den Anschlufs an Pompeius empfohlen (ad fam. II, 8, 2). Man sieht also, dafs Cäsar auch noch im Jahre 50 Grund hatte, auf Cicero zu rechnen. Für das Jahr 51 ist eine Äufserung Ciceros noch besonders charakteristisch, die er an Att. V, 13, 3 (Juni) macht. Er spricht da auch von Cäsar, cuius in cupiditatem te auctore incubui, nec me piget.

W. beanstandet es ferner, dafs der Bericht über die Germanen in VI, 21 ff. nicht in allen Punkten mit dem über die germanischen Sueben IV, 1—4 übereinstimmt, und antwortet dann auf die Frage, „warum Cäsar noch einmal die germanischen Sitten geschildert“ habe, damit, dafs er behauptet, Cäsar hätte erst nach 55 eine eingehendere Kenntnis der Germanen besessen, habe sie daher früher der Wirklichkeit nicht ganz entsprechend geschildert und sich später gewissermafsen selbst zu korrigieren gesucht.

Zunächst glaube ich, ist es ganz Sache des Schriftstellers, wo er einen Exkurs einfügen will; ich möchte z. B. glauben, daſs er nicht hier, sondern etwa im ersten Buche, wo der Krieg mit den gallischen Helvetiern eben beendigt ist und der mit den Germanen unter Ariovist anhebt, am passendsten gewesen wäre, etwa auch im VI. Buche nach dem 2. Kapitel, das von Kriegsrüstungen der Germanen und der Gallier spricht, so daſs Cäsar gar zu bald an einen neuerlichen Krieg denken muſste, wie es am Schlusse des genannten Kapitels heiſst.

Wenn aber Cäsar den Sitten der Sueben besondere Kapitel widmet, so dürfte der Grund der sein, daſs er eben mit diesem gewaltigen Volke — er nennt es gens longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium (IV, 1, 3) — recht viel, freilich mehr mittelbar als unmittelbar zu tun hatte, daher er auch in der Lage sein mochte, wenn auch weniger aus eigener Anschauung so doch gewiſs durch Kriegsgefangene sowie durch Kaufleute oder sonstwie ein Bild von ihrer Kultur zu gewinnen. Es stimmt gewiſs vieles in ihren Sitten mit den gemeingermanischen überein, muſs wohl auch stimmen, allerdings werden auch Sonderlichkeiten, eben aus obigem Grunde, angeführt. Natürlich wenn man sich auf den Standpunkt der alljährlichen Abfassung je eines Kommentars stellt, kann man wohl auch so schlieſsen, wie es W. tat. An Widersprüchen zwischen den beiden Beschreibungen gibt es für den ersten Anblick nur einen greifbaren, das ist die Pflege des Ackerbaues. Denn daſs der caseus, den die Allgermanen essen, bei den Sueben als Nahrungsmittel nicht besonders genannt wird, kann bei dem Umstande, daſs lac erwähnt wird, kaum weiter auffällig sein.

Wenn es also von den Sueben heiſst, sie bebauen den Acker (IV, 1, 6), VI, 22, 1 dagegen von den Germanen gesagt wird „agriculturae non student", so kann man sich mit der Feststellung dieses vermeintlichen Widerspruches begnügen und etwa darauf verweisen, daſs eben hierin die Sueben sich von den anderen Germanen unterscheiden. Freilich müssen aber auch die Germanen, die mit Ariovist ins Sequanische kamen und sich hier seſshaft machten, den Ackerbau von ihren gallischen Vorgängern übernommen haben, man würde sonst nicht die Klage des Divitiakus vor Cäsar verstehen, der da sagt: „posteaquam agros et cultum et copias Gallorum homines feri ac barbari adamassent, traductos plures (Germanos Rhenum) I, 31, 5 und den Sequanern ist es sehr schlecht durch die Herbeirufung der Germanen gegangen, weil sich Ariovist bei ihnen seſs-

haft machte tertiamque partem agri Sequani, qui esset optimus totius Galliae, occupavisset (ib. 10) und endlich neque enim conferendum esse Gallicum cum Germanorum agro etc. (ib. 11). Bedenken wir, dafs die Gallier Ackerbauer waren — man erinnere sich der gallischen Helvetier I, 3, 1 sementes quam maximas facere — so kann sich ager an den genannten Stellen nur auf Ackerboden beziehen. Aber auch die germanischen Usipetes und Tencteri wurden von den Sueben „bello premebantur et agri cultura prohibebantur" (IV, 1, 2). Unter solchen Umständen mufs an eine andere Lösung des oben angeführten Widerspruches gedacht werden.

Von den Sueben heifst es trotz des von ihnen gepflegten Ackerbaues, der aber gewissen Beschränkungen unterworfen sei „neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt IV, 1, 8, von den Germanen dagegen lesen wir: „agriculturae non student, maiorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne consistit" (VI, 22, 1, 1). Das maior pars läfst auf ein minor pars eorum victus schliefsen, qui in frumento consistit. Ziehen wir auch noch VI, 29, 1 her, wo es heifst, Caesar — inopiam frumenti veritus, quod, ut supra demonstravimus, minime Germani agriculturae student, constituit non progredi longius, so sehen wir, dafs studere einfach heifst, um mit Doberenz-Dinter zu sprechen: „sie legen nicht viel wert": sie betreiben also Ackerbau, soweit es eben bei dem vielfachen Besitzwechsel von Grund und Boden möglich war, und damit hätten wir den Widerspruch behoben. Die Germanen betreiben den Ackerbau im allgemeinen nicht sonderlich, wohl aber die Sueben. Man sieht also, dafs auch hieraus für die W.sche Hypothese nichts zu gewinnen ist. Was nach W. in der Schilderung der suebischen Sitten der Wirklichkeit nicht entsprechen soll, bleibt mir ganz unklar.

W. sagt ferner selbst S. 8: „Auffällig kann es allerdings erscheinen, dafs bis zum Jahre 46 kein Zeitgenosse Cäsars Kommentarien namentlich erwähnt, selbst nicht in seinen Briefen der schreibselige Cicero." Das ist allerdings sehr auffällig, und diese Auffälligkeit wird nicht aus der Welt geschafft, wenn W. sagt, Cicero habe in seinen Briefen mehrfach auf gallische Verhältnisse angespielt. Man darf doch nicht vergessen, dafs sein Bruder Quintus von 54—51 in Gallien dient, dafs Cicero mit ihm und mit Cäsar Briefe wechselt. So schreibt er z. B. ad Quintum fr. III, 3, 1 (Okt. 54): Sed me illa cura sollicitat —, quod dierum iam amplius quinquaginta intervallo nihil a te, nihil a Caesare, nihil ex istis locis non modo litterarum, sed ne rumoris quidem adfluxit. Und endlich wurden ja, was

das Wichtigste ist, seit dem Jahre 59 die acta senatus und populi auf Cäsars Initiative veröffentlicht, daher die jährlichen Berichte an den Senat im weiteren Publikum nicht unbekannt bleiben konnten.

Und wenn W. aus der Stelle des Cicero-Briefes an Trebatius (April 53): Tu me velim de ratione Gallici belli certiorem facias; ego enim ignavissimo cuique maximam fidem habeo (ad fam. VII, 18, 1) schliefsen zu dürfen glaubt, dafs da vielleicht Cäsars Kommentarien gemeint sein dürften, „deren Berichte ihm übertrieben erscheinen mochten“, so wäre dagegen doch zu bemerken, dafs in demselben Briefe Cicero dem Trebatius verspricht, die Empfehlungen an Cäsar zu erneuern und dafs dafür meines Erachtens Trebatius ihm näheres über den Gall. Krieg mitteilen solle, weil er von Cäsar selbst nichts erfahren könne; das schliefst also eine Veröffentlichung seitens Cäsars aus. Und dann darf das ignavissimo cuique nicht übersehen werden, es werden doch Urlauber, etwa auch Kranke und andere Leute gewesen sein — man denke an die tapferen Militärtribunen, die vor dem germanischen Feldzuge alle einen Grund zu finden wufsten, um in die Heimat reisen zu können (b. G. I, 39) — die eben Cicero über die gallischen Ereignisse auszuholen sich genötigt sieht. Diese Nötigung wäre vielleicht nicht vorhanden gewesen, wenn Cäsar alljährlich seinen Kommentar veröffentlicht hätte.

W. sagt dann weiter: „Anderseits kann aus den Worten Ciceros (ad Quintum fr. III, 8, 2; Nov. 54): ubi enim isti sint Nervii et quam longe absint, nescio nicht geschlossen werden, dafs Cicero den zweiten Kommentar Cäsars über das Jahr 57, in dem die Nervierschlacht ausführlich erzählt ist, nicht gekannt habe. Seine Worte verraten nur eine geographische Unwissenheit. Hätte W. aber die Stelle Cäsars b. G. II, 4, 8 nachgelesen, wo es heifst: Nervios, qui maxime feri inter ipsos haberentur, longissimeque absint, so hätte er gewifs eine Reminiszenz Ciceros und damit einen wichtigen Beleg für seine Theorie der Abfassungsart von Cäsars Comm. d. b. G. gefunden. Man erinnert sich übrigens auch unwillkürlich an die Belgae in I, 1, 3, die deswegen die tapfersten sind, propterea quod a cultu atque humanitate provinciae longissime absunt etc. Ich gestehe ohne weiteres zu, dafs dieser Parallelismus für den ersten Anblick frappiert. Allein beim näheren Zusehen findet man, dafs zunächst die Frage ubi ... sint nicht berechtigt war, wenn der zweite Kommentar schon veröffentlicht war. Es ist dort ausdrücklich von belgischen Völkerschaften die Rede, und von Belgiens geographischer Lage war I, 1 die Rede

gewesen. Freilich wird I, 1, 5 ff. von Mensel als unecht eingeklammert, was ich auf sich beruhen lasse. Die eigentliche Reminiszenz mag bei der Allgemeinheit der Phrase ein Zufall sein oder eine Erinnerung aus den Veröffentlichungen in den Acta. Übrigens heifst es b. G. II, 15, 2, dafs die Nervier an das Land der Ambiani grenzen. Es ist das freilich auch keine geographisch fixierte Angabe, aber wenn Cicero Gelegenheit gehabt hätte, Teile der Kommentarien zu lesen, so hätte er sich ein ungefähres Bild aus dem von Cäsar genommenen Wege machen können: Cäsar kommt zu den Remern, qui proximi Galliae ex Belgis sunt (II, 3, 1), dann kommt er zu den Suessionen, qui proximi Remis erant (II, 12, 1), dann zu den Bellovaci, die also auch in der Nähe sein mufsten, dann zu den Ambianern, an welche endlich die Nervier grenzten.

Daraus, dafs Cäsar in seinen Kommentarien nie auf ein späteres Ereignis hingewiesen habe, was wohl bisweilen geschehen sein würde, wenn die Abfassung hintereinander erfolgt wäre, einen Schlufs auf die Abfassungsart und -Zeit zu ziehen, geht doch gar nicht an. Man kann höchstens sagen, Cäsar hätte sich ab und zu auf die folgenden Ereignisse beziehen können. Dafs er das nicht tat, dafür konnten ja auch andere Gründe mafsgebend sein und vielleicht gerade der von W. angeführte Grund nicht. Hier hat W. gewifs zu viel geschlossen.

Übrigens so etwas Ähnliches wie Verweisung auf Späteres, allerdings nicht in der Art, dafs die Sache auch später erwähnt würde, sind Wendungen wie II, 17, 2 quidam ex his, ut postea ex captivis cognitum est, ... nocte ad Nervios pervenerunt; V, 8, 6 ut postea Caesar ex captivis cognovit, ... se in superiora loca abdiderant. Ganz bezeichnend, wenn auch zunächst nicht hergehörig, ist b. c. 3, 60, 4 conati sunt — C. Volusenum interficere, ut postea b e l l o c o n f e c t o cognitum est u. ä. ib. 57, 5; 18, 5. Ich führe die Stellen nur an, schliefsen läfst sich für die Abfassungsart der Kommentarien daraus kaum etwas.

Es läfst sich aber auch diese Sache, wie ich glauben möchte, nicht so ohne weiteres abtun. Ich will auf ein bemerkenswertes Beispiel hinweisen. I, 47 erzählt Cäsar, wie Ariovist eine neue Unterredung mit ihm verlangt habe und wie Cäsar statt Römer, für deren Sicherheit er Besorgnisse hegte, zwei Gallier an ihn schickte, den C. Valerius Procillus, summa virtute et humanitate adulescentem et cuius pater a Gaio Valerio Flacco civitate donatus erat, et propter fidem et propter linguae Gallicae scientiam, qua multa iam Ariovistus longinqua consuetudine utebatur, et

quod in eo peccandi Germanis causa non esset" und dann einen Gastfreund Ariovists, den M. Metius. Diese beiden Männer begrüfst Ariovist mit dem bekannten Quid ad se venirent? an speculandi causa? und wirft sie in Ketten. Im c. 53 wird dann von der Wiederauffindung dieser Männer berichtet und dort finden wir nun auch die Erklärung für den Konjunktiv in dem unter lauter Indikativen stehenden Satze: quod in eo peccandi Germanis causa non esset. Uns schweht also bei der Wiedergabe des Satzes etwa „wie Cäsar annahm" vor, bzw. wir denken daran, dafs sich Cäsar in seiner Annahme irrte, wie Fügner ganz fein zu dieser Stelle bemerkt. Das Bemerkenswerte dieser Stelle läge also darin, dafs der mitten unter objektiven Gründen subjektiv ausgedrückte Gedanke eine Erklärung im Nachfolgenden förmlich postulierte und sie auch wirklich erhielt.

W. meint weiter: „Es finden sich auch in den Kommentarien Wiederholungen, die Cäsar wohl vermieden haben würde, wenn er hintereinander sein Werk verfafst hätte." Nun, ob W. das Recht hat, hieraus Beweise für seine Abfassungshypothese zu schöpfen, möchte ich nicht bejahen. Wenn man sich von vornherein, wie er, auf den Standpunkt stellt, dafs das B. G. so vielfach durch Interpolationen entstellt sei, dann liefsen sich doch wohl von da aus alle oder fast alle stilistischen und sachlichen Unebenheiten am allereinfachsten und bequemsten erklären. Ich kann es beim besten Willen nicht einsehen, warum Cäsar, wenn er angenommenerweise seine Kommentarien in einem Zuge geschrieben hätte, in IV, 20, 1 nicht sagen durfte: „Hier in Gallien ist der Winter frühzeitig, quod omnis Gallia ad septentriones vergit" und zwar deswegen nicht, weil er schon I, 16, 1 schrieb: „Das Getreide ist noch nicht reif gewesen, quod Gallia sub septentrionibus, ut ante dictum est, posita est." Meusel hat freilich den ganzen zuletzt angeführten Satz eingeklammert und in Konsequenz dessen auch die Stelle in I, 1, 5 ff., worauf das ut ante dictum est zurückweist. Das ist allerdings radikal, ob richtig, das dürfte sich aus den folgenden Erwägungen unschwer ergeben. V, 11, 7 hat die Stelle easdem copias, quas ante, praesidio navibus reliquit ihre Rückverweisung in 9, 1 cohortibus decem ad mare relictis et equitibus trecentis, qui praesidio navibus essent. Oder VI, 9, 3 paulum supra eum locum, quo ante exercitum traduxerat (sc. Rhenum), facere pontem instituit weist auf 4, 16 f. Solcher Stellen, die tatsächlich also auf etwas früher Gesagtes zurückweisen, sind noch mehr vorhanden; uns mögen die angeführten genügen.

Welche Vorsicht eine Aburteilung in dergleichen Dingen erheischt, dafür einige Beispiele. Cäsar sagt IV, 36, 2 His (hostibus) Caesar numerum obsidum, quem ante (antea β) imperaverat, duplicavit. Wenn wir nachsehen, finden wir wirklich im selben Buche 27, 1 hostes (es sind die Britannier gemeint) — obsides daturos, quaeque imperasset, facturos sese polliciti sunt und ib. 5 heifst es dann tatsächlich Caesar — obsides — imperavit. Man könnte nun sagen in dem Ausdruck numerum — duplicavit liegt die Nötigung dazu, dafs man die Zahl, die verdoppelt wurde, auch erfahren möchte; aber gerade diese wird nirgends genannt. II, 33, 2 liest man: illi ante inito, ut intellectum est, consilio-partim cum his, quae retinuerant et celaverant armis, partim-eruptionem fecerunt. Das ut intellectum est weist auf II, 32, 4 circiter parte tertia, ut postea perspectum est (armorum), celata atque in oppido retenta etc. — Oder mit Beziehung auf I, 15, 2 f. liest man: ib. 18 10, quod proelium equestre adversum paucis ante diebus esset factum; oder V, 11, 7 hat die Stelle easdem copias, quas ante, praesidio navibus relinquit ihre Rückverweisung in 9, 1 cohortibus decem ad mare relictis et equitibus trecentis, qui praesidio navibus essent; oder VI, 9, 3 paulum supra eum locum, quo ante exercitum traduxerat (sc. Rhenum) facere pontem instituit weist auf IV, 16 f.

Wir sehen, überall — und das ist überhaupt bei den meisten der hergehörigen Stellen der Fall — werden wir durch das Wörtchen ante aufmerksam gemacht, die Beziehung in dem früher Gesagten zu suchen. Wenn wir aber z. B. VII, 9, 4 lesen nactus recentem equitatum, quem multis ante diebus eo praemiserat und wir im Vorhergehenden keine Beziehung finden, sollen wir da gleich Schlüsse auf die Abfassungsart der Kommentarien ziehen, etwa sagen, Cäsar hätte so nicht schreiben können, wenn er seine Kommentare in einem Zuge gearbeitet hätte, wohl aber erkläre sich diese Vergefslichkeit, wenn er sich nach jedem Kriegsjahr zum Schreibtische setzte und den obligaten Kommentar verfaßte? Das läßt sich aber gewifs behaupten, wenn hier ein Interpolator die Hand im Spiele gehabt hätte, so hätte er gewifs nicht so interpoliert, ohne nachzusehen, ob das, was er als früher gesagt angibt, wirklich da ist oder nicht.

Und was soll man zu III, 20, 1 sagen? Hier liest man „cum in Aquitaniam pervenisset, quae pars, ut ante dictum est, et regionum latitudine et multitudine hominum est tertia Galliae existimanda? Doberenz-Dinter [9] bemerkt hiezu: „ante kann nur auf I, 1, 1 sich beziehen; jedoch steht dort nichts davon und das hier Erwähnte entspricht auch der Wirk-

lichkeit nicht." Am bequemsten ist es, den Satz quae pars — existimanda (andere lesen aestimanda) einfach als Interpolation anzusehen (so Vielhaber, ZöG XVII, 230; Meusel tilgt alles mit I, 1, 1 Widersprechende, so dafs quae, ut ante dictum est, est tertia pars Galliae herauskommt. Die Härte est est ist dabei ganz übersehen), dann ist natürlich radikal geholfen. Allein ich kann mir nicht denken, dafs der Interpolator nicht den Anfang des I. Buches gekannt haben sollte, um einen solchen Einschub, der doch nur der leichteren Fafslichkeit zu dienen hatte, zu wagen. Überhaupt scheint es mitunter eine recht gewagte Sache zu sein, die Schriftstellertexte nach der Richtung hin einer Säuberung unterziehen zu wollen, ob ein Wort oder ein ganzer Satz oder noch mehr gegenüber dem kritischen oder auch krittelnden Verstande sich als überflüssig erweist. Da würde man endlich gewifs soweit kommen, dafs man am selbstverfafsten Texte nicht selten ganz merkwürdige Interpolationen dieser Art entdecken würde.

Doch sehen wir uns noch weitere Beispiele an, die Rückverweisungen oder Wiederholungen enthalten. VI, 12, 1 heifst es: Cum Caesar in Galliam venit, alterius factionis principes erant Haedui, alterius Sequani. Dagegen I, 31, 3 spricht der Häduer Diviciacus vor Cäsar: Galliae totius factiones esse duas: harum alterius principatum tenere Haeduos, alterius Arvernos. Jedenfalls müssen die Arverner und Sequaner sehr eng liiert gewesen sein, weil sie beide, wie es dann gleich im folgenden heifst, die Germanen ins Land rufen. Daraus erklärt sich aber dann auch recht wohl und zwar naturgemäfs aus psychologischen Gründen, dafs VI, 12, 1 statt der Arverner blofs die Sequaner genannt werden.

Freilich wer daran glaubt, dafs die Kommentare alljährlich abgefafst und veröffentlicht wurden, wird mit der entsprechenden Erklärung sofort bei der Hand sein.

Allein über die Stelle, die ich jetzt bringen will, wird man auf die angegebene Art nicht hinüber können. IV, 9, 3 lesen wir: Cognoverat enim (Caesar) magnam partem equitatus ab iis (Germanis) aliquot diebus ante praedandi frumentandique causa ad Ambivaritos trans Mosam missam; in 12, 1 erscheint folgende Rückbeziehung: At hostes — cum ipsi non amplius octingentos equites haberent, quod ii, qui frumentandi causa ierant trans Mosam, nondum redierant, — nostros perturbaverunt; und endlich 16, 2 haben wir nochmals dieselbe Beziehung: Accessit etiam, quod illa pars equitatus Usipetum et Tencterorum (die wurden 6, 3 als Germani bezeichnet), quam supra commemoravi, praedandi frumentandique causa Mosam

transisse neque proelio interfuisse — se — receperat. Schon in der zweiten Stelle fällt auf, dafs Cäsar praedandi ausliefs, was ganz merkwürdig erscheinen mufs, da er es doch kurz zuvor, was er ja nachlesen konnte, gebraucht hatte; und in der dritten Stelle wiederum steht zwar praedandi wieder, dagegen spricht C. von Usipetes und Tencteri, die im ersten Kapitel als „Usipetes Germani et item Tencteri" erschienen, anfangs c. 4. nochmals vorkommen, sodann aber unter dem Sammelnamen Germani inbegriffen werden, bzw. auch ganz allgemein hostes zubenannt werden. Hiermit haben wir endlich Einblick in Cäsars Arbeitsweise gewonnen; denn hier läfst sich ohne Störung des Zusammenhanges trotz Pauls Versuches, den Satz „quod ii — redierant" zu streichen, nichts wegemendieren.

Nun begreifen wir es auch, wenn Cäsar I, 49, 1 ff. folgenden Satz schreiben konnte: „Ubi eum castris se tenere Caesar intellexit, ne diutius commeatu prohiberetur, ultra eum locum, quo in loco Germani consederant, circiter passus DC ab his castris idoneum locum delegit acieque triplici instructa ad eum locum venit. Primam et secundam aciem in armis esse, tertiam castra munire iussit. Hic locus ab hoste circiter passus DC, uti dictum est, aberat. Eo ... Ariovistus misit." Wenn Cäsar ein bifschen gefeilt hätte, so hätte er sich vielleicht nicht so rasch mit dem Satze: Hic locus ... uti dictum est, aberat zu wiederholen gebraucht, das können wir wohl zugeben; dafs man ihm aber diese Schreibart ohneweiters bis auf Lange zutraute, ist ein Beweis gegen Lange, wie mir scheint, der ad eum locum venit und dann Hic locus ... aberat einklammerte. (JJ. 143, 204 sq.)

Stellen wir uns aber ganz auf den Standpunkt jener, die da an starke Interpolation auch des b. G. glauben, geben wir zu, dafs in den Fällen, die ich angeführt habe, Athetesen berechtigt sind, so bleibt doch noch eine ganz merkwürdige Art von Wiederholungen stilistischer Art übrig, die ich in den Serta Harteliana p. 224 f. behandelte (vgl. auch Frese, Beiträge zur Beurteilung der Sprache Cäsars S. 21), die sich aber nicht wegkorrigieren lassen. Ein ganz treffliches Beispiel bietet die soeben angeführte Stelle I, 49, 1 ff., wo auf kleinem Raum das Wort locus fünfmal wiederholt wird. Ich will nicht die Stellen anführen, die ich in der oben zitierten Schrift brachte, sondern ganz andere, um eben den Nachweis von dieser stilistischen Eigenart Cäsars weiter zu führen. Wir finden z. B. dimicare im b. c. 3, 84, 1; 85, 2, 3, 4; dann noch 86, 5, obwohl variandi causa 86, 1 decertare gebraucht wurde; oder um im

h. G. zu bleiben: occultare z. B. kommt je einmal im I. und V. Buch vor, darüber hinaus aber fünfmal im VI. und sechsmal im VII. Buch (darunter VI, 43, 6 u. 7 und VII, 45, 5 u. 7; 83, 6 u. 7, dazu occulte 83, 5). Überdies occultatio in VI und das Adj. occultus nur in VI und VII, hier auch occulte und die Phrase in occulto mit Ausnahme je einer Stelle in I und II wieder in VI und VII — die Stellen aus dem h. c. sind unberücksichtigt geblieben —; obtinere potestatem VII, 32, 3; 33, 4 dazwischen 32, 2 obt. magistratum; devenio II, 21, 1 u. 6, sonst nirgends; mirus, I, 34, 4 und 41, 1 sonst nirgends; motus (subst.) in der Grundbedeutung ganz auffällig: IV, 23, 5; 25, 1 u. 2; munire V, 21 dreimal, ebenso VII, 69, 1; 70, 6; 71, 7; 72, 1 u. 2; 73, 1 u. 2; 74, 1 oder 79, 1; 80, 1 u. 4; 82, 1 u. 2; 4; 84, 3; 85, 3, 4 u. 6; 86, 4; 88, 2 u. 5; 89, 4; nihilo setius nahe nebeneinander V, 4, 3 und 7, 3, später kehrt es nicht wieder, vorher war es je einmal im I. und IV. Buch; nocere III, 13, 8 und 14, 1, 4; nuntius VII, 40, 1; 41, 1; 42, 1; 43, 1 immer zu Anfang des Kapitels; repeto I, 30, 2; 31, 7, sonst im h. G. nur mehr an einer bezweifelten Stelle V, 49, 2. Die Sache geht soweit, daſs sich, wie Frese a. a. O. ausführt und wir an einigen der angeführten Stellen gesehen haben, sogar „in den einzelnen Büchern eine Vorliebe für bestimmte Wörter und Phrasen" findet.

Es liegt auf der Hand, daſs die Frage der Rückverweisungen, der Wort- und Sachwiederholungen, im Zusammenhange betrachtet, sich dem kritischen Auge ganz anders darstellen muſs, als wenn man nur die eine oder die andere Erscheinung herausgreift. Vor allem dürfte es klar sein, daſs ein Schluſs auf jedesmalige Interpolation nach dem Gesagten nicht mehr so ohne weiteres statthaft ist [1]). Man sieht aber auch, daſs aus dieser Erscheinung ein zwingender Schluſs, ob Cäsar seine Kommentarien in einem Zuge oder buch- und jahrweise schrieb, kaum zu gewinnen ist. (Vgl. Serta Harteliana p. 224.) Was sich aber als sicheres Ergebnis dieser Untersuchung hinstellen läſst, das ist die Erkenntnis, daſs Cäsar im

1) Während ich diese Zeilen dem Drucke übergebe, lese ich den Aufsatz H. Schillers in der Bph. W. 1904, Sp. 445 ff., „Beitrag zur Lösung der Cäsarfrage", worin er des näheren auszuführen sucht, daſs die gröſseren sogen. Interpolationen vielleicht auf Nachträge bzw. Überarbeitungen Cäsars selbst zurückgehen. Es würden sich also unsere beiderseitigen Ergebnisse trotz der so verschiedenen Wege, die da zurückgelegt wurden, so ziemlich entsprechen.

Bewufstsein seiner Stilgewandtheit aufserordentlich leicht und rasch, um nicht zu sagen flüchtig, arbeitete und sich daher keine Zeit zum Feilen nahm, ja sie vielleicht gar nicht nehmen konnte, sei es, was ja bei einem solchen Manne möglich war, dafs der Buchdrucker, um modern zu sprechen, die noch nassen Bogen von ihm verlangte, um die Neugierde seiner Leser zu befriedigen, oder sei es, dafs ihm dazu tatsächlich die physische Zeit fehlte, zumal er durch das Studium der Unterlagen zu seinem Werke, das Durcharbeiten des ihm zu Gebote stehenden Materials sowie der persönlichen Erinnerungen ohnehin eine Menge Zeit verlor, die ihm, dem so vielfach in Anspruch genommenen, gewifs fast nie in hinreichender Menge zur Verfügung stand.

Nun bekommt auch die bekannte Stelle im Balbusbriefe des Hirtius (VIII praef. 6) eine ungeahnte Wichtigkeit, worin es heifst: ceteri —, quam bene atque emendate, nos etiam, quam facile atque celeriter eos (commentarios Caesar) perfecerit, scimus. „Er wisse also", sagt er, „wie leicht und wie schnell Cäsar seine Kommentare abgefafst habe." Wenn ich mit meinen Darlegungen recht habe, dann erledigen sich die übrigen Beweisgründe W.s zugunsten seiner Hypothese von selbst.

Ich glaube also nicht, dafs Cäsar seine Kommentare buch- und jahrweise abfafste und veröffentlichte — er hätte dann den achten Kommentar auch abfassen können —, ich glaube es auch deswegen nicht, weil nicht einzusehen wäre, warum Cäsar wenigstens die Ereignisse des Jahres 51 in einem achten Buche nicht selbst beschrieben haben sollte, wohl aber versteht man es, dafs er nicht dazu kam, wenn man annimmt, dafs er in den letzten zwei Jahren seiner gallischen Statthalterschaft seine kärgliche Mufse schriftstellerischer Tätigkeit widmete, ohne zum wirklichen Abschlusse, ja auch zur letzten Feile gelangen zu können.

Ferner hat in der angezogenen Hirtiusstelle das celeriter (quam facile atque celeriter eos perfecerit) doch nur dann einen Sinn, wenn Cäsar die Kommentarien in einem Zuge — das mufs natürlich nicht auf einem Sitze bedeuten — schrieb, andernfalls wäre diese Ausdrucksweise ganz unzutreffend. Und endlich, wenn Cäsar seine Kommentare alljährlich abgefafst und veröffentlicht haben sollte, dann bleibt denn doch die Frage frei: cui bono? W. leugnet den tendenziösen Charakter der Kommentare. Dann mufs man erst recht fragen, welchen Zweck sollten diese Veröffentlichungen haben, „da man ja das Wissenswerte auf Grund der cäsarianischen Berichte ohnehin in den seit Cäsars Konsulat regelmäfsig

veröffentlichten Acta lesen konnte." W. meint, Ruhmsucht sei der eine Zweck gewesen.

Doch ich lasse es ununtersucht, welche Zwecke Cäsar mit der Veröffentlichung der genannten Schrift verfolgen mochte, aber dafs sie tendenziösen Charakter trug, ergibt sich mir aus den zeitgenössischen Zeugnissen. Denn wenn auch der befreundete Hirtius [1]) und der Mufsfreund Cicero [2]) meinen — sie hatten es vielleicht von dem schlauen Diplomaten Cäsar selbst —, dafs die Kommentare nur einen passenden Stoff künftigen Historikern liefern sollten, so erfahren wir es von dem geraden Michel der damaligen Zeit, Asinius Polio, dafs Cäsar tendenziös färbte [3]). Steht aber einmal dieser tendenziöse Charakter der Kommentare fest, dann kann man auch an eine Veröffentlichung, die ruck- und stückweise vor sich ging, nicht recht glauben.

Und hiermit nehme ich Abschied von W.s Schrift, die mir, wie ich dankbar anerkenne, soviel Anregung, aber auch so vielfachen Grund zur Bekämpfung bot.

Wien-Floridsdorf. **Anton Polaschek.**

---

192) **G. Tropea, Studi sugli Scriptores Historiae Augustae.** 5 tomi. Messina 1899—1901. Tipi della Rivista di Storia antica. 116. 41. 54. 41. 51. 79. S. 8.

Dessans Einheitstheorie (Hermes 42, S. 337) hat bei Habel (W. f. kl. Phil. 1889, Sp. 418 f.) und Seeck (Fleckeis. Jahrb. 141, S. 609) rückhaltlose Zustimmung, Widerspruch bei Mommsen, Wölfflin und vor allem bei H. Peter gefunden, dem auch der Verf. der vorliegenden Hefte im grofsen ganzen folgt. Nach einer Andeutung in der Vorrede zum ersten Hefte gibt Tr. nur eine Ährenlese aus einer gröfseren Arbeit und will neben vielem Sicherem auch Neues („*piu sicuro e piu nuovo*") bieten. In dem

---

1) Hirt. ep. ad Balb. 5 qui (commentarii) sunt editi, ne scientia tantarum rerum scriptoribus deesset, adeoque probantur omnium iudicio, ut praerepta, non praebita facultas scriptoribus videatur.

2) Cic. Brut. § 262. Brutus sagt: „legi ... commentarios, quos idem (Caesar) scripsit rerum suarum. Valde quidem, inquam, probandos; nudi enim sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis tamquam veste detracta. Sed dum voluit alios habere parata, unde sumerent qui vellent scribere historiam, — gratum fecit.

3) Polio bei Suet. Caes. 56: Pollio Asinius parum diligenter parumque integra veritate compositos putat, cum Caesar pleraque et quae per alios erant gesta, temere crediderit, et quae per se, vel consulto vel etiam memoria lapsus perperam ediderit; existimatque rescripturum et correcturum fuisse.

ersten Hefte, Sulla personalità degli S. H. A. verbreitet sich Tr. über die Persönlichkeit und die mutmafsliche Lebenszeit der Verfasser der S. H. A. und kommt zu dem beherzigenswerten Ergebnis, dafs Spartianus oder Capitolinus die Vita des Hadrianus und des Aelius verfafst habe; Spartianus allein die Viten von Severus bis Geta. Dem Capitolinus weist Tr. die Viten von Pius bis Julianus, von den Maximini bis Balbinus nebst der vita des Avidius Cassius, welche die Überlieferung dem Vulcatius Gallicanus zuweist. Letzterer kommt in der Liste der Verfasser der S. H. A. bei Tropea gar nicht vor. Lampridius teilt Tr. die Viten von Macrinus bis Alex. Severus und die Zeit von 305—313 p. Ch. zu. Trebellius ist der Verfasser der Vita der Valeriani bis Claudius, während Vopiscus die übrigen Viten und nach des Trebellius Tode die Zeit von 323—337 p. Chr. n. geschrieben hat. — Das zweite Heft umfafst mehrere Miszellen, so 1. Antonini nomen. 2. La data della composizione dell' ultima biografia negli S. H. A. Dati cronologici intorno alla vita ed alle biografie di Vopisco Pollione e Lampridio. 3. Per la data del passaggio del nome di Scribae pontificum in Pontifices Minores und 4. Sulla interpretazione di un passo di Sparziano in Vita Severi 6, 9. 5. A proposito di un passo di Capitol. in Vita Clod. 12, 5—19, worin manches Neue in bezug auf die Verfasser der S. H. A. geboten wird. Das dritte Heft, Mario Massimo vita e frammenti, handelt über das Leben, die Methode und die Quellen des nicht unbedeutenden Biographen Marius Maximus, woran sich dessen Fragmente (S. 23—53) anschliefsen. In ähnlicher Weise wird im vierten Hefte, Elio Cordo vita e frammenti, das Leben, die Methode des Aelius Cordus, dessen Beziehung zu Capitolinus abgehandelt und die Frage erörtert, ob nur Capitolinus allein den Ael. Cordus benutzt (E. Cordo fu fonte del solo Capitolino?), oder ob er auch dem Spartianus und dem Lampridius als Quelle gedient habe. Zum Schlusse wird noch auf die Frage nach der Existenz des Ael. Cordus eingegangen, die bekanntlich Mommsen geleugnet hatte (Dubbi sulla existenza reale di E. Cordo). Von S. 19—51 folgen die Fragmente. Das fünfte Heft, Commodo, enthält: 1. Biografia, 2. Ricerca dell' autore della biografia attributa a Lampridio, 3. Giudizio intorno a questa. Von Bedeutung ist die zweite Miszelle über den Verf. der Vita, wofür er gegen die Tradition den Capitolinus oder Lampridius ansieht. In der dritten Miszelle wird der Grundsatz verfochten, dafs der letzte Teil der Biographie des Kaisers Commodus eine politische Tendenzschrift sei, in der alles breit getreten werde, was der Kaiser „turpiter,

inpune, crudeliter, gladiatorie, lenonie" getan habe. Alles dies enthalte Marius Maximus und sei dann, „*epitomandole* oder *pigliandole*" in unsere Vita herübergenommen worden. Wird man vielleicht nicht an eine Kontamination aus zwei verschiedenen Biographien denken müssen, deren es ja zur Kaiserzeit eine grofse Menge gegeben haben mochte? Vgl. auch Heer, Der historische Wert der Vita des Commodus in der Sammlung der S. H. A. Philol. Supplementband IX, Heft 1. Leipzig 1901. — Fleifs und tüchtige Beherrschung des historischen Stoffes mufs dem Verf. uneingeschränkt anerkannt werden. Ob aber die historischen Momente allein bei der in Rede stehenden Behandlung zum erwünschten Ziele führen können, mufs bei der bekannten persönlichen Stellung der Verfasser den Kaisern Diokletian oder Konstantin gegenüber füglich um so mehr bezweifelt werden, als die historische Kritik der Verfasser eine mangelhafte war. Da mufs auch das textkritische und das sprachliche Moment gebührend mitberücksichtigt worden, wie ja schon Wölfflin so schön gezeigt hat. Zudem wird auch das soeben im Erscheinen begriffene Speziallexikon der S. H. A. von K. Lessing hervorragende Dienste leisten können. Noch einmal sei es gesagt: Das historische, psychologische und sprachliche Moment, wozu auch die Textkritik gehört, mufs sonach bei derartigen Untersuchungen gleichmäfsig beachtet werden. Möge der gelehrte Verfasser die Versicherung entgegennehmen, dafs eine jede wissenschaftliche Arbeit in dem benachbarten Königreiche südlich der Alpen bei uns die herzlichste Freude erweckt.

Laibach. **J. Sorn.**

---

193) **Julius Jüthner, Fritz Knoll, Karl Patsch, Heinrich Swoboda, Vorläufiger Bericht über eine archäologische Expedition nach Kleinasien.** (Mitteilung Nr. XV. der Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.) Prag, Universitätsbuchhandlung, 1903. 52 S. gr. 8.

Vom 4. April bis zum 28. Juni unternahmen die vier Verfasser auf Kosten der genannten Gesellschaft eine Bereisung der antiken Landschaft Isaurien, um das Material an Architekturresten, Skulpturen und Inschriften aufzunehmen und die antiken und heutigen Siedelungsverhältnisse zu studieren. Die Reise ging von der Bahnstation Konia westlich bis nach dem Südende des Bey Schekir Göl, des alten Lacus Carallitis, dann süd-

lich bis nach Pamphylien und von dort nordöstlich über das alte Isaura nach Konia zurück; es wurde aber nicht die gerade Route verfolgt, sondern durch Abstecher und Umwege das archäologisch Denkwürdige zu erforschen gesucht. Die Mühe auf den zum Teil halsbrecherischen Wegen und in der meist armseligen Gegend wurde durch interessante Funde belohnt, die für die Poleographie des Gebietes wichtige Ergänzung zu früheren Forschungen bringen. Pappa Tiberiopolis lag beim heutigen Jonuslar, wie schon Ramsay 1901 vermutet, ungefähr in der Mitte zwischen Konia und dem Nordende des L. Carallitis, wo früher Misthia angesetzt wurde; dieses Misthia ist vielleicht die uralte, durch den Fund einer hetitischen Säule bekannte Ansiedelung bei Fassiler östlich von dem Südende des gedachten Sees; Vasada lag nördlich von dem L. Trogitis beim heutigen Dere-kiöj, wo ein Grabstein den Namen *Ο[υα]σαδων* enthält; westlich davon lag Amlada, jetzt zum ersten Male lokalisiert durch eine längere Inschrift wahrscheinlich aus den Jahren 162—160 v. Chr.; zwischen dem Carallitis und Pamphylien wurden die Reste von Erymna und Kotenna durchforscht, im südlichen Pisidien östlich vom Melasflufs bei Kara-Odscha die Ruinen einer Stadt entdeckt, deren Name leider nicht festgestellt werden konnte; die Inschrift eines Architravs enttäuschte die Forscher durch die blofse Wiederholung *ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος*. Die Rückreise nach Konia führte über Alt-Isaura, das eingehend durchforscht wurde; dafs Neu-Isaura bei Dinorna gelegen hat, wie bisher angenommen wurde, mufste bei genauer Prüfung verneint werden.

Zahlreiche andere Ruinen aus älterer und byzantinischer Zeit zeugen von der ausgedehnten Besiedelung des jetzt sehr zurückgekommenen Landes. Nach den reichen Ergebnissen der Reise, die hier zum Teil nur angedeutet werden, mufs man auf den ausführlichen Bericht gespannt sein.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

194) **Robert Hessen, Leben Shakespeares.** Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1904. XII u. 411 S. 8. ℳ 7.—; geb. ℳ 9.—.

Wieder einmal ein neues Shakespearebuch, und was das Erfreuliche dabei ist, wieder ein gutes, lesbares, das wir gleich von vornherein aufs wärmste zur Anschaffung für die Lehrerbibliothek empfehlen möchten. Hessen bringt in lebhafter, von keinem gelehrten Ballast beschwerter Darstellung alles über den Dichter vor, was durch die Forschung gesichert ist, ohne jedoch dabei die Überlieferung ganz aus dem Auge zu verlieren,

wie dies in jüngerer Zeit oft geschehen ist. Dabei ist er vorsichtig und zurückhaltend, bezeichnet alles Hypothesenhafte deutlich als solches und legt unwesentlichen Einzelheiten und Rätseln, über die wir nun einmal nichts wissen und vermutlich auch nie sichereres erfahren werden, keinen übrigen Wert bei. Die Tatsachen aus Sh.s Leben erzählt er gewissenhaft mit soviel Genauigkeit, als die Wissenschaft ermöglicht, die nötigen kultur- und zeitgeschichtlichen Erörterungen sowie die Schilderung des Theaterwesens sind wohl gelungen. Klar, wenn schon als recht unliebenswürdig und wenig majestätisch tritt auch die Gestalt der Maiden Queen hervor. Die Werke sind kurz, aber ausreichend besprochen und in den literarischen Zusammenhang gebracht. Die Wilddiebgeschichte hält H. für sehr wahrscheinlich, wenn nicht für wirklich wahr. Die Baconhypothese weist er mit aller Entschiedenheit als völlig unberechtigt ab. In der Sonettenfrage ist er sehr vorsichtig und hat den Mut zu bekennen, dafs wir eigentlich recht wenig darüber wissen. In der Auffassung der sogen. düsteren Periode hält er sich an Brandes, in der Erklärung des Hamlet an Conrad. — Sehr brauchbar sind auch die Beigaben, vor allem die ganz ausgezeichnet gelungenen Illustrationen, dann der Stammbaum der Familie Sh., die Übersicht über die Dramen nach der Zeit der Entstehung, die Tafel mit Nachbildungen von Eintragungen im Kirchenbuch von Stratford, der kurze Literaturnachweis und das Register.

Wenn an dem Buche etwas auszusetzen ist, so sind es einige stilistische Eigentümlichkeiten, die den sonst so frischen, geschickten und lebensvollen Ton nicht eben angenehm unterbrechen. Dazu gehören viele sehr entbehrliche Fremdwörter, Übergangsphrasen und burschikose Ausdrücke, die für ein solches Werk nicht passen und eine häfsliche, dem Lateinischen nachgebildete Konstruktion, in der das dem Haupt- und Nebensatze gemeinsame Subjekt herausgehoben und an den Anfang der Periode gestellt wird, z. B. S. 216: „Lee, nachdem er haarscharf bewiesen hat, dafs Southampton ... der Freund der Sonette gewesen, spricht den festen Glauben aus ...“ Solches und ähnliches findet sich leider sehr oft. Für eine etwaige neue Auflage wäre überhaupt eine scharfe stilistische Durchsicht sehr zu empfehlen, wodurch der Wert des tüchtigen Buches noch gesteigert würde. -tz-.

195) **Gilbert Goudie, The Celtic and Scandinavian Antiquities of Shetland.** Edinburg and London, W. Blackwood & Sons, 1904. XII u. 305 S. 8.

Das vorliegende Buch vereinigt im wesentlichen frühere Anfsätze des Verf., welche während der letzten 30 Jahre in den „Verhandlungen der schottischen Altertumsgesellschaft“ (Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland) erschienen sind. Es enthält eine aufserordentliche Fülle von Stoff, der mit unermüdlichem Fleifse gesammelt und mit gründlichster Sachkenntnis verarbeitet worden ist. Die Einleitung orientiert kurz über die Geschichte der Inseln. Das erste Kapitel behandelt die heidnische Periode im Stein- und Bronzealter und in der früheren Eisenzeit (bis ins 5. und 6. Jahrh. n. Chr.), das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der bis zum 9. Jahrh. reichenden christlich-keltischen Periode, und der dritte Abschnitt ist der skandinavischen Ära gewidmet, welche politisch im Jahre 1468 zu Ende ging, als Orkney und Shetland für den unbezahlten Teil der Mitgift der mit König Jakob III. vermählten Prinzessin Margarete von Dänemark an Schottland verpfändet wurden, die aber in Wirklichkeit noch bis zum Ende des 16. Jahrh. gerechnet werden kann, wo die völlige Unterordnung der Inseln unter Schottland und die Einführung schottischen Rechtes und anderer schottischer Einrichtungen erzwungen wurde. An letzter Stelle, auf S. 132—297 findet man noch eine Reihe vermischter Anfsätze, welche dazu bestimmt sind, den allmählichen Übergang der alten Lebensformen zu den neuen zu veranschaulichen, zugleich aber auch an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie viele altertümliche Reste auch heute noch an die vergangenen Zeiten erinnern. Zahlreiche teils nach Zeichnungen, teils nach Photographien hergestellte Abbildungen begleiten den Text.

Wie nach der archäologischen und allgemein kulturgeschichtlichen Seite hin, bietet das Buch auch in sprachwissenschaftlicher Hinsicht eine beachtenswerte Ausbeute, für welche die germanistische Philologie dem Verf. zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist. Wir wollen jedenfalls nicht versäumen, gerade auch auf diesen Punkt hier nachdrücklich hinzuweisen. -x.

---

196) **B. Kron, English Letter Writer.** Anleitung zum Abfassen englischer Privat- und Handelsbriefe. 2. Aufl. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1903. 104 S. kl. 8. geb. ℳ 1.50.

Wir haben die erste Auflage dieses praktischen kleinen Buches be-

reits vor drei Jahren in dieser Zeitschrift besprochen (Jahrg. 1901, S. 310 f.). Die unbedeutenden Ausstellungen, welche wir damals zu machen hatten, sind von dem Verf. im wesentlichen berücksichtigt worden, und auch die Verlagsbuchhandlung ist auf den Vorschlag, den Preis niedriger zu stellen, in wünschenswerter Weise eingegangen. Das Buch ist aufserdem jetzt in seinem Umfange mehr als verdoppelt worden, da ein grofser Abschnitt über eigentliche Handelsbriefe hinzugekommen ist, in welchem nach denselben Grundsätzen wie bei den Privatbriefen die gebräuchlichsten Phrasen knapp und übersichtlich zusammengestellt sind. Eine äufserliche Verbesserung ist die gröfsere Spatiierung des Druckes und die Wahl eines kleineren Formates.

Wir können nach dem Gesagten unsere frühere Empfehlung nur wiederholen.

Bremen. **Felix Pabst.**

Vakanzen.

Gelsenkirchen, R.G. Obl. N. Spr. Bürgermeister.
Gera, H.M.S. Dir. (Rel., Deutsch u. Gesch. oder N. Spr.). Schulvorstand.
Hagen i. W., G. u. R.G. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Braune.
" " " " Hilfsl. N. Spr. " " "
Hattingen, Prg. Obl. Klass. Phil. u. Deutsch. Dir. Traeger.
Köln, G. u. R.G. Obl. N. Spr. u. Deutsch. Dir. Dr. Vogels.
Langendreer, R.S. Obl. Math. u. Phys. Kuratorium.
Mainz, H.T.S. Obl. N. Spr. Oberbürgermeister Dr. Gafsner.
Myslowitz, G. Obl. Gesch. u. Lat., Gr. oder Deutsch. Dir. Dr. Anst.
Oberhausen, R.G. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Willenberg.
Pasewalk, Prg. Obl. Klass. Phil. u. Gesch. Magistrat.
Rostock, G. u. R.G. Obl. Lat., Deutsch u. Rel. Stadtrat.
Ruhrort, R.G. Obl. Math. u. Nat. Direktor.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. **E. Ludwig** in **Bremen.**
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilagen: **Zwei** Prospekte der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin,** betr.: 1. Beiträge zur alten Geschichte und griechisch-römischen Altertumskunde; 2. Berliner Klassikertexte, Heft I.

Gotha, 20. August. Nr. 17, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

197) **Max Heyse, Über die Abhängigkeit einiger jüngerer Äschines-Handschriften.** Programm des Gymnasiums zu Bunzlau 1904. 16 S. 4.

Die vorliegende Abhandlung bringt neues Material zur Wertschätzung der Äschines-Handschriften und weist die Wege, wie man auf Grund erneuter Untersuchung der Überlieferung zu einem annähernd sicheren Ergebnis betreffs des wahren Wortlautes der Reden des Äschines gelangen kann. Der Verf. hat, veranlafst durch Zweifel an der Richtigkeit der bisherigen Kollationen, eine ganze Anzahl von Handschriften, darunter eine bisher noch unbekannte Handschrift Paris. Suppl. Gr. 660 (x) in Breslau selbst verglichen und eine gröfsere Zahl von Stellen in den Handschriften i, n, s an Ort und Stelle für sich einsehen lassen. In dieser Vorarbeit, wie er sie selbst nennt, kommt Verf. zu folgenden Resultaten: 1) Cod. o (Havniensis 415) ist identisch mit Cod. r (Lockeranus). 2) Cod. o ist nur eine Abschrift aus Cod. m (Parisinus 3003. 3) Cod. v (Vindob. philos. Gr. 196) ist in der zweiten Rede, wie Cod. o in der ersten, eine Abschrift von m. 4) Cod. m ist auch in der dritten Rede, abgesehen von

dem letzten unwesentlichen Stück, die Quelle einer uns erhaltenen Handschr., des Cod. n (Paris. 3004). 5) Cod. p (Helmstadiensis 806) stammt mittelbar aus V (Vaticanus 64). 6) Cod. b (Barberinus 263) ist eine Abschrift aus a (Angelicus). 7) Cod. s (Harleianus 6322) ist eine Abschrift aus k (Paris. 2998). 8) Für die dritte Rede ist Cod. c (Urbinas 116) eine Abschrift von t (Gothanus 572). Demnach verringert sich der kritische Apparat um die Mss. o (= r), v, n, p, b, s und t, d. h. etwa um den vierten Teil. Man darf den weiteren Untersuchungen des Verf. mit Spannung entgegensehen.

Magdeburg. **P. Dette.**

198) **A. G. Roos, Prolegomena ad Arriani Anabaseos et Indicae editionem criticam adjecto anabaseos libri primi specimine.** (Inauguraldissertation.) Groningae, in aedibus J. B. Wolters, MCMIV. 64 S. 8.

Was H. Schenkl für Epiktets *διατριβαί* geleistet hat, unternimmt jetzt Roos für Arrians Anabasis und Indica. Wie ersterer in einem Cod. Bodleianus den Archetypus nachwies für alle uns bekannten Handschriften der *διατριβαί*, so stellt Roos mit einer an Gewifsheit grenzenden Wahrscheinlichkeit fest, dafs der Cod. Vindobonensis histor. Gr. 4, bombycinus, saeculi XII exeuntis vel XIII incipientis die Vorlage sei, auf welche die vorhandenen Handschriften der Anabasis und Indica zurückgehen. Bei den *διατριβαί* stützt sich der Nachweis auf eine Lücke im ersten Buche, die allen Handschriften gemeinsam ist, bei der Anabasis auf eine Lücke im siebenten Buche, die ebenfalls allen Texten gemein ist. Roos zeigt, dafs sie durch den Ausfall eines Blattes der Wiener Handschrift entstanden sei, das mit den Worten *εἶναι αὐτῷ πρὸς θυμοῦ ἀντί* schliefst, während das folgende 126. Blatt mit *ἡφαιστίων* beginnt. Leider ist die wertvolle Handschrift, die Roos mit A bezeichnet — sie gehört zu den Geschenken, die der bekannte Freiherr v. Busbek, Gesandter Ferdinands I. bei der Hohen Pforte von 1555—1562, der Wiener Bibliothek gemacht hat — arg zugerichtet und teilweise verstümmelt, so dafs die codices apographi zur Feststellung des Textes mit herangezogen werden müssen. Zum Glück sind sie zu einer Zeit abgeleitet worden, als der Anfang und das Ende des Archetypus noch unversehrt waren, und bis auf einen, bevor eine jüngere Hand cod. A lesbarer zu machen versucht hat. Somit erwuchs dem Herausgeber die Pflicht, die grofse Zahl der abgeleiteten Handschriften zu

sichten und zu klassifizieren. Er hat sich dieser Aufgabe mit gröfster Sorgfalt und unleugbarem Erfolge unterzogen und auf p. XXIX ein Stemma der ihm bekannten codices aufgestellt. Ein wichtiges Resultat dieses Teiles der Untersuchung ist die richtige Einschätzung des Laurentianus gr. plut. IX, 32, des berühmten Optimus Gronovii, der seinen Nimbus vollständig eingebüfst hat. Roos hat bewiesen, dafs er jene einzige Handschrift ist, die aus A abgeleitet wurde, nachdem die manus recentior ihn entstellt hatte. Aufser cod. A und seinen Apographi sind noch andere Schriften, die gröfsere oder kleinere Abschnitte des Arrianeischen Werkes enthalten, da sie nicht von A abhängen, mit zur Feststellung des Textes heranzuziehen. Roos handelt von ihnen im dritten Kapitel seiner Prolegomena. Im vierten Kapitel endlich bespricht er die bisher erschienenen Ausgaben der Anabasis und Indica, den Weg, den er selbst bei der Zusammenstellung des kritischen Apparates eingeschlagen hat, und die Abhandlungen, die sich mit Arrians Sprache beschäftigt haben. Da die Sprache Epiktets, obwohl sie Arrian im Umgang sicherlich gesprochen hat, für die Beurteilung des Arrianeischen historischen Stiles völlig belanglos ist — dies nachzuweisen war der Zweck meines Ilfelder Programmes von 1887 — so ist selbstverständlich auf Epiktet nicht Rücksicht genommen. In allen orthographischen Fragen hat sich Arrian, wie Roos aus dem cod. A schliefsen zu müssen glaubt, an Thukydides angeschlossen. Dementsprechend ist z. B. immer *ἐν* und *ξύν* geschrieben u. a. m.

Es ist eine Freude, die klaren und von vollster Beherrschung des Stoffes Zeugnis ablegenden Ausführungen des Herrn Roos zu verfolgen, und das sich anschliefsende specimen libri primi anabaseos beweist, dafs sich die zu erwartende Arrianausgabe den besten holländischen Leistungen an die Seite stellen wird. Die Beobachtung, dafs auch der sonst so vorzügliche Text von cod. A noch manche Auslassungen enthält, ist unzweifelhaft richtig. Deshalb möchte ich z. B. zu I, 9, 5 vorschlagen, *νησιωτικά τε πολίσματα ἦν καὶ* als Parenthese zu fassen und hinter *καὶ* ein Wort wie etwa *ἀσθενῆ* einzuschalten; hinter *προκαλέσασθαι* I, 19, 7 scheint *ἄν* ausgefallen zu sein, und I, 25, 9 wird wohl hinter den Worten *στολὴν ἐνδὺς ἐπιχώριον καὶ* ein Adjektivum verloren gegangen sein wie *εὐτελῆ*, *φαύλην* oder dergleichen, damit die Absicht nicht erkannt zu werden noch besser bezeichnet werde. Zu I, 27, 5 konnte der Vorschlag C. F. Hertleins in der Jen. Lit.-Z. 1876, S. 679 ff., *ὡρμᾶτο* statt *ὥρμητο*

zu schreiben, mit erwähnt werden, er erscheint mir doch beachtenswert. Den Schlufs der scharfsinnigen, gelehrten und überzeugend geschriebenen Dissertation bildet ein Epimetrum über den Weg, den Alexander bei seiner Expedition gegen die Triballer und Illyrier eingeschlagen hat. Angehängt sind 39 Thesen. Das beigefügte Faksimile des unteren Teiles von Blatt 126 des Codex Vindobonensis ist vorzüglich gelungen.

Ilfeld i. H. **R. Mücke.**

---

199) Fried. Kreppel, Der Zyklus der Horazischen Römeroden. 1. Teil. Progr. Kaiserslautern 1903. 59 S. 8.

Der Verf. dieser Arbeit, die sich leider nur auf die beiden ersten Römeroden bezieht, hat sich in anerkennenswerter Weise in den Besitz der ganzen grofsen Literatur über diesen Gegenstand zu setzen gewufst und spricht mit solcher Gründlichkeit und so sicherem Urteil über alle die vielen dafür in Betracht kommenden Fragen, dafs sein Programm auch schon jetzt, wo es nur zum kleinsten Teil das Thema erschöpft, Anspruch auf lange dauernde Beachtung finden wird. Natürlich gehört der Verf. zu den besonnenen Kritikern: „Wenn Gruppe und Peerlkamp mit ihrer Voraussetzung recht hätten, so würde ich es einfach für ein Gebot der Logik halten, dafs wir das Büchlein ad acta legten, das wir bisher in unbegreiflicher Leichtgläubigkeit als den Horaz bezeichnet haben (S. 9). In bezug auf die Reihenfolge der Gedichte bemerkt er S. 14 nach einer längeren Untersuchung über dieses recht spröde Thema: „Auch möchte ich die Frage aufwerfen: zu welchem Zweck wohl hat H. sich so unglaubliche Mühe mit der harmonischen Ordnung seiner Oden gegeben, wenn nachher niemand die Harmonie darin ohne tiefgründliche Spekulation zu erkennen imstande war? So sicher wir annehmen müssen, dafs die Reihenfolge der horazischen Gedichte nicht auf Zufall beruht, ebenso sicher wird es wohl sein, dafs bei der ordnenden Arbeit des Dichters gar mancherlei Rücksichten mitgesprochen haben, nicht aber ein einheitliches Prinzip zur Durchführung gelangt ist.“ Mit Recht sieht Kr. ein, dafs aus der Gleichheit des Metrums in den sechs Römeroden noch nicht auf eine Zusammengehörigkeit in dem Sinne geschlossen werden kann, dafs der Dichter von vornherein sie als Glieder eines Organismus betrachtet habe. Freilich sehen auch wir darin eine starke Stütze, wenn andere Beweise hinzukommen. Nach Kr. ist der Zweck der ersten Strophe: Odi profanum volgus etc. einfach der, den Leser in die Stimmung zu ver-

setzen, aus der heraus die folgenden Gedichte entstanden sind, in der allein sie also auf ihn wirken können.... Wir werden uns ihre Aufgabe vielmehr nicht wesentlich anders zu denken haben, als etwa die der Verse, die Goethe einzelnen Gruppen von Gedichten, z. B. jedem Buch des west-östlichen Diwans vorausgeschickt hat." — In der langen Untersuchung über das Verhältnis, in dem die zweite Juppiterstrophe zu dem weiteren Gedichte steht, bezieht der Verf. die Erwähnung Juppiters auf Augustus: „Der eitle Wetteifer der petitores wird eben dadurch in seiner Nichtigkeit aufgedeckt, dafs ja schliefslich doch einer — Augustus — mafsgebend ist" (S. 26). — Auch mit den Worten destrictus ensis etc. beschäftigt sich Kr. eingehend: Es werden diejenigen, denen destrictus ensis etc. von den anderen, den Frommen, gesondert. Auch diesen droht das gezückte Schwert der Necessitas, aber es kann ihnen Ruhe und Seelenfrieden nicht rauben. Der letzte Teil der Ode wird demnach nach Kr. folgenden Gedankengang aufweisen: „Denn dieser (der Fromme) wird auch in engen Verhältnissen glücklich sein, jener trotz allen Reichtums im Kampf mit dem Geschick ein unseliges, ruheloses Leben führen. Da wird es nicht schwer sein, mir gleich zu wissen, für welche Lebensweise man sich zu entscheiden hat." — Auch die zweite Staatsode wird in dieser gründlichen Weise besprochen. Kr. findet (S. 58) ein einziges scharf umgrenztes Thema, dem sich jeder Teil des Gedichtes ungezwungen einfügt: die virtus im öffentlichen Leben der neuen Zeit. „Im Felde möge sie sich zeigen ...; auf tätige Teilnahme am Regiment des Staates aber mufs und kann sie verzichten. Solcher Tugend wird der Lohn der Unsterblichkeit. Aber freilich, noch weiter mufs die Enthaltsamkeit reichen: auch fürwitzige Reden über Staatsangelegenheiten mufs man lassen, sonst folgt schlimme Strafe." Man sollte doch meinen, dafs Horaz es seinen Lesern leichter gemacht haben könnte, ihn zu verstehen. Das letzte Wort scheint auch jetzt noch nicht über den Gedankenzusammenhang gesprochen.

Hirschberg i. Schl. **Emil Rosenberg.**

200) **Fr. Fügner, Cäsarsätze** zur Einübung der lateinischen Syntax in Tertia. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1904. 58 S. 8. ℳ 1.—.

Dafs auch unter den veränderten Verhältnissen, unter denen der lateinische Unterricht heutzutage erteilt wird, das Fügnersche Buch seine Liebhaber hat — und zwar mit Fug und Recht — beweist die dritte Auflage, die nötig geworden ist. Ich meine sogar, dafs bei der

geringeren Stundenzahl, mit der jetzt der Lateinlehrer sein Ziel erreichen mufs, ein Hilfsmittel, das den mühevollen Weg zu erleichtern vermag, noch mehr Anklang finden wird als vordem. Vielleicht wird auch mancher Kollege die Fügnersche Sammlung gern in den Händen der Schüler sehen, die wohl lieber z. B. bei ihren häuslichen Arbeiten im Zweifelfalle die einem ihnen wohlvertrauten Gebiete entnommenen Sätze zu Rate ziehen dürften als die Musterbeispiele der Grammatik. Beim Einzelunterricht in der häuslichen Nachbilfe habe ich das Buch oft dem Nachzügler mit gutem Erfolge in die Hand gegeben. — In der neuen Auflage hat Fügner den Wortlaut seiner Sätze dem Texte seiner Schülerausgabe angepafst und die Aufeinanderfolge der Beispiele mit der völlig veränderten Anordnung der Regeln bei Ellendt-Seiffert-Fries in Einklang gebracht. Sollte es nicht bequemer sein, in Zukunft die Anlehnung an eine bestimmte Grammatik ganz fallen zu lassen? Die Seitenüberschriften und die Spitzmarken beim jedesmaligen Übergang zu einer neuen Regel lassen sie mir entbehrlich erscheinen. Der Umfang des Buches hat sich nicht geändert. Der treffliche stilistische Anhang, den die zweite Auflage brachte und von dem Reckzey (G. W. 41, 564) wünschte, dafs ihn der Sekundaner bei den einschlägigen Unterweisungen in der Hand habe, ist geblieben. — Vorgenommene Stichproben geben zu Einwendungen irgendwelcher Art keine Veranlassung. Der Wunsch Fügners, „dafs die Sammlung auch fernerhin unserer Berufsarbeit an ihrem bescheidenen Teile förderlich sein möge", wird sicher in Erfüllung gehen.

Schleiz (Reufs). **W. Böhme.**

201) **Robert Somerville Radford. Personification and the use of abstract subiects in the Attic Orators and Thukydides.** Part. I. Baltimore, The Friedenwald Company, 1901. 51 S. 8.

Mit den Untersuchungen, deren erster Teil hier vorliegt, hat der Verfasser ein noch ziemlich brach liegendes Gebiet systematisch anzubauen unternommen. Denn sieht man von den allenthalben zerstreuten Einzelbemerkungen ab, so beschränkt sich, was dereinst Bernhardy, Grauer und Pott gegeben haben, doch nur auf ganz allgemein gehaltene Sätze, Rüters Arbeit über Äschylus aber hat, so wertvoll sie an sich ist, doch keine weiterreichende Bedeutung und wenn auch die neueren Untersuchungen von Straub und Roschatt einige Berührungsflächen bieten, so wird doch

immerhin zugegeben werden müssen, dafs wir hier zum ersten Male eine umfassende Spezialarbeit dieses Begriffs zu verzeichnen und zu begrüfsen haben. Mag auch gegenüber der Erwägung der an die Jünger der Philologie von jeher gestellten und auch fernerhin unabweislich zu stellenden Anforderung des Vertrautseins mit dem hier behandelten stilistischen Sprachgebrauch der Mangel eines derartigen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, griechischen Nägelsbach auf den ersten Blick befremden, so dürfte gleichwohl bei näherem Zusehen der einfache Hinweis auf die sehr weitgehende Analogie des Lateinischen es ausreichend erklärlich erscheinen lassen, dafs das Verlangen nach einem solchen Hilfsmittel für das griechische Idiom sich eben bisher noch nicht vordringlich geltend gemacht hat.

Das von Radford untersuchte Material beschränkt sich der Hauptsache nach auf Thukydides und die Redner. Für die Frage der Echtheit der Reden war ihm Blafs mafsgebend; von den zweifelhaften hat er nur den Epitaphios des Lysias einbezogen. Indes bringt der Gang der Arbeit auch reichliche Belege aus sonstiger Literatur, besonders Aristophanes, Herodot und Xenophon, sowie zahlreiche Hinweise auf lateinische Autoren. Was die in der Überschrift gesetzten Ausdrücke „Personifikation“ und „abstrakt“ anlangt, so mufs darauf aufmerksam gemacht werden, dafs der Umfang, in dem beide gebraucht erscheinen, sich keineswegs mit der landläufig damit verknüpften Bedeutung deckt, dafs vielmehr der erstere in einem engeren, der letztere in einem über die gewöhnlichen Grenzen hinausgehendem Sinne zu verstehen ist. Während nämlich jener die Fälle, in welchen Adjektiva, die eigentlich nur Personen zukommen, in übertragenem Sinne auf Sachen angewandt sind, fast gänzlich ausschliefst (Ausnahmen sehr modifizierter Art s. unten bei Klasse 3!) und sich auf die Verbindung abstrakter Substantiva mit Verben der Tätigkeit beschränkt, erweitert sich der Begriff „abstrakt“ öfter zur synonymen Bedeutung mit „unpersönlich“. Bezüglich der formellen Frage betreffs Anordnung des vorzuführenden Materials, ob nämlich für die Subsummierung der einschlägigen Belege dem Subjekt oder dem Verbum ausschlaggebende Bedeutung zukomme, weifs Radford durch eine meines Erachtens den billigerweise in dieser Beziehung zu stellenden Anforderungen vollauf gerecht werdende Kombination beider Methoden einer grundsätzlichen Entscheidung auszuweichen. Zunächst trifft er nämlich nach Mafsgabe des Subjekts eine Einteilung in vier Klassen. Die erste bilden Naturerscheinungen, z. B. *χειμὼν ἐπιγενόμενος κατήνεγκε*

τὰς ναῦς ἐς τὴν Πύλον. Dieser bei Historikern häufige, bei Rednern seltene Gebrauch, bei dem im ganzen für 23 Subjekte Stellen angeführt werden, geht auf mythologische Auffassungen zurück und erscheint mitunter halbpoetisch, wie ans vier Beispielen mit νύξ bei Thukydides erhellt. Die zweite Klasse besteht aus populären und technischen Ausdrücken, die ihrerseits wiederum nach drei Gesichtspunkten behandelt werden. Zunächst sind es konkrete Substantiva, die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens bezeichnen, speziell solche, welche, ursprünglich verschiedenen Künsten und Gewerben eigen, z. B. ἅμαξα, δοκός, ζεῦγος, κεραμίς, πῖλος, τεῖχος, teilweise schon früh in die Literatursprache übergegangen und in dieser unter Einfluſs der Analogie oft hinsichtlich ihres Gebrauches eine Erweiterung und Ausdehnung erfahren haben. Bei Thukydides sind sie hauptsächlich, wenn nicht ausschlieſslich, aus der Militärsprache entlehnt, insbesondere Gerätschaften, Werkzenge, Maschinen, Befestigungen, Gebäude. Daher ist Classen im Recht, wenn er 4, 100, 1 die Überlieferung ἥπερ εἷλεν gegen Krüger, der, da ihm die auffällige Kühnheit der Personifikation zu verwegen schien, sie durch die Schreibung ᾗπερ εἷλον beseitigen will, aufrecht hält und als völlig im Einklang mit der auch sonst der Art des Thukydides eigenen Kühnheit in Schutz nimmt. Konkrete Substantiva dieser Art sind bei den Rednern ebenfalls verhältnismäſsig selten, der Verfasser führt nur drei an, um so zahlreicher aber solche aus der Geschäfts- und Handelssprache, weshalb auch Herwerdens Konjektur zu Lys. 21, 8 ganz unnötig erscheint. Einer von der Wage hergenommenen Personifikation begegen wir Dem. 5, 12, wo indes anch auf die Rede vom Kranze § 298 hätte verwiesen werden sollen, einer weiteren aus der Sprache der Medizin Dem 3, 33. Auch der Volksglaube und das Gerichtswesen haben Personifikationen lebloser Gegenstände erzeugt; eine recht kühne in dieser Sphäre bietet das N. T. Luk. 19, 16: Κύριε, ἡ μνᾶ σου δέκα προσηργάσατο μνᾶς. Hierher können auch jene Phrasen gezogen werden, in welchen vom Eigentum als gewisse Renten einbringend oder als gewissen öffentlichen Leistungen unterworfen gesprochen wird, wofür fünf Beispiele angeführt werden, sowie der Gebrauch von κινδυνεύειν von Geld und Eigentum und der technische Ausdruck εἰσιέναι von Rechtshändeln. Die hier noch weiter angereihten Fälle des alltäglichen Gebrauchs der Verba des Sagens, Zeigens u. dergl. von Urkunden (γράμματα, γραφή, μαντεία, μαντεῖον, στήλη, χρησμός und namentlich ἐπιστολή), ferner jene Phrasen, in denen ein Brief und sein Schreiber oder ein Orakel und sein Geber nicht unterschieden

werden, ordneten sich nach meinem Dafürhalten natürlicher der nächstfolgenden Gruppe unter. Oft sind hier auch Sache und Person im nämlichen Satze frei koordiniert, z. B. *ὥς φησι Χάρης ὁ στρατηγὸς καὶ ἡ ἐπιστολή.* Die nächste Gruppe der unter diesem zweiten Gesichtspunkt zusammengefafsten Personifikationen beruht nämlich auf der Gesetzessprache, wo aufser dem an Frequenz alle überragenden *νόμος* neben *δόγμα, προβούλευμα, συνθῆκαι, ψήφισμα* und *ψῆφος* sich fast alle unter der vorigen Gruppe erschienenen Substantiva wieder vertreten finden. Auch hier sind sich öfter Sach- und Personenname koordiniert, z. B. *οὐκ ἐγώ σε ἀποκτενῶ, ἀλλ' ὁ τῆς πόλεως νόμος.* Die dritte Untergruppe bilden die Entlehnungen aus der Gelehrtensprache, die ihrerseits wieder in rhetorische (Hauptvertreter *λόγος*, daneben *ἀπολογία, τεθρεία* und Verbindungen wie *τὰ συμβουλεύοντα τῶν συγγραμμάτων*), philosophische (*διατριβή, ἐμπειρία, ἐπιμέλεια, ἐπιστήμη, μαθήματα, παιδεία, παίδευσις*) und politische Begriffe (*δημοκρατία, ἰσότης, μοναρχία, ὀλιγαρχία, πολιτεία, τυραννίς*, wozu nach meinem Gefühl wohl auch noch manche Stelle der zusammen mit Länder- und Städtenamen der dritten Klasse zugewiesenen Begriffe *πατρίς* und *πόλις* zu fügen sein dürfte) zerfallen. Diese zweite Klasse mit ihren drei Unterabteilungen zeigt im Vergleich mit den modernen Sprachen fast gar keinen Unterschied des Gebrauchs. Die dritte Hauptklasse bringt sodann die Personifikation im engeren Sinne, bei welcher persönliche Tätigkeiten und Affekte mit vollbewufster Absicht unbelebten Dingen zugeschrieben werden, z. B. *ἐκεῖνος ὁ καιρὸς καὶ ἡ ἡμέρα ἐκείνη εὔνουν ἄνδρα ἐκάλει.* Bei dieser Klasse findet auch die Personifikation nicht mehr blofs in bezug auf das Subjekt, sondern auch in bezug auf das Objekt Anwendung, besonders bei den Verben *αἰσχύνεσθαι, ἐλεεῖν* u. ä. Wenn hier der Verfasser die Forderung erhebt zwischen dieser Art der Personifikation und der Figur der Prosopopöie zu scheiden, so kann man wohl diesem Wunsche der Theorie noch im allgemeinen beipflichten, aber im konkreten Falle wird es oft schwierig sein zu bestimmen, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Ja Radlof selbst spricht bei der bekannten Stelle des Demosthenes *ὁ μὲν οὖν παρὼν καιρὸς μόνον οὐχὶ λέγει φωνὴν ἀφιείς* von einem gegenseitigen Übergreifen (overlap), während er *Ἀρετή* und *Κακία* in der dem Prodikus nacherzählten Stelle Xenophons auffälligerweise ohne alles Bedenken der Personifikation zuzählt. Aufser einigen schon bei früheren Abteilungen vorgekommenen Begriffen sind es hier namentlich *ἀναίδεια, δίκη, εἰρήνη, ἐλπίς, θάνατος, καιρός, λοιμός, πόλεμος, σωτηρία, τόλμα,*

τύχη, φήμη, φόβος, φρόνησις und χρόνος, welche hinsichtlich der Personifikation weitestgehende Verwendung finden. Da aber gerade bei dieser Klasse vorzugsweise die Individualität des Schriftstellers zutage tritt, so hat der Verfasser mit Recht für gut befunden, Thukydides, Antiphon, Demosthenes, Äschines und Isokrates gesondert vorzuführen, ohne jedoch dabei es an den nötigen und wünschenswerten Fingerzeigen zur Vergleichung ähnlicher Stellen bei anderen Autoren fehlen zu lassen, und dann nach einem kurzen den noch restierenden Rednern gewidmeten Abschnitte den Gebrauch von τύχη sowie ψυχή (nebst γνώμη, δόξα, διάνοια) im einzelnen zu behandeln und im Anschlufs daran noch Stellen anzuführen, in denen Begriffe wie σῶμα, φωνή und χεῖρες mehr als wirkliche Personifikation denn als Umschreibung anzusehen sind. Den Schlufs in der Reihenfolge dieser Klasse bildet sodann die Besprechung der Gruppen solcher Verben, die ihrer Natur nach geeignet sind eine Personifikation herbeizuführen. Hierher gehören zunächst gerichtliche Verba (μαρτυρεῖν, καταμαρτυρεῖν, συμμαρτυρεῖν, daneben μαρτύρεσθαι und Phrasen mit μάρτυς, ferner αἱρεῖν, ἀποφαίνειν, ἀπολύειν, ἀφιέναι, διαβάλλειν, ἐγκαταλαμβάνειν, ἐκλύειν, ἐλέγχειν, κατακρίνειν, καταψηφίζεσθαι, κατηγορεῖν, μηνύειν, σῴζειν, schliefslich συναγωνίζεσθαι neben σύμμαχος, ἐπίκουρος und πολέμιος), sodann Verba des Wünschens (βούλεσθαι, ἐθέλειν, auch φιλεῖν), ferner die Verba des Alterns und Sterbens (ἀποθνήσκειν, ἐγγηράσκειν, ἐνδιαιτᾶσθαι, θάπτεσθαι u. ä. neben ἀθάνατος und θνητός). Diesen Gruppen reihen sich des weiteren an die Adjektiva ἀδελφός, wo zu der Stelle Isokr. 4, 71 noch auf Soph. Ant. 192 zu verweisen ist, αἴτιος, ἀντίπαλος, ἰσχυρός, κρείττων, κύριος, πρόθυμος, σωτήριος und ὑπεύθυνος, endlich die Präposition ὑπό mit unpersönlichen Ausdrücken bei passiven und intransitiven Verben mit passiver Bedeutung, für welch letzteren Gebrauch indes auch schon bei den in den früheren Abschnitten aufgeführten Wörtern nicht wenige Beispiele gegeben worden waren. Die vierte Hauptklasse endlich behandelt noch in fünf Unterteilen die Fälle, in welchen der den Träger des Gedankens bildenden Eigenschaft einer Person durch eine Art Umschreibung die Rolle der Person selbst zugeteilt wird, z. B. μηδ' ὑμᾶς ἡ τούτου ἀναίδεια ἐξαπατήσῃ. Solche Umschreibungen erfolgen mit Begriffswörtern 1) der Anklage oder des Tadels (αἰσχροκέρδεια, ἀναίδεια, ἀπόνοια, ἀπραγμοσύνη, δωροδοκία, κακία, κολακεία, πολυπραγμοσύνη, πονηρία, ὕβρις und ψευδολογία), 2) des Lobes (vor allem ἀρετή, dazu auch Ausdrücke wie ἡ ἐμὴ πολιτεία), 3) des leidenschaftlichen oder erhabenen Pathos, denen

sich 4) der den Gerichtsreden eigentümliche Euphemismus mit ὀργή, 5) die rein rhetorischen Schmuckzwecken dienenden Umschreibungen, so besonders mit φύσις, anreihen.

Die dritte und vierte Hauptklasse zeigen insofern ein engeres Verwandtschaftsverhältnis, als sie zusammen die förmlichen Repräsentanten des eigentlichen rhetorischen Kunstgebrauchs der Personifikation bilden. Doch wird man nicht umhin können, den starken Einflufs der Sprache besonderer Berufsarten auf die Verwendung unpersönlicher Subjekte ohne weiteres zuzugeben. Wenn auch die von Radford aufgestellte Tabelle, welche das Verhältnis solcher nicht persönlicher Subjekte bei Soph. O. T. und Ant. und den Rednern sowie Herodot und Thukydides nach Teubnerseiten angibt, angesichts der ihr infolge der zahlreichen vom Verfasser beliebten Einschränkungen und Ausnahmen anhaftenden Ungenauigkeit und Unvollständigkeit vor dem Richterstuhle streng wissenschaftlichen Mafsstabes schwerlich als stichhaltig befunden werden kann, so läfst sie doch immerhin deutlich erkennen, dafs die Meister des schlichten Stils, Lysias und Isäus, im Gebrauch von abstrakten Subjekten aufserordentlich sparsam sind, indem sie im Vergleich mit den Privatreden des Isokrates und Demosthenes hinter diesen etwa um die Hälfte zurückstehen. Bei Andokides ist die niedrige Ziffer abgesehen von seiner geringen rhetorischen Ausbildung auch auf die von ihm repräsentierte Umgangssprache zurückzuführen. Eine andere Erscheinung innerer Verwandtschaft von Andokides, Isäus und Lysias hat Gildersleeve nachgewiesen (A. I. Ph. VIII, 332). Dafs Äschines für diesen Gebrauch einen höheren Prozentsatz aufweist als Demosthenes, erklärt sich einfach aus der Tatsache, dafs ersterer keine Privatreden hat; steigt ja auch bei letzterem gerade in der leidenschaftlichen Rede über die Truggesandtschaft die Durchschnittszahl am höchsten (nahezu 70) und entspricht die höchste des Äschines in der Ktesiphontea (50) ebenfalls genau dem Verhältnis der demosthenischen Kranzrede, wogegen die höchste Ansteigung bei Lysias in der Rede gegen Agoratos trotz der an Personifikationen reichen Gerichtssprache wenig mehr als die Hälfte der beiden letztgenannten, nämlich 30, beträgt. Bei der Wichtigkeit, die dem demosthenischen Gebrauche beizumessen ist, hat der Verfasser diesem die Ehre einer genaueren und, nebenbei bemerkt, recht interessant zu lesenden Analyse zuteil werden lassen; hier möge nur der eine Punkt Erwähnung finden, dafs die Zahl der Beispiele, in denen unpersönliche Subjekte durch das Neutrum eines Pronomens bewirkt werden, sich auf 47 d. h. ein

Sechstel der Gesamtsumme beläuft, eine Verwendung, welche der milden Redeform eines Lysias fremd ist, wohl aber bei Isokrates und in dem lebhaften Dialoge des Aristophanes eine Heimstätte gefunden hat. Manches von allgemeinem Interesse bietet auch jener Abschnitt, welcher von der im Vergleich zum modernen Englischen häufigen bewufsten Übertreibung im Gebrauch abstrakter Subjekte und ihrer Verwendung als einer Art Redefigur handelt. Anderseits aber ist einleuchtend, dafs die Häufung abstrakter Subjekte ebensogut wie andere im Dienste des Redeschmucks stehende Figuren vielfach Dichtern entlehnt sind, zum grofsen Teile aber auch Gorgias, dem Begründer der Rhetorik, ihr Aufkommen zu verdanken haben. Fliefsen ja doch die den Namen des letzteren tragenden Reden bei jeder Gelegenheit von poetischen und phantasievollen Personifikationen nur so über. Daraus erklärt sich zugleich, dafs man gar nicht selten abstrakte Subjekte mit poetischen Ausdrucksweisen Hand in Hand gehend antrifft, z. B. *ἡ εἰρήνη τὸν δῆμον ὑψηλὸν ἦρε.*

Diese Andeutungen dürften genügen, um die in dem ersten Teile der Forschungen Radlofs zahlreich enthaltenen erfreulichen Ansätze fruchtfähiger Keime erkennen zu lassen. Fördert auch die Untersuchung, soweit sie bis jetzt vorliegt, abgesehen von dem aufgestapelten Materiale inhaltlich nicht gerade bisher verborgene Ergebnisse zutage, so mufs doch der methodischen Art der Zusammenstellung und Vergleichung der in Betracht gezogenen Erscheinungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade grundlegender Wert zugesprochen werden. Entsprechend dem in der Verteilung der einschlägigen Stellen wohltuend vorherrschenden Ebenmafse schreitet auch die Gedankenentwickelung selbst stets ruhig fort. Erheischt auch in deren Verlauf die sei es unmittelbare oder mittelbare Berührung nicht weniger Fragen von weittragender Bedeutung eine unumgängliche Stellungnahme, so ist doch bei der Erörterung derselben jede irreleitende Abschweifung geschickt vermieden, alles Vorzüge, die nicht unterschätzt werden dürfen. Möge daher das Schriftchen, das sich noch obendrein in äufserst sauberer Drucklegung vorteilhaft präsentiert, gebührende Beachtung finden! Dem Sprachfreunde wird es ein Born reicher Anregung, dem angehenden Philologen eine Quelle wirklicher Belehrung sein.

München. **Ph. Weber.**

202) **Edward Capps, The introduction of comedy into the city Dionysia.** Chicago, the university of Chicago press, 1903. 1 Tafel. 30 S. 4. 50 cents.

Eine vielfach erörterte Streitfrage der griechischen Literaturgeschichte ist es, der die vorliegende Untersuchung gilt. Ausgehend von einer Prüfung der literarischen Überlieferung über die als die ältesten Komiker bezeichneten Dichter Epicharmos, Chionides und Magnes kommt C. zu derselben Anschauung wie Bergk, dafs alle drei Zeitgenossen waren, dafs aber Epicharm den beiden Attikern an Alter wie an Tätigkeit voranging; danach falle in Übereinstimmung mit der Angabe des Suidas das erste Auftreten des Chionides in die Zeit zwischen 489 und 486, das des Magnes sei spätestens in die Mitte der sechziger Jahre zu setzen. Näheren Aufschlufs über die älteste Entwickelungsgeschichte der attischen Komödie sucht nun C. durch eine neue, scharfsinnige, aber immerhin problematische Verbindung der Fragmente der grofsen dionysischen Siegerliste C. I. A. II 971 zu gewinnen. In der ersten Spalte des Fragments ergänzt er den einzigen erhaltenen Buchstaben des Archontennamens zu περὶ Πραξιέργου (471/70), berechnet durch Verbindung der beiden Spalten dieses Fragmentes mit dem Fragment e, wo von dem Archontennamen auch nur die beiden letzten Buchstaben erhalten sind, die Zeilenanzahl der ersten Spalten auf 140, während er für die späteren 142 ansetzt, da die Annahme gewisser Unregelmäfsigkeiten geboten erscheint. Da nun ferner das Fragment f von C. als direkte Fortsetzung von d betrachtet wird, so ergibt sich für dieses, in welchem Magnes als Sieger aufgeführt ist, das Jahr 473/2, das Archontat des Menon. Auch nach der sonstigen Annahme fehlen vor diesem Fragment zwei Spalten, nach C. also $2 \times 140 - 6$ d. s. 274 Zeilen, die in Gruppen von 11 u. 8 zu zerlegen sind. Für den Anfang der Liste ergibt sich nach C.s weiterer Berechnung das Jahr 502/1, in welches die Einrichtung der Choregie zu setzen sei. Durch die Verbindung der komischen Siegerliste der Dionysien (C. I. A. II 977), wo Magnes' Name mit 11 Siegen erscheint, einer so grofsen Anzahl, dafs sein erster Sieg sicherlich in die 80er Jahre zu verlegen sei, mit der Nachricht in Aristoteles Poetik c. V: καὶ γὰρ χορὸν κωμῳδῶν ὀψέ ποτε ὁ ἄρχων ἔδωκεν kommt C. zu dem Schlusse, dafs die Einrichtung des komischen Agons mit dem von Suidas angegebenen Jahre des Auftretens des Chionides zusammenfalle, also 487/6 geschehen sei. — Es liegt im Wesen solcher Untersuchungen, dafs man ihnen bei aller Anerkennung des bekundeten Scharfsinnes nur be-

dingt beistimmen kann; die Bedenken gegen die vollzogenen Kombinationen im einzelnen vorzubringen, würde hier zu weit führen.

Bemerken möchte ich noch, dafs auf der Tafel, welche eine Rekonstruktion der grofsen dionysischen Liste darstellt, Fragment a und e nicht bezeichnet sind, was das Verständnis der Ausführungen unnötig erschwert.

Schweinfurt. **K. Weifsmann.**

---

203) **Theodor Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden.** Marburg, Elwert, 1902. VII u. 304 S. 8. ℳ 3.60.

Auch wiederholte Lektüre der „Griechischen Erinnerungen“ von Birt ändert nicht viel an dem ersten Eindruck, den man von dem Buche erhält: so sehr der Freund des Altertums sich an der lebendigen Schilderung klassischer Stätten erfreut, die Stimmung wird nur zu oft gestört durch merkwürdig gesuchte Vergleiche, barocke Urteile und durch Witze, für die auch der Hörer nur mit dem bekannten Schmerzenslaut Verzeihung erteilen würde. Dafs sich dem gelehrten Verfasser der Schauplatz der hellenischen Geschichte in persönlicher Anschauung zu lebensvoller Wirklichkeit gestaltet, ist natürlich, ebenso natürlich und sehr dankenswert, dafs er uns an der Fülle der neugewonnenen Erkenntnis teilnehmen läfst. Aber es ist nicht zu verkennen, dafs es durch die längeren historischen Exkurse erschwert wird, die Schilderung der Örtlichkeit zu einem geschlossenen Bilde zusammenzufassen. Die aufserordentlich vielseitigen Interessen des Verf. bringen in die Darstellung öfter eine gewisse Unruhe hinein, die mit der Reise selber gewifs verbunden war, in der Erinnerung aber zum Nutz und Frommen des Lesers besser gemildert wäre. Hat man das Buch genauer kennen gelernt, so wird man eben diese Stellen überschlagen und dann immer wieder bei solchen wirklich schönen Schilderungen verweilen, wie sie z. B. S. 76 ff. von der Korenhalle und dem Parthenon, S. 112 ff. von dem Leben der attischen Frau, S. 218 ff. von Santorin gegeben werden. So wird man dann auch geneigter werden, die vom Verf. selber im Vorwort gewünschte Duldung selbst solchen Geschmacklosigkeiten gegenüber zu üben, wie sie z. B. S. 42/3 uns zugemutet werden, wo es von der Akropolis heifst: „Sie ist wie ein riesiges Steinschiff, dem der Schnabel abgestofsen und das abgetakelt im Dock auf gewaltigem Felsenstaden liegt; auf seinem flachen Deck aber stehen die Kajütenstuben erster Klasse für Götter!“

Vielleicht gelingt es dem häufig bewiesenen feinen Geschmacke Birts doch noch, den ihm gewifs nahestehenden wirklichen Verfasser dieses Buches, dessen Aufzeichnungen er nur herauszugeben behauptet, vor derartigen Entgleisungen in Zukunft zu bewahren.

Sondershausen. **Anton Funck.**

---

204) **Elise Richter, Zur Entwickelung der romanischen Wortstellung aus dem Lateinischen.** Halle a. S., Max Niemeyer, 1903. X u. 176 S. 8. ℳ 4.40.

Verfasserin behandelt zunächst die lateinischen Stellungen im Romanischen, versucht dann eine psychologische Begründung der dabei festgegestellten Veränderung, bespricht darauf die romanischen Stellungen im Lateinischen, den Hochton verschiedener Wortkategorien und Satzstellen, schliefslich die engeren und weiteren syntaktischen Verbindungen und die Inversion. Jedes der genannten Kapitel zerfällt in eine beträchtliche Anzahl Unterabteilungen, deren im ganzen 45 vorhanden sind. Die Arbeit beruht auf einer gründlichen Umschau in der Literatur sämtlicher romanischer Sprachen alter und neuerer Zeit; die Belesenheit der Verf. in der wissenschaftlichen Literatur ist ebenfalls aufserordentlich grofs. Wenn trotzdem die in dem Werke behandelte Frage nicht in jeder Hinsicht befriedigend beantwortet wird, so liegt der Grund darin, dafs bei dem jetzigen Stande der Forschung und Sprachbeobachtung eine Lösung aller vorhandenen Schwierigkeiten noch nicht möglich ist. Die Zahl der Vorarbeiten ist zu gering, aufserdem gehen die vorhandenen vielfach auf unmöglichen Wegen an die Beantwortung der einschlägigen Fragen, manche bieten nur eine häufig recht anfechtbare Statistik. Das gröfste Hindernis aber für eine allseitige Lösung des Problems liegt darin, dafs die bedeutendsten Sprachforscher und die Sprachpsychologen wie Wundt, Paul und andere über die grundlegenden Begriffe noch weit auseinandergehen; auch die Verf. sieht sich bei ihren Versuchen einer psychologischen Begründung ihrer Aufstellungen wiederholt genötigt, in einen Gegensatz zu Thurneysen, Meyer-Lübke, Wundt u. a. zu treten und zwar bald mit Recht, bald mit Unrecht. Ratsam wäre es jedenfalls gewesen, wenn Verf. die Aufstellungen von Meyer-Lübke (III, 760 ff.), dessen Ansichten sie S. 46 zitiert, mehr bei der Disposition ihrer Arbeit zugrunde gelegt hätte. Sie wäre dann davor bewahrt geblieben, die Lösung des Problems in einseitiger Weise

zu versuchen, d. h. nach einem „psychologischen“ Gesetze zu forschen und dabei z. B. das rhythmische zu leugnen, wie es S. 46 geschieht.

Die Gründe für Abweichungen und Veränderungen der Wortstellung beruhen, wie Verf. nach Tobler in dem Leitspruch ihrer Arbeit anführt, immer auf Verschiedenheit in der Gedankenfügung. Letztere ist aber kein ausschliefslich psychologisches Problem. Da zu ihrer sprachlichen Gestaltung auch physiologische Faktoren in Betracht kommen, so kann man sie nur als ein psycho-physiologisches Phänomen ansehen. Ohne Rhythmus und Tonmodulation in Betracht zu ziehen, können die einschlägigen Probleme nicht gelöst werden. Da diese Faktoren aber für die Vergangenheit nur höchst unzulänglich erschlossen werden können, da sie aber obendrein für die lebenden Sprachen noch nicht einmal in den wichtigsten Punkten genauer beobachtet und festgestellt sind, so scheitern daran alle Versuche, für die mannigfaltigen Vorgänge in den Veränderungen des Satzbaues die letzten Gründe ausfindig zu machen. Nicht einmal über die Frage, ob der an der Spitze stehende Satzteil, etwa das Subjekt, stark betont sei, sind sich die Sprachforscher einig; und hinsichtlich des früher für betont bzw. für wichtig gehaltenen Verbums behauptet Thurneysen (Gröbers Ztschr. XVI), es nehme im Französischen die tieftonigste Stelle ein. Diese Ansicht ist, wenn auch manchmal zutreffend, in ihrer konsequenten Durchführung natürlich nicht haltbar; Verf. widerspricht ihr daher auch in deutlicher Weise. Im Gegensatz zu dieser Ansicht behauptete Morf vor etwa zwei Jahrzehnten, in den zahlreichen bekannten Wendungen der Chanson de Roland wie Dient Franceis oder Respunt Rollanz sei das Verbum emphatisch an die Spitze gestellt. Davon kann indes auch nicht die Rede sein, im Gegenteil steht in diesen Fällen die Person an zweiter Stelle als das betontere Satzglied, um so mehr betont, als die Wendungen fast stets im ersten Versglied vorkommen, so dafs der Personenname als vor der Cäsur (Verspause) stehend auch metrisch stark betont ist. Daher ist auch nicht zutreffend, was Meyer-Lübke (Syntax III, 798) betr. dieser Wendungen hinzufügt, dafs nämlich die Antwort auf eine Frage an Guenes eingeleitet wird mit Guenes respunt (S. 67), wodurch Morfs Ansicht bestätigt würde. Diesem Guenes respunt steht nämlich in den meisten entsprechenden Fällen ein Respunt Rollanz (255, 1053, 1062, 1088, 1106) u. ähnl. entgegen. Es heifst eben Guenes respunt nur aus metrischen Gründen, da bei der Umstellung das Versglied eine Silbe zu wenig hätte.

Das zeigt wieder, dafs bei Fragen hinsichtlich der Wortstellung metrische Beispiele nur mit grofser Vorsicht als Beweise heranzuziehen sind, nämlich nur dann, wenn jeder Zweifel ausgeschlossen ist, dafs die abweichende bezw. eigentümliche Anordnung der Satzteile aus metrischen Gründen gewählt sein könnte. Nach diesem Gesichtspunkte würden auch eine grofse Zahl der Beispiele bei der vorliegenden Arbeit hinsichtlich ihrer Beweis kraft zu prüfen sein. So ist u. a. bei den S. 31/33 angeführten die Endstellung des Verbums meist auf Assonanz und Reim zurückzuführen, ebenso bei den S. 40/41 gegebenen; darin also Beweise für die Beibehaltung der lateinischen Endstellung des Verbums zu sehen, ist nicht zutreffend; sie beweisen höchstens, dafs in dieser Stellung nichts Unnatürliches gefunden wurde.

Es soll nun hier nicht behauptet werden, dafs Verf. Begriffe wie Rhythmus, Tonhöhe u. dgl. überhaupt nicht in ihrer Untersuchung heranzöge. Doch geschieht es nicht systematisch und nicht mit einer klaren Definition des betr. Begriffes; die Tonhöhe wird z. B. erst auf S. 101 erwähnt und zur Erklärung der Stellung Rel. Objekt-Verb-Subjekt benutzt. In der Anmerkung zu dieser Stelle spricht Verf. wie auch sonst oft davon, dafs „das Verb vom Ende weggezogen" wird; es handelt sich aber vielmehr, auch im Einklang mit ihrer eigenen Erklärung, um die Setzung des Subjekts an die betonteste Stelle.

Aber auch der Begriff Betonung wird nicht klar definiert. S. 46 wird gesagt: „Mafsgebend für die Betonung eines Wortes (richtiger wohl eines Satzteiles) ist nicht seine mechanische Stelle im Satze, sondern seine Wichtigkeit. In einem normal — d. i. nicht mit emphatischer Vorausnahme — gestellten Satze kann in lebendiger Rede und Gegenrede jedes beliebige Wort, ohne von seiner Stelle zu rücken, den stärksten Akzent tragen, es kommt nur darauf an, was vorangegangen ist; . . ." Kann man wirklich „jedes beliebige Wort" im Romanischen, etwa im Französischen mit dem stärksten Akzent versehen? Vielleicht ein „*l'*" wie es scheinbar Fabre in Mon oncle Célestin S. 16 zu tun scheint, wenn er druckt: „Oui, je *l'*ai vu . . . je *l'*ai vu hier. — Que vous a-t-*il* dit? Die verschiedenen Sprachen können bezüglich des expiratorischen Akzents (denn um diesen handelt es sich) ganz verschieden empfinden. So heifst es einmal bei Cherbuliez, Après fortune faite, R. d. d. m. 1895, S. 243: . . . il éprouvait autant de plaisir à jeter sur le pavé un pauvre diable qui ne payait

pas son terme que j'en puis prendre à embrasser une fille; nach unserer deutschen Auffassung würde man moi (und vorher vielleicht lui) erwarten, für den Franzosen liegt der Gegensatz in der Gegenüberstellung der beiden Handlungen, ohne dafs il und je exspiratorisch gesprochen würden bezw. gesprochen werden könnten (j'!). — Gleich darauf aber behauptet Verf., die emphatische — gegensätzliche — Ausdrucksweise käme bei dieser Untersuchung nicht in Betracht. Ist denn aber bei der Auswahl der Beispiele wirklich so sorgfältig gesichtet, dafs nur solche genommen sind, die ohne „emphatische“ Beimischung konstruiert sind? — Wenn es dann weiter heifst: „... und aus diesem Grunde, weil sie zur Anknüpfung dienen, nicht etwa weil sie im Vordergrundo des Interesses stehen, werden sie (die betr. Satzteile, Adv. oder Obj.) an den Anfang gesetzt“; so ist gegen den Begriff Anknüpfung natürlich nichts einzuwenden, er spielt im Gegenteil eine wichtige Rolle in der Betrachtung des Satzbaues, er steht aber durchaus nicht im Gegensatze zu dem folgenden, sondern der zur Anknüpfung dienende Satzteil kann gleichzeitig auch im Vordergrunde des Interesses stehen. — Die Auseinandersetzungen S. 48 unten — S. 50 oben leiden an Unklarheit und zwar zum Teil, weil der Ausdruck Betonung, wie schon gesagt, nicht scharf erfafst ist; bald scheint es sich nämlich um exspiratorischen Akzent, bald um Modulation des Satzes zu handeln. Denn was heifst sonst stabile, „habituelle“ Betonung? Die Kritik der Verf. an Delbrücks und Wundts Ansichten (S. 50) ist vollauf berechtigt, zeigt aber wieder die Schwierigkeit der gestellten Probleme und die vielen Unklarheiten, von denen auch die Verf. sich nicht hat losreifsen können. Unklar bezw. unlogisch ist es z. B., wenn S. 51/52 gesagt wird, Sätze ohne grammatikalisches Subjekt seien im Lateinischen ... unendlich häufig, es sei also kein absolut nötiger Bestandteil des Satzes. Gewifs ist das Subjekt ein nötiger Bestandteil des Satzes, es braucht nur nicht unbedingt durch ein selbständiges Wort ausgedrückt zu werden, es genügen Endungen, Praefixe oder Suffixe.

Was nun die grundlegenden Begriffe, die bei dem Studium der Wortstellung nicht aufser acht gelassen werden können, also Tonstärke, Tonhöhe, Betonung, Modulation und zwar letztere beiden sowohl in der Wortgruppe wie im Satze angeht, so kann eine endgültige Lösung der einschlägigen Probleme für die lebenden Sprachen wohl nur vermittels zahlreicher phonographischer Beobachtungen, die also eine beständige Kontrolle seitens der

verschiedensten Gelehrten ermöglichen, erhofft werden. Erst wenn die Ergebnisse dieser Beobachtungen zahlreich und sicher genug sind, wird man Rückschlüsse auf die Vergangenheit machen können. Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs bis dahin alle anderen Untersuchungen über diese Fragen nutzlos seien. Im Gegenteil helfen sie, wie es auch in hohem Mafse von der vorliegenden Arbeit gilt, die Ansichten klären, die Begriffe schärfer gegeneinander abgrenzen. Nur ist es ratsam, dafs man sich bei den zu behandelnden Fragen auf ein engeres Gebiet beschränkt, und in ihm möglichst erschöpfende Ergebnisse anstrebt. In welcher Art auch mit anderen Apparaten als dem Phonographen sichere Ergebnisse erreicht werden können, sieht man aus den hierher gehörigen Kapiteln des Précis de phonétique française von Rousselot und Laclotte.

In dem bisher Gesagten ist die Wichtigkeit der Betrachtung der lebenden, gesprochenen Sprache und der einschlägigen musikalisch-rhythmischen Verhältnisse für Untersuchungen wie die vorliegende hervorgehoben worden. Wenn auch der Verf. das Streben nicht abzuerkennen ist, diesen Forderungen nachzukommen, so macht sich doch überall der Einflufs der Buchsprache bezw. des über sprachliche Dinge Geschriebenen in ihren Betrachtungen zu sehr geltend, u. a. gleich in dem wichtigen § 3, wo sie von dem eingreifenden Unterschied zwischen der romanischen und lateinischen Wortstellung spricht und sagt, er liege in der verschiedenen Auffassung des Satzes. Wenn sie dann die beiden Schemata Subjekt-Objekt-Verb und Subjekt-Verb-Objekt einander gegenüberstellt, so ist letztere Konstruktion doch erst das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwickelung, deren treibende Faktoren sehr verschiedener Art sind, und bei der die allmählich eintretende Flexionslosigkeit des Substantivs entschieden eine grofse Rolle gespielt hat. Falls überhaupt eine „verschiedene Auffassung des Satzes" vorliegt [1]) (was heifst dabei überhaupt das Wort Satz?), so ist sie erst eingetreten, nachdem der langsame Entwickelungsprozefs sich vollzogen hat; sie ist also sekundär und obendrein nur für den Sprachvergleicher vorhanden. Wenn aufserdem aber von der willkürlichen, „freien" Wortstellung des Lateini-

1) Liegt z. B. auch eine derartige „verschiedene Auffassung des Satzes" vor, wenn wir Reichsdeutschen sagen: Wollen wir nicht ein Glas Bier trinken? Können wir nicht ins Theater gehen? dagegen aber der baltische Deutsche: Wollen wir nicht trinken ein Glas Bier? Wollen wir nicht gehen ins Theater? Die Satzauffassung ist zweifellos dieselbe, nur steht der Balte unter dem Einflufs der anderssprachigen Umgebung.

schen gesprochen wird, wenn in den französichen Grammatiken die heutige Wortstellung „gebunden“ genannt wird, so sind das entschieden falsche Anschauungen. Eine absolute Freiheit in der Wortstellung hat es nie gegeben, auch im Lateinischen nicht; und im Französischen u. a. hat man heute noch fast dieselbe Freiheit wie in alter Zeit in dem Sinne, dafs man mit derjenigen Vorstellung beginnen kann, die zuerst in der Seele auftaucht, nur dafs je nach der Gedankenformulierung verschiedene Ausdrucksweisen nötig sind. Ist die zuerst auftauchende Vorstellung ton ami und soll von ihr ein Tun ausgesagt werden, so folgt das Verb, also ton ami travaille, ton ami écrivit une lettre; soll aber gesagt werden, dafs das Tun eines anderen ihn zum Objekt machte, so kommt man zu dem Ausdruck ton ami, nous l'avons vu, ton ami a été vu, ton ami, on le connaît. Wenn in der Schriftsprache das bis vor einem halben Jahrhundert weniger zutage trat, so ist das kein Beweis, dafs diese Freiheit nicht existierte. Man kann höchstens sagen, dafs der Schreibende früher mehr die Gedankenformulierung eines ruhig Überlegenden bevorzugte, dafs dabei ein gewisses Streben sich geltend machte, die Sätze in richtigem Flusse dahingleiten zu lassen, ohne die Pausen, Unterbrechungen, Absätze, Sprünge, die in der lebhaften Rede fortwährend zu konstatieren sind. Heute, wo in der französischen Literatur die volkstümliche und natürliche Redeweise oft möglichst unverändert wiedergegeben wird, stellen sich viele Abweichungen gegen das früher als unumstöfslich Angenommene heraus.

Es liefse sich über die Arbeit noch vieles Günstige und Ungünstige sagen, doch mögen diese Zeilen genügen, um zu zeigen, worin der Wert der äufserst fleifsigen Abhandlung beruht und welches die Mängel und ihre Gründe sind.

Berlin. **B. Röttgers.**

205) **Lord Avebury (Sir John Lubbock), Essays and Addresses 1900—1903.** Leipzig, B. Tauchnitz, 1904. Vol. 3723. 286 S. 8. geh. ℳ 1.60.

Die hier zusammengestellten Aufsätze und Ansprachen des bekannten vielseitigen Gelehrten und Politikers sind aufserordentlich lesenswert; jeder einzelne Artikel bietet trotz seiner verhältnismäfsigen Kürze mannigfaltige Anregungen, und das ganze Buch ist durchweht von dem Geiste eines äufserst wohltuenden idealistischen Freisinns, eines feinen ästhetischen

Gefühls nud einer wirklich vernünftigen nnd praktischen Menschenliebe. Der erste Aufsatz schildert mit wenigen, aher kernigen Zügen das Leben und die Lebensarbeit Huxley's. Dann folgt ein Artikel über John Rnskin, dessen Seltsamkeiten mit köstlichem Humor geschildert werden, während seine wahre Gröfse nnd Bedeutung doch volle Würdigung findet, ferner eine Charakteristik des in Deutschland leider noch ziemlich wenig hekannten Richard Jefferies, sowie eine in Bristol gehaltene Rede anf Macaulay. Von den übrigen Aufsätzen sei noch hervorgehoben der üher den frühen Ladenschlnfs und der über die Bank Holidays, ferner derjenige über Erziehnng, ein anderer über das Studium der Natnr und endlich noch eine Ansprache an die Chnrchmen's Union, welche namentlich für Theologen von Interesse ist. Wir wollen nicht versänmen, hier auf die anderen bereits früher in der Tauchnitz-Sammlung erschienenen Schriften Lnbbock's hinzuweisen, die sämtlich auf das allgemeinste Interesse Ansprnch erbeben können; es sind fünf Bände: „The Pleasures of Life", „Tbe Beauties of Nature", „Tbe Use of Life" und zwei Bände über „The Scenery of Switzerland". -x.

---

206) **A. Harnisch** und **J. G. Robertson, Methodische englische Sprechschule.** 1. Teil. Mit einem Plane von London. Leipzig, O. R. Reisland, 1904. VIII u. 119 S. 8.
geb. ℳ 1.80 (ohne Plan ℳ 1.40).

Die vorliegende englische Sprechschnle ist ein Seitenstück zu der 1903 im gleichen Verlage erschienenen „Methodischen französischen Sprechschnle" von A. Harnisch und A. Duchesne. Da für das Englische meist eine geringere Stundenzahl zur Verfügung steht, so ist der Inhalt um vier Kapitel gekürzt worden. Das Büchlein soll nach dem Plane der Verfasser neben allen Arten von Lehrbüchern nnd Lesestoffen gebrancht werden können. Ein zweiter Teil, der den Bedürfnissen der oberen Klassen der Realanstalten Recbnung tragen soll, ist von ihnen in Aussicht genommen worden. Der erste Teil enthält auf S. 1—46 zusammenhängende Stücke, und dann folgt eine im einzelnen eng daran angescblossene Wort- und Phrasensammlung, die nach Möglichkeit von den Schülern auswendig gelernt werden soll. Wörter, die nicht unbedingt in den entsprechenden Gedankenkreis hineingebören, sondern nnr zur Weiterführnng des Textes dienen, sind abgezweigt und als Fufsnoten unter den Text gesetzt worden. Inhaltlich herücksichtigen die Lesestücke die nächstliegendsten Bedürfnisse

des täglichen Lebens: *The Human Body, the Family, Time, Dress, the House, Meals, Seasons, Weather, Sickness, the Town, Professions and Occupations, Travel, Correspondence, London* und *Society*. Robertson, welcher Professor an der Londoner Universität ist, hat die Stücke nach vorher vereinbartem methodischem Plane englisch niedergeschrieben; seine Stellung bürgt für die gute Qualität der Sprache. Durchaus zuverlässig und dabei leichtverständlich ist auch die Aussprachebezeichnung bei den Vokabeln und Phrasen. Der beigefügte Plan von London gibt die Hauptgebäude, wie es für Schulzwecke jetzt meist geschieht, in Abbildungen an und wird dadurch recht übersichtlich, daſs alles Unwesentliche weggelassen worden ist.

Das kleine Buch wird seinen Zweck jedenfalls recht gut erfüllen. **-1.-**

---

207) **Diedr. A. Noltenius, Zur Erinnerung an Professor W. C. Sanders und seine Zeit.** Ein Beitrag zur Bremischen Schulgeschichte. Bremen, J. Morgenbesser, 1902. 78 S. 8. ℳ 1. —.

Was uns der Verf. unter anspruchslosem Titel gibt, ist eine kurze Geschichte des Bremer Mittelschulwesens im letzten Jahrzehnt des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. Daſs eine solche gerade in der Form eines Lebensbildes von W. C. Sanders gegeben werden kann, liegt nicht eigentlich an der Persönlichkeit des Mannes, der ein tüchtiger Lehrer und vortrefflicher Mensch gewesen ist, aber den Beruf, als Organisator oder als Vorkämpfer im Streit der Richtungen eine maſsgebende Rolle zu spielen, weder in sich spürte noch tatsächlich hatte; aber die Zeit, in der der stille und bescheidene Gelehrte seines Amtes als Lehrer und Rektor an seiner Schule pflichttreu und segensreich waltete, hat es mit sich gebracht, daſs doch gerade mit seinem Namen eine durch die Einwirkungen der politischen Geschichte ganz eigenartige Entwickelung der Bremer Schulverhältnisse verbunden ist. Die Lutherische Domschule wird 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluſs aus einer hannöverschen Schulanstalt zu einem Lyzeum der freien Stadt Bremen, um nach der Einverleibung Bremens in das französische Kaiserreich zusammen mit dem altbremischen reformierten Pädagogium 1811 eine übrigens wohlwollende und verständnisvolle Prüfung durch zwei Abgesandte der französischen „université“ über sich ergehen zu lassen; der eine war der berühmte Cuvier (der indes nicht in Tübingen, sondern an der „Hohen Karls-

schule" in Stuttgart studiert hat). Im Zusammenhang mit diesem Besuch gewann der Plan, in Bremen eine Universität für die Küstengebiete zwischen Ems und Elbe zu gründen, feste Gestalt; aber die politischen Ereignisse sorgten dafür, dafs die Probe auf die Lebensfähigkeit dieses Planes nicht gemacht wurde. Auch die 1812 vorgenommene Vereinigung von Pädagogium und Lyzeum bewährte sich nicht; sie bereitete aber die endgültige Neuregelung des Jahres 1817 vor, wonach das öffentliche Schulwesen für die Jugend gebildeter Stände in Bremen von nun an aus einer sechsklassigen Vorschule, einer dreiklassigen Handelsschule und einer fünfklassigen Gelehrtenschule bestand. Leiter der letzteren war bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1829 Sanders.

Der Verf. begnügt sich nicht, diese Wandlungen genau zu verfolgen, er gibt auch von der jeweiligen Schulverfassung, sowie von den Einwirkungen des allgemeinen Geisteslebens und speziell der pädagogischen Strömungen jener Zeit auf das Mittelschulwesen Bremens eine anschauliche Schilderung; dazu kommt noch ein liebevolles Eingehen des Bremer Lokalpatrioten auf die persönlichen und familiären Verhältnisse derer, die zu diesem Schulwesen in irgendwelche nähere Beziehung von Wichtigkeit getreten sind. Alles in allem bietet die Schrift ein kulturgeschichtliches Genrebild, dem es ebensowenig an intimem Reiz wie an einem bedeutungsvollen Hintergrund fehlt, und das eine vortreffliche Illustration zu der in ihrer Selbstverständlichkeit viel zu wenig beachteten Wahrheit bildet, dafs die Schule immer ein Produkt ihrer Zeit ist, von der sie Gepräge und Richtung empfängt, während sie selbst auf die Gestaltung der Gegenwart so gut wie keinen, auf die der Zukunft einen zwar tiefgreifenden, aber wesentlich nur indirekten Einflufs übt.

Cannstatt. **Th. Klett.**

Vakanzen.

Aschersleben, G. u. R.S., Obl. Klass. Phil. u. Deutsch. Magistrat.
Bünde i. W., Rpg. i. E., Obl. N. Spr., dsgl. Math. Magistrat.
Charlottenburg, Fortbildungssch. Direktor. Magistrat.
St. Gallen, Handelsakad. Prof. f. engl. Spr. Schulrat A. Bücke-Müller.
Gladbach, O.R. mehrere Obl., N. Spr. oder Deutsch, Gesch. u. Geogr. Bürgermeisteramt.
Köln, Kathol. mittl. M.S. Rektor, N. Spr. Oberbürgermeister.
Leipzig, H.M.S. Obl. Math. Stadtrat.
Marienwerder, H.M.S. Obl. Math. Dir. Dr. Römstedt.
Mühlhausen i. Th., G., Hilfsl. Klass. Phil. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 3. September. Nr. 18, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

208) **W. Thomas, Allen and E. E. Sikes, the Homeric Hymns** edited, with preface, apparatus criticus, notes, and appendices. London, Macmillan and Co., 1904. LXXVIII u. 330 S. 8. geh.

Allens Name hat bei allen denen, welche sich mit den homerischen Hymnen beschäftigen, einen guten Klang. Schon im Jahre 1892 trat er, als sein Lehrer Goodwin durch einen frühzeitigen Tod an der Herausgabe seiner kritischen Ausgabe verhindert worden war, in die Bresche und vollendete dieselbe, so dafs sie 1893 erscheinen konnte. Im Jahre 1896 übernahm er in Monros Ausgabe der opera et reliquiae Homeri die Durchsicht und Verbesserung des Textes der homerischen Hymnen und fügte kurze Bemerkungen kritischer Art unter dem Text hinzu. Ferner hat er in den Jahren 1895—1898 sehr wertvolle Bemerkungen zur Textkritik und Erklärung der Hymnen in dem Journal of Hellenic Studies (vol. XV—XVIII) veröffentlicht. Goodwin hatte 23 Handschriften benutzt, die er entweder selbst verglichen oder durch Freunde hatte vergleichen lassen. Drei (der Athous, der Münchener und der Madrider Kodex) waren ihm nur dem Namen nach bekannt. In der neuesten Zeit sind diese aber entweder ganz oder teilweise verglichen worden. Goodwins Ausgabe hat ihre grofsen Verdienste, wenn auch der kritische Apparat nicht immer

vollständig oder unbedingt zuverlässig ist. Dies hat schon Gemoll in der Neuen Phil. Rundsch. 1896, S. 195, gezeigt; auch in bezug auf die Handschriften E und J hat Allen im Journal of Hell. St. 1895, S. 160 f. eine ganze Reihe von Unrichtigkeiten nachgewiesen. In der vorliegenden Ausgabe sind 28 Handschriften benutzt; zu den 26, die Goodwin kannte, ist eine auf der Laurentiana (L_4) aus dem 15. Jahrh. und eine auf der Riccardiana (R_3), hinzugekommen, welche nur einen Teil der Hymnen enthält, aus dem Jahre 1494.

Die Einleitung enthält die Aufzählung und Beschreibung der Handschriften und weist die Beziehungen auf, in denen die einzelnen Handschriften zueinander stehen. Ausführlich wird berichtet über den Moscoviensis und seine Lesarten. Die Angaben sind freilich nicht immer genau: so soll h. Ap. 88 *κωμή* stehen (es steht aber *κωμός*); es sollen fehlen h. Ap. 22—74 (für 23—73) und Aphr. 68—122 (für 112). Dann wird besprochen die Gruppe ELΠT der Handschriften (von Allen x genannt), sodann die Handschr. HIK (von Allen z genannt), darauf S, die editio princeps, die Gruppe p, zu der auch L_4 zu gehören scheint, während von R_3 zu wenig noch vorhanden ist, um diese Handschr. einer bestimmten Gruppe zuzuweisen. Bei diesen Auseinandersetzungen hat sich diese Ausgabe eng an Allens Darlegungen im Journal of Hell. Studies angeschlossen. In der Würdigung der Handschriften folgt sie meistenteils den vorzüglichen und mit aufserordentlicher Sorgfalt angestellten Untersuchungen Hollanders. Der folgende Abschnitt der Einleitung handelt von den homerischen Hymnen im Altertum und zeigt, dafs diese von den alexandrinischen Grammatikern und ihren Anhängern nicht „in the Homeric corpus" eingeschlossen waren, wohl aber, dafs sie von Geschichtschreibern und Altertumsforschern von Thukydides an als homerisch angesehen, im allgemeinen jedoch wenig gelesen wurden. Den Schlufs bilden Darlegungen über die Natur und sodann über die Sprache der homer. Hymnen und die Ausgaben derselben. Es werden hier alle die Stellen angeführt, in denen der Einflufs des Digamma noch hervortritt, ebenso solche, in denen es vernachlässigt ist. Soweit ich mich davon überzeugt habe, sind die Stellen, die hierbei in Betracht kommen, sämtlich angeführt. Auf Grund dieser Untersuchungen stellen die Herausgeber hier den Satz auf, dafs der Merkurhymnus der späteste der gröfseren Hymnen, der Hymnus auf Apollo (oder wenigstens der Delische Teil desselben) wahrscheinlich der älteste sei, auch der Hymnus auf Venus und Ceres seien alt; aber über das Verhältnis der-

selben zueinander sei ein sicheres Resultat nicht zu erzielen; endlich sei der Hymnus auf Pan unmöglich aus früherer epischer Zeit; hingegen spreche nichts, weder Mythologisches noch Linguistisches, dafür, dafs der Hymnus auf Bacchus in eine späte Zeitperiode falle.

Der Text beginnt mit den beiden Fragmenten des Dionysoshymnus, daran schliefst sich, ganz wie in der Goodwinschen und Monroschen Ausgabe, der Demeterhymnus; es folgt sodann der Hymnus auf Apollo ungeteilt, darauf der auf Hermes, schliefslich die übrigen in der gewöhnlichen Reihenfolge. Im grofsen und ganzen ist der Text derselbe, wie er in der Monroschen Ausgabe sich findet. Die wesentlichsten Abweichungen sind folgende. Im Bacchushymnus Vers 19, wo Allen im Anschlufs an Ruhnken *ἐπιληθόμενον* schrieb (die Handschr. haben *ἐπιλαθόμενοι*), lesen die Herausgeber jetzt *ἐπιληθομένῳ*, weil diese Änderung geringer sei, s. Journ. of Hell. St. XVII, 48. Im Cereshymnus wird V. 122 jetzt gelesen mit Passow *Δωσὼ ἐμοί γ᾽ ὄνομ᾽ ἐστί* für *Δὼς μὲν ἐμοί γ᾽ ὄνομ᾽ ἐστί.* 228 liest Allen *ὑποτάμνον*, das er als substantiviertes Adj. ansehen will, für *ὑποταμνόν*, 258 *νήκεστον* (für *μέγιστον*) mit Vofs; 398 schreiben die Herausgeber *εἰ δέ, πτᾶσα πάλιν* und setzen vor *ἰοῦσ᾽* noch *σύ γ᾽* hinzu (in der Monroschen Ausgabe stand *εἰ δ᾽ ἐπάσω, πάλιν αὖτις ἰοῦς*), 399 *ὡρέων* (für *ὡρῶν*), 442 *Δημήτερα* (für *ἣν μητέρα*), 462 *ὥς κ᾽ ἐθέλῃσθα* (für *ὥς κεν ἔλοιο*). Ap. 3 wird jetzt *ἐπὶ σχεδόν* mit Peppmüller gelesen (für *ἐπισχεδόν*), 20 *πάντῃ γάρ τοι, Φοῖβε, νομὸς* (für *νομοὶ*) *βεβλήαται ᾠδῆς*. Es soll das ein Beispiel für den Sprachgebrauch, den freilich Aristarch verwirft, sein, dafs man das jonische Perf. im Plur. bisweilen für den Sing. setzt. Ich fürchte, dafs die Herausgeber hier nicht viele Zustimmung finden werden. *νομός*, heifst es in den Anmerkungen, „range“ is perhaps preferable to *νόμος*, on the authority of Y 249, Hes. op. 401 *ἐπέων νομός* (note the singular); für *βάλλεσθαι* (mid.) = lay (as a foundation) cf. Pind. Pyth. VII, 4. Aber mit Recht wird hinzugefügt, dafs keine von den Emendationen für *βεβλήαται* überzeugend sei. Im Apollohymnus findet sich in der vorliegenden Ausgabe V. 26 *Κύνθου ὄρος* (für *Κύνθος ὄρος*), 53 *οὐδέ σε λήσει* mit Agar (Classical Rev. X, 388) nach Cod. S (für *οὐδέ σε λίσσει*), 171 *ὑποκρίνασθαι ἀφήμως* mit Bergk (für *ὑποκρίνασθαι ἀφήμως*), 184 *εἵματ᾽ ἔχων τεθυωμένα* (für *ἔχων τ᾽ εὐώδεα*, was ausdrücklich als irrtümlich bezeichnet wird), 211 *Τριοπέῳ* (für *Τριόπῳ*), 217 *Αἰνιῆνας* (für *᾽Ενιῆνας*), 272 *ἀλλά τοι ὥς* (für *καὶ ὥς*, das letztere scheint aber viel mehr ein Versehen gewesen zu sein, da Allen schon im

Journ. of Hell. St. XV, 277 energisch für *τοι* eintrat); 325 *ἦά ῥ'* für *ἦν ῥ'*); 364 *ζωοῖσι* (für *ζώουσα*), 373 *Πύθιον* (für *Πύθειον*) und 496 *δελφίνιος* (für *δέλφειος*), 394 *ῥέζουσι* (für *ῥέξουσι*), 402 *ὅς τις ἐπιφράσσαιτο* (für *οὔ τις ἐπεφράσατο*), 404 *καθείατο* (für *καθήατο*), 410 *ἁλιστέφανον πτολίεθρον* (für *Ἕλος τ', ἔφαλον πτ.*, eine Konjektur Matthiaes), 488 *νῆα θοὴν ἀν' ἐπ' ἠπείρου ἐρύσασθε*, wo Agar wohl mit Recht *ἀν'* hinzugefügt hat, um den Hiatus bei der Lesart *ἐπὶ ἠπ.* zu beseitigen. Im Hymnus auf Merkur lesen wir hier V. 44 *θαμιναὶ* (für *θαμειαί*), wie die Handschriften haben, 45 *ἢ ὅτε* mit der Leidener Handschrift, 116 *ὑποβρυχίας* (für *ὑποβρύχους*), 119 *δι' αἰῶνας τετορήσας* für Allens Konjektur *δι' αἰῶν' ἀντιτορήσας* (vgl. Journ. XV, 265); diese ist jetzt aufgegeben mit der Begründung, dafs der reduplizierte Aor. *τετορεῖν* sich bei Hesych finde und die gewöhnliche Lesart *τε τορήσας* eine Lücke involviere, die hier unnötig sei. 159 kehrt die Ausgabe zur Lesart des cod. M zurück; *φέροντα* soll stehen für das gewöhnliche *φέρειν καὶ ἄγειν*: entweder wird Hermes von Apollo gefangen oder, wenn er entrinnt, wird er das Leben eines Geächteten in den Tälern führen „eked out by occasional raids". *μεταξύ* soll bedeuten inzwischen, d. h. bis ihr schliefslich gefangen werdet (im Gegensatz zu *τάχα* 157) oder zeitweilig, wenn nämlich die Not ihn dazu treibt. Aber auch *μέταζε* halten die Herausgeber für möglich, wie auch schon Hes. op. 394 dieses Wort in *μεταξὺ* verderbt worden sei; dann solle gesagt sein: Ihr werdet immer in Zukunft ein Räuberleben führen. Vers 167 ist jetzt Ludwichs Konjektur *βουκολέων* (für *βουλεύων*) aufgenommen. Vers 172 finden wir jetzt *ἀμφὶ δὲ τιμῆς* (für *τιμῆς*), 239 mit Postgate *ἀνεείλε' ἓ αὐτόν*. Vers 342 schrieb Allen in der Monroschen Ausgabe *τὰ δ' ἄρ' ἴχνια δῖα πέλωρα* und bemerkte im Journ. XV, 265, dafs die v. l. *δοιὰ π.*, obgleich sie Ilgen in seinen Text aufgenommen habe, ganz unmöglich sei. Jetzt ist er anderen Sinnes geworden und hat *δοιά* geschrieben. Er will dies verstanden wissen von den doppelten Fufsspuren, nämlich der Kühe und des Hermes und weist Gemoll zurück, welcher bemerkt, Schneidewin, der auch *δοιά* beibehielt, habe nicht bedacht, dafs immer nur die Fufsspuren des Gottes, niemals die der Rinder *πέλωρα* genannt würden. V. 400 hatte Allen in der Monroschen Ausgabe seine Konjektur *ἧχ' οὔδει* aufgenommen; jetzt ist sie nicht einmal erwähnt, sondern mit Fick *ἠχοῦ δὴ* geschrieben, das aus dem eretrischen Dialekt herübergenommen sei für das attische *ὅπου*. Allen sieht das Vorhandensein dieser Form aufser anderen Gründen (vgl.

Seite LXXIII und 165) als einen Beweis für bötischen Ursprung dieses Hymnus an. V. 473 steht jetzt ἔγωγε (für ἐγώ σε), 479 ἐπισταμένος, was Gemoll vermutet hatte, für ἐπισταμένως, 515 μή μοι ἀνακλέψῃς, ein Wort, das sich in einer Dodonäischen Inschrift findet (für ἅμα κλ.). Im Hymnus auf Aphrodite wird jetzt V. 173 κλισίῃ, κεϋποιήτοιο μελάθρου (für εὐπ.) nach einer Konjektur von Sikes gelesen; V. 225 εἵως (für ἧος), da ja zwar bei Homer zweifellos ἧος zu schreiben sei, die spätere Form εἵως aber in diesem Hymnus nicht auffallen könne; V. 254 οὐκ ὀνοταστόν (für ὀνομαστόν), wofür Allen schon Journ. of H. S. XVIII, 27 eintrat; h. XIII, 3 σάου (für σάω) mit Verweisung auf Nauck Mél. IV, 134 und Kühner-Blafs, Gr. d. Gr. Spr. II, 545. XXXII, 11 πλήθει μέλας ὄγμος scheint nur ein Druckfehler für μέλας zu sein. In dem Formelverse αὐτὰρ ἐγὼν ὑμέων τε καὶ ἄλλης μνήσομ' ἀοιδῆς (h. 25, 7; 29, 14; 27, 22; 33, 19) hatte die Monrosche Ausgabe in den beiden letzten Stellen den Handschriften entsprechend τε ausgelassen; in der vorliegenden Ausgabe ist es mit Recht hinzugesetzt worden. Von den Allenschen Konjekturen sind auch hier aufgenommen im Hymnus auf Bacchus 11 ὡς δὲ τάμεν τρία σοι, wenn auch immerhin diese Emendation als nicht völlig überzeugend und die Stelle noch der weiteren Aufklärung bedürftig erscheine; h. Ap. 299 τυκτοῖσιν (für κτιστοῖσιν), h. Ap. 339 ἔστω, von denen Tyrrells h. Cer. 13 κῶξ' ἥδιστ' ὀδμή, h. Merc. 33 αἰόλον ὄστρακον ἕσσο χέλυς ὄρεσι ζώουσα, während desselben αὐτοπορήσας (für αὐτοτροπήσας) V. 86, πεδ' ἀφνειῶν V. 473, ἐνέχεεν h. Cer. 211 und andere Konjekturen unter dem Texte erwähnt sind. Mit Postgate schreiben die Herausgeber V. 79 ῥιψίν, seine Konjektur λείαινε V. 109 (für ἐνίαλλε) erwähnen sie; mit Goodwin h. Cer. 10 τό γε, mit Ludwich h. Cer. 64 θεάν σύ περ (für θέας ὕπερ), was mit Recht als eine vorzügliche Verbesserung bezeichnet wird, h. Merc. 167 βουκολέων (für βουλεύων), 516 ἐπαμοίβιμα (für -βια) ἔργα, wie auch schon Wolf vorgeschlagen hatte; mit Windisch lesen die Herausgeber h. Merc. 85 ἀλεγύνων (für ἀλεείνων).

Ziehen wir aus dem bisher Gesagten ein Resultat, so ist es dies, dafs wir es bedauern, dafs die Herausgeber das reiche handschriftliche Material nicht in der Weise verwertet haben, wie es wünschenswert gewesen wäre. Da die Goodwinsche Ausgabe nicht ganz zuverlässig war, auch eine Reihe von Handschriften in ihr noch unberücksichtigt geblieben ist, so wäre es eine dankenswerte Aufgabe gewesen, einen genauen kritischen Apparat unter dem Text zu geben. Der auf dem Titel verheifsene kri-

tische Apparat ist äufserst dürftig und unvollständig; gröfstenteils besteht er aus Angaben von Konjekturen, die dieser oder jener Gelehrte gemacht hat; mühsam mufs man sich aus der Einleitung die Lesarten zusammensuchen, die freilich auch hier nicht ganz zuverlässig und unvollständig sind. S. XIX ist h. Merc. 90 als Lesart ἐπικάμπυλος und ἐπικάμπυλα angegeben, während beide Male der Akzent unrichtig ist, h. Cer. 437 soll in cod. M γηθόσυνας stehen; dort aber findet sich die Lesart γηθόσυναι. So habe ich auch nirgends die Angabe gefunden, dafs h. Ap. 480 in cod. L fehlt. Die Überschrift zu h. XXIII lautet hier εἰς Δία, vgl. was hierüber Gemoll in der Rundschau 1896, S. 195 sagt. In welcher Weise die beiden Herausgeber sich in die Arbeit geteilt haben, ist nirgends genauer angegeben; doch werden wir kaum irre gehen, wenn wir annehmen, dafs die textkritischen Arbeiten wesentlich von Allen herrühren. Von einer Gemeinschaftlichkeit der Arbeit bezeugen Notizen unter dem Text wie addidimus (S. 49); von Sikes habe ich nur eine Konjektur angeführt gefunden h. Ven. 173 κεὐποιήτοιο (für εὐπ.). In der Textkritik zeigen sich die Herausgeber aufserordentlich konservativ, während ein so korrumpierter Text wie die homerischen Hymnen sich notwendig stärkere Textesänderungen, um lesbar zu werden, gefallen lassen mufs. So sind von den zahlreichen Konjekturen Ludwichs im Merkurhymnus nur sehr wenige in den Text aufgenommen, einige unter dem Texte angeführt. In der Monroschen Ausgabe hatte Allen h. Merc. 116 mit Ludwich ὑποβρύχους geschrieben, jetzt schreiben die Herausgeber nach den Handschriften ὑποβρυχίας mit der Bemerkung, dafs allerdings die Schwierigkeit sei, dafs υ in βρυχάομαι und den verwandten Vokabeln lang sei, weshalb Ludwich mit einiger Wahrscheinlichkeit schreibe ὑποβρύχους; indes sei auch eine Synizesis von -ια möglich.

Der Erklärung jedes Hymnus geht eine ausführliche Einleitung voraus. Auf die Sprache, Metrik, Sach- und Worterklärung ist sehr eingehend Rücksicht genommen. Die einschlägige Literatur ist mit grofsem Fleifse berücksichtigt.

Den Schlufs bilden als Anhang eine kurze Abhandlung über Delos, dann über das Motiv des Hymnus auf Hermes, endlich über die Verse 552—563 desselben Hymnus, die Thrien; daran schliefst sich ein griechisches Wortregister, welches alle Eigennamen, die weniger gewöhnlichen Epitheta von Göttern und Heroen, alle nichthomerischen Vokabeln und andere Worte, welche aus irgendeinem Grunde bemerkenswert sind, enthält. Darauf folgt noch ein englisches Sachregister.

Einige Fehler, besonders in den Namen, sind mir aufgefallen. So wird S. XII u. LI E. Bothe (mufs heifsen Bethe) zitiert, S. XVI Dittmann (für Dittmar); Wilamowitz-Moellendorff wird mehrfach falsch geschrieben (vgl. S. LX u. LXXIII; Waarenburg und Waardenberg heifst dieselbe Person S. 181. S. 4 wird in den Anmerkungen Alcman zitiert (es soll aber Alcaeus heifsen). Seite XIII mufs für 552 gelesen werden 522, S. 3 h. Herm. 301 (für 310), S. XVII Herm. 55 (für 56), S. 73 παντοτρόφον (für -πρόφον), S. 261 rheinisches Museum (für rheinischer), S. 15 μητίετα (für μητιέτα), S. 185 ἀνιόντα (für ἀνίοντα).

Druck und Papier sind gut und in jeder Beziehung zu loben.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

209) **C. Synnerberg, Randbemerkungen zu Minucius Felix.** II. Helsingfors 1903. (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar, XLV. 1902—1903. N. 7.) Berlin, Mayer & Müller. 21 S. 8. ℳ 1.—.

Der Herr Verf. hat schon in seinen 1889 erschienenen Observationes criticae seine Berechtigung bekundet, in Fragen der Minuciuskritik mitzusprechen. Inzwischen hat er, wie seine neueste Abhandlung zeigt, seine Studien auf diesem Gebiet erweitert und vertieft. Es gelingt ihm wiederholt, durch neu beigebrachte Parallelen die angezweifelte Richtigkeit handschriftlicher Überlieferung zu stützen. So nimmt er S. 6 K. 34, 9 die ursprüngliche Lesart gegen seine eigene Änderung in Schutz durch Bezugnahme auf Tertull. Apol. K. 48 (vgl. auch Tert. Resurr. K. 11, Schlufs; Athenag. Resurr. K. 2, Schl.; K. 3, Anf.) und beanstandet darauf Wonwerens allgemein angenommene Konjektur custodi für custodia durch Vergleichung mit Athenag. Res. K. 2 und Tatian or. ad Graec. 6 (ταμείοις) und Heumanns ansprechende Änderung sepulcro für saeculo durch Hinweis auf die bekannte Bedeutung des letzteren Wortes „Zeitlichkeit" im Gegensatz zu Ewigkeit. — K. 37, 1 wird die Überflüssigkeit der Änderungen concultat, insultat, exultat, ausculfat statt incultat durch Verweisung auf eine viel zitierte Abhandlung Nep. Otts belegt. Näher lag es, K. 24, 1 des Minucius selbst heranzuziehen, wo sich das gleiche Wort in gleicher Bedeutung findet.

Zu weit führt den Herrn Verf. das löbliche Bestreben, an der Überlieferung möglichst festzuhalten, wenn er S. 4 K. 27, 7 lacessebant [1]) gegen

1) Aus Versehen ist bei S. dreimal lacessabant gedruckt, ein Fehler, der in einem später erschienenen Abdruck des Artikels wenigstens an den zwei ersten Stellen berichtigt ist.

Vahlens Konjektur lacessant bevorzugt. Der von S. mit Recht erkannte Gegensatz zwischen de proximo und longe würde durch die Annahme verschiedener Zeiten für das verschiedene teils durch Furcht, teils durch Hafs bedingte Verfahren der Dämonen den Christen gegenüber (Flucht aus der Nähe, Angriff aus der Ferne) einigermafsen abgeschwächt und verdunkelt. Die Annahme, dafs zur Zeit des Gespräches die Christen (in Rom) Frieden hatten, kann trotz ihrer Wahrscheinlichkeit schwerlich zugunsten des Imperfekts lacessebant ins Gewicht fallen. Denn je nach den wechselnden Grundsätzen oder Launen der Cäsaren und ihrer Beamten, sowie nach den verschiedenen äufseren Anlässen in den einzelnen Landschaften (vgl. Tert. Apol. K. 40: Si Tiberis ascendit in moenia, si Nilus non ascendit in arva etc.) bestand für die Christen in den ersten Jahrhunderten ein beständiger Wechsel zwischen Verfolgung und Ruhe, weshalb es kaum denkbar ist, dafs Minucius die Zeiten der Anfechtung durch die Dämonen und ihre Anhänger als bereits abgeschlossen betrachten konnte.

Zweifel erregt auch S. 20 Anm. 2 das konservative Verfahren bei K. 37, 7. Halm hat die schon von Lindner (1. Aufl.) als desperat bezeichnete Stelle nach Rigaltius so geschrieben: In hoc adeo quidam imperiis ac dominationibus eriguntur, ut ingenium eorum perditae mentes licentiâ potestatis libere nundinentur. Synnerberg bevorzugt die Lesart der Handschrift: perditae mentis licentiae. Doch spricht für Halms Änderung Lact. Inst. 5, 12 Anf.: o perditae mentes; ferner August. civ. Dei 4, 3: malorum vero regnum magis regnantibus nocet, qui suos animos (= ingenium?) vastant scelerum maiore licentiâ.

Verdienstlich sind auch Synnerbergs Bemühungen um die Auslegung mancher Stellen. So ist es gewifs beachtenswert, was er S. 4 zu K. 16, 5 gegen meine Übersetzung von sapientia „wissenschaftl. Sinn" vorbringt, wofür er den gewohnten Ausdruck „Weisheit" bevorzugt, aber nach Lact. Inst. VII 9, 12 in dem Sinn von „Gottesidee", „Gotteserkenntnis". Es wird allerdings immer noch die Frage gestattet sein, ob Minucius sagen wollte, dafs allen Menschen (omnes homines) dies Vollmafs geistiger Entwickelung von Natur aus eingepflanzt sei.

An einer schon oben berührten Stelle, K. 27, 7, tadelt Synnerberg, dafs ich in coetibus übersetzte „in den (christlichen) Versammlungen" und führt geeignete Belegstellen dafür an, dafs es sich um heidnische

coetus handle. (Vgl. auch Tert. Resurr. 22: Omni adhuc popularium coetu reclamante „Christianos ad leonem!“). Dafs übrigens hier bei coetus an Christenversammlungen gedacht werden kann (wie Vahlen angenommen haben wird, als er longe a coetibus schrieb), ergibt sich aus folgenden Stellen: Tert. Apol. 2: coetus antelucanos ad canendum Christo et Deo (ut Deo? vgl. K. 21; Plin. epist. 10, 96). Apol. 39: Coimus in coetum et congregationem, ut ad Deum ... precationibus ambiamus orantes. Nat. I, 7: Scitis et dies conventuum nostrorum; itaque obsidemur et opprimimur et in ipsis arcanis congregationibus detinemur (= deprehendimur; vgl. Cypr. p. 198, 22 Hart.).

Weniger Billigung werden die eigenen Textänderungen des Herrn Verf. finden. S. 1 K. 16,5 mifsfällt ihm die handschriftl. Lesart insitos esse sapientiam. Die von ihm unter Berufung auf den medialen Charakter von indui abgelehnte Analogie von indutus mit Acc. ist wohl nicht die einzige, die hier in Betracht kommt. Man vergleiche unter anderm Verg. Ecl. 3, 106: Dic, quibus in terris inscripti nomina regum nascantur flores. Die Konstruktion inscripti nomina (= inscripta nomina habentes) ist gewifs nicht weniger gewagt als naturâ insitos sapientiam, das dem Minucius bei seiner grofsen Vorliebe für äufsere Koncinnität der entsprechenden Satzglieder nach fortunâ nanctos (sapientiam) besonders nahe liegen mufste.

Zu K. 37, 1 wird S. 9 f. statt des ursprünglich überlieferten inripiens, wofür des Gelenius Konjektur inridens allgememeine Annahme gefunden hat, die „gelindere“ Änderung incipientem vorgeschlagen. Sollte diese wirklich leichter oder dem Zusammenhang entsprechender sein? Der weitere Verlauf und der Abschlufs des Martyriums waren für den Heldenmut des christlichen Märtyrers gewifs keine minder bedeutsame Probe als der Anfang.

Am Ende des gleichen Satzes bietet die Handschrift: cum triumphator et victor ipsi, qui adversum se sententiam dixit, stultat. Für das letzte, sinnlose Wort findet sich in der ed. princeps insultat, das sich bisher behauptet hat. Es empfiehlt sich durch Verg. Aen. 2, 329: victorque Sinon incendia miscet insultans. An beiden Stellen bezeichnet die Verbindung des victor mit insultare den freudigen Stolz des Siegers [1].

1) Vgl. auch Tert. Marc. 5, 10, Schlufs, wo 1 Kor. 15, 55—57 ein verbum insultatorium de morte et triumphatorium genannt wird; ferner Tert. Prax. 26,

Bei Minucius bewirkt allerdings der zu insultat gehörige Dativ ipsi eine kleine Verschiedenheit von der Virgilstelle. Zum Vergleich kann dienen Tert. Nat. 1, 18, Schl.: flagris mulier insultavit. Auch hier wird flagris als Dat. zu fassen und zu übersetzen sein „den Knutenhieben gegenüber".

Nach dem oben Gesagten wird Synnerbergs durch treffende Beispiele bestens empfohlener Einsatz gratias agens (dessen Ausfall nicht recht erklärlich wäre) nebst der Änderung exultat nicht mehr als nötig gelten können. Mit Recht aber beanstandet er S. 12 meine frühere Übersetzung: „wenn er selbst über den, der das Urteil über ihn gesprochen hat, triumphierend und siegreich hinwegschreitet". Jetzt würde ich übersetzen: „wenn er dem selbst gegenüber, der gegen ihn geurteilt hat, als Triumphator und Sieger frohlockt."

Überraschend ist S. 12 f. Synnerbergs Verfahren bei Besprechung von K. 38, 3: Nec mortuos coronamus. ego vos in hoc magis miror, quemadmodum tribuatis exanimi aut non sentienti facem aut non sentienti coronam... — So die Handschrift. Nach Ursinus und Salmasius wird in den neueren Ausgaben non vor dem ersten sentienti weggelassen; Synnerberg dagegen behält hier non bei, tilgt es aber vor dem zweiten sentienti und interpungiert: quemadmodum tribuatis exanimi, aut non sentienti facem aut sentienti, coronam.

Zur genaueren Erwägung der ganzen Stelle hat man auszugehen von Seneca, remed. fort. (Haase III, 449), auf welche Stelle Synnerberg selbst S. 7 Anm. verweist. Dort heifst es zu dem Einwurf: „Insepultus iacebis (eris Rofsbach)": Si nihil sentio, non pertinet ad me iactura (iniuria Rofsbach) corporis insepulti; si sentio, omnis sepultura tormentum est. — Diese Stelle bildete schon in der Rede des Cäcilius die Vorlage zu K. 11, 4, wo zur Begründung des Gedankens, dafs die Art der Vernichtung oder der Bestattung eines toten Menschen von keinem Belang sei, gesagt wird: cum cadaveribus omnis sepultura, si sentiunt,

gegen Schl.: Insultans (Christus) in spiritu ad patrem: Confiteor, inquit etc., wo insultans (= frohlockend) dem ἠγαλλιάσατο bei Luk. 10, 21 entspricht. Freilich haben hier mehrere Tertullianhandschriften exultans (nach der Vulgata?). Auch sonst findet sich insultare in der Bedeutung der stolzen Freude ohne den Nebenbegriff des Hohnes. Z. B. Tert. Marc. 2, 7: Si communio nominum condicionibus praeiudicat, quanti (= quot) nequam servi regum nominibus (Abl.) insultant, Alexandri et Darii et Olofernis. Vgl. Rönsch, It. u. Vulg., S. 371; das neue Test. Tert. S. 612.

poena (= tormentum) sit; si non sentiunt, ipsā[1]) (flammā?) conficiendi celeritate medicina. Bei unverkennbarer Entlehnung aus Seneca wahrt Minucius sich doch seine Freiheit. Er kehrt das Verhältnis der beiden Glieder des Dilemmas um und bringt demgemäfs die Negation erst beim zweiten sentire. Trotz der Abweichungen vom Original entbehrt das Zeitwort sentire hier wie dort an beiden Stellen eines bestimmten Objekts. (Nur an der ersten findet sich bei Seneca für non das gleich unbestimmte nihil.) Man wird also sentire und non sentire in dem absoluten Sinne von „empfindungsfähig" und „empfindungsunfähig sein" zu nehmen haben.

Das Gleiche gilt K. 38, 3 von sentienti und non sentienti, die in deutlicher Beziehung zu si sentiunt und si non sentiunt (K. 11, 4) stehen.

Da nun Synnerberg selbst S. 13 diese Beziehung betont, ist es zu verwundern, dafs er K. 38, 3 die der früheren analoge Gestaltung des Dilemmas verkennt, die beiden Partizipia zu facem zieht und nur coronam als Objekt zu tribuatis nimmt. Die schöne Gleichmäfsigkeit des Aufbaues der Periode geht so völlig verloren.

Das Rätsel löst sich durch die besondere Berücksichtigung, welche Synnerberg offenbar dem Schlufssatze der ganzen Periode schenkt: cum et beatus non egeat et miser non gaudeat floribus. Es ist ein sinnreicher Gedanke, aus dem mit cum beginnenden Satz, in welchem floribus den Hauptbegriff bildet, den Schlufs abzuleiten, es könne auch im Vorhergehenden nur die Bekränzung der Toten als befremdlich bezeichnet sein und nicht die Verbrennung derselben, weshalb Synnerberg durch seine Interpunktion die Worte aut non sentienti facem aut sentienti von dem Satze quemadmodum tribuatis ... coronam trennt und und diesem unterordnet. Nur übersieht er wohl, dafs auch unter Beibehaltung der gewöhnlichen Schreibweise miror, quemadmodum tribuatis exanimi aut sentienti facem aut non sentienti coronam trotz der Abhängigkeit der beiden Objekte facem und coronam von tribuatis das Hauptgewicht doch auf tribuatis coronam

1) Vielleicht ist, wie ich mit Mähly früher vermutete, ignis ipsā zu lesen. Neuerdings hat Herm. Boenig die von mir aufgegebene Lesart wieder aufgenommen. Synnerberg bemerkt S. 13 Anm. 1 zu ipsa = eadem sc. cadavera. Diese Deutung ist mir unverständlich.

rubt [1]), wie ja so häufig von zwei Antithesen die erstere trotz der formalen Gleichstellung logisch untergeordnet ist und im Deutschen mit während auch grammatisch untergeordnet zu werden pflegt. Zur Veranschaulichung dieser bekannten stilistischen Erscheinung mag die Stelle K. 38, 3 in freierer Fassung deutsch folgen: „Von euch scheint es mir befremdlich, wie ihr einen Toten, während ihr ihn, als besitze er keine Empfindung, mit Feuer verbrennt, doch anderseits, als habe er eine Empfindung, mit Blumen bekränzen könnt, da er doch, wenn er selig ist, der Blumen nicht bedarf, wenn unselig, sich nicht darüber freut.“

Bei dieser Gestaltung kommt die ausschliefsliche Beziehung des cum-Satzes auf die Bekränzung der Toten wohl deutlich genug zur Geltung, während die Erwähnung der Verbrennung der Toten nur der Beleuchtung des Hauptgedankens durch einen Kontrast dient.

Vollkommen richtig hat Lindner in seiner Ausgabe die Form wie den Inhalt dieser Periode erkannt, wenn er in seiner zweiten Ausgabe schreibt: Sensus est: Non mirum est mortuos a nobis non coronari, quia eos non sentire scimus. At vos exanimem cur coronatis? Fortasse, quia sentit? Cur ergo facem sentienti subiicitis? At non sentit mortuus. Ergo non coronandus. Estque dilemma, cuius modi Caecilius supra cap. XI, 3 attulerat, et ita formari debet: Exanimis aut sentit aut non sentit: Si sentit, cur illi facem subiicitis? Si non sentit, cur coronam tribuitis?

Den Schlufs der Abhandlung bildet eine vorwiegend chronologische Frage. Die Abfassung des Dialogs wird aus gewichtigen Gründen mit Ebert in die ersten Regierungsjahre des Commodus verlegt. Dabei kommt die von Synnerberg angenommene Abhängigkeit des Minucius nicht nur von Justin, sondern auch von Tatian, Athenagoras und Theophilus in Betracht. Von entscheidender Bedeutung ist es, dafs Theophil. ad Autol. II, 3 offenbar die Vorlage von Minucius K. 21, 11 f. gewesen ist. Wenn neuerdings die Entstehung des Dialogs in die Mitte, ja sogar in die erste Hälfte des 2. Jahrh. hinausgerückt wird, so ist dies nur aus dem hartnäckig festgehaltenen Vorurteile zu erklären, dafs Minucius von den griechischen Apologeten keinen, oder höchstens den Justin benutzt habe.

München. **B. Dombart.**

1) Als Beleg dafür, dafs es sich hier wesentlich um Bekränzung der Toten handle, konnte auch auf die Präsumtion Nec mortuos coronamus Bezug genommen werden.

210) **Der alte Orient.** Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. Jahrg. V, Heft 3: **Rudolf Zehnpfund,** Die Wiederentdeckung Nineves. 32 S. — Jahrg. V, Heft 4: **Fr. H. Weifsbach,** Das Stadtbild von Babylon. Mit 2 Plänen und einer Skizze. 30 S. 8. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1903/1904. à ℳ —. 60.

Zehnpfunds Übersicht über die Geschichte der Wiederentdeckung Nineves gibt eine treffliche Ergänzung zu dem zweiten Hefte des fünften Jahrganges, in dem die Entzifferung der Keilschrift von Messerschmidt behandelt worden ist; es ist durchaus notwendig, dafs das gebildete Publikum, das sich immer mehr für die grofsartigen Ergebnisse der Orientforschung zu interessieren beginnt, über die Anfänge dieser Forschung unterrichtet wird. Die Auffindung Nineves und die dort vorgenommenen Ausgrabungen sind der Ausgangspunkt gewesen für die heutige Assyriologie und ihre in ihrer Wichtigkeit noch nicht zu übersehenden Ergebnisse, daher ist dieses Heft des „alten Orients" mit Freude zu begrüfsen. Zehnpfund führt uns von 1583, wo der deutsche Arzt Leonhart Rauwolff die Ruinen Nineves erwähnt, und 1766, wo Carsten Niebuhr das Ruinenfeld durchforschte, zu den Ausgrabungen des 19. Jahrh.; Cotta, Layard, Rassam, George Smith haben das Meiste geleistet und gefunden. Den Schlufs des Heftes bildet eine kurze Übersicht der Geschichte der Stadt von etwa 2800 bis zu ihrer Zerstörung, wahrscheinlich 606.

Nineve war den Griechen so gut wie unbekannt; mehr wissen sie von Babylon. Hier hat die neue Forschung sich wieder grausam erwiesen wie bei so manchen anderen Überlieferungen, die bei eingehender Prüfung als übertrieben oder als Sage erkannt wurden: die Riesenstadt ist auf ein Fünfzigstel ihres Flächenraumes zusammengeschrumpft. Die fünf Jahre Arbeit der deutschen Expedition haben eine Anzahl der topographischen Aufgaben bereits gelöst; was sich aus ihren Fortschritten für die Topographie ergeben hat, stellt Weifsbach übersichtlich zusammen. Noch sind viele Probleme zu lösen: möge die Schrift dazu beitragen, dafs der Orientgesellschaft neue Mitglieder und damit neue Mittel für ihre Arbeit gewonnen werden. Die wichtigsten Aufgaben deutet der Verf. am Schlusse des Heftes an.

Oldesloe. **R. Hansen.**

211) **J. E. Sandys, A History of Classical Scholarship** from the Sixt Century B. C. to the End of the Middle Ages. Cambridge 1903, University Press. London, J. C. Clay & Sons. XXIV u. 672 S. 8. 10 sh. 6.

Nach einem einleitenden Kapitel, das Erörterungen über die Begriffe 'Scholarship' und 'Philology', über *φιλόλογος*, *γραμματικός* und *κριτικός* enthält und zugleich eine Begrenzung des Themas gibt, folgt eine Geschichte der Philologie oder der gelehrten Studien in Altertum und Mittelalter, gegliedert in sechs Bücher, deren Inhalt sich aus den Überschriften ergibt: I. The Athenian Age (c. 600—300 v. Chr.), II. The Alexandrian Age (von ca. 300 bis zu Chr. Geb.), III. The Roman Age of Latin Scholarship (ca. 168 v. Chr. bis 530 n. Chr.), IV. The Roman Age of Greek Scholarship (von Chr. Geb. bis 530), V. The Byzantine Age (ca. 530—1350) und VI. The Middle Ages in the West (ca. 530 bis 1350); das Werk beginnt mit einem Kapitel über 'The Study of Epic Poetry' und schliefst mit einem solchen über „The Survival of the Latin Classics". Mit diesen Andeutungen über den Inhalt müssen wir uns begnügen, denn bei einem derartigen Handbuche verbietet sich ein Eingehen auf die Einzelheiten ganz von selbst. In der Auswahl des Stoffes wäre zuweilen mehr Beschränkung auf das Wesentliche und Wichtige zu wünschen gewesen; einzelne Sachen sind etwas künstlich in den Bereich des Themas hereingezogen, und durch ihren Wegfall wäre Raum für Notwendigeres gewonnen worden. Der Spezialist wird in den ihn näher angehenden Abschnitten dies und jenes vermissen, auch öfter mit der vorgetragenen Ansicht nicht einverstanden sein — so hat Ref. in den der römischen Literatur gewidmeten Kapiteln hin und wider ein Fragezeichen an den Rand gesetzt, oder zu Ergänzungen Veranlassung gehabt, z. B. S. 171 (Accius), S. 258 (Priscian), S. 620 (Juvenalüberlieferung u. s. w. —, aber das läfst sich freilich bei solchen Werken nie ganz vermeiden. Dagegen kann man dem Buche als Ganzem das Lob nicht versagen, dafs es auf gewissenhaften Studien beruht und anregend geschrieben ist; es kommt hinzu, dafs es mit einer Fülle von Literaturnachweisen ausgestattet ist, die zu weitergehenden Studien den Weg weisen, dafs an die Spitze der einzelnen Bücher gestellte synchronistische Tafeln den Blick vom Einzelnen aufs Ganze lenken und eine klare Übersicht über die betreffenden Perioden gewähren, dafs endlich eine Anzahl Illustrationen (Wiedergabe von Statuen, Münzen, Vasengemälden, Miniaturen und Handschriftenproben) in den Text

eingestreut, eine Literaturübersicht und zwei Indices ihm beigegeben sind. So darf man annehmen, daſs das Werk wohl geeignet sein wird, eine Lücke in der englischen Literatur auszufüllen, was ja seine nächste Bestimmung ist; aber auch für uns ist es nicht ohne Bedeutung, da es als eine Ergänzung zu den entsprechenden älteren Werken betrachtet werden kann, und es wird, wenn es weiter bekannt geworden ist, auch manchen dankbaren Leser unter den der englischen Sprache kundigen Altphilologen Deutschlands finden. Dem Erscheinen des in Aussicht gestellten zweiten Bandes, der die Geschichte der neueren Zeit, nach den verschiedenen Ländern behandelt, umfassen soll, darf mit Interesse entgegengesehen werden.

H. **P. W.**

---

212) **Victor Cherbuliez, Athenische Plaudereien** über ein Pferd des Phidias. Übersetzt von **Ida Riedisser,** mit einem Nachwort begleitet von **Walter Amelung.** Mit einer Tafel und 75 Abbildungen im Text. Straſsburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 1903. 325 S. 8. ℳ 8.—.

Cherbuliez' geistvolles, gern gelesenes Buch ist heute so zeitgemäſs als im Jahre 1860, wo es erschien. Der Kreis der Leser, mit denen derartige Schriften rechnen dürfen, ist im Vergleich zu jener Zeit eher gröſser geworden. Denn trotz der unleugbaren Geringwertung des humanistischen Bildungsideals, die in den letzten Jahrzehnten um sich gegriffen hat, erfreut sich die antike Kunst noch des gleich hohen Ansehens wie früher. Die überraschend reichen Ergebnisse der Ausgrabungen, die auf griechischem Boden von den Kulturstaaten der alten und neuen Welt unternommen wurden, haben das Interesse der Gebildeten für die Entwickelung des künstlerischen Schaffens der Griechen ununterbrochen genährt. Ob die Funde der mykenischen, perikleischen oder hellenistischen Zeit enstammen, man nimmt sie mit derselben Freude auf, betrachtet sie mit der gleichen Liebe. Anderseits ist die Zahl der Publikationen auch nur auf dem Gebiete der Kunstgeschichte so groſs, daſs Leser, die sich nicht gern eine gute Arbeit des Auslandes entgehen lassen, gern nach Übersetzungen greifen, die ihnen den Genuſs des Werkes in kürzerer Zeit vermitteln als die Lektüre des Originals. Und um so lieber wird man das tun, wenn die Übertragung so treu dem Texte und zugleich so ansprechend ist wie die vorliegende. Dazu kommt, daſs die Verlagshandlung das Verständnis der Schrift durch zwei Zutaten erleichtert hat: von den

Bildwerken, die Cherbuliez' Gedanken über das Pferd des Parthenon zu unterstützen herangezogen sind, hat sie kleine, aber scharfe Abbildungen dem Texte eingefügt. Jedem Leser aber, auch dem, der über ein gutes Gedächtnis alles Geschehenen verfügt, wird eine solche Erinnerung an Einzelheiten des erwähnten Kunstwerkes nur willkommen sein. Sodann veranlafste sie W. Amelung, einen tüchtigen Kenner antiker Plastik, die Anspielungen der vier Redner über das Parthenonpferd auf ältere französische Schriftsteller zu erläutern, ihre zum Teil veralteten Ansichten zu berichtigen oder zu ergänzen. Dieses gleichfalls mit einer Fülle guten, oft entlegenen Bildermaterials ausgestattete Nachwort wird auch dem Archäologen manches Neue bieten namentlich in dem Absatz, der von der Darstellung des Pferdes in der bildenden Kunst handelt. Wie Passow in seinen Studien zum Parthenon kommt er zu dem Ergebnis, dafs der Versuch, die Rasse des Parthenonpferdes bestimmen zu wollen, aussichtslos ist, dafs vielmehr seine Gestalt ebenso nach dem künstlerischen Geschmack der Epoche gebildet worden ist, wie die des Pferdes der früheren und der späteren Plastik. Diese Ansicht wird an vielen Beispielen überzeugend begründet.

Bremen. **L. Koch.**

---

213) **Austin Dobson, Samuel Richardson, English Men of Letters.** London, Macmillan & Co., 1902. 213 S. 8. geb. 2 s.

Wir haben hierin eine gründliche und gutgeschriebene Darstellung von Richardson als Mensch und Schriftsteller aus der Feder des liebenswürdigen Dichters. Neues ist darin nicht gegeben, konnte auch es nicht werden, denn was von dem Menschen zu wissen nötig ist, wissen wir zur Genüge und seine Stellung in der Literatur steht fest; deshalb ist eine bündige Einzelschrift doch brauchbar. Austin wird seinem „Helden" gerecht, wenn er ihm auch ziemlich kühl gegenübersteht; wer sollte sich auch für den ehren- aber auch philisterhaften Mann, der so gut verstand, den Frommen und den Kindern der Welt zu gefallen, indem er nach Schillers Rezept das Laster mit dem Teufel daneben malte, begeistern? Kleine Schwächen werden offen eingestanden. Larroumet hat in seiner Vie de Marivaux behauptet, dafs R zu seiner Pamela und Clarissa durch Marivaux's Vie de Marianne angeregt worden sei, womit er nur wiederholt, was schon Diderot, Grimm, Président Hénault, Mme du Boccage aussprechen. Das genannte Buch ist von 1731—1741 erschienen; die ersten

acht Teile bis 1737. Es erschien im Juni 1736 die erste Lieferung einer englischen Übersetzung der ersten vier Teile zu London; eine zweite im Januar 1737; eine dritte April 1742, also ein Jahr nach der Veröffentlichung der Pamela. Gegen des französischen Kritikers Behauptung sträubt sich Dobson: "there is not, as far as we are aware, a particle of evidence that Richardson ever saw the earlier volumes of this version. In fact, the only discoverable reference he makes to Marivaux is contained in the postscript to Clarissa, and that occurs in a quotation from a French critic (translated) taken from the Gentleman's Magazine for August 1749." Das ist eine billige Beweisführung. Es genügt, dafs eine englische Übersetzung der Vie de Marianne vor Pamela vorhanden war. Ja, meint Dobson, R. habe aber in einem Brief an seinen Freund Aaron Hill einen so eingehenden Bericht von dem Ursprung seines Werkes in ihm selbst gegeben, dafs es völlig unangebracht sei anzunehmen, er verdanke davon etwas einem Franzosen, dessen Namen er zur Zeit der Abfassung seines ersten Romans wahrscheinlich nie gehört. Als ob das Schweigen oder selbst das Reden eines Schriftstellers in bezug auf die Anregungen, die er empfangen oder nicht empfangen, etwas bewiese. Ginge es danach, so bliebe Jean Jacques Rousseau, der gröfste literarische Dieb, der je gelebt, das, was er immer zu sein beanspruchte, ein Original. Das Verhältnis Richardson's zu Marivaux sollte untersucht werden. — Für Deutsche darf man wohl erwähnen, dafs R. Pamela, welchen Namen er Pope entlehnte, der ihn seinerseits Sidney's Arcadia verdankte, auf der ersten Silbe betonte, entgegen der Betonung seiner Vorgänger.

Berlin. **G. Krueger.**

214) **Gustav Holzer, Elementary English Grammar.** Heidelberg, Carl Winter, 1904. XI u. 203 S. 8.

Aus der Praxis hervorgegangen und vor der Drucklegung praktisch erprobt, wie Verf. in der Vorrede sagt, stellt diese Grammatik eine äufserst wertvolle Bereicherung der nach den Grundsätzen der Reformer bearbeiteten Lehrbücher dar. Ausstattung und Druck sind tadellos. Der erste Teil behandelt in zehn Kapiteln die einzelnen Redeteile. Auf das Verb kommt fast die Hälfte des ganzen Umfanges. Besonders erwähnenswert ist die neue Fassung der englischen Konjugation, die Holzer bereits in seinem Manual of School-Conversations eingeführt und in Nr. 11 der Südwestdeutschen Schulblätter von 1903, S. 380, näher dargelegt hat. Er unter-

scheidet, um nur etwas aus diesem Kapitel anzuführen, drei primary tenses: Present, Preterite, Future und sechs aspects of time: Indefinite (absolute), Imperfect (continuous), Immediate (instant), Past, Perfect, Complete. Diese achtzehn Zeiten, denn etwas anderes sind sie nicht, bezeichnet er mit Doppelnamen, zum Beispiel Present Indefinite (he learns), Preterite Imperfect (he was learning), Future Immediate (he will be goiug to learn) etc. Das einzige, was vielleicht anfangs verwirreud erscheint, ist die nngewohnte Benennung. Die Sache selbst wird aufserordentlich klar. Der zweite Teil umfafst in fünf Kapiteln die Syntax: Parts of a Sentence, The Simple Sentence, Co-ordinate Sentences, Subordinate Clauses, Particulars about Sentences. Das sechste (Schlufs-) Kapitel enthält die Interpunktionslehre. Am Ende der verschiedenen Abschnitte finden wir ein Summary und für Übersetzung Practical Hints aufser den zahlreichen geschickt ausgewählten Beispielen, welche die verständlich gefafsten Regeln erläutern. Ein sorgfältiger Alphabetic Index erleichtert die Orientierung in dem Buche. Den auf S. VIII verzeichneten Errata sind noch folgende hinzuzufügen: p. VII wherever; p. 4 one-eyed one-handed, one o' clock train; p. 12 a would-be wit; E. g. statt F. i; p. 13 forfeits; p. 14 Pyrenees; p. 31 control; p. 38 whichsoever (fehlt Trennungszeichen).

Wir haben es hier mit einer höchst bemerkenswerten Arbeit zu tun, die man kaum unbefriedigt oder ohne Gewinn aus der Hand legt und die allen Fachgenossen, Reformern wie Gegnern, angelegentlichst empfohlen werden kann.

Elberfeld. **K. Grosch.**

---

215) **B. Röttgers, Der Unterricht im Französischen** und **Der Englische Unterricht.** (= Kap. 4 u. 5 in J. Chr. G. Schumann u. G. Voigt, Lehrbuch der Pädagogik. 3. Teil: Spezielle Methodik und Schulkunde.) Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior). VIII u. 664 S. 8. ℳ 5.—.

„Der Unterricht im Französischen" beginnt mit einer von Anfang bis Ende fesselnden Abhandlung über die Stellung, die das Französische im Leben des deutschen Volkes und der deutschen Schule eingenommen hat und heute einnimmt. Klar sind besonders die Grundzüge der Methoden dargestellt, nach denen vom Beginn der Neuzeit an bis auf unsere Tage das Französische in unseren Schulen betrieben worden ist. Nach

einer Wiedergabe der preufsischen Verordnungen für den Unterricht im Französischen erörtert der Verf. die Aussprache in mustergültiger Weise. Die vielseitigen, aber doch äufserst mafsvollen Forderungen, die der Verf. für die Sprechübungen stellt, wird man alle gutheifsen müssen und sich auch mit der Antwort einverstanden erklären, die er sich selbst auf die Frage gibt: Lernen die Schüler und Schülerinnen auf diese Weise wirklich, die Sprache mündlich zu beherrschen?" Er sagt: „Bei weitem nicht; sie können sie nicht einmal geläufig handhaben." Und man wird Röttgers auch recht geben müssen, dafs trotzdem die Sprechübungen aus verschiedenen Gründen von grofsem Nutzen sind. In dem Abschnitt über die Erwerbung des Wort- und Phrasenschatzes gefällt mir besonders, was er über die Auffindung der Grundbedeutung und die Behandlung der Synonyma sagt. Für die Unter- und Mittelstufe wird ein Lesebuch gefordert, das in echtem und modernen Französisch alle in Betracht kommenden Erscheinungen enthalten mufs. Die zusammenhängende Lektüre ist nach seiner Ansicht der Oberstufe zuzuweisen. S. 268, Z. 1—3 ist durch den Druck ein Versehen eingeschlichen: Francinet, ein Werkchen von Bruno ist mit deutschen Buchstaben gedruckt, als wäre es der Name eines Verfassers. Ist übrigens: „De Phalsbourg à Marseille" nicht ein Teil von „Le tour de la France"? Die Forderung, die häusliche Vorbereitung der Lektüre fallen zu lassen, halte ich, wenigstens für höhere Schulen, an die freilich hier zunächst nicht gedacht wird, für zu weitgehend, da der Schüler schliefslich doch zur selbständigen Bewältigung eines Schriftstellers gelangen mufs. Als Einführung lasse ich die Durchnahme des Textes in der Klasse natürlich gerne gelten. Lektüre bei geschlossenem Buche zu treiben, mag unter einem geschickten und wohl vorbereiteten Lehrer eine sehr anregende und für Gewinnung von Sprechfertigkeit recht erspriefsliche Übung sein, doch dürfte sich dieses Verfahren aus Mangel an Zeit und mit Rücksicht auf die Kraft des Lehrers, namentlich in zahlreichen Klassen, nur in beschränktem Mafse anwenden lassen. Sehr nachahmenswert erscheint mir die Art, wie Röttgers das grammatische Verständnis erschlossen sehen möchte. Bei der Besprechung der schriftlichen Übungen ist interessant, was der Verf. über die Extemporalien sagt. Als nützliches Prüfungsmittel möchte er sie nicht missen, er hält sie aber für sehr schwer, namentlich wenn die Schüler nach der Reformmethode unterrichtet werden, bei der die fremde Sprache im Vordergrunde steht. Er findet es daher psychologisch ganz natürlich, dafs solche Schüler bei einem anderen

Lehrer im Extemporale ganz und gar versagen. Zum Schlufs wird ein Verzeichnis der Lehrmittel für den französischen Unterricht und die Fortbildung im Französischen gegeben.

Dem „englischen Unterricht" geht ebenfalls eine geschichtliche Übersicht voraus. Es folgen die amtlichen Bestimmungen und Abschnitte über Aussprache und Sprechübungen. Hinsichtlich des Sprach- und Phrasenschatzes finde ich die Bemerkung zutreffend, dafs durch die gewaltige Ausdehnung des Englischen auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die englischen Kolonien auch der Umfang des Anzueignenden ein anderer sein mufs und andere Gebiete als heim Französischen, z. B. das Seewesen, mit in Betracht kommen. Bei der Behandlung der Lektüre wird auch der Verslehre gedacht und dabei gesagt, an lateintreibenden Schulen sei auf den Unterschied zwischen der antiken und der französisch-englischen Cäsur hinzuweisen. Ich meine, auf die Cäsur dürfe sich die Vergleichung nicht heschränken. Von französisch-englischer Cäsur zu sprechen, geht aher bei der völlig verschiedenen Betonung der beiden Sprachen auch nicht gut an. In dem Abschnitt über Grammatik, empfiehlt R. wie im Französischen so auch im Englischen von der Annahme einer Deklination abzusehen. Aus praktischen Gründen, namentlich wegen der Vergleichung mit anderen Sprachen, möchte ich aber die Bezeichnungen Genetiv und Dativ doch lieber beibehalten, vorgeschrittenen Schülern kann man später den Sachverhalt darlegen. Die Proben, die der Verf. von der Behandlung einzelner grammatischer Dinge gibt, sind sowohl für den Anfänger im Lehramte als auch für den älteren Lehrer von Wert. Den Beschlufs macht auch hier eine Aufzählung von Hilfsmitteln für den englischen Unterricht.

Die heiden Kapitel über die neueren Sprachen stehen jedenfalls auf der Höhe der Zeit. Sie führen alles Wichtige auf oder leiten wenigstens darauf hin. Durchweg ist zu erkennen, dafs der Verf. ein Mann von reicher Erfahrung ist, Röttgers ist ein überzeugter Anhänger der Reform, dem aber jede Übertreibung in den Forderungen fern liegt.

Hildburghausen **K. Pusch.**

216) **Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen.** Heft III. Mit 21 Tafeln und vielen Abbildungen im Texte. Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung, 1903. VI u. 131 S. 8. ℳ 10.—.

Abgesehen von einem Aufsatze von Hartmann: „Das ‚Römerlager'

bei Kneblinghausen", wo die Spatenforschung ein dem römischen Grundrifs entsprechendes Lager (mit zuverlässiger Feststellung des claviculae der Tore), aber ohne römische Fundstücke ergeben hat, so dafs man von weiteren Arbeiten neue Resultate erhofft, und einem kürzeren von Schmedding, „Die Burg Ascheberg bei Burgsteinfurth", bei der es sich um eine frühmittelalterliche, schon im 12. Jahrh. zerstörte Burg handelt, — ist auch dieses Heft der „Mitteilungen" den erfolgreich fortgesetzten Grabungen bei Haltern (seit Herbst 1902) gewidmet (vgl. unsere Anzeige in N. Ph. R. 1903, C. 131 ff.), über die Koepp S. 1—50 so eingehend wie lichtvoll berichtet, seinen musterhaften Fundbericht zugleich durch Kartenskizzen und saubere photographische Aufnahmen erläuternd. — Das merkwürdige Dreieck am alten Lippeufer läfst trotz erneuter Durchforschung eine zweifellose Erklärung noch nicht zu; man mufs abwarten, ob einmal irgendwo eine ähnliche Anlage entdeckt wird, die dann durch Analogien volle Aufklärung bringen kann. Was bei dem Uferkastell als bedeutsamste Frucht der Arbeit sich ergibt, ist der Umstand, dafs es nun in vier Perioden sich erkennen läfst. Viermal also haben die Römer das schmale Uferstück an der Lippe mit einer jedesmal verstärkten, teilweise erweiterten Befestigung umzogen, von denen die kleinste wahrscheinlich die älteste war. Da diese nur wenige Meter der Uferstrecke umschliefst, so liegt die Vermutung nahe, dafs man es mit einem Brückenkopfe zu tun hat; ein zwingender Beweis läfst sich dafür allerdings erst erbringen, wenn es gelingt, die Befestigungen des anderen Ufers oder Reste der Brücke selbst aufzufinden, was später versucht werden soll. Beachtenswerte Vermutungen, die aber nur als solche vorgetragen werden, über die Art der Entstehung der verschiedenen Anlagen schliefsen die Abhandlung, zu der an einzelnen Stellen Beiträge von A. Bömer und P. Wilski hinzugefügt sind. Dafs bei Haltern Aliso gefunden ist, halten wir nach allem mit dem Verf. für wahrscheinlich. Conze hat ganz recht, wenn er sagt, es wäre noch viel merkwürdiger, wenn es nicht Aliso wäre. Das letzte Wort hierüber kann allerdings vorläufig noch keineswegs gesprochen werden.

In dem zweiten Aufsatz über Haltern (S. 51—98) behandelt ein berufener Forscher, der Direktor der röm.-germ. Kommission des kaiserl. archäologischen Instituts, Dr. H. Dragendorff, die „Fundstücke aus dem grofsen Lager und dem Uferkastell", wobei er sich, um die Übersicht zu erleichtern, im äufseren an Ritterlings vortrefflichen Bericht in Mit-

teilungen II anschliefst. Die von diesem Forscher schon betonte aufserordentliche Wichtigkeit der Halterner Funde ist durch die mit Sorgfalt fortgesetzte Sammlung der Scherben, Bronzestücke, Eisenreste, Waffen usw. bestätigt. Da wir es auch jetzt wieder mit Gegenständen aus einem eng begrenzten Zeitraume zu tun haben, so sind die Halterner Funde ein besonders sicherer Mafsstab für die zeitliche Bestimmung anderweitiger Funde, sie sind ein Typus. Lehrreich ist nun, dafs die aus dem grofsen Lager zutage geförderten Gegenstände sich von denen des Uferkastelles qualitativ deutlich unterscheiden: jene zeigen neben gewöhnlicher grober Tonware die feinen Gefäfsgattungen in grofser Zahl, ebenso Münzen, ja Gemmen, Reste von Zieraten aller Art, während in den Lippekastellen grobes Geschirr in gleicher Weise, Reste feinerer Waren aber fast gar nicht gefunden wurden; ein Unterschied, der sich auf zweierlei Weise erklären läfst: entweder haben im grofsen Lager die Truppen lange und dauernd gelegen und sich wohnlich eingerichtet, im Uferkastell nur vorübergehend; oder im Lager standen die besser situierten Legionssoldaten, im Kastell die aus Barbarenstämmen ausgehobenen Hilfsvölker. Von aufserordentlicher Wichtigkeit ist ein von Dahm im grofsen Kastell gemachter Waffenfund; des Entdeckers Beschreibung und nach Grundsätzen und Erfahrungen der Ballistik gegebene Erklärung ist von Dragendorff an entsprechender Stelle eingeschaltet. Es sind einige Tausend Geschützpfeile, die im September 1902 gefunden wurden und die so vortrefflich erhalten sind, dafs eine sichere Rekonstruktion ermöglicht wird. Eine grofse Anzahl hölzerner Schäfte nämlich war durch Petrifizierung aufbewahrt, während man bisher gewöhnlich nur die Eisenreste gefunden hatte. Dahms Bericht lehrt uns zum ersten Male römische Geschützpfeile in ihrer ganzen Gestalt kennen. Welcher Art die Geschütze waren, aus denen diese Bolzen geschleudert wurden, bedarf noch der Untersuchung; jedenfalls haben wir an leichtere Geschütze zu denken. Aufser diesem Massenfunde, der geradezu an ein Arsenal zu denken nötigt, sind Pilumspitzen, Werkzeuge, Klammern, Schleudersteine in grofser Anzahl zutage gefördert worden. Unter den Sigillataresten weist wiederum der am häufigsten vorkommende Stempel des Ateius auf die Zeit des Augustus (wie auch unter den Münzen keine jünger ist als aus dieser Zeit). Neben Resten nichtrömischer Keramik, die die Römer massenhaft in Gebrauch gehabt haben, sind auch eine Anzahl unrömischer Scherben gefunden, von denen sich wahrscheinlich machen läfst, dafs sie nicht im Gebrauch der römischen

Besatzung gewesen sind; sie fanden sich an Stellen, die sich als Wohnstätten ergaben, jünger als das römische Kastell. Auch einige Scherben, die der Keramik aus der Zeit Karls des Grofsen angehören, fanden sich am Westrande des Uferkastells; es liegt nahe, sie mit der Anlage eines karolingischen Hofes in Verbindung zu bringen. Interessant ist noch eine kleine ovale Gemme und ein etwa faustgrofses Stück einer harzigen Substanz, das sich als Ostseebernstein ergab.

So haben die Halterner Grabungen wieder aufserordentlich wichtige und lehrreiche Ergebnisse geliefert, und mit wachsendem Verlangen dürfen wir den weiteren Veröffentlichungen der Altertumskommission für Westfalen entgegensehen.

Hanau. **O. Wackermann.**

Vakanzen.

Aachen, Kaiser Karls-G. Obl. Klass. Phil. Oberbürgermeister Veltmann.
Altona, RG. drei Obl. 1) N. Spr. 2) Rel. 3) Math. u. Nat. Direktor.
Beuthen, O.R. Obl. Deutsch u. N. Spr. Magistrat.
Bielefeld, G. u. R.G. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Hennig.
Delmenhorst, R.S. Obl. N. Spr. Vorstand d. R.S.
Dortmund, R.G. Obl. Nat. Städt. Schulkuratorium.
„ O.R. Obl. Deutsch, Gesch. u. Geogr. Schulkuratorium.
Duisburg, H.M.S. Obl. Deutsch. Dir. Dr. Oesten.
Eilenburg, R.G. Obl. Nat. u. Math. Magistrat.
Elbing, H.M.S. Obl. Math. u. Nat. oder N. Spr. Magistrat.
Finsterwalde, R.S. Obl. Math. u. Franz. Magistrat.
Gelsenkirchen, G. Obl. Lat. u. Franz. Bürgermeister.
Greifswald, G. u. R.G. Obl. Nat. u. Math. Magistrat.
Grofs-Lichterfelde, O.R. zwei Obl. Kuratorium.
Hannover, Lyceum II, Obl. od. Hilfsl. Math. od. N. Spr. Magistrat.
Heide i. Holst., R.S. Hilfsl. N. Spr. Dr. Hübner.
Kiel, R.G. Obl. Lat. u. Franz. Magistrat.
Königsberg i. Nm., G. Hilfsl. Deutsch. Magistrat.
Köln, G. u. R.G. Obl. Klass. Phil. Dir. Dr. Vogels.
Krefeld, G. Obl. Deutsch, Lat. Griech. Oberbürgermeister.
„ R.G. Obl. Lat. u. Deutsch. „ „
„ O.R. Obl. Math. u. Nat.; dsgl. N. Spr. Oberbürgermeister.
„ R.S. Obl. Math. u. Nat.; dsgl. Deutsch, Gesch. u. ev. Rel. Oberbürgermeister.
Langendreer, R.G. Obl Lehrbefähigung beliebig. Kuratorium.
Liegnitz, Landw. S. Obl. Nat. Dir. Dr. Mahrenholtz.
Limburg (Lahn), G. u. Rpg. Obl. ev. Rel. u. alte Spr. od. Deutsch u. Gesch. Dir. Klau.
Magdeburg, R.S. Hilfsl. N. Spr. Magistrat.
Marburg, O.R. Hilfsl. Deutsch, Gesch. u. Geor. Dir. Dr. Knabe.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 17. September. Nr. 19, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

217) **Robert Helbing, Die Präpositionen bei Herodot und anderen Historikern.** Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch), 1904. 159 S. 8. ℳ 5.—.

Die Fortführung der auf Anregung und unter persönlicher Leitung des Prof. M. v. Schanz herausgegebenen „Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache“ hat in der letzten Zeit ein erfreulich rascheres Tempo angenommen. In dem Verfasser des vorliegenden sechzehnten Heftes begegnen wir zum ersten Male seit Begründung der Sammlung einem nicht bayerischen Mitarbeiter. Der Umstand, daſs aus dessen Feder bereits zwei Programme über Herodot geflossen sind (Freiburg 1898 und Karlsruhe 1900), deren erstes über den Gebrauch des echten und soziativen Dativs, das zweite über den Instrumentalis handelt, lieſs wohl in ihm die geeignete Kraft zu einer gründlichen Lösung der gestellten Aufgabe vermuten. Und in der Tat hat Helbing diese Erwartung nicht nur durch die Solidität seiner Arbeit aufs glänzendste gerechtfertigt, sondern dadurch, daſs er sie bis zu einem viel weiter gesteckten Ziele fort-

führte, noch übertroffen. Während nämlich die Hefte 3—15 und in seiner Art auch Heft 2 die Entwickelung interessanter grammatischer Erscheinungen verschiedener Art beginnend mit Homer für den ganzen Zeitraum der voraristotelischen Literatur klarlegen, nähert sich dieses zwar scheinbar wieder dem ersten, in Wirklichkeit aber unterscheidet es sich von demselben in zwei wesentlichen Punkten. Jenes beschränkt sich nämlich in der Hauptsache auf die Präpositionen bei dem anfserhalb des genannten Literaturkreises stehenden Polybius und einige Notizen über deren Gebrauch in der *Κοινή*; Helbings Arbeit dagegen hat fürs erste die Präpositionen bei einem Schriftsteller innerhalb dieses Kreises zur Grundlage, sodann bezieht er aber auch von dieser ausgehend alle anderen Historiker bis zum Beginne der eigentlich byzantinischen Epoche, desgleichen die Lebensbeschreibungen Plutarchs sowie das Werk des Pausanias „wegen seiner Beziehungen zur Sprache Herodots, dann auch darum, weil mindestens ein Drittel seiner Periegese geschichtliche Exkurse enthält", in die Untersuchung ein und zwar mit einer uneingeschränkt anzuerkennenden Akribie. Doch ist der Umfang des Gegenstandes seiner Arbeitsleistung selbst hiermit noch nicht gebührend gekennzeichnet. Indem er nämlich weit über die von ihm S. 2 f. als benutzte Quellen angegebene Literatur hinaus alle bis dahin vorliegenden Ergebnisse von Spezialforschungen dieses Betreffs zur Vergleichung heranzieht und behufs richtiger Beurteilung der ganzen Entwickelung übersichtlich verarbeitet, hat er künftigen Forschern auf dem Gebiete der Vorwörter die Einsichtnahme derselben, die oftmals sogar in einer Universitätsstadt nur unter grofsen Scherereien zugänglich sind, zum guten Teile entbehrlich gemacht.

Der Inhalt des Heftes zerfällt in zwei dem äufseren Umfange nach recht ungleiche Teile, einen allgemeinen (S. 5—34) und einen besonderen (S. 35—159). Der erstere gibt nach einer den Bestand und die Kasusfrequenz der einzelnen Präpositionen bei Herodot summarisch darstellenden Tafel zunächst einen statistischen Überblick über ihre Häufigkeit und das für die einzelnen zwischen Herodot und den einschliefslich des Zosimus weiter von ihm untersuchten 14 Historikern obwaltende Verhältnis der Vorwörter im allgemeinen, hierauf über die Frequenz der einzelnen im besonderen. Die einschlägigen Tabellen geben einen Überblick über die geschichtliche Entwickelung der Präpositionen unter Zugrundelegung eines entsprechenden Mafsstabes nach Teubnerseiten. Folglich hatte der Verf., um deren Aufstellung überhaupt zu ermöglichen, für Eusebius und Zosi-

mns den Proporz erst durch Berechnnng ausfindig zn machen, wie er ja auch abgesehen von Xenophon, Polyhius, Arrian, Pausanias, Appian und Herodian sämtliche Tabellen selbst herstellen mufste. Im zweiten Teile entwickelt Helbing den Gehranch der Vorwörter im einzelnen, wohei er, wie gesagt, jedesmal von Herodot ausgehend sich nicht damit hegnügt, deren Verwendnng nach den unterschiedlichen Gesichtspunkten festzustellen nnd in ihrem Verhalten znm Attischen zu beleuchten, sondern auch deren Fortentwickelung bei jenen 14 Historikern selbständig nachspürt und in den daran angeschlossenen Erörterungen die Feststellnngen früherer Forscher geschickt znr Erhellnng des ganzen Gehietes zu verwerten versteht. Dahei eröffnet er so ziemlich für jede einigermafsen wichtige Erscheinung dankenswerte Ansblicke nicht hlofs auf den Sprachgebrauch Homers und der Autoren his einschliefslich des 5. vorchristlichen Jahrh., anch nicht blofs auf Hekatäus nnd noch spätere Historiker als die in die eigentliche Untersuchung einhezogenen, inshesondere Prokop, ferner Theophylaktos, Malalas, Johannes Antiochenus, Priskus, sondern auch auf Redner nnd Philosophen wie Aristoteles, Theophrast, Epikur, Nikolaus von Damaskus, Philon „über die Vorsehnng", Plutarchs moralische Schriften, Epiktet, Lukian, Marc Anrel, Aristides, Dio Chrysostomus, Philostratus, Älian, Maximus Tyrius, Polyän, Plotin, die pseudolonginsche Schrift *περὶ ὕψους*, Demetrius *περὶ ἑρμηνείας*, Lihanius, Jnlian, Dexippus, sodann Dichter wie Theokrit, Herondas, Apollonius Rhodius, Quintus Smyrnäus, Agathias, endlich den Romanschriftsteller Achilles Tatius, sporadisch anch auf die LXX und das N. T., auf Inschriften nnd Papyri, ja vereinzelt sogar auf das Neugriechische. Dank diesen weitansgreifenden Vergleichnngen, die Helhing teils auf Grund der in Monographien niedergelegten Nachweise teils an der Hand von lexikalischen Indices anstellt, hahen Gestalt nnd Inhalt dieses Heftes einen seinen Vorgängern fremden, aher gerade das Dauernde in der Erscheinnngen Flucht festhaltenden nnd eheu dadnrch bleihenden Wert verhürgenden Zug angenommen. Es sei hier nnr darauf hingewiesen, dafs durch Helbings Feststellnngen schon jetzt die landläufige Ansicht eines stetigen Anwachsens der Präpositionalausdrücke in der späteren Gräzität als widerlegt gelten darf: hei Eusehius z. B. steht die Verwendung von Vorwörtern auf einem so niederen Niveau, dafs hei ihm fast von einer affektierten Oligoprothesie gesprochen werden kann. Den Gründen für Häufigkeit oder Seltenheit der einzelnen Präpositionen und der von ihnen eingegangenen Verhindungen wird unter Berührung aller

dabei in Frage kommenden Gesichtspunkte mit einer die erstrebte Exaktheit fördernden Kombinationsgabe nachgegangen, die zu gelegentlichen Anfechtungen der gewonnenen Resultate nur wenig Raum läfst. Indes dürfte doch, wie auf allen sprachlichen Gebieten, so auch hier der Zufall wohl eine gröfsere Willkür ausgeübt haben, als Helbing und andere Forscher wahr haben wollen. Ganz und gar gewagt aber scheint es mir von der bei mehreren Autoren sich ergebenden ziffernmäfsigen Verhältnisgleichheit ohne weiteres auf unmittelbare Anlehnung des einen an den anderen schliefsen zu wollen, wozu Helbing wiederholt augenscheinlich Lust bezeigt. Auch den sogen. Lieblingspräpositionen ist ein eigenes Kapitel gewidmet, dessen Resultat teilweise zu einer Bestätigung, teilweise aber auch zu einer Widerlegung der bisher darüber lautgewordenen Ansichten führt. Aufserdem finden sich neben weniger belangreichen Berichtigungen, die Helbings Feststellungen für manche Einzelangaben Mommsens und Schmids erheischen, manche stärkere Korrekturen. Eine solche erfährt insbesondere (S. 110) Schmid's Bemerkung über die Ursache bezeichnendes ὑπό c. G. bei Plutarch (vgl. dessen Attizismus IV, 631 in) und der Satz Krügers (52, 5, 2), dafs die Präposition ἐκ beim Passiv in der Regel nur bei Verben des Gebens stehe, wie z. B. bei Xen. Hell. 3, 1, 6. Dagegen sind zu dem in gleicher Weise verwendeten ἀπό unter der von Helbing (S. 105) angeführten Xenophonstelle doch wohl auch 5, 4, 60 und 6, 3, 10 einschlägig. Dafs bei der angedeuteten Art der Darstellung die Arbeit neben den sprachwissenschaftlichen Resultaten zugleich für den praktischen Unterricht gut verwertbares Material liefert, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Um so befremdender ist die Tatsache, dafs der Textkritik kein erheblicher Nutzen daraus erwächst. Der eigentümliche Gebrauch von ἀμφί in den Büchern XVII—XIX der Archäologie des Josephus, in welchen sich übrigens daneben noch andere Eigentümlichkeiten finden, „bedarf noch näherer Erklärung“. Dasselbe gilt von einer anderen Beobachtung, auf welche Helbing aufmerksam macht, ich meine die Häufung der Beobachtung von Phänomenen, denen zufolge Aristoteles als Vermittler zwischen der älteren Literatursprache und jener des Polybius erscheint. Dafs die Verbindung von μέχρι οὗ oder ὅτεν mit noch einem Genetiv keine neue Entdeckung des Verf. ist, wie er sich S. 44 extr. den Anschein gibt, sondern eine längst konstatierte Eigenheit der Ias, lehrt ein Blick in die Wörterbücher. S. 78 dürfte μανθάνειν wohl richtiger unter die unmittelbar voranstehende Gruppe der Verba mit dem Begriffe des Empfangens einzureihen sein.

Als deutsche Übertragung von ἐς χρόνον verdient „später“ vor der von Helbing gegebenen den Vorzug. In der Stelle Xen. Hell. 4, 4, 18 schwankt jedenfalls die Überlieferung zwischen πρός mit G. und πρός m. A., da z. B. die Ausgabe von Weiske bei beiden aufeinanderfolgenden Ausdrücken den letztgenannten Kasus bietet, während freilich in allen neuen Schulausgaben der Akkusativ steht. S. 158 hätte recht instruktiv neben der Homerstelle *Γ* 146 ff. noch auf andere wie z. B. *Z* 436 f. verwiesen werden können. Überflüssig dagegen erscheint, wenigstens in der gewählten Fassung, der Schlufssatz des vorletzten Abschnittes (S. 159). Ganz irrig ist die Angabe (S. 96 f.), dafs Xenophon und die Redner καθάπερ ganz verschmähten. Es steht z. B. bei ersterem Hell. 3, 4, 21 und 5, 4, 54, ferner bei Andoc. 1, 98 und Dinarch κατὰ Δημοσθένους 10 u. 98. Zudem durfte hier ein Hinweis auf die von Dio Chrysostomus beliebte Einführung von Vergleichen durch καθάπερ οἶκαι nicht unterbleiben (vgl. Schmid, Attizismus I, 127). Ebenso irrig ist die ersichtlich aus Schmid IV, 360 herübergenommene Angabe, καθά stehen im Attischen nur vereinzelt bei Xen. Oec. 15, 3. Xenophon gebraucht es, wie Vollbrechts Wörterbuch lehrt, auch in der Anabasis. Nebenbei bemerkt widerspricht sich übrigens Schmidt selbst, wenn er später in der Fufsnote S. 713 behauptet, καθά habe kein Autor vor Polybius. Ebensowenig kann es angesichts des von Blafs § 78, 1 festgestellten Bestandes als eine Eigentümlichkeit des N. T. bezeichnet werden. Dafs bei Zosimos παρά c. G. von der Abstammung sich nicht auf die vom Verf. S. 80 extr. angeführte Stelle beschränkt, zeigt Jaakkola S. 24 in. Da Helbing offensichtlich des letzteren im vorigen Jahre auf dem Büchermarkt erschienene Untersuchung nicht gekannt hat, so verlohnt es sich wohl der Mühe, hier einige Daten meiner Kollationierung der voneinander unabhängigen Ergebnisse beider Forscher mitzuteilen. So erfreulich nun einerseits die bei singulären Besonderheiten z. B. ἀνά und bei selteneren Fällen z. B. παρά c. G. beim Passiv u. ä. regelmäfsig zwischen ihnen herrschende Übereinstimmung ist, ebenso bedauerlich ist auf der anderen Seite die unleugbare Tatsache der in den sonstigen statistischen Angaben nicht selten mehr oder minder auffälligen Unterschiede, weil hierdurch das Vertrauen auf die gewissenhafte Aufstellung solcher Daten notwendig eine Trübung erfährt und einer nicht ganz unberechtigten Voreingenommenheit den Platz räumen mufs. In unserem konkreten Falle hat natürlich die höhere Ziffer die innere Wahrscheinlichkeit der Zuverlässigkeit für sich, insofern die peinlichste

Gewissenhaftigkeit beiderseits vorausgesetzt werden darf. Dieses Plus bietet Jaakkola für κατά c. G. (127 gegen 118 bei Helbing) μετὰ ταῦτα (13 : 9) παρά c. G. (120 : 80), ὑπό c. G. (82: gegen 60), wovon ein Fall auf die kausale Verwendung trifft (vgl. Jaakkola S. 19 und Helbing S. 110), ὑπό c. D. (23 : 20), ὑπό c. A. (41 : 39), ferner gibt Jaakkola für καθάπερ noch die Stelle I, 70, deutet aber durch das seinen Belegen vorgesetzte e. g. an, daſs deren noch mehrere seien; ebenso ist zu dem vorletzten Abschnitte von πρός c. G. (S. 82 f.) aus Jaakkola zu fügen II, 16 und zu πρός c. D. des letzteren interessante Stellensammlung S. 40 f., ferner 7 Stellen mit κατὰ νοῦν ἔχειν und 13 für κατὰ νοῦν λαβεῖν, während die Fassung bei Helbing (S. 43) zu der irrigen Annahme nur je einer Stelle für beide Phrasen verleiten muſs. Dagegen ist das Mehr auf Seite Helbings bei ἀμφί mit A. (16 : 15), εἰς (708 : 692), ἐν (687 : 666), ἐπί (631 : 621, vielleicht ein Additionsfehler?), κατά c. G. (127 : 118), μετ' οὐ πολύ (14 : 13), σύν (141 : 136), ὑπέρ c. A. in lokalem Sinn (38 : 37). Dabei treten natürlich auch manche Divergenzen rücksichtlich der Anschauung und Erklärung zutage, z. B. bei ὑπό c. G. oder διά c. A.; in derlei Fällen pflegt die Auffassung Helbings von feinerer Beobachtungsgabe zu zeugen. Wo immer dagegen die Zahlenangaben Helbings für Herodot von jenen Lundbergs in dessen Dissertation „de ratione Herodotea praepositionibus utendi a scriptoribus Atticis diversa“ abweichen, ist von vornherein Helbing als verlässigerer Gewährsmann anzuerkennen. Und die Differenz ihrer auseinandergehenden Angaben ist mitunter recht beträchtlich; so beträgt sie z. B. lediglich für die Fälle von πέρι in der Anastrophe 20 (49 bei Lundberg, 69 bei Helbing). Eine schon von Delbrück über die Frage, warum gerade diese Präposition in der Prosa Anastrophe verträgt, vermiſste Untersuchung steht meines Wissens immer noch aus.

Alle diese einzelnen Beanstandungen müssen indes, wie gesagt, gegenüber der auſserordentlichen Umsicht, welche bei der geschichtlichen Entwickelung und sachgemäſsen Erörterung des vorgeführten Materials mit einer angenehm berührenden Ruhe von der ersten bis zur letzten Seite festgehalten ist, in den Hintergrund treten; sie können und sollen dem wegen seines reichen Inhalts und seiner anregenden Lektüre gleich empfehlenswerten Hefte keinen Abbruch tun; repräsentiert es doch einen wertvollen Beitrag zu dem von Schanz in Aussicht gestellten Aufbau einer historischen griechischen Syntax, weshalb Helbing neben der verdienten

ungeteilten Anerkennung seitens der Gelehrten auch gern gezollten Beifalls seitens der praktischen Schulmänner sich versichert halten darf.

Abgesehen von leichteren Druckversehen, die an Zahl in der zweiten Hälfte zunehmen, tilge man S. 30, Z. 2 v. u. „ist“ und lese S. 37, Z. 4 *δάσασθαι*, S. 61, Z. 8 f. *ἱδρυσάμενοι*, S. 75, Z. 10 f. *διδόμενον*, S. 78, Z. 7 *μανθάνειν*, S. 87, Z. 3 *ἀντιτάσσεσθαι*, S. 90, Z. 19 infolge, S. 98, Z. 5 v. u. als, S. 100, Z. 18 *Τὸ*, S. 120, Z. 7 *κινδυνεύειν*, Z. 8 bei, S. 131, Z. 21 *Λωτοφάγων*.

München. **Ph. Weber.**

---

218) **H. C. Nutting, The Trinummus of Plautus.** Ed. with notes and stage directions (by H. C. N.). Boston, Benj. H. Sanborn & Co., o. J. [1903]. VI u. 80 S. 8. 60 cts.

Diese Ausgabe gehört zu derselben Sammlung, wie die in dieser Zeitschrift 1900, S. 580 angezeigte Ausgabe der Captivi von Barber, nämlich zu 'The Students' Series of Latin Classics'; sie stimmt daher mit jener in der Einrichtung so völlig überein, daſs es eigentlich genügen würde auf jene Anzeige zu verweisen. Aufgebaut auf den Ausgaben von Goetz-Schöll und Brix-Niemeyer, enthält sie eine kurze Orientierung über die Fabel des Stückes, einen Bühnenplan, im Text szenische Erläuterungen und unter demselben Anmerkungen, sowie am Schluſs einen Conspectus metrorum. Ein Wort noch über die 'Notes': die Ausgabe ist nach dem Vorwort einmal für Anfänger im Plautusstudium bestimmt und dementsprechend sind auch die Anmerkungen gehalten; es sind eigentlich nur Glossen, deren aber so viele, dafs man sich wundern muſs, wie wenig Vorkenntnisse in Amerika bei denen vorausgesetzt werden, die an Plautus herangehen. In zweiter Linie soll die Ausgabe denen dienen, die bereits ein oder mehrere Stücke gründlich durchgearbeitet haben und nun kursorisch ihre Kenntnis plautinischer Komödien erweitern wollen; für diese Benutzer dürfte erst recht vieles in den Anmerkungen entbehrlich sein — wenigstens nach unseren Begriffen.

Halle a. S. **P. Wessner.**

---

219) **M. Chicco** und **G. Ferrari, Dizionario Cesariano** (de b. G. — de b. c.) Torino, Ermanno Loescher, 1903. VII u. 283 S. 8. Lire 3.

Dieses Spezialwörterbuch soll zunächst den Benutzern der im selben Verlage 1890 erschienenen Cäsarausgabe von Ramorino dienen, die mir

allerdings nicht vorliegt. Und überdies ist die Beurteilung dieses Lehrbehelfes auch deswegen etwas mifslich, weil er unseren Begriffen von einem Spezialwörterbuch eben nicht entspricht. Freilich ist es richtig, dafs ein Schülermaterial vorausgesetzt wird, das in seiner Muttersprache ganz andere Anknüpfungspunkte für das Lateinische mitbringt als etwa deutsche Jungen, und von diesem Standpunkte aus kann es wohl auch Verschiedenheiten in den benutzten Hilfsbüchern geben.

Zunächst fällt der fast absolute Mangel einer Quantitätsangabe auf, höchst selten begegnet man einer z. B. incīdit und incīdere s. v. incido (his) oder praedīco und praedīco. Substantiva erscheinen ohne Genetiv- und Geschlechtsangabe, die Verba nur im Präs. 1. Pers., alle Stammformen fehlen. Gleiche Wortformen erfahren eine kleine Differenzierung z. B. eo, avv(erbio) im Gegensatz zu eo „ich gehe". Hierin ist also wohl zu wenig getan. Wofür soll z. B. der Junge instar halten, wo nichts weiter steht als 1) a guisa, a similitudine: instar muri 2, 17 und 2) in numero di etc.? Wortzusammensetzungen kommen typographisch ebensowenig zum Ausdruck.

Die Stärke der Ausgabe liegt in der Bedeutungsentwickelung. Die Verfasser haben viel Mühe darauf gewandt, die Bedeutung möglichst naturgemäfs aus der Grundbedeutung zu entwickeln. Allein schulmäfsig ist das nicht durchwegs geschehen, man vergleiche z. B. den Artikel instituo, wo unter 1) drei verschiedene Bedeutungen die Grundbedeutung, die doch nur eine sein kann, vertreten; oder pietas „amor patrio", das ist doch nicht die Grundbedeutung, die ausgeschriebenen Stellen werden nur in Buch- und Kapitelangaben angeführt, der Paragraph fehlt; das erschwert das Aufsuchen der Stelle.

Was unseren Begriffen von einem derartigen Lexikon auch nicht entspricht, das ist der Umstand, dafs gewöhnlich das betreffende Wort in den verschiedenen Phrasen angeführt und dann die ganze Phrase übersetzt wird. Da hätte viel Raum gespart werden können, abgesehen davon, dafs man da dem Schüler gar zu wenig Arbeit zumutet. Anerkannt mufs allerdings werden, dafs immer ein möglichst zutreffender, dem modernen Empfinden entsprechender Ausdruck erstrebt wird. Die Eigennamen fehlen ganz. Ein fühlbarer Mangel ist auch der Umstand, dafs der Sacherklärung fast gar kein Augenmerk zugewandt ist; in meiner Bearbeitung des Prammerschen Wörterbuches habe ich hierauf das gröfste Gewicht gelegt.

Ob etwa impius, fruges, hibernaculum, uter (-ris) u. a. Wörter über-

sehen wurden oder schon in der zugehörigen Ausgabe fehlen, kann ich nicht entscheiden.

Auch sonst wäre so manches zu bessern. Ich führe nur einige wenige Beispiele an. Bei H. S. steht v. sestertius; unter diesem Worte steht aber nichts weiter als sesterzio; biduo post 1, 47, 1 heifst nicht zwei Tage nachher, und auch an anderen Stellen ist die Zählung nach Art des altrömischen Kalenders nicht berücksichtigt (vgl. z. B. Ebeling-Lange s. v.). Bei anceps liest man: proelium 7, 76 „di fronte e di fianco", das pafst wohl zu 1, 26, 1, einer Stelle, die nicht zitiert ist; in 7, 76, 5 aber ist das anceps proelium charakterisiert durch die Sätze a) „cum ex oppido eruptione pugnaretur" und b) „foris tantae copiae ... cernerentur"; da pafst also die angeführte Bedeutung nicht. Vgl. übrigens meine Anzeige in ZöG 1904, Juliheft.

Druck und Ausstattung sind recht gut. Das stattliche Druckfehlerverzeichnis, eine böse Sache für ein Schulbuch, ist unvollständig.

Floridsdorf-Wien. **Anton Polaschek.**

---

220) **B. Maurenbrecher, Sallustiana.** I. Heft: Die Überlieferung der Jugurthalücke. Festschrift der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ... zugeeignet. Halle, Kaemmerer, 1903. 137 S. 8.

M. sucht die schon Berl. phil. W. 1898, 1319 ff. (Anzeige von Wirz, C. Sallusti Crispi libri qui est de bello Iug. partem extremam rec. Progr. d. Kantonsschule Zürich 1897; vgl. diese Zeitschr. 1900, S. 564) angedeutete Gruppierung der Hss. in eingehender Untersuchung zu begründen und stellt S. 127 für 18 Hss. (meist des 11. oder 12. Jahrh.; 5 davon erscheinen in je 2 Gruppen) ein Stemma auf, während 10 jüngere nur gelegentlich berücksichtigt werden. S. 136 fafst er das Ergebnis dahin zusammen, dafs es gelungen sei, von 34 Stellen unentschiedener Lesart 26 an der Hand der Recensio zu entscheiden, und fordert die Philologen auf, den Satz Kants, dafs jede Wissenschaft nur so viel wirkliche Wissenschaft enthalte, als Mathematik in ihr sei, zu beherzigen, „damit auch ihre Wissenschaft in der Sicherheit der Resultate sich den exakten Wissenschaften ähnlich erweise".

Diese stolzen Worte können nicht darüber hinweghelfen, dafs die Fehler unterschiedslos für die Verwandtschaft der Hss. verwertet werden, dafs Kontamination angenommen wird, wenn zwei Hss. verschiedener

Gruppen irgendwelche Fehler gemeinsam haben, dafs bei der Erörternng der Überlieferungsgeschichte Zirkel und andere Fehler im Beweise unterlaufen, dafs sogar subjektive Vorliebe für einen bestimmten Zweig der Überlieferung nicht ausgeschlossen ist. Beispielsweise wird S. 52 die Annahme, P^3 sei mit einer anderen Quelle kontaminiert, damit begründet, dafs P^3 statt des semper und proficisceretur seiner Gruppe saepe (c. 104, 2) und proficiscerentur (106, 4) hat, S. 79 die Behauptung, dafs A aufser der ihm mit L gemeinsamen Quelle noch eine andere benutzt habe, auf vier Stellen gestützt, an denen es sich zumeist um eigene Fehler von L handelt: c. 104, 1 quo intenderat fehlt in L, 105, 1 quibus A, quis (?) L, 107, 1 adversum A, adversus L, 108, 1 ob ingenii A, ab ingenio (corr. ob ingenia) L. Ferner lesen wir S. 132 von c. 109, 1: „Die Varianten verteilen sich also so auf die Archetypi, dafs J se pauca, α^1 pauca se und α se gar nicht hat. Die beiden Varianten von α und α^1 lassen sich ... nur so vereinigen, dafs wir annehmen, in O habe se etwa am Rande oder sonst an irgend unleserlicher Stelle gestanden und daher die Auslassung in dem einen, die Umstellung in dem anderen Sprößling von O; die rechte Lesart ist demnach se pauca.“ Nehmen wir aber an, pauca se sei das Ursprüngliche, so haben wir in α eine Auslassung, in J eine Umstellung. Überdies steht se pauca in keiner einzigen von den Hss., die direkt auf J zurückgeführt werden, sondern nur in drei, die von J beeinflufst sein sollen; die Angabe, dafs se in α fehlt, beruht auf einer einzigen Hs. der schlechtesten Gruppe von α; aufserdem fehlt se in π, einer Hs., die auf J zurückgeführt wird, und in zwei jüngeren, die als Mischlinge (vgl. S. 99) nicht recht eingereiht werden können. Ähnlich steht es mit 109, 4. Wer an der Vulgata incipit festhält, kann sagen, incipit sei ein Fehler in vier einzelnen Hss. (von denen allerdings A, da L unmittelbar vorher abbricht, eine Gruppe repräsentiert). M. sieht in π die Gruppe φ, in r (einer nur von Dietsch kollationierten Hs. des 12. Jahrh.) und s^1 (13. Jahrh.) die Gruppe y vertreten (S. 113) und hält es daher (S. 133) für richtiger, mit der einen Klasse J (φ + y) und einem Teile der anderen incepit zu schreiben. Betreffs der Überschätzung des angenommenen Archetypus J (bei dem übrigens M. selbst S. 134 f. Neigung zur Herstellung des Schulmäfsigen findet) verweise ich auch auf die Anzeige von Schlee (DLZ 1904, S. 405 f.), dem die Auslassung von in quibus (104, 2) eher ein gewaltsames Heilmittel als echte Überlieferung zu sein scheint. (Sogar ab Tucca [104, 1] könnte ein sozusagen graphischer Versuch sein, der

Dittographie abzuhelfen; es ist mir nämlich auffällig, dafs der Ort der Winterquartiere erst hier genannt sein sollte.)

Nach dem Gesagten kann ich nur wünschen, dafs bei der Ausdehnung der Untersuchung auf den übrigen Sallusttext die für Verwandtschaft entscheidenden Fehler in den Vordergrund gerückt, dafs sie paläographisch (namentlich für Zeit und Heimat der Archetypi) gewertet und hierbei auch die Treue der einzelnen Quellen gewürdigt werden möge. Einstweilen gebe ich der Ansicht Ausdruck, dafs für die Jugurthalücke in erster Linie L A (A hält M. S. 79, A. 1 auch aufserhalb der Jugurthalücke — im Gegensatze zu Schlee, Jahresber. d. phil. Vereins 1898, S. 100 f. — für einen selten treuen Zeugen), in zweiter P^2 (bei Wirz P) P^3 S (Archetypus mit Varianten), endlich mit einer gewissen Vorsicht F (zur Feststellung der erwähnten Varianten vielleicht auch π [Palatinus 833]) heranzuziehen seien. Somit würde Wirz, von dessen Text M. nur selten abweicht, mit den von ihm bevorzugten Hss. recht behalten; auf den E(pternacensis; M. hat Echternacensis) hat er ja keinen besonderen Wert gelegt. Verdienstlich ist dagegen die Betonung des Wertes von P^3 Par. 6086, 11. Jahrh.), den Wirz nicht herangezogen hat; dessen vollständige Kollation kann als wünschenswert bezeichnet werden. Es ist ja auch sonst möglich, dafs wir bei Heranziehung neuer Hss. (vgl. das mit dem Arundelianus 234 saec. XII verwandte, 1192 in Italien geschriebene Brit. Mus. Addit. Ms. 35109 — Additions to the Mss. in the Brit. Mus. in the years 1894—1899 (X. London 1901) bessere Repräsentanten der bezeichneten Gruppen finden; für ein vollständiges Stemma ist, wenn auch M. mit der Annahme von Kontamination vielfach zu weit geht, die Vermischung der Hss. jedenfalls zu weit gediehen.

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

---

221) **Alfred Gercke, Griechische Literaturgeschichte.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. 190 S. kl. 8. geb. ℳ —.80.

Die erste Auflage dieses Büchleins erschien 1898 und wurde von mir in dieser Zeitschr. 1898, S. 614, angezeigt. Fast alles, was ich dort gesagt habe, gilt auch von dieser neuen, mit gröfseren Lettern gedruckten Auflage. Gercke hat sich inzwischen fleifsig mit dem ältesten Griechischen beschäftigt und 1902 einen Abrifs der griechischen Laut-

lehre verfafst. Seine Literaturgeschichte hat er bedeutend verändort, durch viele Kürzungen, Erweiterungen, bessere Stilisierung.

I. Buch. Die älteste Zeit. Diese dehnt Gercke zu weit aus, etwa bis auf 450. Herodot, Anaxagoras, Demokrit, Eudoxus, Hippokrates, Antiochus von Syrakus, Ktesias, Timotheos aus Milet († 357), Erinna von Telos (um 350 nach Wilamowitz) gehören entschieden nicht hierher und sollten ins II. Buch versetzt werden. Dafs die Ionier von Attika aus die kleinasiatische Küste zwischen Smyrna und Milet eroberten, ist eine veraltete Ansicht (§ 3). Hesiod, „die älteste Dichtergestalt der Griechen“, wird erst vorgeführt, nachdem die Epiker bis auf Antimachos (nach 400) aufgezählt sind. Pythagoras und seine Schule wurden aus § 20 in § 9 versetzt, mitten in die Dichter hinein, ehe die Entstehung der Prosa und Wissenschaft erwähnt ist. Kallinus, Archilochus, Tyrtäus, Solon, Theognis, Hipponax erscheinen unter der Aufschrift „Neuionische Poesie“; neuionisch schrieben Herodot und Hippokrates. Von Tyrtäus heifst es: „Berühmt waren auch seine Marschlieder in anapästischem Rhythmos.“ Wilamowitz (Textgeschichte S. 96) hat gezeigt, dafs sie irrtümlich unter Tyrtäus' Fragmente gesetzt wurden. Neu ist ein Abschnitt über Bakchylides (S. 58). S. 65 wird die älteste griechische Handschrift erwähnt, der 1902 gefundene Papyrus zu den Persern des Timotheos. Dieser Musiker hatte der siebensaitigen Kithara vier Saiten hinzugefügt; aber die Spartaner schnitten ihm diese vier entzwei. Gercke sagt, er habe die zwölfsaitige Kithara erfunden.

II. Buch. Die Blütezeit. „Die herrlichste aller griechischen Tragödien ist Antigone.“ Dafs es sich in ihr um die Bestattung der Leiche des Polynices handle, deutet Gercke gar nicht an. Nachdem der Bote gemeldet hat, dafs jemand dem Verbot Kreons getrotzt und die Leiche mit Staub bestreut habe, singt dor Chor V. 332: „Viel mächtige Gewalten sind.“ G. sagt: „Als der Chor thebanischer Greise das Verbot des unumschränkten Herrschers vernimmt, da preist er menschliche Kraft und Tugend.“ Hämon gerät wegen seiner Braut Antigone in heftigen Zwist mit seinem Vater Kreon, worauf der Chor V. 781 die Macht des Eros feiert. Nach G. geschieht dies, „als das Todesurteil der Jungfrau gesprochen ist zum Dank für die treue Geschwisterliebe“. Nachdem dann Kreon auf die Mahnungen des Tiresias beschlossen hat, Polynices zu bestatten und Antigone aus ihrem Grabgefängnis zu befreien, feiert der Chor V. 1115 in freudigem Gesange den Dionysus. G. sagt darüber: „Und doch findet

der Chor am Schlusse Worte frommen Glaubens ... und so schliefst das Drama mit hellem Jubelruf.“ Nein! Es folgt noch die Exodus, der Tod der Antigone, des Hämon, der Euridike und Kreons Jammer. — S. 113 fehlt die letzte Zeile: seine Teilnahme an dem Zuge des Kyros (401) und dem. — Gerckes Darstellung in § 30 und 31 macht den Eindruck, dafs die Entstehung der attischen Beredsamkeit ein Verdienst der Sophisten sei, dafs ihre „Wiege in Syrakus auf Sizilien stand“. Nun beginnt Perikles 431 bei Thukydides 2, 35 seine Leichenrede also: *Οἱ πολλοὶ τῶν ἐνθάδε εἰρηκότων ἤδη ἐπαινοῦσι.* Durch das Präsens deutet Thukydides offenbar an, dafs manche der früheren Leichenreden niedergeschrieben und Redensammlungen schon vor den Sophisten vorhanden waren. Die Redner der Glanzperiode Athens rangen offenbar mit der Sprache ebenso wie die Tragiker, die Schauspieler und Thukydides. Durch die sizilischen Rhetoren und die Schulen der Sophisten wurde die attische Beredsamkeit dann weitergebildet und zur Redekunst erhoben.

Sehr ungnädig verfährt Gercke mit Demosthenes. Eine Schilderung der Zeitereignisse, welche Demosthenes' politische Reden veranlafsten, versucht er nicht einmal, obwohl ein richtiges Urteil über Demosthenes nur dadurch möglich wird. Z. B. als Philipp 346 die Phokier grausam vernichtete und die Leitung der delphischen Amphiktionie an sich rifs, da warnte Demosthenes die betrogenen und ergrimmten Athener, in diesem Augenblick mit Philipp zu brechen, wo dieser auf die Unterstützung der Argiver, Messenier, Megalopoliter, Thebaner, Thessalier zählen könne. Mit Recht betrachten die Herausgeber diese Rede über den Frieden als ein Zeugnis der staatsmännischen Klugheit, Ruhe und Festigkeit des Demosthenes. Nach Gercke dagegen soll man Demosthenes' Reden „nur einzeln lesen, ohne den Gang der Politik zu verfolgen, sonst tritt das haltlose Schwanken des Demagogen (‚für den Frieden‘) allzu störend hervor“. Er erzählt nach Deinarch (I, 18), Demosthenes habe 336 v. Chr. 300 Talente persische Subsidien, später 25 Talente von Harpalos angenommen. Der Zusatz „natürlich nur für das Gemeinwohl“, der diesen Verleumdungen einen Schein der Wahrheit geben soll, ist falsch; denn Deinarch sagt ausdrücklich das Gegenteil. In der Kranzrede erörtert Demosthenes seine ganze politische Tätigkeit und zwar nach ihrem Fehlschlagen, vor 500 Geschworenen und einer ungeheueren Zuhörermenge, mit dem glänzendsten Erfolg. Gercke sagt darüber: „Hand in Hand mit den hochpolitischen Reden gingen bisweilen mehr kleinliche oder persönliche, wie die berühmte Kranzrede gegen

Äschines." Statt leerer Phrasen, wie „kurzatmige Grofsmachtspolitik bis zum völligen Ruin", würde sich eine Vorführung der Tatsachen besser empfehlen.

In erfreulicher Weise ist die Darstellung des Sokrates und der Sokratiker, des Plato und Aristoteles von 6 Seiten auf das Doppelte erweitert. Man pflegt sonst die fünfzigjährige Lehrtätigkeit Platos in Perioden zu teilen. Lutoslawski hat 1897 die Reihenfolge der Schriften Platos festgestellt und von P. Bovet ist 1903 ein Buch über le Dieu de Platon erschienen. Danach hat Plato bis in sein 40. Jahr die Mehrheit der Götter nicht angezweifelt. In fünf Dialogen, die zwischen 386 und 378 verfafst sind, im Kratylus, Symposion, Phädon, Phädrus und in der Republik wird den Ideen Realität beigelegt; sie sollen in einer übersinnlichen Welt als die Urbilder der Einzeldinge wirklich existieren, dort von der Menschenseele in ihrem Vorleben geschaut worden sein und von ihr in den vergänglichen Dingen dieser sensiblen Welt wieder erkannt werden. Als dann aber Plato um 368 den Theätet schrieb, war er zur richtigen Erkenntnis gekommen, dafs die Ideen nur als logische Begriffe im Denken der Menschen (und Gottes) existieren. Er unternahm es nun zuerst von allen Philosophen, die Welt dadurch zu erklären, dafs er einen einzigen Gott, einen Geist ähnlich dem νοῦς des Anaxagoras, als ihren Urheber betrachtete, und machte in mehreren Dialogen verschiedene Versuche, dieses Problem zu lösen, zum Teil mit mythischer Einkleidung. Gercke sagt nichts von diesem Entwickelungsgange Platos; er meint: „Wie ein Prophet steht Platon vor uns, der uns das Leben im Jenseits kündet und uns einführt in die von ihm entdeckte wahre Welt, die der lebenspendenden, unveränderlichen Ideen, von denen allein alles Irdische, Veränderliche und Vergängliche abhängt, denen als den ewigen Formen und Normen der Stoff sich stets unterordnet. Die höchste Idee, die des Guten, ist Gott."

Im III. Buch sind die Geschichtschreiber allzu knapp abgefertigt.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

222) **Hans Rid, Klimalehre der alten Griechen nach den geographica Strabos.** Kaiserslautern, Engen Crusius, 1904. 62 S. 8. ℳ 1.—.

Rid will in dieser fleifsigen Arbeit den Vorwurf widerlegen, der Strabo oft gemacht ist, er habe sich zu wenig mit dem physikalischen Zweige der Erdkunde beschäftigt. Einen selbständigen Abschnitt darüber

finden wir in seinem Werke allerdings nicht, es enthält aber doch manches, was von gesundem Urteil zeugt, und wenn es auch meistens keine erheblichen Fortschritte im Vergleich mit seinen Vorgängern zeigt, so ist doch die Ansicht über das Höhenklima, daſs mit der Erhebung über den Meeresspiegel die Lufttemperatur abnehme, bei ihm zuerst nachzuweisen. Von dem Dogma der Unbewohnbarkeit der heiſsen Zone hat auch Strabo sich nicht freimachen können; obwohl er angibt, daſs sie noch tief südlich vom Wendekreis tatsächlich bewohnt ist, nennt er die διακεκαυμένη unbewohnt, muſs damit also nur die Mitte der heiſsen Zone meinen. Es ist ja stets schwer, sich von einem Dogma loszusagen, das man mit der Muttermilch eingesogen hat; ich finde es aber doch unbegreiflich, daſs der alte Glaube sich so lange gehalten hat. Rid erörtert die klimatischen Faktoren, das solare Klima, das physische Klima, Phänologisches und Anthropogeographisches. Er stellt Strabo auch in der Darstellung dieser Fragen sehr hoch, „den gröſsten Geographen der Antike". Wenn auch die abfälligen Urteile über die Unselbständigkeit Strabos, über seine wunderliche Anschauung, daſs Homer ein unfehlbarer Geograph sei, über das Ziel hinausgeschossen haben, so ist er doch mehr einem Herodot als einem Thukydides zu vergleichen; vielleicht würde ein Eratosthenes ihm gegenüber kein Βῆτα sein und Posidonius höher gestellt werden müssen. Wir können aber froh sein, daſs das Werk Strabos uns erhalten ist.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

223) **Karl Bartsch, Chrestomathie de l'ancien Français** (VIIIe—XVe siècles), accompagné d'une grammaire et d'un glossaire. Huitième édition revue et corrigée par A. Horning. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1904. IV u. 141 S. gr. 8. ℳ 10.—.

Auch an dieser neuen Auflage des vielbenutzten bekannten Werkes hat keine eingehende Umarbeitung, wie sie schon öfters, u. a. auch in diesen Blättern gewünscht worden ist, stattgefunden. Doch sind die von W. Foerster in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit. XXV, 200—207 vorgeschlagenen Verbesserungen sowie Bemerkungen von Cléat, Gaston Paris, Risop, Wilmotte berücksichtigt worden.

Berlin. **B. Röttgers.**

---

224) **Paul et Victor Margueritte, Histoire de la Guerre de 1870-71.** Illustrée de 52 portraits et de 24 plans de bataille. Paris, G. Chamerot, o. J. IX u. 229 S. 8. 2 fr.

Schon wieder eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges?! könnte man verwundert fragen. Ist nicht nachgerade hüben wie drüben alles an die Öffentlichkeit gezogen worden, was geeignet schien, die Ereignisse von 1870/71 in das rechte Licht zu rücken? In der Tat ist es wohl kaum noch möglich, neues beizubringen, nachdem auch die Memoirenliteratur die intimsten Vorgänge jener Kriegsjahre von allen Seiten beleuchtet hat. Neues dürfen wir daher nicht von dieser nur etwas über 200 Seiten umfassenden Darstellung erwarten. Immerhin bürgen schon die Namen der Verfasser dafür, dafs der Historiker ebensogut wie der Neuphilologe bei der Lektüre dieses Buches auf ihre Rechnung kommen.

Paul und Victor Margueritte sind schon hinreichend bekannt durch ihre seit 1896 veröffentlichten Einzeldarstellungen aus dem Kriege 1870/71, die unter dem Gesamttitel „Une Époque" in novellistischem Gewande eine Reihe einzelner Episoden in lebensvollen und tiefergreifenden Bildern vorführen aus den Belagerungen von Strafsburg, Metz, Paris, Belfort und aus den Kämpfen an der Loire. Wenn die Verfasser diesem Werke nun eine kurze Geschichte des ganzen Krieges folgen lassen, so geschieht das, wie sie in dem Vorworte bemerken, um die Erinnerung an jene für Frankreich so traurige Zeit in der Jugend wachzuhalten. Daher ist das Buch in erster Linie berechnet für Frankreichs Schulen und Kasernen. Hieraus erklärt es sich, dafs die Verfasser, sowenig sie die Umstände verschweigen, die Frankreichs Niederlagen herbeigeführt haben, doch den Schwerpunkt ihrer Darstellung auf die Kämpfe der von Gambetta organisierten Volksheere verlegen, um aus ihnen die beherzigenswerte Lehre zu ziehen, dafs ein Volk nicht verloren ist, so lange es sich nicht selber verloren gibt und Gut und Blut für das Vaterland einzusetzen bereit ist.

Wie in dem schon genannten, früheren Werke der Gebrüder Margueritte, ist auch in dem vorliegenden die Sprache nicht ganz leicht und weist manche für den Philologen interessante Erscheinung auf. Die Darstellung ist lebendig und frisch, und die zahlreichen Skizzen, die die Stellungen der beiderseitigen Heere bei den hauptsächlichsten Aktionen veranschaulichen, tragen ebenfalls dazu bei, dem Leser ein klares Bild von dem Verlauf des ganzen Krieges zu verschaffen.

Königsberg i. Pr. **Otto Portzehl.**

---

225) **Die Fachlehre der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M., Hilfsbuch für den französischen Unterricht** in Sexta, Quinta und Quarta im Anschlufs an K. Kühns Lehrbücher. Marburg, N. G. Elwert, 1904. X u. 140 S. 8. ℳ 1.60; geb. ℳ 2.—.

Die Vorrede ist von dem Direktor der Frankfurter Liebig-Realschule, Dörr, verfafst, der jedenfalls für den Inhalt des von ihm und seinen Lehrern zusammengestellten Buches eintreten wird, wie denn auch auf den ersten Bogenseiten nur „Dörr und Walter, Franz. Lehrplan für VI—IV" angegeben wird. Was das Buch sein soll, sagt sein Titel, auf welchem Standpunkt es steht, der Name seines Herausgebers. Das „Hilfsbuch" fafst frühere Veröffentlichungen zusammen und ist als „eine Unterstützung der Arbeit des Schülers (wie Lehrers) gedacht"; es enthält einen vollständig ausgearbeiteten Lehrplan für die drei unteren Klassen der Realschule, zusammenhängende Stücke zum Übersetzen, ein Vocabulaire (nach der Bedeutung der Wörter geordnet), ein Register und ein Druckfehlerverzeichnis. Mit den Stücken zum Übersetzen ist den amtlichen Lehrplänen eine Konzession gemacht, sonst steht das Buch ganz unter dem Zeichen der Schule, deren Methode als die „neue" oder „natürliche" bezeichnet zu werden pflegt. Den Anhängern dieser Methode wird es sehr willkommen sein, gibt es doch allen, die in ihr das Ziel zu erreichen suchen, einen genauen Anhalt, wie in jedem einzelnen Falle zu verfahren ist; ob es aber der „Reform" neue Freunde gewinnen, Gegner zu Anhängern machen wird, möchte ich bezweifeln. Ich für meine Person halte die Methode nicht für „natürlich", die auf der ersten Seite des Lehrbuchs von der vierten Zeile ab von dem Sextaner verlangt: il va, je vais, tu vas, elle va; tu dors, je dors, il dort; je mets, tu mets, il met; j'irai; savez-vous, je sais. Auch dafs gleich von Anfang an zwei Lesebücher (Kühn, Franz. Lesebuch für Anfänger, und Kühn, Franz. Lesebuch, Unterstufe) dem Kinde in die Hand gegeben werden sollen, scheint mir nicht den gewöhnlichen Anschauungen von pädagogischer Zweckmäfsigkeit entsprechend. In der vierten Spalte des Lehrganges finden sich die „Bemerkungen", bei denen u. a. auch auf das Vorkommen der betreffenden Verba hingewiesen wird; auf S. 55 stehen z. B. hinter faire nicht weniger als 28 Hinweise, auf S. 59 hinter prendre nicht weniger als 23. Es ist mir nicht möglich, den Wert dieser Zusammenstellungen für einen Quartaner zu erkennen. Die deutschen Texte werden vielen nicht umfangreich

genug sein; der für Sexta nimmt nicht drei Druckseiten in Anspruch. Gegen den Inhalt hätte ich zu bemerken, daſs der Wolf keine Arme hat (S. 75), daſs der Plur. Schneeballen viele deutsche Ohren beleidigt (S. 77), daſs man nur in einzelnen Teilen Deutschlands auf dem Eise schleift (S. 77), daſs die Sätze: Sieh nach der Wandtafel! Was siehst du? Ich sehe die Wandtafel. (S. 80) allzu unbedeutend sind, daſs endlich fett und groſs (S. 84) nicht dasselbe sind. Die Texte verlangen nach meiner Meinung nicht genug Selbständigkeit von dem Schüler. Das „Vocabulaire" ist zu loben. Das Verzeichnis der Druckfehler und Nachträge umfaſst 113 Nummern und könnte noch erheblich vermehrt werden; das ist trotz der Entschuldigung in der Vorrede zu viel und ein Unrecht an dem Kinde, dem man das Buch in die Hand gibt. — Wer das Wesen der „natürlichen" Methode kennen lernen will, mag das Buch mit Vorteil benutzen; für ein Schulbuch halte ich es nicht.

Nauen. **Fries.**

---

226) **Sidney Lanier, Shakspere and his forerunners.** Studies in Elizabethan poetry and its development from Early English. Illustrated. 2 Bände. New York, Doubleday, Page & Co., 1902. XXIV u. 324 und XIX u. 329 S. 8. 10 $ net.

Mit einer prächtigen Ausstattung, die durch ihre hundert vorzüglichen Illustrationen an Porträts, Landschaftsbildern und Handschriftenfaksimiles das Auge und bei manchem vielleicht auch den Sinn gefangen nimmt, ist das letzte und, und wie im Vorwort etwas voreilig gesagt wird „most ambitious prose work" Sidney Lanier's von einer unternehmenden Verlagsbuchhandlung herausgebracht worden. Aber der glänzende äuſsere Schein darf uns nicht über den wahren inneren Wert dieses umfangreichen Werkes hinwegtäuschen. Sidney Lanier war ein guter Dichter, ja einer der besten, die das Amerika der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. hervorgebracht hat, aber er war kein Philologe, auch nicht im weiteren Sinne des Wortes. Daſs er im Kampf mit dem materiellen, auf schnellen Gelderwerb bedachten Sinn seiner Landsleute die Fahne des Idealen unerschrocken hoch hielt, soll ihm hoch angerechnet werden, und es ist lebhaft zu beklagen, daſs ihm das Schicksal nur die kurze Spanne Zeit von vier Jahrzehnten zugemessen hatte, aber ehrliche Begeisterung allein schafft nicht einen angesehenen Platz in der wissenschaftlichen Forschung, und das, was uns hier aus dem Nachlaſs durch die Hand von Henry Wysham Lanier

dargeboten wird, hätte noch Jahre ausreifen müssen, um für die Wissenschaft im Verhältnis zum Umfang wertvoll zu werden. So wird selbst der Kenner nur mit vieler Mühe aus der Fülle der Worte etwas Neues ja vielfach überhaupt nur schwer etwas Greifbares herausholen können, obgleich so vieles und so vielerlei an unserem Auge vorüberzieht. Da wird im ersten Bande gehandelt über *The formal side of poetry, The supernatural in Early English and in Shakspere* (Vergleich der altenglischen Dichtung „Rede der Seele an den Leichnam" mit Hamlet), über die Natur in der ae. Poesie und bei Shakspere, über die Vögel ebenso, über die Frau desgl., über die Entwickelung der Sonettendichtung bis auf Shakspere und über die Aussprache der Shaksperezeit. — Der zweite Band handelt sehr ausführlich über die Musik in Shakspere's Zeit — vielleicht das beste Kapitel des Werkes, da Lanier, der am Peabody-Symphonieorchester zu Baltimore eine Stellung als Flötenspieler bekleidete, hier ganz in seinem Elemente war. Dann über *Domestic Life of Shakspere's time*, über die Ärzte der Zeit, sodann über die Reimkriterien und schliefslich noch über *Man's relation to the supernatural, to man* und *to nature as shown in Midsummes Night's Dream, Hamlet, and The Tempest.*

Das ganze Werk ist auf Grund der Nachlafspapiere ohne Kürzungen gedruckt worden. So hat auch das gedruckte Buch die Form von Vorträgen äufserlich und innerlich, wie sie von Lanier als Lecturer on English literature in den Jahren 1879—1880 an der Johns Hopkins University gehalten worden sind, beibehalten. Das wirkt beim Lesen ermüdend, besonders wenn bei der angewandten Popularisierungsmethode ganz elementare Dinge mit träger Weitschweifigkeit vorgetragen werden. Da hätte der Herausgeber dem Verstorbenen einen besseren Dienst getan, wenn er eine gründliche Redaktion vorgenommen hätte. Aber trotzdem, in Amerika scheint für Publikationen der Art offenbares Bedürfnis vorhanden zu sein. Es gilt daher für dieses Werk mutatis mutandis das, was ich seinerzeit in dieser Zeitschrift (1901, Nr. 23, S. 543 f.) über das Buch von H. W. Mabie, William Shakespeare Poet, Dramatist, and Man gesagt habe.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

227) **Alexander Hargreaves, A Grammar of the Dialect of Adlington** (Lancashire). Heidelberg, Winter, 1904. (Anglistische Forschungen herausgegeben von J. Hoops, Heft 13.) VIII u. 121 S. 8. geh. ℳ 3.—.

Adlington ist ein von Bergleuten und Fabrikarbeitern bewohntes, etwa 5000 Einwohner zählendes Dorf in dem Bezirk Leyland. Es liegt etwa drei Meilen südlich von Chorley und befindet sich so in der Mitte eines Dreiecks, das durch Verbindungslinien zwischen Wigan, Bolton und Chorley hergestellt werden kann. Da die Bevölkerung während der letzten 50 Jahre viele Zuzüge von auswärts erhalten hat und auch die einheimischen industriellen Bewohner naturgemäfs kein sehr sefshaftes Leben führen, ist der Dialekt in mancher Hinsicht etwas gemischt; doch bewahrt er insofern immer noch eine gewisse Einheitlichkeit, als das Ab- und Zuziehen ganz vorwiegend im Bereiche der näheren Umgebung erfolgt. Ellis im fünften Bande seiner Early English Pronunciation S. 329 rechnet das fragliche Gebiet zum westlichen Nordmittelland. Es bildet fast genau die Mitte der 22. Abteilung, doch entspricht keine der sechs mundartlichen Varietäten, welche Ellis darin unterscheidet, ganz genau dem Dialekt von Adlington. Hargreaves hat seine Arbeit, zu der er von A. Schröer angeregt worden ist, nach dem Muster von Wright's Grammar of the Windhill Dialect angelegt, doch hat er, um gröfsere Einheitlichkeit in der Ableitung der modernen Laute zu erreichen, als Ausgangspunkt nicht das Alt-, sondern das Mittelenglische genommen. Seine Grammatik umfafst die Lautlehre (S. 2—75) und die Darstellung der flexivischen Verhältnisse mit Einschlufs der Präpositionen und Konjunktionen (S. 76—107). Den Schlufs bilden einige für den Volkscharakter der Adlingtoner offenbar sehr bezeichnende Dialektproben in phonetischer Schreibung und mit hochenglischer Übersetzung, darunter zwei Gedichte "Come home to your children and me" und "John Walker". Wir würden hier gern auf einige Eigentümlichkeiten des in mancher Hinsicht sehr interessanten Dialektes näher eingehen, doch müssen wir uns damit begnügen, für das Einzelne auf die mit Liebe und gründlicher Sachkenntnis gearbeitete Abhandlung Hargreaves' zu verweisen. **P.**

---

228) **Karl D. Bülbring, Altenglisches Elementarbuch.** I. Teil: Lautlehre. [Sammlung germanischer Elementarbücher herausg. von W. Streitberg. I. Reihe: Grammatiken Band 4.] Heidelberg, Carl Winter, 1902. XI u. 260 S. 8. geh. ℳ 4.80.

Bülbrings Altenglisches Elementarbuch bildet nach Sievers' Angelsächsischer Grammatik (3. Aufl. 1898, engl. Übersetzung 1903) den zweiten großen Markstein in der Geschichte der altenglischen grammatikalischen Forschung. Nicht allein daß damit eine Zusammenfassung der Ergebnisse aller Einzelarbeiten geliefert und dem Studierenden ein zuverlässiger Führer an die Hand gegeben wird, ein solches Werk bedeutet zugleich auch einen Ausgangspunkt für die weitere Einzelforschung und wird deshalb befruchtend und fördernd auf alle ferneren Studien einwirken.

Abgesehen von dem (selbstverständlichen) Umstande, daß die neueren Forschungen kritische Berücksichtigung erfahren haben, liegt der Fortschritt der Bülbringschen Grammatik vornehmlich in zwei Punkten. Während Sievers das Westsächsische wegen seiner Bedeutung als altenglische Schriftsprache in den Vordergrund der Betrachtung rückte und die übrigen Dialekte fast nur in einem besonderen Dialektkapitel zu Worte kommen ließ, hat Bülbring alle Dialekte möglichst gleichmäßig nebeneinander behandelt und damit auch bessere Voraussetzungen für die Deutung späterer, besonders mittelenglischer Sprachformen geschaffen.

Der zweite Punkt betrifft das nicht hoch genug einzuschätzende Bestreben Bülbrings, den gesamten Sprachstoff noch mehr als es bisher von Sievers und von anderen nach seinem Vorbild getan war, nach Lautgesetzen zu ordnen und den so geordneten Stoff weiterhin nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Lautgesetze zu gruppieren. Während also sonst, wie es jetzt noch meist in Gesamtdarstellungen der historischen englischen Grammatik geschieht, beispielshalber beim westgermanischen *ă* alle Veränderungen dieses Lautes im Altenglischen abgehandelt werden, beim *ĕ* ebenso usw., behandelt Bülbring zunächst in zusammenfassender Darstellung die Fälle, in denen sich die Laute unbeeinflußt von Nachbarlauten entwickelt haben und hierauf die Fälle, in denen die Entwickelung durch Einwirkung der Umgebung einen anderen Gang genommen hat, indem er auch hier wieder das Prinzip der Zusammengehörigkeit bei den auf gleichen Ursachen beruhenden Lauterscheinungen zur Geltung bringt und die sich ergebenden Gruppen chronologisch anordnet. Wenn so schon äußerlich die Brechungen vor dem i-Umlaut behandelt werden, erleichtert

das dem Studierenden von vornherein die Auffassung und Erklärung von sprachlichen Entwickelungen. Auch das Gedächtnis gewinnt bei dieser Methode festere Stützpunkte als wenn es mit einer verwirrenden Fülle von Einzelheiten, die wegen ihrer verschiedenen Entwickelungsweise jedes inneren Zusammenhanges ermangeln, überschüttet wird. So ist auch hier wieder das wahrhaft Wissenschaftliche zugleich das allein Praktische. Besondere Vorzüge der Grammatik sehe ich darin, dafs in Einzelfällen grofses Gewicht auf die genaue Darstellung der Entwickelung eines Wortes durch Angabe der anzusetzenden Zwischenstufen gelegt und durch zahllose Kreuzverweise eine Nachprüfung ermöglicht wird. Die Freude an der Benutzung des Werkes fördert der treffliche Index aufserordentlich.

Bei dem grofsen Zug, der durch das ganze Werk hindurchgeht, verschlägt es wenig, dafs mancherlei noch problematisch ist und dafs die allerneuesten Forschungen Modifikationen und Ergänzungen bedingen.

Auf den Anfänger wirkt nach meinen Erfahrungen Bülbrings Elementarbuch durch die Fülle des Stoffes etwas erdrückend. Ich möchte daher zur Erwägung geben, ob es sich nicht empfehlen würde, zur ersten Einführung ins Altenglische einen Auszug drucken zu lassen. Dann liefsen sich in einem Einführungskolleg der Abrifs von Sievers für die Formen lehre, der von Bülbring für die Lautlehre höchst nutzbringend verwerten.

Jedenfalls wünsche ich dem Elementarbuch Bülbrings weiteste Verbreitung. Je besser die Hilfsmittel einer Wissenschaft sind und je schneller der Studierende mit ihrer Hilfe in den Kern der Probleme seines Faches eindringt, um so eher kommt er zum wirklichen Geniefsen und, was wir von unseren jungen Philologen im Interesse des Ansehens unseres Faches verlangen müssen, zu selbständiger wissenschaftlich-produktiver Arbeit. Je mehr der Einzelne für sein Fach leistet, um so höher wird er selbst im Kreise der Kollegen und seine Disziplin im Kreise der Wissenschaften gewertet. Möge zu diesem grofsen Zweck auch Bülbrings monumentales Werk das seinige beitragen!

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

229) **Albert Heintze, Die deutschen Familiennamen** geschichtlich, geographisch, sprachlich. Zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Halle a. S, Buchhandlung des Waisenhauses, 1903. VIII u. 266 S. 8.

Der Verf. hatte sich bekanntlich, wie das Vorwort zur ersten Auf-

lage ausführt, zur Aufgabe gesetzt, „die wesentlichsten Ergebnisse der bisherigen Forschungen, soweit sie die Familiennamen betreffen, einem gröfseren Kreise, dem der Gebildeten überhaupt, in möglichst übersichtlicher und handlicher Form darzulegen". Dafs für ein solches Buch immerhin ein Bedürfnis vorhanden war, ward durch die Notwendigkeit einer Neuauflage erwiesen. Dafs mit dieser das Ideal eines Werkes über die Familiennamen, das einen Platz in jeder deutschen Familienbücherei finden sollte, erreicht wäre, kann nicht gesagt werden. Zwar sind mehrere Tausend Namen gegenüber der ersten Auflage hinzugekommen und eine Reihe anderer verbessernder Veränderungen vorgenommen, aber die reichlich vorhandene Literatur über die deutschen Familiennamen, namentlich an Einzelschriften und Einzelartikeln auszuschöpfen hat nicht in der Absicht des Verf. gelegen, obgleich dies von dem strengeren Standpunkt der Wissenschaftlichkeit aus auch bei einem popularisierenden Werke als Postulat aufgestellt werden mufs.

Neben populären Zwecken haben beim Verf. auch nationale Absichten die Feder geführt, was an und für sich vollste Anerkennung verdient, aber den gegenteiligen Erfolg hat, wenn man, wie der Verf., seine Ziele im Feuilletonstil vertritt und gelegentlich mit persönlichen Ausfällen verbrämt.

Trotz alledem bezweifle ich nicht, dafs das Buch bei dem starken Interesse, das man erfreulicherweise in neuerer Zeit infolge des wieder erstarkenden Heimatsinnes auch an der Geschichte der Familiennamen nimmt, grofse Verbreitung finden wird. Inhaltlich zerfällt es in ein Namenlexikon (wofür man bei dem Verf. allerdings gemäfs seinen Grundsätzen den Ausdruck „Namenwörterbuch" oder „Namenverzeichnis" oder einfach „Namenbuch" erwarten sollte) und eine dem voraufgehende Abhandlung. In letzterer wird vielerlei über die Geschichte der Personen- und Familiennamen mitgeteilt, wobei auch manch lehrreiche Vergleiche mit denen der Griechen, Römer und Israeliten gezogen werden und Latinisierungen, Französierungen, Polonisierungen und „andere Metamorphosierungen der Neuzeit" gebührende Verachtung finden. Das Kapitel „Jüdische Namen" wird in unserer Zeit der Rassefragen in weiteren Kreisen Interesse erregen und das über „Geographische Verbreitung der deutschen Familiennamen" bei unserer Freizügigkeit doppelt aufmerksame Leser finden.

Vielleicht interessiert auch an dieser Stelle der Hinweis auf ein englisches Gegenstück zu dem vorliegenden Buch „H. Barber, British fa-

mily names. Their origin and meaning with lists of Scandinavian, Frisian, Anglo-Saxon and Norman names, das mit dem Motto aus Romeo und Julia „What's in a name?" ebenfalls im vergangenen Jahr in neuer Auflage erschienen ist und auch nicht alle Ansprüche strenger Wissenschaftlichkeit erfüllt.

Berlin. **Heinrich Spies.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 1. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

230) J. van Leeuwen J. F., Aristophanis Thesmophoriazusae.

Cum prolegomenis et commentariis edidit (J. v. L.). Lugduni-Batavorum apud A. W. Lijthoff, MDCCCCIV.

Der Ausgabe der Lysistrate läßt Leeuwen fast unmittelbar die der Thesmophoriazusen folgen. Einer flott geschriebenen Einleitung folgt der Text mit dem kritischen und exegetischen Kommentar. Leeuwen geht seine eigenen Wege, ohne sich durch die Bemängelungen und Desiderien der Kritik irgendwie beeinflussen zu lassen. Und trotzdem oder vielleicht gerade deshalb wird man stets mit neuem Vergnügen an die Lektüre eines Aristophanesstückes unter seiner eigenartigen und geistreichen Führung herantreten.

In der Einleitung sucht Leeuwen zunächst darzutun, daß der Inhalt

der Thermaphoriazusen ebensowenig mit den damaligen politischen Verhältnissen etwas zu schaffen hatte, wie bei den Fröschen. Namentlich habe dem Dichter eine Verhöhnung des Euripides fern gelegen, dessen Verhältnis zur Frauenwelt in Wirklichkeit ein ganz anderes gewesen sei, als aus dem vorliegenden Stücke sich entnehmen lasse. Ob Leenwen für diese Ansicht wohl viele Freunde gewinneu wird? Es wird an der Sache wohl mehr oder weniger gewesen sein. Wie hätte auch der Dichter mit einer pnren Erfindung auf ein dankbares nnd verständnisvolles Publikum rechnen können? Als Jahr der Aufführung gilt Leeuwen 411, und Vers 809, der mit dieser Meinung im Widerstreit steht, wird als eingeschoben bezeichnet. Auch üher eine zweite Komödie desselhen Titels verhreitet sich Leenwen sowie üher die ähnlichen Gedanken, die sich hereits in den Fröschen vorfinden, so dafs schon aus diesem Grunde Lysistrate, Thermophoriazusen nnd Frösche zeitlich uicht weit auseinander liegen können.

Was die Textgestaltung hetrifft, so hat Leenwen den codex Ravennas, die einzige für dieses Stück in Betracht kommende Handschrift, nach einer photographischeu Wiedergabe neuerdings einer eingehenden Prüfung unterzogen. Nach seiner eigenen Versicherung gah es für ihn nach Velsens Ausgabe wenig zu verändern und zu verhessern. Es hietet auch gerade dieses Stück textlich weniger Schwierigkeiten als ein anderes. Aus dem erklärenden Teile ist ersichtlich, dafs Leeuwen die bekannten Ausgahen und erklärenden Vorarheiten von Fritzsche, Bachmann, Enger, Blaydesund andere henutzte, ohne jedesmal die Quelle für eine hestimmte Erklärung anzugehen; freilich heruhigt er sich auch in den seltensten Fällen hei schon Gegehenem; meist gibt er eine korrigierende oder ergänzende Zutat von seinem Eigenen. Schlüpfrige Stellen erhalten manchmal nnr kurze Erklärung, wenn sie nicht gar übergangen werden (V. 644). Besondere Sorgfalt und gründliche Belesenheit zeigt Leeuwen hei der Aufspürung aller Stellen, die aus irgendeinem Stücke des Euripides entlehnt zn sein scheinen. Manchmal freilich hekommt man den Eindruck, als oh er in diesem Strehen zu weit gehe, so z. B. V. 36, wo doch der Ernst der ganzen Situation gewichtige Worte erfordert, ohne dafs deshalh eine Entlehnnng vorliegen müfste. Es kann kein Zweifel sein, dafs in dem erklärenden Teile der Hauptvorzug dieser Ausgahe beruht; ein auch nur flüchtiger Vergleich mit Blaydes macht dies sofort klar.

Amberg. **X. Pongratz.**

---

231) **Adelbert Höck, Herodot und sein Geschichtswerk.** (Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann. 37. Heft.) Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1904. 144 S. 8. ℳ 1.60.

Zweck vorliegenden Büchleins ist, den Leser in das Verständnis des ältesten Denkmals griechischer Geschichtschreibung einzuführen und vor allem den Gedankengehalt desselben in seinen einzelnen Teilen und seinem gesamten Umfange darzulegen.

Den Kern des Schriftchens bildet demgemäfs das dritte Kapitel, in welchem eine sehr eingehende Übersicht über den Inhalt des Herodoteischen Werks geboten wird. In den beiden voransgehenden Kapiteln wird das Wesentlichste über die griechische Geschichtschreibung vor Herodot sowie über Herodots Leben und Forschungsreisen mitgeteilt, während sich die Schlufsbetrachtung (Kapitel 4) über Herodots Bedeutung als Geschichtschreiber, seinen Charakter und seine Weltanschauung verbreitet.

Ist auch die Darstellung, namentlich in den über den Inhalt referierenden Partien, meist schlicht und einfach, so wirkt sie doch nicht ermüdend, da Verf. es verstanden hat, durch eingestreute kulturgeschichtliche Bemerkungen, durch Hinweise auf die Ergebnisse der modernen Forschung im Orient, durch Bezugnahme auf Reiseberichte der neueren und neuesten Zeit usw. das Interesse des Lesers zu wecken und wachzuhalten. Auch vermag er, wie ich meine, durch die anspruchslose Gründlichkeit, mit der er an die Prüfung schwebender Streitfragen herantritt, und durch die gemütvolle Hingabe an die Sache, die namentlich in der abschliefsenden Betrachtung in wohltuender Weise zutage tritt, sehr wohl auf den jugendlichen Geist erziehlich und vorbildlich zu wirken.

Alles in allem kann man also nur wünschen, dafs Höcks Büchlein recht viele Leser in den Kreisen der Schüler finde. Denn das, was ihnen im Unterrichte selbst geboten werden kann, ist leider nur Stückwerk, wenn man sich vergegenwärtigt, dafs nur etwa 50—60 Stunden im Semester bezw. im Jahre auf die Lektüre des Herodot verwendet werden können. Die Bedenken, die vonseiten erfahrener Pädagogen, zuletzt von Cauer in der Deutschen Literaturzeitung, XXIII. Jahrg. (1903), Sp. 215. 216, gegen die Erzeugnisse der Gymnasialbibliothek im allgemeinen geltend gemacht worden sind, kann ich, was wenigstens das vorliegende Büchlein betrifft, nicht ganz teilen, da ja sein Verfasser, fern von Einseitigkeit, nicht philologische Sonderinteressen verfolgt, sondern, soweit es möglich ist, den

Versuch gemacht hat, zwischen der Kultur des Altertums und der der Gegenwart durch Aufdeckung dessen, was sie verbindet, zu vermitteln.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

232) **Günther Koch, Zur vergleichenden Behandlung von Äneis I, 157—222 und Odyssee X, 135—186.** Programm des Grofsherzoglichen Realgymnasiums zu Eisenach. 1904. 21 S. 4.

Die beachtenswerte Arbeit will an den beiden Hirschjagden des Homer und Vergil, die an den oben erwähnten Stellen stehen und in bezug auf Lage und Stimmung der Gelandeten, den Kundschaftsgang der Helden unter besonderer Berücksichtigung seines Zweckes und Erfolges wie der Örtlichkeit, sowie endlich betreffs der beiderseitigen Schilderungen der Erlegung und Fortschaffung der Tiere und des Mahles einer eingehenden Vergleichung unterzogen werden, zeigen, wie sehr der im ganzen Mittelalter und auch noch von Heyne, Schmieder und vielen anderen als „König der epischen Dichter" gepriesene Vergil seinem Vorbilde, dem mit jugendlich frischer Anschauung dichtenden und die Bedürfnisse seiner Zeit stets berücksichtigenden, unvergleichlichen alten Homer, an Natürlichkeit und Kraft poetischer Darstellungskunst nachsteht. Dieser Nachweis ist dem Verf., der nirgends in gekünstelte Kleinigkeitskrämerei verfällt, vollkommen gelungen. Dafs er gerade die beiden Hirschjagden als Vergleichsobjekte gewählt hat erklärt sich dadurch, dafs an seiner Lehranstalt die Hirschjagd des Äneas in Obersekunda gelesen und die den Schülern von Obertertia her aus der Vossischen Übersetzung bekannte Hirschjagd des Odysseus im Unterricht der erstgenannten Klasse zur ästhetischen Vertiefung des Verständnisses der Vergilschen Schilderung herangezogen zu werden pflegt. Die lebenskräftige, allen Anforderungen gesunder Epik vollkommen entsprechende Darstellung des Homer wird der Schüler, wie Verf. S. 3 richtig hervorhebt, um so deutlicher verstehen und würdigen lernen, wenn er die zwar fleifsige, aber in Kolorit und Linienführung mangelhafte Studie des Vergil daneben hält.

Die Ausführungen Fickelscherers zu Än. I, 188 werden mit guten Gründen widerlegt, so dafs der in der Äneis mehr als zwanzigmal erwähnte Achates für uns eine unklare Erscheinung bleibt. Überhaupt lernen wir Vergil im Verlaufe der Darstellung immer mehr als einen Mann kennen, der seine Personen, auch den Äneas, künstlich zu dem

macht, was sie sein sollen, und in der Topographie nicht minder als bei der Behandlung von Nebenpersonen, wie schon Heiuze nnd Norden gesehen, sich oft nachlässig und gleichgültig zeigt.

Wollstein. **Karl Löschhorn.**

---

233) **O. Keller u. J. Häufsner, Q. Horatius Flaccus.** Für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit 2 Abbildungen und 3 Kärtchen. 3. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1903. 8.

Das Urteil über diese Ausgabe des Horaz, dafs sie nach jeder Richtung ihren Aufgaben gerecht wird und auch in wissenschaftlicher Beziehung wertvoll ist, wird durch diese neue Anflage nur bestätigt. Die Einleitung über Leben und Werke des Horaz enthält nicht nur das Altbekannte in gut lesbarer Form, sondern auch manche weniger bekannte, durch eigene Untersuchung gefundene Einzelheit oder Auffassung. Vgl. z. B. S. VIII, Anm. 1 über tribunus militum. S. XI, Anm. 2 über das Politische in den Oden. S. XIV über die Nichtberechtigung des merus sermo. S. XXIV über metrische Verhältnisse in den Episteln. Natürlich vermifst man hie und da etwas. So verweisen die Herausgeber sonst mit Recht auf Stellen ans dem Dichter selbst, unterlassen aber S. IX bei der richtigen Darstellnng der äufseren Ursachen, die den Dichter zur Satire führen, der audax paupertas wenigstens Erwähnung zu tun. Sehr lobenswert ist an der Ausgabe das genaue Eingehen auf die Vorbilder der Horazischen Lyrik und das Abdrucken einiger bezeichnender Proben Sapphischer und Anakreontischer Poesie. Wozu aber soviel über die chorische Lyrik der Dorier, wenn von dem Verhältnis der Horazischen Poesie zu ihr gar nicht die Rede war? Auch das S. XXV über die sogen. ars poetica Gesagte genügt mir nicht, wenn ich es mit den so eingehenden und vorzüglichen Bemerkungen über den philosophischen Gehalt der Gedichte, besonders der Episteln, vergleiche. Jedenfalls ist die 27 Seiten umfassende Einleitung des „modernsten" und „populärsten" der alten Autoren würdig. — Die metrische Übersicht bis S. XXXVII deckt sich im ganzen mit Köpkes Ansichten. — Für die bei der Darstellung des Lebens des Horaz etwa nicht eingeschalteten griechischen Vorbilder des Horaz ist ein eigener kleiner Teil von S. XXXVIII—XXXXV, der auch deutsche metrische Übersetzungen enthält, bestimmt. Der Text ist sehr sorgfältig gedruckt. Doch fehlt IV, 11, 12 hinter fumum die Interpunktion, IV, 9, 17 soll es doch wohl Cydonio heifsen, IV, 14, 45 ist s abgesprungen, auch ep. XVI,

59 ist die Interpunktion nicht in Ordnung. — Dem Texte sind angefügt Suetons Vita des H., ein Index der Oden und Epoden nach dem Anfangsbuchstaben alphabetisch geordnet, ein Namen- und Sachverzeichnis. Die Karten enthalten Rom und Italien.

Hirschberg i. Schl. **Emil Rosenberg.**

234) **E. A. Wallis Budge, The decrees of Memphis and Canopus.** (Books on Egypt and Chaldaea Vol. XVII—XIX) London, Kegan Paul, Trench, Trübner and Co., 1904. 3 Bde. 226, 201, 249 S. 8. pro Band 3 s. 6 d.

Anfang und Ende der ersten Periode der ägyptologischen Forschung, der Zeit der Festlegung der Lesung der Schrift und der Grundlagen der Grammatik, wird jeweils durch die Entdeckung eines trilinguen Dekretes bezeichnet. Von dem 1799 aufgefundenen Dekret von Rosette ging die Entzifferung aus; das 1866 zutage getretene Dekret von Canopus erwies, dafs sich die Champollionsche Schule auf dem richtigen Wege befunden hatte. Eine auf Grund ihrer Ergebnisse hergestellte Übersetzung des ägyptischen Textes hätte sich durchweg mit dem Wortlaute der inschriftlichen griechischen Fassung gedeckt. Eine Schilderung der Fortschritte der Ägyptologie in dieser Periode läfst sich infolgedessen am besten an der Hand der Bearbeitungen dieser beiden Dekrete bieten. Dies ist in dem oben genannten Werke von Budge geschehen, welches die hieroglyphischen, demotischen und griechischen Fassungen beider Inschriften im Urtexte wiedergibt, ihren Inhalt erläutert und die Leistungen ihrer verschiedenen Bearbeiter erörtert. Vor allem werden dabei die vielfach unterschätzten Verdienste Young's um die Entzifferung des Ägyptischen in entsprechender Weise betont.

Um die Würdigung der einzelnen Forscher zu erleichtern, druckt Budge die wichtigeren älteren und neueren Übersetzungen der Dekrete vollständig ab, was bei der Zerstreutheit des Materials sehr dankenswert erscheint. So finden sich hier aufser den Wiedergaben des Verf. selbst, von der Rosette-Inschrift die Übersetzungen bezw. Übersetzungsversuche des hieroglyphischen Teiles von Young, Brugsch, Uhlemann, Chabas; des demotischen von Brugsch, Revillout, Hefs, des griechischen von Ameilhon, Plumtre, Duane, Porson, Letronne, Heyne, Bailey, Drumann, Ricardi. Bei der Canopus-Inschrift erscheinen die des Hieroglyphischen von Lepsius, Reinisch und Roesler, Pierret; des Demotischen von Revillout, Pierret,

Brugsch; des Griechischen von Lepsius. Ein Glossar der hieroglyphischen Texte am Ende des letzten Bandes erleichtert lexikographische Studien.

Das Work ist nicht nur für Orientalisten von Interesse, sondern auch für Historiker und Philologen. Handelt es sich doch bei diesen beiden Dekreten um fast die längsten und wichtigsten auf ägyptischem Boden entdeckten griechischen Inschriften, aus denen man nicht nur ein klares Bild des Verhältnisses gewinnt, in dem Ptolemäus III und V zur ägyptischen Religion und Priesterschaft standen, sondern auch zahlreiche grundlegende Einzelangaben über die Zeitgeschichte, Chronologie, Titelwesen u. s. f.

Bonn **A. Wiedemann.**

---

235) **A. Torp, Die vorgriechische Inschrift von Lemnos.** (Christiania Videnskabs-Selskabs Skrifter. II. Hist.-filos. Klasse. 1903. Nr. 4.) Christiania, in Kommission bei J. Dybwad, A. W. Brøggers Buchdruckerei, 1903. 70 S. 8.

Viel Scharfsinn und Eifer ist auf die Deutung dieser Inschrift seit ihrer im Jahre 1885 erfolgten Auffindung verwendet worden. Bugge, Deecke, Lattes und Pauli, der sich in der ersten Schrift über unseren Gegenstand (Altitalische Studien I 1, Leipzig 1886) damit begnügt hatte, die Lesung der Inschrift festzustellen und die Sprache derselben auf ihre Verwandtschaft mit dem Etruskischen zu untersuchen, aber in der 1894 erschienenen zweiten Abteilung seiner umfangreichen Behandlung aller einschlägigen Fragen auch einen Übersetzungsversuch beigefügt hatte, haben Übersetzungsversuche veröffentlicht, die der neueste Herausgeber der Inschrift an der Spitze seiner neuen Veröffentlichung zusammengestellt hat. Dabei hatten die drei erstgenannten Gelehrten, um zum Verständnisse der Inschrift zu gelangen, die etymologische Methode angewandt, die Pauli zu wiederholten Malen kritisiert und mit Recht als unzuverläfslich verworfen hatte. Der neueste Erklärer übersetzt die beiden Inschriften folgendermafsen:

A. „Holaie, Enkel des Zia und ältester Sohn des Sialchv(e)i, in dem heiligen *evis*? (oder: in dem —? Heiligtume), der Vamalasia aus Myrina geweiht einen Grabbehälter? (gab).“

B. „Dem Phokäer Holaie, in dem heiligen *evis*? einen Grabbau?, ihrem toten Vater, machten, dem fern von Phokäa verstorbenen, der Sohn Sialchvir und der ältere Sohn Aomai.“

Den am schwersten wiegende Einwurf, der, ohne dafs in Einzelheiten der Deutung eingegangen werden soll, im allgemeinen dagegen erhoben

werden mufs, hat Torp selbst S. 34 folgendermafsen formuliert: „Es läfst sich allerdings gegen diese Auffassung einwenden, dafs das Kriegerbild nach sonstiger Analogie doch den im Grabe bestatteten Mann und nicht den Bestatter darstellen müsse.“ Dieser wohlbegründete Einwurf wird durch die folgende Bemerkung nicht beseitigt: „Aber vielleicht könnte der eigentümliche Umstand, dafs das Abbild der bestattenden Person, des Holaie, auf den Stein gesetzt ist, dadurch erklärt werden, dafs dieser einst in demselben Grabe zu ruhen gedachte, wie denn auch seine Söhne ihn daselbst bestattet haben.“ Aber dann hätte er ja ganz gut das Bildnis seiner Frau neben dem seinen einmeifseln lassen können! Meiner Ansicht nach mufs gerade diese auffallende Tatsache skeptisch gegen die versuchte Erklärung stimmen, die unstreitig mit einem grofsen Aufgebot von Scharfsinn und Umsicht unternommen ist, aber dennoch keine rechte Befriedigung gewährt und vor allem der durchschlagenden Kraft der Überzeugung entbehrt. Natürlich soll dies nicht ein Vorwurf gegenüber dem neuesten Erklärer der Inschrift sein, sondern nur die undankbare Aufgabe charakterisieren, der er sich im Hinblick auf die Unzulänglichkeit des Materials unterzogen hat. Wenn sich also Referent nicht für die Richtigkeit dieses Erklärungsversuches aussprechen kann, ist er dagegen gern bereit zu erklären, dafs er mit dem Inhalte der „allgemeinen Bemerkungen“ S. 35—39 in der Hauptsache einverstanden ist. Auch ihm scheint trotz der eher ablehnenden Bemerkungen von Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 408, soviel sicher, dafs die Sprache unserer Lemnosinschrift mit der etruskischen in nahem verwandtschaftlichen Verhältnis steht und dafs beide Dialekte einer und derselben Sprache darstellen. Auch dürfte es keinem Zweifel unterliegen, dafs die Inschriften von der vorhellenischen Bevölkerung von Lemnos, den *Τυρσηνοί* (Thuk. 4, 109), nicht etwa von etruskischen Vikingern herrühren. Diese *Τυρσηνοί*, die sohin als Verwandte der Etrusker erscheinen, gehörten, wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, zu einem einst über Kleinasien, die Inseln des Ägäischen Meeres und Griechenland verbreiteten, weder indogermanischen noch semitischen Volkstum. Nicht so bestimmt, wie es der Verf. unserer Schrift, S. 39, im Anschlusse an Deecke (Rhein. Mus. XLI, 460) tut, möchte ich „die lemnischen Tyrsener für den versprengten Rest eines bei der Wanderung durch die Balkannach der Apennineninsel zurückgebliebenen Bruchteiles des tyrrhenoetruskischen Volkes, der sich von dort auch über die Küsten des Ägäischen

Meeres verbreitet" halten. Ich bin vielmehr der Ansicht, dafs die Tyrsener von Lemnos unmittelbar von der Küste Kleinasiens gekommen sind und auf dieser Insel sich bis zu ihrer Besitznahme durch die Hellenen behauptet haben, während ihre Stammesgenossen weiter nach dem Westen vordrangen und, wie man aus den Ortsnamen ersieht, wenigstens an der Ostküste der griechischen Halbinsel sich festsetzten. Ob die zu dem gleichen Volksstamme gehörigen Etrusker zu Lande, wie auch Pauli noch bei Helmolt, Weltgeschichte IV, 307, annimmt, oder zur See ihre italischen Wohnsitze in Besitz genommen haben, kann mit Sicherheit wohl kaum entschieden werden, aber die gröfsere Wahrscheinlichkeit spricht meines Erachtens für den Seeweg.

Unsere Schrift enthält aufser den der Inschrift (oder den zwei Inschriften) gewidmeten Kapiteln auch noch drei Exkurse über den Titel *maru*, die Nominativendung *s* im Karischen und über die etruskischen Verbalformen.

Innsbruck. **Fr Stolz.**

236) **Karl Krumbacher, Die Akrostichis in der griechischen Kirchenpoesie.** S.-A. aus den Sitzungsber. der philos.-philol. und der histor. Klasse der K. Bayer. Ak. der W. 1903, Heft IV. München, Verlag der K. B. Ak. der Wiss. In Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1904. S. 551—691. 8.

Die in der Sitzung der philos.-philol. Klasse der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften am 5. Juli 1902 vorgetragene Abhandlung bespricht in der Vorbemerkung zunächst die Bedeutung der Akrosticha in der Geschichte der poetischen und prosaischen Kunstformen. Eine zusammenhängende Darstellung dieses Kapitels fehlt heute noch selbst für die griechische und lateinische Literatur; und „zum Werke der Zukunft, einer kritischen Geschichte der Akrostichis in der griechisch-lateinischen und in der Weltliteratur" will K. in dieser seiner Abhandlung einen Beitrag liefern. Hervorgegangen ist derselbe aus der Beobachtung K.s, dafs viele Unebenheiten der Akrosticha der griechischen Kirchenlieder in der Ausgabe von Pitra, „dem Hauptwerk für unsere Kenntnis der Hymnenpoesie", sehr willkürlich beseitigt oder gewagt erklärt worden sind.

Daraus ergab sich für K. die Aufgabe, das Gesamtgebiet der Kirchenpoesie-Akrostichis einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Bei den vielfachen Mängeln der Ausgabe von Pitra konnte als Basis der Unter-

suchung nur das Handschriftenmaterial in Betracht kommen, das K. ziemlich vollständig zu Gebote stand.

An die Vorbemerkung schliefst sich ein Verzeichnis der Haupt- und Sekundärhandschriften sowie der einschlägigen Druckwerke.

Im Hauptteil, erstes Kapitel, wird das Material besprochen, zunächst die Akrostichis bei Romanos in edierten und unedierten Liedern nebst einigen zweifelhaften; dann folgt die Akrostichis bei den übrigen Hymnendichtern in edierten und unedierten Texten. Das zweite Kapitel gibt Untersuchungen über die Akrostichisnotizen in den Liedüberschriften und die regelmäfsigen und unregelmäfsigen Formen der Hymnenakrostichis. Das dritte Kapitel bringt Text und Kommentar des Liedes „Maria beim Kreuze". Den Schlufs bilden Berichtigungen und Register.

Karlsruhe (in Baden). **Oster.**

---

237) **Ad. Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte** von **Ant. Springer.** Das Altertum. 7. Aufl., völlig umgearbeitet von A. M. Mit 783 Abbildungen im Text und 9 Farbendrucktafeln. Leipzig, E. A. Seemann. VIII u. 464 S. 4. *M* 9.—.

In den neun Jahren seit 1895, d. h. seit der Verwandlung der Springerschen Grundzüge und kunsthistorischen Bilderbogen in ein Handbuch der Kunstgeschichte sind von dem ersten Bande, den Michaelis bearbeitet und herausgegeben hat, nicht weniger als drei weitere Auflagen erschienen) die erste von diesen besprochen in der N. Phil. R. 1897, S. 154 ff.). Es ist interessant, die Wandlungen zu verfolgen, die das Buch in diesen Auflagen durchgemacht hat. Erst ein etwas zaghaftes Festhalten an der Springerschen Arbeit, dann ein immer entschlosseneres Losreifsen von den veralteten Anschauungen und von der Form, in der sie vorgetragen waren; zugleich ein beständiges Anschwellen des Textes und namentlich der Abbildungen, die seit 1895 beide mehr als verdoppelt sind und auch allmählich ihre Mangelhaftigkeit abstreiften. So ist schliefslich die jetzt erschienene 7. Auflage ein fast vollständig neues Buch geworden und unstreitig die beste Kunstgeschichte des Altertums, die wir besitzen; ja ihr Wert wird noch erheblich wachsen, wenn erst der ausführliche Literaturnachweis, den das Vorwort ankündigt, erschienen sein wird. Denn es ist bei einem Gelehrten, wie Michaelis, einfach selbstverständlich, dafs der Nachweis ein aufserordentlich zuverlässiges und brauchbares Hilfsmittel für den lernenden Studenten, für den er in erster

Linie bestimmt ist, aber auch für jeden Gelehrten sein wird. Und irre ich nicht, so liegt hier ein entwickelungsfähiger Keim zu einer weiteren Umgestaltung des Buches, die sehr zu begrüfsen wäre. Eine jahrzehntelange Erfahrung hat mir doch gezeigt, dafs Springers Kunstgeschichte — und das gilt für alle vier Bände — nicht eigentlich für den Laien geeignet ist, der erst in diese Wissenschaft eingeführt sein will. Es wird in ihr vielmehr das, was Springer wufste und vortrug, in knappster Form zusammengefafst, und man weifs, dafs seine Schüler mittels der „Grundzüge“ zum Examen repetierten. Diese bildeten eben den Auszug aus seinen Vorlesungen, und nur, wer mit der Sache vertraut und daher im Stande war, zwischen den Zeilen zu lesen, hatte wirklichen Vorteil von dem Buche, das sonst zuviel voraussetzte. In noch höherem Mafse als die anderen Abteilungen ist seit dem Erscheinen des Handbuches der erste Band über das Altertum zu solchem Zwecke von den Studenten benutzt worden, aber er würde diesem, wie ich glaube, noch mehr gerecht werden, wenn sich zu dem Literaturnachweis auch Anmerkungen mit der wissenschaftlichen Begründung der im Text vorgetragenen eigenen Urteile und mit der Stellungnahme gegenüber den abweichenden Meinungen der Gegner gesellten. Ich würde dies ganz aufserordentlich begrüfsen, weil dann erst der Charakter, der dem Springerschen Buche von Anfang an, wenn auch unbewufst, innegewohnt hat, vollkommen zum Ausdruck gelangte. Nur dürfte der Verleger weder bezüglich des Literaturnachweises noch auch bezüglich der Anmerkungen beim ersten Bande Halt machen, denn auch die drei anderen verlangen je länger, je mehr danach.

Auf Einzelheiten des Buches einzugehen, kann hier nicht der Ort sein; auch wenn man nicht in allem mit dem Verf. übereinstimmt, weifs man es dankbar anzuerkennen, dafs er auch die jüngsten Funde berücksichtigt und trotz konservativer Grundsätze auf das Gewissenhafteste auch mit den neuesten Aufstellungen abgerechnet hat. Ein besonderer Vorzug dieser 7. Auflage ist es, dafs die Grundeinteilung nicht die bisherige nach Architektur, Malerei und Plastik ist, sondern eine rein geschichtliche, so dafs erst innerhalb der grofsen Zeitabschnitte diese drei Arten der bildenden Künste getrennt behandelt werden. Von allen Abschnitten haben mir am besten die über die Architektur und die über die hellenistische und die römische Kunst gefallen, die ohne weiteres als mustergültig bezeichnet werden können. Wenn die Behandlung der so ungleich

bedeutenderen Glanzzeit der rein griechischen Kunst nicht in demselben Mafse ausführlich ist, so erscheint mir auch dies als ein Beweis dafür, dafs das Buch nicht in erster Linie für Laien bestimmt ist, sondern auch im Vortrag seinen streng wissenschaftlichen Charakter zur Schau trägt.

Dafs die Abbildungen ganz wesentlich vermehrt und verbessert sind, war bereits bemerkt; aber einzelne verdienen doch auch jetzt noch ersetzt zu werden, z. B. Fg. 300. 304. 319. 472. 686, lauter veraltete und stillose Holzschnitte in Umrifszeichnung, wegen ihrer Stillosigkeit, 301. 302. 401 wegen ihrer Verschwommenheit. Vielleicht empfiehlt es sich auch, bei ursprünglichen Bronzewerken, die wir nur in Marmorkopien besitzen, Aufnahmen nach bronzierten Gipsabgüssen, aber auch nach richtig ergänzten Abgüssen herzustellen, wie man solche jetzt mehr und mehr in den gröfseren Sammlungen antrifft.

Braunschweig. **P. J. Meier.**

---

238) **Fritz Pichler, Austria Romana.** Teil I. (= W. Sieglin, Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, Heft 2.) Leipzig, Eduard Avenarius, 1902. 102 S. 8. Eine Karte. ℳ 8.50.

Austria Romana, Geographisches Lexikon aller zu Römerzeiten genannten Berge, Flüsse, Häfen, Inseln, Länder, Meere, Postorte, Seen, Städte, Strafsen, Völker — das ist es, was uns der Verf. in der Sieglinschen Sammlung vorlegen will. Dieser erste Teil gibt die Einleitung, leider ohne Inhaltsangabe und Unterabteilungen; er beweist aber, dafs der Verf. mit wahrem Bienenfleifse gesammelt hat und dafs das ausstehende Lexikon ein standard work sein wird, aus dem man über Österreich-Ungarn zur Römerzeit Unmasse Stoff schöpfen kann; es soll ca. 1500 Namen für über 1000 Objekte enthalten.

P. gibt zunächst eine topographische Übersicht über die römischen Provinzen und ihre Nachbarländer, soweit sie für die Austria Romana in Betracht kommen, dann die Orts-, Berg-, Flufs- usw. Namen in den einzelnen Landesteilen und nochmal für die ganze Monarchie und Erläuterungen über die Herkunft der Namen, Mehrnamigkeit u. dgl., was für die Benutzung des Lexikons von Wert ist, ferner eine Zusammenstellung alter und neuer Namen, wo die alte Form mehr oder weniger treu bewahrt ist. Dann bespricht er die Produkte, die uns bei den Alten genannt werden, die gefundenen Kaisermünzen u. dgl., und zählt die lateinischen Namen

auf, die sich nicht bei antiken Schriftstellern, sondern erst im Mittelalter oder bei späteren Latinisten finden.

Von S. 57 an folgt ein Bild der vorrömischen Zeiten von der ältesten metalllosen Urzeit an, soweit es nach den Ergebnissen der prähistorischen Forschung oder nach Hypothesen möglich ist. Die arische Einwanderung läfst er aus Asien (Oxusgegend) erfolgen in das Gebiet der Erstlingsmenschen, die nach der Eiszeit in Österreich angesessen waren. Auch hier gibt P. viel Material, z. B. zählt er sämtliche Höhlen auf, in denen Reste gefunden sind, ebenso die vorzeitlichen Bauwerke, wie Burgwälle, Ringwälle usw., die Fundstätten der Bronze-, Hallstattzeit usw.

Die Karte im Mafsstab von 1 : 1 800 000 gibt eine treffliche Übersicht des ganzen Gebietes; die römischen Strafsenzüge (sichere und unsichere unterschieden) sind eingetragen.

Auf das Erscheinen des Lexikons kann man demnach gespannt sein. Der Verf. wird damit Ehre einlegen.

Oldesloe. **R. Hansen**

239/240) **Martin Schödel**, 1. **Lateinische Schulgrammatik.** Wolfenbüttel, J. Zwifsler. V u. 242 S. 8.

2. **Grammatisch-stilistischer Abrifs** der latein. Sprache für die oberen Gymnasialklassen. Ebenda. IV u. 56 S. 8.

Der Verfasser einer lateinischen Schulgrammatik befindet sich heutzutage in einer schwierigen Lage: er mufs zu vermitteln suchen zwischen einer wissenschaftlich rückständigen, aber durch jahrhundertelange Praxis geheiligten, und einer auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehenden, aber von einflufsreichen pädagogischen Wortführern als für die Schule unbrauchbar bezeichneten Betrachtungsweise der sprachlichen Erscheinungen. Schödel hat, wie fast jede Seite seiner Grammatik zeigt, das Problem in seiner ganzen Tiefe erfafst und redlich mit ihm gerungen; er hat auch den für die Schule wichtigsten Grundgedanken der modernen wissenschaftlichen Grammatik: dafs nämlich die syntaktischen Erscheinungen grofsenteils erst durch die historische Betrachtung der Formenlehre ihre befriedigende Erklärung finden, richtig erkannt und deshalb nicht nur „mancherlei aus der Syntax in die Wortlehre hinübergenommen“, sondern auch die syntaktischen Abschnitte fleifsig mit Notizen aus der historischen Formenlehre gespickt; aber er hat sich durch die Rücksicht teils auf die Bedürfnisse der Anfänger, teils auf die „jetzige

Strömung", welche derartigen Neuerungen „nicht günstig zu sein" scheine, leider bestimmen lassen, „bei der Darstellung der Deklination und Konjugation" selbst „von einer mehr wissenschaftlichen Behandlungsweise abzusehen". Hätte er sich klargemacht, einmal, dafs der heutige Sextaner seine paar Paradigmata und Regeln fast durchgängig aus dem grammatischen Anhange seines Übungsbuches lernt, und zwar einfach deshalb, weil ihn auch eine rein empirisch-statistische Grammatik durch die in ihr angeführten Ausnahmen verwirren würde, anderseits, dafs Leute wie Cauer und Waldeck, an deren höhnische Ausfälle gegen die historische Behandlung der Formenlehre (vgl. dazu das Vorwort meiner „Grundzüge einer genetischen Schulgr. der lat. Spr., in zwölf Lehrproben entwickelt", Halle a. S. 1903) er bei seiner oben angeführten Bemerkung zu denken scheint, nur dadurch zu Autoritäten geworden sind, dafs sie der zur Zeit ihres ersten Auftretens herrschenden Tagesmeinung in vielfacher Beziehung zu trotzen wagten, so würde er bei seiner überall zutage tretenden Sachkenntnis und peinlichen Akribie sicher imstande gewesen sein, seinem durchaus brauchbaren, aber — grofsenteils infolge der erwähnten Inkonsequenz — an einer Überfülle kleingedruckter Fufsnoten und Anmerkungen laborierenden Werke durch organischere Verwertung des in demselben mitgeteilten wissenschaftlichen Materials einen noch einheitlicheren und präziseren Charakter zu verleihen und es dadurch nicht nur wissenschaftlich und hygienisch vollkommener, sondern auch pädagogisch wirksamer zu gestalten. Besonders der Verbesserung bedürftig erscheint mir aufser dem Abschnitt über die Partizipialkonstruktionen, in welchem er den nicht nur für die Praxis, sondern auch für die logische Auffassung so überaus wichtigen Unterschied zwischen Participium conjunctum und Ablativus absolutus eher zu verwischen als hervorzuheben bestrebt scheint, in der vorliegenden Fassung seiner Grammatik die Darstellung des Ablativus; hier hat er sich nämlich — trotzdem er den eigentlichen Ablativus völlig richtig als Kasus des Ausgangspunktes definiert — durch die unglückseligen Ausdrücke: Abl. separationis und limitationis zur Beibehaltung der hergebrachten Abgrenzung der Unterabteilungen desselben und zur Einreihung des Abl. qualitatis unter die Funktionen des Instrumentalis bestimmen lassen. Dagegen ist aber folgendes zu bemerken: I. Der eigentliche Ablativus steht (entsprechend den beiden Grundbedeutungen der Präposition „von") 1. zur Bezeichnung des **Ausgangspunktes einer Tätigkeit**, und zwar a. des lokalen (Abl. separationis), b. des

kausalen (Abl. causae); 2. zur Bezeichnung des **Ausgangspunktes** einer Beziehung, und zwar a. ohne Attraktion des die Beziehung ev. ausdrückenden Nomens (Abl. limitationis [und comparationis]), b. mit Attraktion des die Beziehung ev. ausdrückenden Nomens (Abl. qualitatis). II. Die Bezeichnungen Abl. separationis und limitationis sind in ihrer wörtlichen Bedeutung falsch und irreführend; sie müssen deshalb entweder vermieden oder ohne Rücksicht auf ihre etymologische Bedeutung (synthetisch, nicht analytisch) definiert werden. — III. Der logische (ursprünglich immer auf den Charakter des dabeistehenden Verbums zurückgehende) Unterschied zwischen den beiden Hauptarten des eigentlichen Ablativus läfst sich vortrefflich durch die beiden Wendungen: Roma discedere und Roma abesse veranschaulichen; der rein formale zwischen den beiden Unterarten der zweiten Hauptart durch die dem Sinne nach völlig gleichen Ausdrücke: vir magnus ingenio und vir magno ingenio. — IV. 1. Der Ablativ bei den Verben des Befreiens und Beraubens ist (trotzdem diese eine Tätigkeit ausdrücken) Abl. limitationis; er erklärt sich daraus, dafs diese Verben von Adjektiven abgeleitet sind, welche mit ihm verbunden werden. 2. Der Ablativ bei den Ausdrücken des Affekts ist (trotzdem sie einen Zustand bezeichnen) Abl. causae; er erklärt sich daraus, dafs diese Wörter, wie z. T. auch durch ihre Form kenntlich wird, im Grunde passivischen Sinn haben, d. h. als Passiva zu Verben der Tätigkeit aufgefafst werden können. — Die zweite oben angeführte Schrift Schödels kann als eine zweckentsprechende, auch neben anderen Grammatiken mit Nutzen zu verwendende Zusammenstellung bezeichnet werden.

Liegnitz. **Carl Willing.**

241) **P. Jacquemart et J.-F. Bois, L'Industrie de nos Jours.** Technologie vulgarisée. Deuxième Edition. Paris, Ch. Delagrave, o. J. X u. 686 S. 8. geb.

Das in zweiter Auflage vorliegende Werk kann kaum als Schulbuch benutzt werden, denn dazu eignet es sich wegen der Fülle des Stoffes wenig, so dafs die Lektüre des ganzen oder auch nur eines gröfseren Teiles dieses Buches in der Schule oder auch als Privatlektüre nicht empfohlen werden kann. Was die Herausgeber beabsichtigen, sagen sie mit den Worten: „Nous nous sommes efforcés de condenser, en quelques centaines de pages, la plus grande partie de l'Industrie moderne, dans un manuel que nous présentons comme étant un vade-mecum de cette

science nouvelle, qui participe de toutes les autres, la Technologie, laquelle, comme l'étymologie de son nom l'indique, est l'étude raisonnée des arts." Sie haben das Werk in sechs Abschnitte eingeteilt: I. Industries extractives, II. Industries préparatoires, III. Industries de l'alimentation, IV. Industries du vêtement et de la toilette, V. Industries du logement et de l'ameublement, VI. Industries satisfaisant aux besoins intellectuels. Hieraus ist im wesentlichen zu ersehen, was die Verfasser in nahezu 300 Nummern darbieten, so dafs sich eine genaue Aufzählung wohl erübrigt.

Wenn nun auch das Buch nicht zur Lektüre an höheren Schulen Deutschlands geeignet erscheint, so ist es doch für die Lehrer des Französischen und besonders für solche an Oberrealschulen, welche in den Oberklassen Stoffe aus den technischen Wissenschaften behandeln, ein willkommenes Hilfsmittel, zumal dann, wenn sie sich bei der Besprechung der französischen Sprache bedienen. Durch das alphabetische Verzeichnis sind sie in stand gesetzt, sofort dem Buche hinreichende Auskunft über ihnen wenig bekannte Punkte der Technologie zu entnehmen und im Unterrichte zu verwerten. Viel Zeit kann dadurch gespart werden. 444 schöne Abbildungen, die zur Belehrung des Unterrichtes vorgezeigt oder zum Teil an der Tafel entworfen werden können, erhöhen den Wert des Buches. Erwähnung verdient noch die vierfache Wiedergabe eines Bildes in Gelb, Rot, Blau und in den natürlichen Farben.

Krefeld. **Friedrich Weyel.**

---

242) **Campagne de 1809.** Aus den „Mémoires" du Général Baron de Marbot. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **P. Steinbach.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. IX u. 127 u. 26 S. 8. ℳ 1.50. Wörterbuch ℳ —.30.

Ich kann mir nicht leicht eine passendere und fesselndere Lektüre für unsere mittleren Klassen denken als diese reizenden Schilderungen einzelner Episoden aus dem Soldatenleben während eines bedeutenden Feldzuges. Sie sind geeignet, Geist und Charakter in gleichem Mafse zu bilden. Sie liefern nicht nur einen trefflichen Stoff zur Besprechung und zur Übung in der Unterhaltung, sondern zeigen auch an verschiedenen Beispielen, was Ruhmesliebe in Verbindung mit Wagemut und Pflichtgefühl zu leisten vermag. — Zwei Skizzen, entworfen von Oberst Strobl über die Schlachten bei Aspern und Wagram, geben ein anschauliches Bild von dem Verlaufe der Kämpfe. Die Anmerkungen enthalten sprach-

liche und sachliche Erläuterungen und berücksichtigen auch hie und da die Aussprache.

Das Büchlein in der bekannten gefälligen Ausstattung der Perthes-Schulausgaben dürfte eine willkommene Bereicherung unserer Schullektüre sein.

Würzburg. **Johannes Jent.**

243) **Karl Manger, Übungsstoffe zur Wiederholung der französischen ungleichmäfsigen Verba.** München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1904. 72 S. 8°. ℳ 1.—.

Die vorliegende Sammlung folgt in der Anordnung der ungleichmäfsigen Verba H. Breymanns Franz. Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien, ist aber zu Wiederholungen auch neben jedem anderen Lehrgang zu benutzen.

In 24 Kapiteln ist eine Fülle von Übungsstoff geboten: zuerst unter A einzelne gutgewählte Formen, wobei der subjonctif nach quoique, afinque, sans que, avant que nicht zu kurz kommt, sodann unter B Einzelsätze, welche wohl meistenteils franz. Schriftstellern entnommen sind. Eine höchst wertvolle Beigabe bilden die zusammenhängenden Übungen am Schlusse: durch sie kann das Studium der ungleichmäfsigen Verben noch einmal vertieft werden.

Der Durchnahme, sei sie nun mündlich oder schriftlich, wird eine Vorbereitung unter Berücksichtigung des Abschnittes „Grammat. Hinweise" und des Wörtersverzeichnisses vorausgehen müssen. Selten vorkommende unregelmäfsige Verba sind mit Recht unberücksichtigt geblieben. Einzufügen wäre für eine neue Ausgabe „s'en aller" und „envoyer". Wir wünschen dem Werkchen weite Verbreitung.

Ettlingen b. Karlsruhe **Fr. Metzger.**

244) **Richard Sievers, Thomas Deloney.** Eine Studie über Balladenliteratur der Shaksperezeit. Nebst Neudruck von Deloney's Roman „Jack of Newbury". [A. u. d. T. Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie herausgeg. von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt, Bd. XXXVI]. Berlin, Mayer & Müller, 1904. VIII u. 244 S. 8. ℳ 6.60.

Diese Studie bildet gewissermafsen eine Fortsetzung zu Langes Ausgabe von Deloney's Gentle Craft (Palaestra XVIII). Schilderte Lange uns

Deloney vornehmlich als Prosaschriftsteller, so versucht Sievers ein Bild des Balladendichters Deloney zu zeichnen. Bis zu welchem Maſse dieser Versuch ein endgültiges Ergebnis darstellt, muſs die weitere Forschung lehren; denn der Verf. ist auf die „sehr schwierige“ Echtheitsfrage, die natürlich viel textkritische Kleinarbeit erfordert hätte, nicht eingegangen. Dafür erhalten wir nach einer kurz und gut orientierenden Einleitung über Deloney's Leben, seine Balladensammlungen und nach Inhaltsangaben seiner drei Prosawerke „Jack of Newbury“, „Gentle Craft“ und „Thomas of Reading“ eine literarhistorische Untersuchung der Balladen, inhaltlich gesondert:

A. Erzählende Balladen (über Zeitereignisse, Stoffe der älteren Geschichte und Stoffe romantischer Herkunft). — B. Lyrische Balladen. a) Humoristische. b) Pathetische). — C. Dialoge. Der Verf. geht dabei in der Weise vor, daſs er bei jeder einzelnen Ballade in dankenswerter Weise die bibliographischen Angaben sorgfältig zusammenstellt, dann eine Inhaltsangabe liefert und hierauf eine Untersuchung nach der Herkunft des Stoffes vornimmt. Über die Inhaltsangaben läſst sich streiten, ich habe mich mit ihnen nicht befreunden können, vor allem nicht mit der manchmal recht ungenieſsbaren äuſseren Form, in der sie gegeben werden. Die Quellenuntersuchung deckt mit sorgfältiger Kritik viele interessante literarische und geschichtliche Beziehungen auf, obgleich es hie und da bei bloſsen Vermutungen bleibt, und liefert in einzelnen Fällen bei Stoffen, die der Weltliteratur angehören, auch einige gesicherte Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte.

Einzelnes bedarf wohl noch einmal einer Nachprüfung. So scheint mir die Quellenfrage der Ballade *"The death and execution of 14 most wicked traitors"* (S. 27 ff.) noch nicht ganz geklärt... Der Verf. vergleicht die Fassung der Ballade mit der in Holinshed's Chronik und schlieſst seine Ausführungen mit der Bemerkung: „Wie gute Beobachter müssen Holinshed und Deloney gewesen sein, da sie so übereinstimmend berichten!“ Diese Bemerkung stimmt jedenfalls in einem Punkte nicht. Die Entdeckung der Verschwörung fällt in den Juli, die Hinrichtung der Verräter auf den 14. und 15. September des Jahres 1586. Nun starb aber Holinshed nach Wood's Zeugnis bereits Ende 1580 und die obige von Sievers Holinshed zugeschriebene Schilderung stammt in Wirklichkeit von John Hooker, den die Verleger nach Holinshed's Tod als Fortsetzer gewonnen hatten. Da nun weiter die Neuauflage der Chronik im Januar

1587 herauskam, also wenige Monate nach diesem Ereignis, so ist bei der übereinstimmenden Darstellung der Chronik und der Ballade auch in auffälligen Einzelheiten die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, dafs Deloney erstere gekannt und benutzt hat. Es hängt die Entscheidung dieser Frage von einem nochmaligen genauen Vergleich und von der Datierung der Ballade ab, wozu Sievers bemerkt: „Das Gedicht erschien zweifellos ganz kurze Zeit nach dem Ereignis.“ Leider läfst sich diese Behauptung bisher nicht auf Tatsachen stützen.

An den literarhistorischen Teil schliefst sich eine Erörterung von Stil und Metrik der Balladen (A. Auswahl des Stoffes. 1. Personen. 2. Begebenheiten. 3. Umgebung. B. Auffassung. C. Aufbau. D. Verskunst. E. Diktion. 1. Appell an die Aufmerksamkeit. 2. Mittel, die Aufmerksamkeit zu befriedigen). Hier wird ein Rückblick auf die Geschichte der Ballade in England (Volksballade, Kunstballade, Strafsenballade) geboten und Deloney's Stellung und Bedeutung mit historischem Sinn und unter Beachtung sprachlicher Faktoren gewürdigt.

Einen dauernden Wert verleiht dem Buche der im Anhange (S. 147 bis 244) folgende Abdruck von Deloney's „Jack of Newbury“ nach der alten Ausgabe von 1630, der bisher so gut wie unzugänglich war, da Halliwell seine Ausgabe (nach dem Drucke von 1633) nur in 26 Exemplaren drucken liefs. — Das Deutsch der Abhandlung läfst mehrfach viel zu wünschen übrig. So heifst es z. B. S. 76: „An dem Tag wurden viele Witwen und Waisen gemacht, Jack aber kam nie wieder nach Haus, in Leder wurde er gehüllt“ und besonders hübsch auf S. 79: „Es erscheint angebracht, den Inhalt dieses Berichtes hier wiederzugeben, da er als Ergänzung zum Verständnis unserer Balladen, die — so umfangreich sie auch ist — doch recht flüchtig gearbeitet ist, unumgänglich nötig ist.“ (!) Leider mangelt es unseren Philologen noch immer vielfach am Gefühl und an der Befähigung für einen guten deutschen Stil, obgleich sie darin allen anderen vorangehen sollten.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

345) **D. Nichol Smith, M. A. Eighteenth Century, Essays on Shakespeare.** Glasgow, James Mac Lehose and Sons, Publishers to the University, 1903. LXIII u. 358 S. gr. 8. 7 s. 6 d.

Verf. will einen Überblick über die Würdigung Shakespeares im 18. Jahrh. geben und tritt vor allem der Meinung entgegen, dafs das

18. Jahrh. dem grofsen Dichter nicht gerecht geworden sei. Er weist darauf hin, dafs die neue Kritik schon vor Coleridge und Hazlitt einsetzt, also im dritten Viertel des 18. Jahrh. Die Anspielungen im „Spectator" oder die Essays im „Guardian" und „Censor" müfsten sich an ein Publikum gewandt haben, das Shakespeare kannte. Danach wäre die Ansicht, als ob Coleridge durch seine „Lectures on Shakespeare" seinen Landsleuten zuerst die wahre Gröfse des Dichters zum Bewufstsein gebracht habe, hinfällig. Aber damit bringt der Verf. nichts Neues; alles das ist längst bekannt. Die neun Essays, auf die er seine Ansicht stützt, sind gröfstenteils mehr als einmal abgedruckt worden und haben bei dem heutigen Stande der Shakespeareforschung mit einer Ausnahme nur noch historisches Interesse. Immerhin müssen Fleifs und Sorgfalt des Verf.s, sowie liebevolle Vertiefung in die gestellte Aufgabe anerkannt werden. Die neun Essays sind folgende: 1. Nicholas Rowe, Some Account of the Life etc., of Mr. William Shakespear. 1709. 2. John Dennis, An Essay on the Genius and Writings of Shakespear. 1711. 3. Alexander Pope, Preface to Edition of Sh. 1725. 4. Lewis Theobald, desgl. 1733. 5. Sir Thomas Hanmer, desgl. 1744. 6. William Warburton, desgl. 1747. 7. Samuel Johnson, desgl. 1765. 8. Richard Farmer, Essay on the Learning of Sh. 1767. 9. Maurice Morgann, Essay on the Dramatic Character of Sir John Falstaff 1777. Dieser letztere Essay handelte eigentlich nur von John Falstaff, "who has become the most perfect comic character that perhaps ever was exhibited", aber der Hauptgegenstand war die Kunst des Dichters selbst, findet daher auch hier seinen Platz.

Das Interesse, das die Zeit von Dryden bis Coleridge an Shakespeare nahm, läfst sich unter vier Gesichtspunkte, wie der Verf. ausführt, zusammenfassen, die mit mehr oder weniger Geschick in den neun Essays behandelt sind: 1) Man betrachtet den Dichter, wie er die Aristotelischen Regeln von Raum und Zeit vernachlässigt; 2) man befafst sich mit der Frage nach dem Umfange seiner gelehrten Bildung; 3) nach der Textbehandlung; 4) man bewundert ihn als unvergleichlichen Charakterdarsteller.

Der Account von Rowe wurde nach des Verf.s Ausdruck die "Standard Biography" während des 18. Jahrh., abgedruckt von Pope, Johnson, Steevens, Malone u. a. Nicholas Rowe hat das doppelte Verdienst, der erste Herausgeber der Dramen Sh.s zu sein und zuerst den Versuch einer kritischen Ausgabe und Lebensbeschreibung gemacht zu haben (übrigens mit

Benutzung von Angaben Betterton's († 1710) und von handschriftl. Aufzeichnungen John Aubrey's, abgedruckt in Delius' Sh.-Ausgabe, Bd. II, S. 803).

John Dennis sagt begeistert von Shakespeare: "One may say of him as they did of Homer, that he had none to imitate, and is himself inimitable." Dieser Essay enthält viel Anregendes. Von Interesse ist besonders die Behandlung der Frage, ob Sh. die Alten kannte oder nicht. Dafs er wenig Latein und noch weniger Griechisch kannte, ist die Annahme, die zuerst von Ben Jonson, Sh.s Freunde, aufgestellt ist. Dennis geht noch weiter und sucht an den Verwechselungen und Anachronismen in der Tragödie „Troylus and Cressida" oder den Römerdramen nachzuweisen, dafs er unmöglich griechische und römische Autoren gekannt haben könnte. Merkwürdig ist allerdings die Verbindung Hektor mit Aristoteles; Alexander der Grofse mit Coriolanus; aus Volumnia, der Gemahlin des Coriolanus, macht Sh. die Mutter usw. Auffallend ist es auch, dafs sich der Dichter Charaktere wie Ödipus, Antigone, Iphigenia, Medea entgehen liefs, wenn man seine Kenntnis der Alten annehmen will. Die Annahme jedoch, dafs der Charakter von Julius Cäsar anders ausgefallen wäre, wenn Sh. die lateinischen Autoren Sallust oder Cicero gekannt hätte, erscheint gewagt.

Alexander Pope würdigt seinen grofsen Vorgänger in schönster Weise, wenn er sagt: "The Poetry of Shakespeare was Inspiration indeed. He is not so much an Imitator, as an Instrument, of Nature, and 'tis not so just to say that he speaks from her, as that she speaks thro' him." Aber sonst ist die Bearbeitung Sh.s von Al. Pope ohne Belang; er steht erheblich zurück hinter dem von ihm bitter gehafsten Theobald.

Unter den folgenden Essayisten ist Samuel Johnson bei weitem der bedeutendste. Er ist der erste gewesen, der nachwies, dafs Shakespeare North's Übersetzung des Plutarch benutzt habe. Er verteidigt Sh.s Freiheit, sich über Zeit und Raum hinwegzusetzen. Shakespeare kann nicht daran gedacht haben, dafs seine Werke seine Zeit überlebten. Daher trug er auch kein Bedenken, dieselben Scherze in vielen Dialogen zu wiederholen. Wenn seine Dramen aufgeführt waren, war sein Interesse daran zu Ende. Um den Druck oder die Veröffentlichung kümmerte er sich nicht. Die meisten Dramen erschienen bekanntlich erst sieben Jahre nach seinem Tode, und die wenigen, die zu seinen Lebzeiten erschienen, wurden wahrscheinlich ohne seine Kenntnis veröffentlicht.

Von diesem vielseitigen Gelehrten, der für die englische Sprachgeschichte des 18. Jahrhunderts noch besonders berühmt ist durch sein "Dictionary of the English Language", sagt Verf. mit Recht: „Wir können die früheren Sh.-Ausgaben vernachlässigen, aber niemals die von Johnson. Wo auch immer eine schwierige Frage durch gesunden Menschenverstand gelöst werden kann, werden wir niemals seine Ansichten veraltet finden. Was ihn besonders auszeichnet, ist scharfsinnige Forschung."

Düsseldorf. **H. Emeoke.**

---

246) **H. Knocke, English Commercial Correspondence.** Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1903. XLIV u. 92 S. 8. geb. ℳ 2.25.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil enthält: Models of Letters, Envelopes, Postcards and Wrappers; the Alphabet in English Handwriting; Capital Letters; Syllabication; Punctuation; Alphabetical List of Abbreviations; Money, Weights, and Measures; Pronunciation; Hints on correct Writing. Die beiden letzten Abschnitte über Aussprache und Schreibung hätten ruhig wegbleiben können; in ihrer jetzigen Fassung sind sie von geringem Nutzen. Der zweite Teil bringt zuerst 50 Musterbriefe und dann 150 Briefe, welche die verschiedensten Geschäftsvorfälle behandeln und lediglich nach der Schwierigkeit geordnet sind. Diese Anordnung ist mit Rücksicht auf den Gang des Unterrichts gewählt worden. Das Buch soll nämlich in erster Linie dem Unterricht in der ersten Abteilung der Höheren Handelsschule zu Hannover, an der der Verf. als hauptamtlicher Fachlehrer wirkt, zugrunde gelegt werden. Während die Musterbriefe für die schriftliche Bearbeitung bestimmt sind, sollen die übrigen Briefe mündlich behandelt werden. Der Verf. hofft, dafs auf diese Weise die Schüler Gewandtheit im Lesen und Verstehen auch schwierigerer Briefe erlangen und sich einen gröfseren Wortschatz kaufmännischer Fachausdrücke aneignen werden. Ich vermisse Übungsaufgaben, bei deren Bearbeitung das aus den Musterbriefen Erlernte angewendet werden kann. Als Ergänzung zu dieser englischen Handelskorrespondenz hat der Verf. im gleichen Verlage ein Wörterverzeichnis herausgegeben unter dem Titel: English-German Phraseological Vocabulary. A Supplement to English Commercial Correspondence. 1904. 71 S. ℳ 1.—.

Bochum. **M. Steffen.**

247) **S. Gräfenberg** und **Antonio Paz y Mélia, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache.** 2 Kurse zu je 18 Briefen, nebst 6 Beilagen. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1902—1903. 827 S. Preis des Gesamtwerkes ℳ 27. —.

Über das jetzt fertig vorliegende Unterrichtswerk läfst sich dasselbe günstige Urteil fällen, wie über den Ph. Rdsch., Jahrg. 1903, Nr. 1 besprochenen ersten Brief: Es ist ein gründlich gearbeitetes Lehrbuch, dem sich der Lernende unbedingt anvertrauen kann und das ihn in der Kenntnis des Spanischen soweit fördert, wie es bei Selbststudium überhaupt denkbar ist.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Teile: Der erste Kursus macht den Schüler mit den Erscheinungen der herkömmlichen Elementargrammatik bekannt, teils systematisch, teils im Anschlufs an Lesestücke, wogegen der zweite Kursus die eigentliche Syntax erhält. Die Darstellung läfst an Klarheit nichts zu wünschen übrig, vor allem dadurch, dafs alle Regeln durch gut gewählte Beispiele erläutert und in passenden Übungssätzen sogleich eingeübt werden. Überaus wohltuend berührt die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der der Lernende bei jedem Schritt vorwärts geführt wird. Man hat das beruhigende Gefühl, dafs der Lehrer, wenn auch unsichtbar, dahintersteht. Von Nutzen sind auch die zahlreichen Winke und Ermunterungen, die dem Unsicheren auf den richtigen Weg helfen sollen und den Verzagenden zu neuer Kraftentfaltung anspornen sollen. Dadurch ist natürlich die Darstellung etwas breit geworden, und das vorzüglich gedruckte Werk, ohne die 6 Beilagen, auf den gewaltigen Umfang von 827 Seiten angeschwollen.

Neben der Grammatik lernt der Schüler aber auch die Sprache und ihre wichtigsten Bausteine, den Wortschatz, an zusammenhängenden Stücken kennen. Es sind dazu einige passende Abschnitte von Valdés, Briones, Alarcón, J. Valera (Pepita Jimenez), P. Galdós (Gloria) und ein kleines Lustspiel von Vital Aza gewählt worden. Gerade auf die Pflege des Wortschatzes ist in besonderen Zusammenstellungen ein Hauptnachdruck gelegt worden, und dem Schüler wird so ein überaus reichliches Sprachmaterial zugeführt. Die Übung im mündlichen Ausdruck soll aufser durch das Lesen und Übersetzen noch durch Fragen über das Gelesene und durch mannigfache, den besten Gesprächsbüchern entnommene Stücke gefördert werden. Hier bleibt natürlich eine empfindliche Lücke be-

stehen, die erst durch den praktischen Gebrauch ausgefüllt werden mufs, aber wohl vorbereitet, mufs man sagen, geht der Schüler dem entgegen.

Die 6 Beilagen bringen ein Wiederholungsheft, einen Schreibhelfer, der dem Schüler die mechanische Arbeit abnehmen soll, eine Konjugationstabelle, eine Sammlung von Hispanismen, Bemerkungen über den spanischen Briefstiel und einen Abrifs der spanischen Literaturgeschichte.

Bremen. **W. Röhrs.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 15. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

248) **Constantin Ritter, Platons Dialoge.** Inhaltsdarstellungen der Schriften des späteren Alters. Stuttgart, Kohlhammer, 1903. 219 S. 8. ℳ 4.50.

In bescheidenem Gewand bietet der Verf. die Frucht eines aufserordentlich tief eindringenden Studiums, das er den schwierigsten Platonischen Dialogen gewidmet hat, dem Parmenides, Sophistes und Politikos, sowie dem Philebos, Timäos und dem Kritiasfragment: es ist eine dem Gedankengang des Originals sich genau anschliefsende Analyse des Inhalts dieser Dialoge, auf verhältnismäfsig engen Raum zusammengedrängt, wie sie dem Verf. nur auf Grund seiner völligen Vertrautheit mit Platon möglich war. Mit grofser Umsicht und peinlicher Sorgfalt werden die einzelnen Fäden der verwickelten Platonischen Gedankengänge einerseits blofsgelegt und isoliert, anderseits durch alle Verbindungen hindurch, in

die sie mit den anderen Gesichtspunkten gebracht sind, verfolgt. So werden mit Hilfe der bis ins einzelnste durchgeführten Dispositionen und steter Rückverweisungen auf die schon erledigten Beziehungspunkte dem Leser die Handhaben gegeben, um sich auch in einem so unentwirrbaren Labyrinth, als welches sich der Parmenides zunächst darstellt, zurechtzufinden; ein sehr wertvolles Hilfsmittel für diesen Zweck sind die beigegebenen tabellarischen Übersichten über die Antithesen im Parmenides, über die Begriffseinteilungen im Sophistos und Politikos und über die Gliederung des Philebos. Ein eingehendes Sachregister ermöglicht eine rasche und vollständige Vergegenwärtigung des Gedankengehalts und der Anschauungen, die in den genannten Dialogen verarbeitet sind.

Cannstatt. **Th. Klett.**

249) **The Oedipus Coloneus of Sophocles** with a commentary abridged from the large edition of **Richard C. Jebb, by E. S. Shuckburgh.** Cambridge, at the university press, 1900. London, J. C. Clay & Sons. LII u. 298 S. 8. geb. 4 sh.

Wie der Titel sagt, ist das vorliegende Buch keine selbständige Bearbeitung des Sophokleischen Ödipus auf Kolonus, sondern lediglich eine nach bestimmten Grundsätzen gekürzte Wiedergabe der diesbezüglichen Veröffentlichungen R. C. Jebbs. Während der mit kritischen Fufsnoten versehene griechische Text unverändert aus Jebbs kleiner Gesamtausgabe des Sophokles (The text of the seven plays, Cambridge 1897) herübergenommen wurde, stammen die Einleitung und der Kommentar aus dessen grofser Einzelausgabe des Ödipus (Sophokles, the plays and fragments. Part. II), deren dritte Auflage im Jahre 1900 erschien. Überall finden sich hier Jebbs eigene Worte; Shuckburgh hat die Sätze nicht geändert, sondern nur all das eliminiert, was seinem Zweck nicht diente. Die Stellen, wo er selbständig vorging, sind verschwindend; hie und da fügte er kleine Zusätze bei, indem er aus Jebbs Übersetzung des Stückes, die einen Teil der grofsen Ausgabe bildet und die in diesem Buche fehlt, die eine und andere Wendung zur Erklärung heranzog. Wie Shuckburgh im einzelnen seinen Auszug gestaltete und welchen Zweck er mit dieser Ausgabe verfolgt, darüber gibt er in der „Preface“ Auskunft: „Erörterungen über textkritische Fragen habe ich beibehalten, sobald sie mir absolut notwendig zu sein schienen, sei's in grammatischer Hinsicht, sei's inbezug auf die Entwickelung der Fabel; im übrigen richtete ich mein Haupt-

angenmerk darauf, nicbts wegzulassen, was dem Studiereuden einen klaren Begriff geben kann von dem Schauplatz der Haudlung, von dem Znsammenhang, welcher zwiscben den einzelnen Partien bestebt, von der Art, wie Sophokles der Sage dramatische Situationen entlockte nnd wie er die Charaktere seiner Personen auffafste.“ Wenn ich einerseits betonen mufs, dafs Shuckburgh die sicb gestellte Aufgabe in einer vorzüglicben und aufserordentlich exakten Weise löste und ein brauchbares, einheitliches Werk lieferte, so vermag ich anderseits die Notwendigkeit dieser Ausgabe nicht recbt einzusehen. Denn der Studierende, welcher sich eingehend mit dem Ödipns auf Kolonus befafst, wird nach wie vor zur grofsen Ansgabe Jebbs greifen, und für den, der sich nur im allgemeinen mit dem Stück vertraut machen will, bietet Sbuckburgh noch zu viel Details. Weit erheblicher als der sachliche ist der Preisunterschied zwischen den beiden Büchern, indem Jebbs Band auf 12 s. 60 p. nnd Shuckbnrghs Anszug auf nur 4 s. zu stehen kommt. Die Ausstattung und der Druck verdienen hohes Lob.

Die grofsen Vorzüge der in jeder Hinsicht selbständig nnd vorurteilsfrei gearbeiteten Sophoklesansgaben von Jebb sind bekannt: er gibt nicht nur einen solid-konservativen Text, sondern leistet anch als feinsinniger grammatiscb-ästhetischer Erklärer Hervorragendes, oft geradezu Mustergültiges. Auf Einzelheiten einzngehen ist hier nicht der Ort, da diese Anzeige nicht über die Arbeit Jebbs, sondern nur über diejenige seines „arrangers and epitomators“ Shuckburgb Bericht zn erstatten hat.

Winterthur. **Rudolf Hunziker.**

---

250) **W. M. Lindsay, Ancient Editions of Plautus.** St. Andrews University Publications No. III. Oxford, James Parker & Co., 1904. 152 S. 8. 2 sh. 6.

Die vorliegende Abhandlung ist, wie namentlich das Schlnfskapitel zeigt, in der Hanptsache gegen Leos Konstruktion der plautinischen Textgeschichte (Plantin. Forsch. Kap. 1) gerichtet. Wie bekannt, sind uns die Komödien des Plautns in zwei Rezensionen erhalten, deren eine im Ambrosianns, deren andere in den sogen. palatinischen Handschr. (zu denen der nur ans teilweiser Kollation bekannte Codex Turnebi hinzukommt) ihre Vertreter hat. Beide Rezensionen bat man (z. B. Seyffert) auf eine ‘editio variorum’ als Quelle zurückgeführt, da sie neben starken und charakteristischen Differenzen doch auch vieles gemeinsam baben, besonders eine Anzahl

Fehler und Verderbnisse. Leos Lehre ist nun, dafs unsere Überlieferung zurückzuführen sei auf eine vom Grammatiker Probus veranstaltete Ausgabe der plautinischen Komödien, die durch ihn gesammelt und nach äufserst konservativer Methode bearbeitet wurden, so dafs uns der Text wie er zur Zeit des Probus war, verwahrlost in verschiedener Hinsicht, nicht aber der wirkliche Plautustext, erhalten ist, den Probus vielleicht noch hätte gewinnen können, wir dagegen nicht mehr. Wenn diese Probustheorie schon an sich auf mancherlei Bedenken stöfst (vgl. Berl. philol. Wochenschr. 1896, 235 ff.), so ist nach Lindsays Meinung (s. S. 147 f.) besonders die für die Textkritik daraus gezogene Konsequenz bedenklich.

Ich will nun in Kürze Lindsays Ansicht zusammenfassen, um dann noch auf ein paar einzelne Punkte einzugehen. Nach Lindsay existierten im Altertum zwei Plautusausgaben, die eine ('genuine text') wohl eine Grammatikerausgabe aus der Zeit, da die plautinischen Komödien ein Hauptgegenstand gelehrter Forschungen waren, — sie ist es auch, auf die die Zitate bei Glossographen und Grammatikern (Varro, Verrius Flaccus und ihren Benutzern) zurückgehen —; in der Zeit, wo das plautinische Lustspiel eine Nachblüte erlebte, war ein Teil der Stücke, die beliebtesten und zugkräftigsten, neu bearbeitet worden, eine ganze Anzahl Stellen waren — meist um zu kürzen — durch andere Fassungen ersetzt und der Text modernisiert worden, was im einzelnen wieder Umstellungen, Änderung des Metrums u. a. zur Folge hatte. So war neben den alten Text ein neuer Bühnentext ('revival text') getreten, und beide Fassungen liefen nebeneinander her, jedoch nicht ohne im Laufe der Zeit sich gegenseitig zu beeinflussen: Lesarten und ganze Partien der einen Rezension wurden auf den Rand von Handschr. der anderen übertragen und drangen von da bei weiterer Abschrift in den Text, setzten sich neben die alte Fassung oder verdrängten sie teilweise oder ganz. Auf diese Weise ging die Reinheit der beiden Textformen verloren und es entstanden eine Art Mischtexte, jedoch nicht bis zu dem Grade, dafs der ursprüngliche Charakter der beiden Ausgaben völlig verwischt worden wäre. Er ist demzufolge auch noch kenntlich in unseren beiden Überlieferungen, indem der Ambrosianus im Kerne die ältere Grammatikerausgabe darstellt, während die Palatini in der Hauptsache als Vertreter des jüngeren Bühnentextes angesehen werden dürfen. Daraus ergibt sich für die Behandlung des Plautustextes, dafs, wo *AP* übereinstimmen, wir die 'ipsa verba' des Dichters vor uns zu haben annehmen dürfen, vorausgesetzt, dafs kein An-

lafs vorliegt an eine sehr alte Korruptel, an Verdrängung des echten Wortlautes durch Glosseme oder Grammatikerkonjekturen oder an solche Fehler der Überlieferung zu denken, die in beiden Ausgaben nicht unabhängig voneinander eintreten konnten; dagegen ist da, wo *A* und *P* für sich gehen oder nur ein Zweig der Tradition vorliegt, der Kritik ein gröfserer Spielraum gelassen (Lindsay S. 111 u. 116).

Eine Eigentümlichkeit der älteren Gelehrtenausgabe bildet die Beigabe von Didaskalien, wie wir sie zu einigen Stücken in *A* finden; anderseits ist die jüngere Ausgabe mit akrostichischen Argumenten versehen worden, die uns allein in *P* begegnen [1]). Die nicht akrostichischen Argumente finden sich teils in *A* (von 2. Hand), teils in *P*, aber nicht zu denselben Stücken; da sie in letzter Handschriftengruppe teils vor, teils hinter den akrostichischen stehen, sind sie wohl vom Rande in den Text gedrungen und folglich von Haus aus keiner der beiden Ausgaben eigen. Gegen einen einzigen Verfasser spricht die ungleiche Länge der einzelnen Argumente. — Die Szenenüberschriften waren ursprünglich in beiden Ausgaben in gleicher Gestalt vorhanden: da man die eine der beiden Zeilen vom Rubrikator ausfüllen liefs, ist uns in *A* die Rollenangabe verloren gegangen, weil das Rot bei der Wiederbenutzung des Pergamentes abgewaschen wurde; in *P* ist zu irgendeiner Zeit die Ausfüllung der roten Zeile (hier der ersten, also umgekehrt wie bei *A*) unterblieben, so dafs nur die Rollenbezeichnungen übrig waren, die Namen dagegen sind späterhin mit Hilfe des Textes ergänzt und daher nicht alten Ursprunges. Eine frühere Vermutung, dafs die Szenenüberschriften aus einem illustrierten Kodex stammen möchten, nimmt Lindsay jetzt zurück (S. 86 m. Anm.)[2]). — Zu der Annahme einer dritten Rezension in den Plautuszitaten bei Nonius liegt keine Veranlassung vor; die betreffenden Stellen stimmen, soweit sie aus einer der beiden Plautushandschriften des Nonius kommen, fast durchgängig mit *P* überein, dagegen haben wir es in den übrigen Fällen mit indirekten Zitaten aus Glossarien und grammatischen Schriften zu tun, die, soweit sie überhaupt genau und zuverlässig sind, naturgemäfs vielfach mit *A* gehen.

1) Wenn Lindsay S. 87 als einzigen zeitlichen Anhaltspunkt aus den Scholien zu Ter. Andr. III, 5, 4 im Donatkommentar die Zeit des Donatus als terminus ante quem für die Abfassung der akrost Argumente bezeichnet, so ist übersehen, dafs es sich offenbar um ein Zusatzscholion (s. m. Ausgabe) handelt, das also noch jünger ist als Donat. Die betr. Argumente sind aber gewifs viel älter.

2) Eine Untersuchung dieser Frage stellt J. C. Watson in Aussicht (Harv. Stud. XIV, 170 f.).

Auf die übrigen von Lindsay erörterten Punkte will ich hier nicht weiter eingehen, obwohl manches, wie z. B. seine Stellung zur Hiatfrage (gegen Birt und Leo), nicht unwichtig ist. Der Kern seiner Untersuchungen liegt darin, dafs die von Leo aufgerissene Überlieferungslücke zwischen der varronischen und der probianischen Zeit wieder geschlossen und die Tradition wenigstens des ambrosianischen Textes bis in die Zeit der Republik zurückgeführt wird. Anders liegt die Sache bei der zweiten Ausgabe, die den Text der Retractatio enthält, hier bleibt vieles unklar, wie auch Lindsay selbst (S. 146) zugibt; er scheint der Ansicht zuzuneigen, dafs eine im 2. Jahrh. n. Chr. veranstaltete 'Editio variorum' (hier berührt sich L.'s Ansicht einigermafsen mit der Leos) die Quelle der palatinischen Rezension geworden sei, aber nach welchem Prinzip und mit welchen Hilfsmitteln sie hergestellt sei, darüber läfst er sich nicht genauer aus. Ein Vorzug der Lindsayschen Arbeit, der aber zugleich eine Schwäche derselben andeutet, liegt darin, dafs öfter auf Fragen hingewiesen wird, die noch der Erledigung harren (so z. B. S. 99, 115, 122, 141, 142 in den Anm.); solange nicht das ganze Material nach allen Seiten gründlich durchgearbeitet ist, wird man sich eben mit mehr oder minder wahrscheinlichen Hypothesen behelfen müssen, und hierbei mag immerhin zugegeben werden, dafs die von Lindsay aufgestellte einiges vor der Leos voraus hat. Ein Mangel der Arbeit mufs noch erwähnt werden, das ist die aufserordentlich geringe Anführung der älteren Plautusliteratur; wer diese nicht ganz genau kennt und die einzelnen Stellen im Kopfe hat, der kann oft lange suchen, gegen wen sich diese oder jene Bemerkung richtet, wie es auch nicht gerade bequem ist fest zustellen, was Lindsay wirklich Neues bringt. Ich vermisse vor allen Dingen den Hinweis darauf, dafs Lindsay dieselbe Lehre mit denselben Beispielen und vielfach denselben Worten bereits zweimal öffentlich vor getragen hat, nämlich einmal in der Einleitung seiner Ausgabe der Captivi (London 1900) und im American Journal of Philology XXI, 23—37, wo ein Aufsatz mit dem Titel 'The two Recensions of Plautus, *A* and P^A' steht, als dessen Erweiterung die besprochene Abhandlung angesehen werden kann.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

251) **Fr. Fröhlich, Die Glaubwürdigkeit Cäsars** in seinem Berichte über den Feldzug gegen die Helvetier, 58 v. Chr. Mit vier Plänen. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1903. 39 S. 4. ℳ 1.60.

Vor einiger Zeit schien es, als ob es für die Schweizer Ehrensache sei nachzuweisen, daſs die Helvetier nicht von Cäsar, wie dieser erzählt, besiegt worden seien, sondern ihn vielmehr besiegt hätten. Es kam vor, daſs sie es förmlich als Beleidigung empfanden, wenn man ihren Beweisen keinen Glauben beimaſs. Da ist es denn erfreulich, daſs ein Schweizer Gelehrter, und zwar einer, der sich als genauer Kenner der geschichtlichen Verhältnisse zu Cäsars Zeit schon lange ausgewiesen hat, seinen Landsleuten entgegentritt. Er behandelt zwar nicht den ganzen Feldzug gegen die Helvetier, aber die wichtigsten Punkte, nämlich die Auswanderung der Helvetier; die Bevölkerung und Ausdehnung Helvetiens; Cäsar und die Helvetier an der Rhone bei Genf; „Schlug Cäsar oder Labienus die Tiguriner an der Saône?"; die Schlacht bei Bibrakte.

Die Beherrschung der einschlägigen Literatur ist bei Fröhlich selbstverständlich, darf aber doch gerühmt werden. Seine Fähigkeit, sich in die zu schildernde Lage hineinzuversetzen ist ebensogroſs, wie seine Kritik besonnen und überzeugend. Sein Hauptergebnis ist: „Die beiden Haupttatsachen, die Auswanderung des helvetischen Volkes und seiner Verbündeten, sowie der Sieg Cäsars bei Bibrakte, sind wahr und historisch beglaubigt. Andere Ereignisse, wie die an der Rhone und Saône, sind mindestens sehr wahrscheinlich." Auch wer nicht an Cäsars Glaubwürdigkeit zweifelt, wird wohl tun, das Schriftchen zu lesen, weil ihm vieles sehr lebensvoll geschildert wird, was er doch sich selbst von vornherein nicht so vorgestellt hat. Besonders lehrreich ist der Abschnitt über Bibrakte, wo es wahrscheinlich gemacht wird, daſs Oberst Stoffel bei falscher Erklärung von latus apertum das Schlachtfeld falsch angesetzt hat und vielmehr dem Obersten Bircher zu folgen ist, von dem eine Studie über den Kampf bei Bibrakte erwartet werden darf. — Die Richtigkeit der Berechnung des trinundinum S. 13 dürfte anzuzweifeln sein.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

252) **E. G. Harman, Studies from Attic Drama.** London, Smith, Elder & Co., 1904. 172 S. 8. geb. 5 sh.

Der Verf. bietet unter diesem Titel zuerst eine englische Übertragung von Äschylus' Agamemnon, die er für weitere Kreise be-

stimmt hat. Für Dialog und Chorpartien hat er durchgehends als Metrum den Blank Verse gewählt. Die Übersetzung schließt sich im allgemeinen eng an das Original an, doch werden gelegentlich im Interesse des besseren sprachlichen Ausdrucks freiere Umschreibungen angewendet; außerdem ist in der Schlußpartie der Text etwas gekürzt worden. Der Hauptsache nach folgt Harman bei seiner Übertragung der kritischen Ausgabe und Übersetzung Verrall's.

Den zweiten Teil des Buches bildet eine Nachdichtung der Euripideischen Alkestis. Der Verf. bemerkt zu derselben folgendes: „The author of this play is under an obligation, which he desires to acknowledge, to M. Georges Rivollet, whose play *Alkestis* he had the great pleasure of witnessing in Paris in 1900, at the Comédie Française. The author has borrowed some stage devices, and some thoughts and expressions, from that play, but he desires to say that, subject to this, the two plays are distinct, both in sentiment and construction. In its main features the present play follows the drama of Euripides throughout."

Die beiden Stücke lesen sich in der Form, welche Harman ihnen gegeben hat, recht angenehm, und wir können sein Buch deshalb den Freunden des antiken Dramas empfehlen. Auf ein Besprechen von Einzelheiten müssen wir hier verzichten.

253) **Franciscus Weihrich, Sancti Aureli Augustini De consensu evangelistarum** libri quatuor. Recensuit et commentario critico instruxit (F. W.). = Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum editum consilio et impensis acad. litt. Caes. Vindobonensis vol. XXXXIII. Vindobonae, F. Tempski; Lipsiae, G. Freytag, MDCCCCIIII. XXXI u. 467 S. 8. ℳ 15.—.

Die vorliegende Ausgabe Weihrichs reiht sich den bisher in der Wiener Sammlung erschienenen Bänden der Gesamtausgabe des großen Kirchenschriftstellers würdig an. Für Philologen hat der Band insofern noch ein besonderes Interesse, als sich Augustin im ersten Buche des Consensus ev. in sehr eingehender Weise mit den Autoren der klassischen Literatur beschäftigt, namentlich mit den griechischen Philosophen. Der Herausg. hat die in Betracht kommenden zahlreichen Handschr. sehr genau, wie es scheint, verglichen, die wichtigeren sogar zweimal, und alsdann in vier Rangklassen geordnet. Zur Herstellung des Textes kommt

man in der Regel mit dem Material der ersten Klasse aus; jedenfalls genügt überall die Variantenliste der Codices, und man braucht zu Konjekturen so gut wie gar nicht zu greifen. Es sind mir im ganzen nur zwei Stellen begegnet, an denen eigene Vermutungen eingesetzt sind: 320, 8 indu*unt* (für indu*tum* der Hndschr.), ohne Not, und 328, 25 *sedebat* mit Engelbrecht (für *sedere* B resp. *sederat* oder *sedit* der anderen Codd.): ein recht bescheidenes Ergebnis, das ebensosehr die Brauchbarkeit der Überlieferung als die besonnene Methode des Herausgebers bezeugt. Über manche Entscheidung des Herausgebers kann man verschieden urteilen, der Hauptleistung Weihrichs wird damit kein Abbruch getan. Um unser Interesse an der Sache zu betätigen, lassen wir einige Punkte, die wir beim Durchlesen notierten, folgen. 42, 5 bietet Weihrich humilata omni *superba* altitudine, quae etc. Da B^1N^1L *superbia* überliefern, so würde sich dies beibehalten lassen, wenn man, was doch sehr nahe liegt, *humilata omni superbia altitudine*⟨que⟩ quae etc. herstellt. — Mit der Aufnahme von *benedicta tu inter mulieribus* 101, 23 hat der Herausg. wohl nicht das rechte getroffen. Aus der ersten Klasse der Handschr. haben nur B^2W diese Fassung, die besonders in der zweiten Klasse beglaubigt ist, B^1 hat *inter in* mulieribus; *inter* mulieres die vierte Klasse, *in mulieribus* einige der ersten. Auffallend ist nun allerdings die Hartnäckigkeit, mit der *inter* in allen handschriftl. Gruppen erscheint, sogar in den Varianten einer Parallelstelle 95, 13 (*inter* neben *in*); aber ebenso auffallend ist es, wenn der klassisch gebildete Augustin eine so barbarische Fassung der lateinischen Bibel (Luk. 1, 28) zitieren und gewissermafsen weiter festlegen soll. Ich vermute, dafs der konfuse Zustand der varia lectio seinen Ursprung in folgender Originalfassung hat, die demnach herzustellen wäre: benedicta tu *ter in* mulieribus; hiermit ist alles aus der Überlieferung gerettet und nichts hinzugefügt. — 106, 15 u. 16 gibt man, da es sich um den bekannten Stenerzensus handelt, wohl korrekter *di*scriberetur und *di*scriptio (descr. Weihrich mit den besten Handschriften und den meisten Ausgaben), da die Codd. i und e je ständig verwechseln. — 158, 18 und schon früher 13, 16 werden dem Augustin die Formen *fraglare* für *flagrare* zugewiesen. Die Handschriften der ersten Klasse schwanken zwischen beiden Schreibungen, von denen wir die erste wohl den lateinischen Bibeltexten zumuten können, nicht aber dem Ciceronianer Augustin, wie an diesen beiden Stellen. — 172, 14 mufs *ipsa* wieder gestrichen werden, da die ganze erste Klasse der Codd. das Wort nicht hat. In gleicher Konsequenz möchten wir

172, 18 *dixit* für ait geben und streichen 178, 13 *aliquid* und 178, 17 *apertius* wieder. — 180, 6 ergibt sich aus den Vorlagen *esset* und *possit* doch wohl die Korrektur *esse posset*. — 183, 17. Beim Schwanken zwischen *spiritu* und *in spiritu* entscheiden wir uns nach den griech. Codd. Sin. u Cant. für *in* spiritu. — 186, 21 für *ideo de* mit der ersten Klasse. — 187, 17 u. 191, 22 darf dem Augustin auf Grund nur einer Handschrift, welche die vulgärlateinischen Spuren ihrer Zeit trägt, nicht die Form contr*a*versia zugeschrieben werden. — 189, 16 sind wir gegen *enim*, desgleichen 193, 20 nach facillimum gegen *est*. — 194, 19. Im Kommentar ist vor *filius* die Zahl 19 statt 20 zu schreiben (Druckversehen). — 210, 19 mit BRTD *ex* (für ab). — 212, 21/2 ist *eum respondisse* (nicht *ei* und ohne *dominum*) die wahrscheinlichste Lesart. — 227, 11. Mit der Lesart *secus* müfste doch wohl *via* (nicht via*m*) gegeben werden, sonst lieber *iuxta viam*. — 250, 27 *amen amen* mit BRT. — Wenn 251, 17 in gazophylac*ium* misit gelesen wird, sollte es auch 251, 4 misit . . . in gazophylac*ium* (-cio Weihrich) heifsen. — 255, 3 bleibt *dixerunt* (dixerint Weihrich). — Wie 258, 14 ist Z. 10 in *Bethania* zu schreiben. — 331, 1 hat *dimittere* bessere Gewähr als *dimittendi* (W.), zumal das entsprechende *crucifigere* (330, 22) vorangeht. — Den Schlufs des Bandes machen drei Indices aus, 1) index scriptorum, 2) i. nominum et rerum, 3) i. synopticus; durch diese Beihilfen, die ein sehr reichliches Material bieten, wird der Wert der guten Ausgabe aufserordentlich erhöht.

E. L.

---

254) **Karl Hadaczek, Der Ohrschmuck der Griechen und Etrusker.** (Abhandlungen des Archäologisch-Epigraphischen Seminars der Universität Wien herausgegeben von E. Bormann und E. Reisch. XIV. Heft. Neue Folge I. Heft.) Mit 157 Abbildungen. Wien, A. Hölder, 1903. 84 S. 8. ℳ 5.20.

Wenn für die Anzeige von Spezialarbeiten zur antiken Kleinkunst in dieser Zeitschrift nur wenig Raum sein kann, so soll doch der Fortschritt in der wissenschaftlichen Behandlung auch dieser etwas abseits liegenden Teile des archäologischen Arbeitsfeldes, wie ihn die vorliegende Schrift zeigt, freudig anerkannt werden. Sonst pflegte man, wenn auch oft mit grofsem Aufwand von Gelehrsamkeit, einzelne Kunstgegenstände gesondert zu untersuchen, Zweck und Form zu bestimmen, diese aus jenen zu verstehen und abzuleiten, von einem Verhältnis der Erzeugnisse der Klein-

kunst zur grofsen Kunst war nicht die Rede. Diesen Fehler hat Hadaczek glücklich vermieden und durch Beachtung der Formen der grofsen Kunst einen sicheren Boden für die Chronologie der Schmucksachen gewonnen. Diesem Vorzug gegenüber, der Hadaczeks Arbeit vor vielen seiner Vorgänger auszeichnet, ist es nicht von Belang, dafs der Verf. bei der Sammlung des Materials für seine Studie auf die Autopsie des Britischen Museums und der Ermitage hat verrichten müssen; die unausgesetzte Auffindung neuer Schätze antiker Kunst enthebt ihn so wie so nicht der Mühe einer späteren Durchsicht und Ergänzung der hier vorgelegten Ergebnisse. Da mögen dann etwa übergangene wesentliche Formen nachgetragen werden. Vorläufig befriedigt das Gebotene durchaus. Von dem troischen und mykenischen Kulturkreis ausgehend, dem die Gehänge in Körhchen- oder in Kahnform angehören, hespricht Verf. den Ohrschmuck der altgriechischen Zeit (Scheibchen, Ringe, Halbmonde) und der klassischen Periode (figürlichen und ringförmigen Schmuck), schliefslich in gesonderten Kapiteln die etruskischen Ohrschmuckformen und die griechischen Schmucktypen auf etruskischem Boden. Ein sorgfältiger Nachweis der Werke, denen die Illustrationen entnommen sind, schliefst die Schrift ab, die auf jeder Seite den Fleifs und die Gewissenhaftigkeit des Verf. bekundet und seinen archäologischen Fähigkeiten das heste Zeugnis ausstellt.

Bremen. **L. Koch.**

---

255) **Carl Darling Buck, A Grammar of Oscan and Umbrian.** With a Collection of Inscriptions and a Glossary. Boston U. S. A., Ginn et Company, 1904. XVI u. 352 S. 8.

Seinen beiden früheren Arbeiten auf dem Gebiete der altitalischen Dialektkunde „Der Vokalismus der oskischen Sprache (Leipzig 1892)“ und „The Oscan-Umbrian Verb-system“ (in „Studies of Classical Philology, University of Chicago“ Vol. I, 1895), die ich in der österreichischen Gymnasialzeitschrift Jahrg. 1892, S. 996—999 und 1896, S. 144—145, gebührender Würdigung unterzogen habe, hat der bekannte amerikanische Sprachforscher jetzt die in der Überschrift dieses Artikels namhaft gemachte Grammatik des oskischen und umbrischen Dialektes folgen lassen und dadurch diesen Studien einen vortrefflichen Dienst geleistet. Denn wenn auch R. v. Plantas rühmlichst bekannte „Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte“ (Bd. I, 1892; II, 1896) das 'standard work' auf diesem Sprachgebiete bleiben wird, so ist doch das Studium dieses um-

fangreichen Buches für den Anfänger nicht wohl zu bewältigen. Durch Bucks Grammatik ist ein allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes Handbuch zur Einführung in die Kenntnis dieser beiden Dialekte geschaffen, ein vollkommen verläſslicher Führer auf einem Gebiete, das trotz eifriger Arbeit in den letzten drei Lustren — man denke an Bronisch, Brugmann, Buck, Conway, v. Planta — noch manches Dunkle und Rätselhafte aufweist, dessen Aufhellung und Entwirrung vielleicht niemals gelingen wird.

Die vorliegende Grammatik umfaſst folgende einzelne Teile. In einer Einleitung (S. 1—21) wird über Völker und Sprachen des alten Italien gehandelt, wobei das Etruskische ausdrücklich als nichtindogermanisch bezeichnet wird, sodann werden die Einteilung der italischen Dialekte, die äuſsere Geschichte der oskischen und umbrischen Sprache, ihre gemeinsamen und individuellen Besonderheiten vorgeführt und über Lehnwörter in beiden Sprachen gehandelt. Es folgen die Lautlehre (S. 22—112) mit einer sehr praktischen 'Summary of the Oscan and Umbrian Sounds' am Schlusse, Flexionslehre (S. 113—181), Wortbildungslehre und Wortzusammensetzung (S. 182—194), Syntax (S. 195—224). An die Grammatik schlieſst sich eine Sammlung der Inschriften beider Dialekte mit lateinischer, zum Teil auch englischer Übersetzung und einem knappen, sehr zweckentsprechenden Kommentar (S. 226—310) und 'Glossary and Index' (S. 311—352). Beigegeben sind auf vier Tafeln Abbildungen der Inschrift an dem Hause des Pansa, einer der Jovilae-Weiheinschriften, der Nische mit den oskischen Inschriften in dem Museum in Neapel [1]), die sehr sauber ausgeführten Faksimiles der oskischen Inschrift Zvetaieff Nr. 4, der tabula Bantina, einer iguvinischen Tafel (V b) und ein Kärtchen von Mittelitalien, auf welchem die Fundorte der in Betracht kommenden Inschriften unterstrichen erscheinen.

Über die hohe Bedeutung der vorliegenden Erscheinung habe ich bereits oben in kurzer Charakterisierung die gebührende Würdigung ausgesprochen, doch sei nochmals an dieser Stelle hervorgehoben, daſs sich unsere Grammatik ebensosehr durch Vollständigkeit als auch durch Exaktheit der Darstellung im einzelnen auszeichnet. Die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft ist zur Aufhellung dunkler Erscheinungen auf dem oskisch-umbrischen Sprachgebiete nur in dem notwendigen Maſse herangezogen, so daſs auch bei solchen Kapiteln, wo ein Abschweifen von

1) Zu bedauern ist, daſs man von den Inschriften selbst soviel wie nichts sieht.

dem enger umgrenzten Dialektgebiet sehr naheliegend war, wie z. B. bei der Vokalabstufung (S. 62—65), strenge Beschränkung auf das unmittelbar darzustellende Gebiet stattgefunden hat. Die Texte der Inschriften sind sorgfältig revidiert, wie man aus dem Vergleich mit v. Planta und Conway (The Italic Dialects, 2 vols., Cambridge 1897) ersieht. Auch Übersetzung und Erklärung weisen gar manchen Fortschritt auf, und es verdient somit diese Grammatik in jeder Beziehung unsere vollste Anerkennung und den Dank der Sprachwissenschaft [1]).

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

256) **Wilh. Sigm. Teuffel, Lateinische Stilübungen.** Aus seinem Nachlasse herausgegeben von **Sigm. Teuffel.** 2. Aufl., bearbeitet von **C. John.** Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1903. VIII u. 147 S. 8. ℳ 3.60.

Teuffels „Stilübungen", die von dem Sohne des feinen Sprachkenners herausgegeben waren, haben seit ihrem Erscheinen im Jahre 1887 verdiente Verbreitung gefunden und viel Nutzen gestiftet. Sie sind nicht für die Schule bestimmt, sondern wollen als Hilfsmittel für das eigentliche Studium der Sprache dienen. Das Charakteristische Teuffelscher Übersetzungskunst ist die scharfe und unzweideutige, zugleich erschöpfende Wiedergabe des Gedankens (dies die Hauptsache!) in geschmackvoller Form ohne gesuchte Eleganz, auch ohne unbedingtes Anlehnen an den besten Sprachgebrauch, Eigentümlichkeiten, die auch in der neuen Bearbeitung überall hervortreten; auch wo Änderungen gegenüber der früheren Auflage vorgenommen sind, bekundet sich der erfahrene Latinist. Hauptsächlich kommt es dem Verfasser und dem Bearbeiter darauf an, dem Geiste der Sprache in jeder Hinsicht gerecht zu werden und hierfür zu üben; daher Beobachtung der äufseren Verknüpfung der Gedanken, die die moderne Sprache gern vernachlässigt, Vertauschung von Bildern mit solchen, die der lateinischen Sprache geläufig sind oder Abschwächung des deutschen bildlichen Ausdrucks, Wiedergabe des abstrakten Gedankens in konkreter

1) Ich benutze die Gelegenheit, um auf eine zwar dem oskisch-umbrischen Sprachgebiete fernliegende, aber im allgemeinen höchst interessante Veröffentlichung desselben Autors aufmerksam zu machen, die unter dem Titel 'A Sketch of the linguistic Conditions of Chicago' im VI. Bande der 'Decennal Publications' der 'University of Chicago' im Jahre 1903 erschienen ist und einen höchst belehrenden Einblick in die sprachlichen Verhältnisse dieser zu den polyglottesten zählenden amerikanischen Stadt gewährt.

Fassung, der direkten Rede in indirekter u. dgl. m. Danach erhellt schon, dafs die zur Übersetzung gewählten Stücke nicht von vornherein für ihren Zweck bestimmt waren oder dazu zurechtgemacht sind, sondern Verf. hat sie aus Werken der hervorragendsten neueren deutschen Schriftsteller und zwar der besten Stilisten entnommen: wir finden Abschnitte aus den Geschichtswerken von Mommsen, Curtius, Schwegler, Peter, aus Universitätsreden, Aufsätze von O. Jahn, Ihering, Schnaade, G. Freytag, auch ein und das andere Stück aus Goethes „Dichtung und Wahrheit", aus einer Rede Bismarcks u. s. f. Die 80 Aufgaben bieten also den mannigfaltigsten Gedankenstoff und die mannigfaltigste Gelegenheit den lateinischen Stil zu üben. Für den Übenden ist die Benutzung des Buches dadurch bequem gemacht, dafs der deutsche Text jedesmal auf der linken Seite, die Übersetzung rechts gegenübersteht. Die zahlreichen Anmerkungen (S. 102—147) enthalten nur wenig Belege aus Schriftstellern oder Hinweise auf Nägelsbach u. a., zum weitaus gröfsten Teil bringen sie andere Wendungen der Übersetzung neben den im Text stehenden und rühren meist von Teuffel selbst her. — Es ist zu hoffen und zu wünschen, dafs das Buch von Studierenden zur Übung und Weiterbildung recht fleifsig benutzt werde; auch dem Lateinlehrer wird es zu eigenem Gebrauch willkommen sein.

Hanau. **O. Wackermann.**

257) **Sammlung von deutschen Übungsstücken zum Übersetzen in das Lateinische.** Heft 2: **M. Deiter,** Übungen zum Übersetzen im Anschlufs an Ciceros Reden pro Roscio Amerino und De imperio Cn. Pompei. 18 S. 8. ℳ —.40.— Heft 3: im Anschlufs an Ciceros Tusculanen I und V. 18 S. 8. ℳ —.40. — Heft 4: im Anschlufs an Titus Livius. Buch XXII. 22 S. 8. ℳ —.40. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Goedel, 1904.

Die Hefte bilden die Fortsetzung der in Heft 1 von Lehmann bearbeiteten Übungen im Anschlufs an Ciceros vier Reden gegen Catilina. Die Bearbeitung des Textes ist, entsprechend den Vorschriften der Lehrpläne, so gehalten, dafs ihre Übertragung als selbständige Leistung gelten kann und die Aufgabe keine blofse Gedächtnisübung darstellt. Die Schwierigkeit ist der Klassenstufe, auf der die Vorlagen benutzt werden sollen, angemessen. Am deutschen Ausdruck ist wenig auszusetzen, nur hie und

da hat die Rücksicht auf die Übertragung in die Fremdsprache ihn etwas steif werden lassen. Heft 2, S. 3, Z. 2 v. u. dürfte wohl besser lauten: „Dafs dies nicht geschehe, flehe ich zu den unsterblichen Göttern ... und bitte inständigst, mich ... zu unterstützen.“ — Die Ausdrucksweisen 2, 6, 17 v. o. „sich nicht nur durch Waffen, sondern auch durch Klugheit“, etwa für „im Waffenhandwerk“; — 2, 11, 3 v. o. „eine Angelegenheit des Staates verteidigen“ etwa für „das Interesse des Staates vertreten“ halte ich für nicht gelungen. — Dahin gehört auch: 3, 11, 15 v. o. „den besten Zustand des Lebens auffinden“; ebenso 4, 15, 14 v. u. „Kniekehlen abhieben“ (poplites caedentes). — Den Schülern für ihre häuslichen Arbeiten die Hefte in die Hand zu geben, daran hindert meines Erachtens — abgesehen etwa von Heft 4 — der geringe Umfang des gebotenen Übersetzungsstoffes, der kaum als Unterlage bei der jeweiligen Lektüre ausreicht. Auf die Mifsstände, die sich ergeben, wenn man genötigt ist, beim Lesen desselben Schriftstellers im nächsten oder einem der nächsten Jahre denselben Übersetzungsstoff vorzulegen, brauche ich nicht aufmerksam zu machen. Für die mündlichen Übersetzungen aber im Unterricht selbst sind die Hefte in der Hand des Lehrers ein brauchbares Hilfsmittel.

Schleiz (Reufs). **Walther Böhme.**

---

258) **Richard Waddington, La Guerre de Sept ans.** Histoire diplomatique et militaire. Paris, Librairie de Paris (Firmin-Didot et Cie). Tome II, 488 u. III S., tome III, 549 S. gr. 8.

Nachdem von Richard Waddingtons diplomatischer und militärischer Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1899 der erste Band erschienen war, enthaltend die Anfänge des Krieges von 1756—1757, Les Débuts, liegt nun nach fünfjähriger emsiger Arbeit die Fortsetzung dieses grofsangelegten Werkes in zwei weiteren stattlichen Bänden vor uns. Sie enthalten die Ereignisse der Jahre 1758 und 1759, welche durch die Namen „Créfeld et Zorndorf“ und „Minden-Kunersdorf-Québec“ genugsam angedeutet sind, und führen uns sowohl über die Schlachtfelder Deutschlands, die der Verf. selbst besucht hat, auf das Meer und an die Seen und Flüsse Kanadas sowie in die Ebenen Indiens als auch durch die vielverschlungenen Pfade der Diplomatie an den meisten Höfen Europas. Die Art der Darstellung ist dieselbe wie im ersten Bande. Sie beruht hauptsächlich wieder auf den fleifsigen Arbeiten in den französischen, englischen, österreichischen und deutschen Staatsarchiven, auf den Be-

richten, Tagebüchern und Briefen von Offizieren aus dem Kriegslager, von Fürsten und Staatsmännern der Zeit, die der Verf. von dort, aus Bibliotheken und Veröffentlichungen entnommen oder die ihm von privater Hand zur Verfügung gestellt worden. Und wiederum werden diese Zeugen und Zeugnisse der bewegten Zeit geschickt benutzt, um durch Einfügung ihrer Beschreibungen, Berichte und Urteile dem Werke die frische Gegenwärtigkeit zu geben, welche an der Waddingtonschen Geschichte des Siebenjährigen Krieges ein Hauptvorzug ist. Genaue Karten und Pläne der wichtigsten Belagerungen und Hauptschlachten, im ganzen zwölf, zum Teil Erzeugnisse jener Zeit, erhöhen die Anschaulichkeit der Darstellung.

Die immer noch im Flufs befindliche Erörterung über Ursprung, Verlauf und Gründe des grofsen Krieges im allgemeinen und einzelner Begebenheiten im besonderen wird durch des Verf.s diplomatische und militärische Geschichte neuen Stoff und neues Licht erhalten. Wir wünschen, dafs es dem ernsten und vorurteilslosen Geschichtsforscher vergönnt sein möge, das Werk seines Lebensabends — Waddington ist 66 Jahre alt — in gleicher Gediegenheit zu Ende zu führen.

Halberstadt. **Otto Arndt.**

---

259) **Charles Chabot, La Pédagogie au Lycée.** Notes de Voyage sur les Séminaires de Gymnase en Allemagne. Paris, Armand Colin, 1903. 121 S. 8. 1 fr. 60 c.

Man geht zurzeit in Frankreich mit der Absicht um, eine Einrichtung zu treffen, die unseren Gymnasialseminaren entspricht. Damit für diese die bei uns gemachten Erfahrungen mit verwertet werden können, hat Herr Chabot, Professor der Erziehungslehre an der Universität Lyon, verschiedene Seminare in Berlin, das der Klinger-Oberrealschule zu Frankfurt a. M., das zu Göttingen, das der Franckeschen Stiftungen zu Halle, von den nicht-preufsischen Anstalten die zu Jena, Leipzig (König Alberts-Gymnasium), Karlsruhe, München (Wilhelms-Gymnasium) und Regensburg (Altes Gymnasium) besucht. Fast ausnahmslos hat er freundliches Entgegenkommen gefunden, und man hat ihm willig mitgeteilt, was er zu wissen wünschte. Seine Beobachtungen, ganz offen und doch taktvoll ausgesprochen auch, wo er Namen nennt, sind auch für den deutschen Leser in hohem Mafse lehrreich, schon deshalb, weil sie zeigen, dafs nicht nur in den verschiedenen Staaten, sondern auch innerhalb Preufsens die einzelnen Seminare sich unter dem Einflufs selbständiger Charaktere durchaus

eigenartig entwickelt haben. Es ist sehr zu hoffen, dafs diese Freiheit als berecbtigt anerkannt bleibt, auch wenn eine längere Erfahrnng den Regierungen die Möglichkeit bestimmterer allgemeiner Vorschriften nahe-legen sollte. Chabot selber weifs mit besonnenem Urteil und feinem Geschmack sehr wohl zu unterscheiden, was als allgemein gültig ohne weiteres auch auf französische Verhältnisse übertragbar wäre, und was nur in nationalen, lokalen und persönlichen Verhältnissen begründet ist. Wir dürfen mit Genugtunng hervorheben, dafs er in Deutschland fast überall frische Regsamkeit wahrgenommen hat und dafs nur ganz vereinzelt aus seiner diskreten Wiedergabe ein anmafslicher Schulmeisterton herausklingt.

Dem Schulwesen Frankreichs wird vortrefflich gedient sein, wenn die ruhig erwogenen Ansichten Chabots allseitig Gehör finden.

Sondershausen. **A. Funck.**

---

260) **F. Le Bourgeois, Notions de Correspondance commerciale.** À l'usage des écoles et des maisons de commerce, avec des exemples et des exercices facilitant l'étude personnelle. D'après J. Wenzely (Chemnitz) Unterricht in deutscher Handelskorrespondenz remanié et augmenté. Leipzig, Carl Ernst Poeschel, 1904. VIII u. 212 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Die Verlagsbncbbandlnng hat das Buch als 15. Band ihrer Sammlung kaufmännischer Unterrichtswerke für Schulen, Kontore nnd zur Selbstbelehrung erscheinen lassen. Es ist eine freie Übersetzung und teilweise freie, französischen Verhältnissen angepafste Bearbeitnng des 2. Bandes derselben Sammlung: Wenzely, Deutsche Handelskorrespondenz. Auf eine das Wesentlichste über den Geschäftsbrief behandelnde Einleitung folgen in 20 Kapiteln die verschiedenen Arten von Geschäftsbriefen, wobei vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten wird. Die Anordnnng in den einzelnen Kapiteln ist die gleiche. Nach allgemeinen Bemerkungen über die betreffende Briefart werden mehrere Musterbriefe gegeben. Daran schliefsen sich Übnngen, d. h. Angaben in französischer Sprache, nach denen ähnliche Geschäftsbriefe abznfassen sind. Erfreulicherweise ist die Zahl dieser Übnngen nicht klein ausgefallen. Den Schlnfs bildet ein vorwiegend die geschäftlichen Ausdrücke enthaltendes Wörterverzeichnis. Beigegeben ist eine kleine, aber übersichtliche Karte von Frankreich ohne Gebirgszeichnnng, aber mit Angabe der wichtigsten Eisenbahnlinien und der Departements. Das Buch hat den grofsen Vorzug, dafs es von einem gebildeten

Franzosen bearbeitet worden ist. Für den Anfangsunterricht erscheint es mir zu schwer, dagegen wird es in den oberen Klassen höherer Handelsschulen und beim Selbstunterricht weiter Fortgeschrittener sich als ein recht brauchbares Hilfsmittel erweisen.

Bochum. **M. Steffen.**

261) **Otto Henk, Die Frage in der altenglischen Dichtung.** Eine syntaktische Studie. [A. u. d. T. Kieler Studien zur englischen Philologie herausgeg. von F. Holthausen, Heft 5.] Heidelberg, Carl Winter, 1904. IV u. 111 S. 8. ℳ 2.80.

Die Geschichte der syntaktischen Forschung, besonders im Englischen, hat gezeigt, dafs in den meisten Fällen vorläufig mehr erreicht wird, wenn man ein Kapitel der Syntax durch einen gröfseren Zeitabschnitt hindurch verfolgt als wenn die gesamte Syntax eines einzelnen Denkmals oder mehrerer Werke eines Verfassers nach dem landläufigen Schema abgehandelt wird. Solange wir nicht erheblich mehr von der Geschichte der englischen Syntax wissen als zurzeit, kommt es darauf an, das allgemein gültige festzulegen und von solchen gesicherten Resultaten aus später Besonderheiten eines einzelnen Denkmals oder Schriftstellers zu beurteilen. Von diesem richtigen Gesichtspunkt geht auch die vorliegende Arbeit aus, die einen Längsschnitt durch die Periode des Altenglischen vornimmt und die Frage zunächst in der altenglischen Dichtung untersucht, eine Ergänzung für die altenglische Prosa jedoch erfreulicherweise in Aussicht stellt. Gute Methode, kritischer Sinn und Beherrschung der einschlägigen Literatur sind an der Abhandlung zu loben. Anerkennung verdient auch, dafs der Verf. überall in die Tiefe zu gehen bemüht ist, indem er nicht rein deskriptiv verfährt, sondern historisch-erklärend und hierbei auch psychologische Momente zur Geltung kommen läfst.

Der Inhalt bietet im ersten Kapitel die Arten der Frage, im zweiten den Modus in der Frage; im dritten wird dankenswerterweise die Wortstellung, ein bisher stets vernachlässigtes Gebiet in der englischen Syntax, behandelt. Tabellen ermöglichen eine schnelle Übersicht.

Über einzelne Behauptungen läfst sich streiten. So darüber, ob die Sätze mit *hwaeper* (S. 7) wirklich als elliptische Doppelfragen anzusehen sind. In der Annahme von Ellipsen müssen wir sehr vorsichtig sein. Viele sogen. Ellipsen erklären sich auf andere Weise und viele wird erst die weitere Forschung als Scheinellipsen erweisen können, da die Schwierig-

keit darin liegt, jede einzelne Erscheinungsform bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. Und bei dem verbleibenden Rest von Ellipsen handelt es sich dann noch weiter um die Frage, ob überhaupt eine Wort- oder Satzellipse oder nicht vielmehr eine Gedankenellipse vorliegt, eine Frage, die über das Gebiet des rein sprachlichen weit hinausführt.

Im „Literaturverzeichnis" ist mir nicht recht verständlich, wozu der Verf. das Buch von Kimball (nicht Kimbal, wie er schreibt) The structure of the English sentence, New York 1902, benutzt hat; es ist lediglich für Schulzwecke bestimmt. Vermifst habe ich dagegen die drei Programmabhandlungen von A. Verrou, Münster 1877—1879, wozu die Kritik von H. Isaac, Herrigs Archiv 67, 213 ff., zu vergleichen ist. Gleichzeitig mit des Verf.s Abhandlung erschienen noch der Aufsatz von J. Ellinger, Zur Stellung des Adverbs und der adverbialen Bestimmung usw. E St 33, 95 ff. und eine neue Untersuchung von A. Dahlstedt, The word-order of the Ancren Riwle with special reference to the word-order in Anglo-Saxon and modern English. Sundsvall 1903. Eine Berichtigung von kleineren Fehlern hat F. Holthausen, angl. Beibl. 15, 191 f. gegeben.

Berlin **Heinrich Spies.**

---

262) **Palgrave's Golden Treasury of Songs and Lyrics.** Book Third (XVIIIth Century). Edited with Notes by **J. H. Fowler.** London, Macmillan & Co., 1903. XIII u. 161 S., Globe 8. (Macmillan's English Classics.) geb. 2 s. 6 d.

Die Golden Treasury of Song and Lyrics, welche Francis Palgrave im Jahre 1861 herausgab, gilt mit Recht als eine der besten englischen Anthologieen. W. J. Courthope bezeichnete sie in seiner Oxforder Antrittsvorlesung als ein "work of Greek beauty, which will always remain as a monument of the critical refinement and the large sympathy of my predecessor". Die Sammlung zerfällt bekanntlich in vier Abteilungen, von denen die erste (the book of Shakespeare) die Zeit bis etwa 1616, die zweite (the book of Milton) die Periode bis 1700, die dritte (the book of Gray) das 18. Jahrh. und die vierte (the book of Wordsworth) die erste Hälfte des 19. Jahrh. umfafst. Fowler hat bereits die zweite und die vierte Abteilung neu mit Anmerkungen herausgegeben. Der vorliegende dritte Teil enthält eine kurze Vorrede F.s, einen Neudruck von Palgrave's Vorwort zu der ganzen Sammlung, sachliche und sprachliche Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten, ein

Glossar der vorkommenden schottischen Wörter und noch drei andere Indices. Die Anmerkungen, welche auch das Metrum berücksichtigen und vielfach auf beachtenswerte Parallelstellen aus anderen Literaturdenkmälern verweisen, sind mit Sorgfalt und Sachkenntnis gearbeitet und wohl geeignet, den Leser zu einem gründlichen Verständnis der Gedichte zu führen. Das Buch kann auch an deutschen Unterrichtsanstalten mit Nutzen gebraucht werden. **-b-.**

---

263) **Henry Bradley, The Making of English.** London, Macmillan & Co., 1904. VIII u. 245 S. 8. geb. 4 s. 6 d.

Bradley's kleines Buch über den Werdegang der englischen Sprache, dessen Erscheinen durch Krankheit des Verf.s um mehrere Jahre verzögert worden ist, wendet sich an die weiten Kreise der dem englischen Sprachgebiet angehörenden Gebildeten. Sein Zweck ist „to give to educated readers unversed in philology some notion of the causes that have produced the excellences and defects of modern English as an instrument of expression". Von den sechs Kapiteln, in welche das Buch zerfällt, behandelt das erste, einleitende, die hauptsächlichsten Übereinstimmungen und Verschiedenheiten des Englischen und des Deutschen und gibt eine kurze Charakteristik des Angelsächsischen; das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Entwickelung der englischen Grammatik, das dritte mit den Entlehnungen aus anderen Sprachen, das vierte mit Wortbildung, das fünfte mit Bedeutungsänderungen, und das letzte („Some Makers of English") mit historischen Nachweisen über das erste Vorkommen von Wörtern und Phrasen bei bestimmten Autoren. — Bradley hat es verstanden, seinen Stoff in sehr anziehender Weise darzustellen; das reiche Material, welches er auf Grund seiner lexikographischen Tätigkeit als Mitherausgeber des Oxforder Wörterbuchs überschaut, hat es ihm auch ermöglicht, überall sehr geeignete und treffende Beispiele für seine Betrachtungen aufzufinden. Sein Buch ist jedenfalls nicht nur für Allgemeingebildete, sondern auch für Anglisten von Fach eine sehr anregende und in vielen Punkten lehrreiche Lektüre. — Von Einzelheiten möchten wir hier die folgenden zur Sprache bringen. S. 13 konnte wohl auch auf das *no* vor Komparativen (*no longer, no more*) und in *whether — or no* hingewiesen werden. — Für das auf S. 42 besprochene Fortleben der Plurale *men, teeth, geese, mice, lice, oxen* ist vielleicht auch der Umstand von Bedeutung gewesen, dafs diese Wörter (und *lice* hat früher davon wohl keine

Ausnahme gemacht!) dem alltäglichsten Sprachgut angehören. So haben sich auch bei dem Verbum substantivum, bei der Komparation der Begriffe gut, schlecht, grofs, klein, viel, wenig, sowie bei den Fürwörtern in sehr vielen Sprachen ganz unregelmäfsige Formen, ja völlig heterogene Wortstämme nebeneinander behauptet, weil die Häufigkeit des Gebrauches Mifsverständnisse ausschlofs und zu Ausgleichungsbestrebungen gewissermafsen gar nicht Zeit liefs. — Interessant sind Bradley's Bemerkungen über das attributive Substantiv auf S. 63 ff., sehr klar auch die über das Perfektum auf S. 67. — Die Fufsnote zu S. 71, welche über den Gebrauch von *to do* bei *to have* handelt, sei hier wörtlich angeführt: "With regard to this verb", heifst es, "there has been developed a convenient distinction in usage which seems to be in danger of being lost. The use of the auxiliary *do* is correct in English only when *have* expresses something occasional or habitual, not when the object is a permanent possession or attribute. It is permissible to say 'Do you have breakfast at eight?' or 'We do not have many visitors'; but not 'Does she have blue eyes?' or 'He did not have a good character'. Many American writers violate this rule, and the faulty use appears to be gaining ground in England." — Ganz unbedingt unterschreiben wir den auf S. 106 f. zu lesenden Angriff gegen pedantische und übertriebene Sprachreinigung. Wo die Ausmerzung von Fremdwörtern zur Begriffsverarmung führt oder feinsinnige Stilfärbungen unmöglich macht, ist sie in jeder Hinsicht vom Übel. Mit den entsprechenden Einschränkungen lassen sich Bradley's Bemerkungen auch auf das Deutsche anwenden. — Recht lesenswert sind ferner die Abschnitte über Wortkomposition (S. 111 f., namentlich S. 118 ff.), über Wortableitung (S. 128 f., besonders S. 132), über die verschiedenen Möglichkeiten der Auffassung eines Wortes (S. 185), über to *wear* (S. 189) und auf S. 202 die Bemerkungen über den Gefühlston, welcher den Wörtern *great* und *little* anzuhaften pflegt. — Zu S. 152, wo von dem buchstabenmäfsigen Lesen gewisser Abkürzungen die Rede ist, kann auch noch als eine Art umgekehrter Vorgang die Schreibung *the L* für die New Yorker *Elevated Railway* und an *IOU* verglichen werden. Manchmal wird auch eine Reihe von Anfangsbuchstaben nach der gewöhnlichen Leseweise als ein Wort aufgefafst. So sagen in einem westfälischen Dorfe die Bauern von einem Verstorbenen *„hei is rips"*, weil auf allen Grabsteinen ihres Kirchhofs die Buchstaben R. I. P. S. (= requiescat in pace sempiterna) angebracht werden. — Die auf S. 163

von Bradley nur vermuteten Analogien zu der Bedeutungsentwickelung von *fast* und *fine* existieren tatsächlich im Deutschen; unser *fein* wird genau ebenso gebraucht, wie das englische *fine*, und wie bei *fast*, hat bei unserem *fix* das Vorstellungselement der stetigen und kräftigen Anstrengung zu ähnlichen Begriffsverschiebungen geführt; das Wort bedeutet zunächst (seiner Ableitung von *fixus* gemäfs) fest, unbeweglich: fixes Gehalt, fixe Idee; sodann kräftig, leistungsfähig, rüstig (vom Körper und vom Geist), gewandt, und schliefslich flink, schnell: ein fixer strammer (= strammer) Junge, ein fixes (= kräftiges) Mädchen (beides häufig in bremischen Geburtsanzeigen), ein fixer Kerl (= a smart fellow), eine klein fixe (= rüstige, flinke, leistungsfähige) Frau (volkstümlich-bremisch), mach' fix! (be quick!), komm mal fix (= schnell) her! (siehe Muret-Sanders). Das Substantiv Fixigkeit bedeutet wohl nur „Flinkheit, Schnelligkeit". Weitere Analogien findet man bei Kluge unter geschwind und bald. — Zu *chest* auf S. 171 kann das deutsche Wort Brustkasten verglichen werden, zu *smite* auf S. 176 deutsch schmeifsen.— Auf S. 193 scheint der Verf. nicht an das Vorhandensein des deutschen Wortes duften gedacht zu haben, wenn er sagt: „It is noteworthy that while we have a special verb to express an unpleasant odour, there is no verb, either in English or German, to express the contrary meaning."

Wir schliefsen unsere Bemerkungen mit dem Wunsche, dafs Bradley's Buch einen recht weiten Leserkreis finden möge.

Bremen **Felix Pabst.**

---

264) **John Richard Green, Historical Studies.** London, Macmillan & Co., 1903. 365 S. 8. 4 s. —.

'I have gathered together in this small volume some historical sketches written by J. R. Green during the time of his work in the East End of London, before the writing of the Short History', sagt in der Vorrede die verdienstvolle Herausgeberin und gelehrte Mitarbeiterin des Verewigten, seine Witwe Alice Stopford Green. Genauer gesagt, sind die meisten Aufsätze 1867—69 in der Saturday Review erschienen, zu deren Mitarbeiter Green von Freeman gewonnen war. Man darf sie wohl als Vorarbeiten zu der 'Short History of the English People' (1874) betrachten, denn viele Partien sind in dieselbe teils wörtlich teils mit geringen Änderungen aufgenommen. Sie decken im ganzen den Zeitraum vom Ende der britischen Zeit bis ins 18. Jahrh., doch findet die Norman Conquest

und die Regierung der Edwards die eingehendere Darstellung. Es sind teils quellenkritische Untersuchungen (Gildas, Benedictus Abbas etc.), teils wertvolle Monographien (Dunstan at Glastonbury, London and her Election of Stephen, The Ban of Kenilworth, Sir Walter Raleigh, Cowper etc.) oder Besprechungen erschienener Werke, wobei dann Greens Geschichtsauffassung am prägnantesten und ausführlichsten zum Ausdruck gelangt. Das ist besonders der Fall in den neun Artikeln über Freeman's 'History of the Norman Conquest' und in der Kritik von Longman's Edward III. Alles höchst anregend, fesselnd und überzeugend zu lesen! Zwar hat Green Worte höchsten Lobes über Freeman, wirft ihm aber auch heroworship vor und rügt, dafs er auf die religiöse, geistige und soziale Entwickelung seiner Periode — 'a far nobler task' — viel zu wenig eingegangen sei. Edward III. bedeutet ihm als Fürst nicht viel; er sei von den Baronen geschoben und habe machtlos und wenig wohlwollend dem Emporkommen von Handel und Industrie gegenübergestanden, welche die Macht des Feudaladels brechen sollten. Auch unter Elisabeth sei der Fortschritt gegen die Fürstin durch das Volk vollzogen. Ob Green bei seiner Angst vor dem Vorwurf der Heldenverehrung nicht ebenfalls in Einseitigkeit verfallen ist wie Carlyle mit seinem Satze: history is the biography of Great men, wage ich nicht zu entscheiden, wiewohl ich den Eindruck nicht abschütteln kann.

Green's Werke bedürfen keiner Empfehlung, auch die 'Historical Studies' nicht. Nur soviel sei gesagt, dafs sie in anschaulicher, edler, warmer Sprache geschrieben sind, die gleich weit entfernt bleibt von Weitschweifigkeit und Unklarheit. Seine auf umfassendstem Quellenstudium beruhende Ansicht vertritt Green mit Ernst und Schärfe, doch zeigen Aufsätze wie 'The First English Murray' und 'Margaret, Duchess of Newcastle', dafs ihm auch die Gabe ergreifender und humorvoller Darstellung nicht fehlt. Der Herausgeberin dieser Kabinettstücke der Geschichtschreibekunst wird der Dank der Freunde Greens gewifs nicht fehlen.

Bremen. **F. Wilkens.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 29. Oktober. Nr. 22, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Betonung der mit que, ve, ne zusammengesetzten Wörter im Lateinischen.

Von **C. Wagener.**

In der Rezension von Sommers Handbuch der Lateinischen Laut- und Formenlehre, Heidelberg 1902 (Blätter für das bayer. Gymnasialschulwesen 1902, S. 542) berührt Landgraf auch die Frage von der Betonung der in der Überschrift genannten Wörter und legt kurz seinen Standpunkt dar, weshalb er in seiner lateinischen Schulgrammatik § 5 die Regel gibt: „Die tonlosen Wörter que, ve, ne ziehen, wenn sie angehängt werden, den Ton auf die vorhergehende Silbe.“ Er schliefst sich, wie wir sehen, eng an die Nationalgrammatiker an, er erwähnt hierbei auch meinen Aufsatz im Gymnasium 1886, Nr. 21, geht aber, trotzdem er ihn als instruktiv bezeichnet hat, mit keiner Silbe näher darauf ein, was ich um der Sache willen recht gern gesehen hätte. Denn in keiner grammatischen Frage stehen sich wohl Theorie und Praxis so schroff gegenüber wie in der vorliegenden. Wer sich nur oberflächlich mit dieser Frage

beschäftigt hat, dem ist bekannt, dafs die Nationalgrammatiker [1]) aus der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. gelehrt haben, dafs in den mit que, ve, ne zusammengesetzten Wörtern die Silbe vor que betont wurde, dafs Probus (Instit. artium ed. Keil IV, 145, 22) tántāne sprach, indem er aus Verg. Aen. 1, 132: tantane vos generis tenuit_fiducia vestri als Beweis anführte, dafs aber auch bei den Nationalgrammatikern eine absolute Übereinstimmung nicht nachgewiesen werden kann. Soviel ich weifs, haben die, welche vor den Nationalgrammatikern grammatische Fragen behandelten, nichts über die genaue Betonung dieser Wörter angeführt, und ich möchte aus ihrem Schweigen den Schlufs ziehen, dafs die oben bezeichneten Wörter genau nach den allgemeinen Betonungsregeln betont worden sind und dafs erst in späterer Zeit die Grammatiker sich die Betonungsregel ausgebildet haben. Ihnen folgten viele neuere Forscher, besonders die, welche vom sprachvergleichenden Standpunkte die lateinische Lautlehre behandelten, wie Schweizer-Sidler [2]), Stolz [3]), Brugmann [4]),

1) Die hauptsächlichsten Grammatikerstellen sind folgende:

a) Diomed. Art. Gramm. ed. Keil I, 433, 19: Coniunctio complexiva sive copulativa „que" et disiunctiva „ve" et relativa „ne" adiunctae verbis et ipsae amittunt fastigium et verbi antecedentis longius positum cacumen adducunt ac iuxta se proxime conlocant sic, que, ut

limiuaque laurusque dei (Verg. Aen. 3, 91);

item ve, ut Hyrcanisve Arabisve parant (Verg. Aen. 7, 605)

et calathisve Minervae (Verg. Aen. 7, 805);

ne, ut hominesue feraene (Verg. Aen. 1, 303).

b) Serv. zu Verg. Aen. 1, 116: Nescientes hanc esse rationem, quia pronuntiationis causa contra usum Latinum syllabis ultimis, quibus particulae adiunguntur, accentus tribuitur, ut Musáque, illéue, huiúsce.

c) Serv. zu Verg. Aen. 10, 668: Minores particulae, ut „que, ve, ne, ce", quotiens iunguntur aliis partibus, ante se accentum faciunt, qualislibet sit syllaba, quae praecedit, sive brevis sive longa, ut Musáque, huiúsve, tantóne.

d) Serv. Comm. in Donat. ed. Keil IV, 427, 6: Quattuor sunt particulae, quae corrumpunt in pronuntiando regulas accentuum hae, „ve, ne, que, ce". Nam quotienscumque istae particulae sequuntur, faciunt accentus in ultimis syllabis superiorum esse sermonum, ut Musáque, Musáne, Musáve, illiúsce, huiúsce.

e) Mart. Capell. 3, 272 (ed. Eyssenhardt p. 67, 25): Mutant accentus adiunctis vocibus „que, ve, ne", cum tamen complexiva coniunctio „que, ve" expletiva ut

Latiúmque augescere vultis (Enn. Ann. 478 ed. L. Müller)

et Stimulóve meum cor

apud Attium in Pelopidis (ed. Ribbeck 512).

2) Schweizer-Sidler, Latein. Grammatik [2], S. 10.

3) Fr. Stolz, Latein. Laut- und Formenlehre [3], S. 99. — Fr. Stolz, Histor. Grammatik I, 104.

4) K. Brugmann, Grundrifs der vergleichenden Grammatik I [2], 975/976.

VERLAGS-BUCHHANDLUNG



ED. HÖLZEL



WIEN, IV/2, LUISENGASSE 5

GEOGRAPHISCHES INSTITUT UND KUNSTANSTALT FÜR ÖLFARBENDRUCK.

TELEPHON NR. 1284. SCHECK-KONTO DER K. K. POST-SPARKASSE NR. 808.865. GIRO-KONTO DER K. K. PRIV. ÖSTERR. LÄNDERBANK.

DESCRIPTION.

Kaum zwei Jahre sind verflossen, seitdem infolge mehrfacher Anregung aus pädagogischen und neuphilologischen Kreisen, zum ersten Male meine **Description des tableaux d'enseignements d'Ed. Hœlzel à l'usage des écoles** par **Lucien Génin** et **Joseph Schamanek** zur Ausgabe gelangten und heute schon bin ich in der angenehmen Lage, mitteilen zu können, daß das in einer außergewöhnlich

indem ich das Erscheinen dieser **neuen zweiten Auflage** meiner

DESCRIPTION

des tableaux d'enseignement d'Ed. Hœlzel à l'usage des écoles

par

LUCIEN GÉNIN ET JOSEPH SCHAMANEK

(Méthode d'enseignement intuitif)

Preis kartoniert K 1.40 = M. 1.20

hiermit bekanntgebe, füge ich noch hinzu, daß diese neue Ausgabe von den Verfassern genau durchgesehen und **um zwei Bogen vermehrt wurde.**

Als eine in weitesten Kreisen sicher hochwillkommen geheißene Ergänzung bringt dieselbe **die Beschreibung der drei neuen Hölzelschen Wandbilder: Der Hafen, Der Hausbau** und **Das Berg- und Hüttenwerk**.

In einem von demjenigen der »Conversations françaises« der gleichen Verfasser ganz verschiedenen Text haben die beiden Autoren alles das beschrieben, was die Schüler direkt vor Augen haben, und zwar in denkbar einfachsten Sätzen, alles in erster Linie auf dem »Zeitwort« beruhend, der Grundlage oder besser gesagt, der Seele der ganzen Sprache.

Sommer[1]). Letzterer, der genau wie Brugmann die Sache zu erklären versucht, findet es merkwürdig, dafs auch eine kurze Silbe vor que den Ton bekommt. „Vielleicht", sagt er, „kam dies zunächst in dreisilbigen Wörtern mit Ton auf der Antepaenultima auf. In dem alleinstehenden límina z. B. war wohl die letzte Silbe stärker betont als die vorletzte, es bestand etwa eine Aussprache líminà und diese Betonung des selbständigen Wortes gab dahin den Ausschlag, dafs man beim Antritt einer Enclitica nicht den abweichenden Akzent *limínaque einführte, sondern der Nebenton der Ultima zum Hauptton machte." Die Vermutung, dafs diese unregelmäfsige Betonung in dreisilbigen Wörtern aufgekommen sei, scheint mir doch sehr bedenklich, und ein Grund für die Annahme, dafs der Nebenton zum Hauptton gemacht sei, wird nicht weiter angeführt. „Nach liminàque usw.", so fährt Sommer fort, „hätte sich dann auch Musàque etc. gerichtet." Hiergegen möchte ich bemerken, dafs es doch höchst merkwürdig ist, wenn sich eine Form, die verhältnismäfsig oft vorkommt, wie z. B. Musaque, nach liminaque, einer Verbindung, die äufserst selten ist, gerichtet haben soll. Wenn das Umgekehrte der Fall wäre, so liefse sich die Analogiebildung schon eher annehmen. Ich kann daher nicht wie Landgraf die Erklärung Sommers als ansprechend bezeichnen, ich mufs vielmehr sagen, dafs sie mich nicht befriedigt hat.

Bei der Erklärung, dafs die Silbe vor que betont sei, haben alte wie neuere Grammatiker auf die epischen Dichter gar keine Rücksicht genommen, und doch läfst sich feststellen, dafs die mit que, ve, ne zusammengesetzten Wörter nach dem gebräuchlichen Betonungsgesetz (Paenultimagesetz) betont worden sind, d. h. „ist die vorletzte Silbe lang, so wird sie betont, ist sie kurz, so wird die drittletzte Silbe betont". Wenn man in Betracht zieht, wie wichtig für uns die römischen Dichter sind, um die Quantität einer Silbe festzustellen, und wie grofs ihr Einflufs war, dafs sie z. B. eine von Natur lange Silbe kürzen konnten und dafs dann dieser Gebrauch sogar für immer sich einbürgerte, ich erinnere nur an Hannibāl und Hannibăl, Hasdrubāl und Hasdrubăl, so dürfen wir sie bei dieser Betonungsfrage gewifs nicht beiseite lassen. Da es zu weit führen würde, das Material aus den epischen Dichtern als Beitrag zur Lösung dieser Frage vorzuführen, um so mehr, da ich in meinem oben angeführten Aufsatze in genügender Zahl Proben gegeben habe, wie der Wortakzent der

1) Sommer, Latein. Laut- und Formenlehre S. 101/102.

mit que zusammengesetzten Wörter genau mit dem Versakzent im 5. und 6. Fuſse eines Hexameters übereinstimmt, so will ich jetzt auf einem kleineren Gebiete noch zeigen, was wir für unsere Frage auch aus lyrischen Dichtern lernen können.

Im vierten Verse der sapphischen Strophe, dem sogen. versus Adonius (– ◡ ◡ – ◡), stimmt der Versakzent genau mit dem Wortakzente überein, wie sich jeder leicht davon überzeugen kann, z. B.

more palaestrae	Horat.	Carm.	1, 10, 4
condere furto	„	„	1, 10, 8
risit Apollo	„	„	1, 10, 12
castra fefellit	„	„	1, 10, 16
gratus et imis	„	„	1, 10, 20.

In den 285 adonischen Versen, die sich bei Catull, Horaz und Prudentius finden, — ich habe absichtlich Dichter aus verschiedenen Zeiten gewählt — kommen auch acht mehrsilbige, mit que zusammengesetzte Wörter vor, von denen fünf Wörter auf der Silbe vor que betont sind und in denen Vers- und Wortakzent der gleiche ist:

Fabriciúmque	Horat.	Carm.	1, 12, 40
Mercuriúsque	„	„	1, 30, 8
militiaéque	„	„	2, 6, 8
more modóque	„	„	4, 2, 28
nocte diéque	Prudent.	Cath.	8, 56.

Wenn nun von 285 adonischen Versen 280 mal der Vers- und Wortakzent übereinstimmt, so wäre es doch merkwürdig, wenn in den drei übrigen mit que zusammengesetzten Wörtern der Vers- und Wortakzent verschieden sein sollte. Die drei adonischen Verse lauten:

templaque Vestae	Horat.	Carm.	1, 2, 16
seraque fata	„	„	3, 11, 28
fetaque volpes	„	„	3, 27, 4.

Ich kann es mir nicht denken, daſs man templáque, seráque, fetáque betonte, aber, wenn man die Verse des Horaz las, témplăque, séråque, fétăque. In diesen drei Wörtern geht vor que eine Länge und Kürze (– ◡) voraus, und wie es der Versakzent verlangt, so müssen wir auch nach dem Wortakzent, d. h. nach dem gebräuchlichen Betonungsgesetz sprechen: témplăque, sérăque, fétăque.

Schwierigkeiten könnten entstehen, wenn que an ein drei- oder mehrsilbiges Wort mit dem Ton auf der Antepaenultima (◡́ ◡ ◡) tritt, wo dann

der Akzent auf die viertletzte Silbe (⏓́ ⏑⏑ que) kommen würde, was nach dem Betonungsgesetz nicht möglich ist. Aber eine Silbe in der Nachbarschaft einer tieftonigen Silbe neigt dazu, einen etwas stärkeren Ton zu bekommen, indem so ein abwechselnder Rhythmus entsteht (vgl. Seelmann, Die Aussprache des Latein S. 15, 1), und so betonte man unwillkürlich auch im Lateinischen in einem vier- und mehrsilbigen Worte die letzte Silbe, also in unserem Falle die Enclitica que, etwas stärker als die vorhergehenden Silben; que bekommt so den Nebenton, während der Hauptton auf der drittletzten Silbe stehen bleibt, so dafs z. B. das von Sommer angeführte Wort nicht etwa limínaque oder liminúque, sondern líminaquè zu betonen ist. Genau so ist es im Griechischen, wo bekanntlich die Encliticae überall den Akzent verlieren, nur wenn nach einem Paroxytonon eine zweisilbige Enclitica folgt, so bekommt sie einen Akut, denn in der Wortgruppe *λόγος ἐστιν* würde wie in dem Wort líminaque die viertletzte Silbe betont sein, und daher bekommt *λόγος* den Hauptton und *ἐστίν* den Nebenton wie que in der Zusammensetzung mit einem drei- und mehrsilbigen Worte mit dem Ton auf der Antepaenultima. Nicht anders ist es auch im Deutschen, wo in einem vier- und mehrsilbigen Worte neben dem Hauptton auf der viertletzten Silbe noch ein Nebenton auf die letzte Silbe tritt, vgl. Léichtfertigkeìt, Úndankbarkeìt, Góttlosigkeìt, Jámmerlichkeìt, Víelweibereì, taúsenderleì, Búchdruckereì, Míſsbilligùng, wónnigerè Tage, wáhnsinnigè Behauptung usw. Die eben aus dem Vergleich mit dem Griechischen und dem Deutschen nachgewiesene Betonung im Lateinischen wird auch von den römischen Dichtern bestätigt. In der Arsis des 2. Fuſses eines Hexameters ist es erlaubt, que etwas zu verlängern und als betont zu gebrauchen, so:

líminaqué laurusque dei totusque moveri	Verg. Aen. 3, 91
*spículaqué clipeique ereptaque rostra carinis	„ „ 7, 186 [1]
Chlóreaqué Sybarimque Daretaque Thersilochumque	„ „ 12, 363
*tríbulaqué trabeaeque et iniquo pondere rastri	Verg. Georg 1, 164
síderaqué ventique nocent avidaeque volucres	Ovid. Met. 5, 484
*séminaqué floresque et sucos incoquit atros	„ „ 7, 265
líliaqué pictasque pilas et ab arbore lapsas	„ „ 10, 262
cínnamaqué costumque suum sudataque ligno	„ „ 10, 308
sárculaqué rastrique graves longique ligones	„ „ 11, 36.

1) In den mit einem * versehenen Versen folgt auf ..que eine muta c. liquida.

Auch im 5. Fuſse eines Hexameters kann, wenn auch sehr selten, que verlängert werden:

*Alcandrumque Haliumque Noëmonaqué Prytanimque Verg. Aen. 9, 767
*Coeranon Iphitiden et Alástoraqué Chrominmqne Ovid. Met. 13, 257
*Alcandrumque Haliumque Noëmonaqué Prytanimque „ „ 13, 258 [1]).

Wie in der Poesie so sind auch in der Prosa Fälle der letzten Art sehr selten. Lehreton, Études sur la langue et la grammaire de Cicéron p. 415—417, hat aus Cicero die Wörter, in denen vor que ein kurzes e vorausgeht, gesammelt, aber er hat nicht weiter unterschieden, ob noch eine Kürze oder eine Länge vor dem kurzen e steht. Nach seiner Sammlung will ich die Beispiele ohne Stellenangabe ordnen:

1) –́ ⏑ que: sédeque, Tigraneque, Theodecteque, commendationeque, coniunctioneque, investigationeqne, orationeque, stationeqne, vitationeqne, doloreqne, laboreqne, omneque, uecesseque, communeque, maioreque, ipseque, iudeque, saepeque, esseque, fnisseque, confiteareque, dimicareqne, indicareqne, cohibereqne, debereque, docereque, convenireque, praecepisseque, quaesisseque, sustnlisseqne und (´⏑ que) sineque;

2) ⏓́ ⏑⏑ qne: Caésarequè, consuetúdinequè, incólumequè, constitúerequè; unsicher ist dissimileque Acad. 2, 33, 105, wo Halm und Baiter dissimile schreiben, vgl. C. F. W. Müller, adn. crit. p. XII (p. 67, 18), und Aristoteleque Fin. 5, 4, 10, wo e lang sein kann, vgl. Prisc. 7, 14, 71, S. 768 (I, 349, 9): In Graecis est qnando invenimus e producta finiri ablativnm tam primae quam tertiae declinationis nominum, qui magis dativus est Graecus pro ablativo positus Latino. Virgilius in I (Aen. 312): ipse uno graditur comitatus Achatē, Lucanus in VIII (358): Signaque ab Euphratē cum Crassis capta sequentes, similiter „a Demosthenē, Aristotelē, Hermogenē“.

Beispiele für -ne führt Lehreton an:

1) –́ ⏑ ne: iurene, essene, ipsene, cogitassene

2) ´⏑⏑ ne: útilenè.

Zum Schluſs möchte ich die Regel über die mit que, ne, ve zusammengesetzten Wörter so aufstellen:

Die mit que, ne, ve zusammengesetzten Wörter werden nach dem allgemeinen Betonnngsgesetz betont, z. B. Musáqne, Músăqne; aber wenn

1) Beide Verse sind Übersetzungen aus Hom. Il. 5, 677 u. 678:
ἔνθ' ὅ γε Κοίρανον εἷλεν Ἀλάστορά τε Χρομίον τε
Ἄλκανδρόν θ' Ἅλιόν τε Νοήμονά τε Πρύτανίν τε.

drei- und mehrsilbige Wörter mit dem Ton auf der Antepaenultima mit que, ne, ve verbunden werden, so behalten sie auf der drittletzten Silbe den Ton als Hauptton, bekommen aber auf que noch einen Nebenton, z. B. líminaquè, und als Musterbeispiele für die Betonung möchte ich aus Verg. Aen. 7, 186 und Ovid. Met. 10, 308 anführen:

spículaqué clipeíque eréptaque nostra carinis und
cínnamaqué costúmque suum sudátaque ligno.

---

265) **Platons Euthyphron.** Für den Schulgebrauch erklärt von **H. Bertram.** 2. Aufl. bearbeitet von **Joh. Nusser.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. IV u. 37 S. 8. ℳ —. 60.

266) **Platons Laches.** Für den Schulgebrauch erklärt von **H. Bertram.** 2. Aufl. bearbeitet von **Joh. Nusser.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. IV u. 54 S. 8. ℳ —. 60.

[Zwei Ausgaben: a) Kommentar unterm Text; b) Text und Kommentar getrennt.]

Die in der bekannten Bibliotheca Gothana erschienenen Bertramschen Schulkommentare zu ausgewählten Platonischen Dialogen hatten sich in dem Schulgebrauch im allgemeinen bewährt. Daher ist es nur zu begrüfsen, dafs der Verlag nach Bertrams Tode tüchtige Kräfte herangezogen hat, um das verwaiste Unternehmen auf der Höhe zu erhalten. Für die Bearbeitung der vorliegenden Bändchen wurde Dr. Nusser gewonnen, der schon längst aus berufenem Munde das Lob eines vortrefflichen Kenners Platons empfangen hat. Der Bearbeiter hat sich gegenüber seinem Vorgänger ziemlich konservativ verhalten: Die vorzüglich auf die Schanzsche Rezension gestützte Textgestaltung Bertrams ist nur an wenigen Stellen geändert worden. Seine zwei wichtigsten Eingriffe — Euthyphr. 15 E *ἔτι* (st. des überlieferten, aber schon von Schanz verworfenen *ὅτι*) *ἄμεινον* und Lach. 182 A *οὐ γὰρ* [*ἀγῶνος*] *ἀθληταί ἐσμεν* — hat Nusser neuerdings in den Bl. f. d. Gymn.-Sch.-W. XL. 1904, S. 341/3 in eingehender und überzeugender Weise begründet. Die sonstigen Textänderungen, die der Mehrzahl nach Laches berühren, sind nicht so durchgreifender, sondern meist formaler Natur und vom Bearbeiter in seinem Vorwort eigens namhaft gemacht. Dem Kommentar geben nunmehr kurze Einleitungen voraus, in denen die wichtigsten Vorfragen erledigt werden. Der Kommentar selbst hat nach zwei Seiten gewonnen. Einmal sind die mit-

unter etwas redseligen Anmerkungen Bertrams in die denkbar knappste und dabei doch (zu allermeist) klarste Form zusammengedrängt worden, und dann haben die Partikeln und Konjunktionen stärkere Berücksichtigung erfahren. Freilich scheint mir N. dabei nach beiden Seiten ins Extreme geraten zu sein: Einerseits hat er auch bei jenen schwierigen Stellen, welche die Angabe einer Übersetzung zu fordern schienen, diese Übersetzung ohne jede weitere Begründung gegeben, und anderseits ist beim jedesmaligen Vorkommen einer Partikel (man verfolge es nur bei *δή*!) deren Bedeutung an der vorliegenden Stelle mitgeteilt. Beides scheint den Schüler zur Unselbständigkeit zu erziehen und ihn zu verleiten, die fertige Übersetzung der jeweiligen Stelle oder Partikel ohne weiteres Nachdenken herüberzunehmen. Endlich ist, wenn auch selten, das löbliche Streben nach Kürze in Undeutlichkeit umgeschlagen. Ich notiere: Euthyphr. S. 6, 11, wo das „deshalb“ vom Schüler wohl kaum als eine conclusio im Sinne Euthyphrons erkannt wird; S. 27, 51, wo durch Auslassung eines Bertramschen Satzes der Kern der Frage verdunkelt wird, ob Platon in dem Dichter der *Κύπρια*, denen das Zitat entnommen ist, den Stasinos oder den Homer gesehen habe. Was nun den Inhalt des Kommentars selbst angeht, so sei es in folgendem versucht mit Außerachtlassung der weniger wichtigen Bedenken hierzu einige sachdienliche Bemerkungen zu machen: Euthyphr. 2 A *τί νεώτερον*: (vgl. Rehd.-Blaſs z. Dem. I, 10) Ethopoiie Euthyphrons als eines Durchschnittsatheners. — 2 C *σοφός τις* = doch eher „ein Aushund von Gescheitheit“ wegen des Gegensatzes zu *τὴν ἐμὴν ἀμαθίαν*, das selbst wieder (wie 12 E *ὡς ἱκανῶς ἤδη μεμαθηκότος* zu *μηδὲ ἀσεβείας γράφεσθαι*) zu *κατηγορήσων* in Kontrast steht, ein Kontrast, der seinerseits sein Licht aus Apol. 26 A empfängt und es neben anderen Momenten wahrscheinlich macht, daſs unser kleiner Dialog jünger ist als die Apologie. — 3 A *ἐκκαθαίρει*: praes. de conatu. — 3 C *φθονοῦσι*: *E.* beantwortet hier zugleich unbewuſst die Frage nach den Ursachen des sokratischen Prozesses, deren eine Sokrates selbst (D) und neben Apol. 18 D die ganze sokratische Literatur bestätigt. — 3 D *δι' ἄλλο τι* erhält Licht für den sokratischen Prozeſs aus Apol. 18 D. — 4 A *πετόμενόν τινα διώκεις* mit seinem sinnlichen Hintergrund ist trotz Schanz z. Apol. 28 A (S. 160, 10) unerklärt geblieben. — 5 A *οὐδέ τῳ ἂν διαφέροι* E. *τῶν πολλῶν ἀνθρώπων*. In jener Zeit geistiger Hochkultur scheint unter den wirklichen oder eingebildeten Intellektuellen Athens weit vorbereitet gewesen zu sein das Hochgefühl geistiger Diffe-

renzierung von der grofsen Masse (Apol. 29 B, Lach. 183 D ἅτε καὶ αὐτὸς τῶν ἄλλων διαφέρων = ironisch!), die ihrerseits alle Offenbarungen individuellen Geistes verlästerte und verfolgte (Apol. 20 C). Kurzum διαφέρειν τῶν πολλῶν hzw. τῶν ἄλλων war ein Schlagwort der Zeit in lohendem oder tadelndem Sinne. — 5 C ἀσεβείας — εὐσεβές: Ich hehaupte, so paradox es klingen mag, dafs nicht nur das Wort εὐσεβές wegen des vorhergehenden ἀσεβείας gewählt ist, sondern auch, dafs ἀσεβείας, d. h. die hier erfolgende Vereinseitigung der historischen Klage, dem εὐσεβές, dem Thema des Dialogs, zu Liebe eingeführt worden ist, ein Gesichtspunkt, der mir für die Erkenntnis der künstlerischen Arbeitsweise Platons von besonderem Belang zu sein scheint. (vgl meine „Ankl. d. Sokr." S. 27) — 11 A Es wäre gewifs zweckmäfsig gewesen, den Schülern mit zuteilen, was hier unter τὸ μὲν — τὸ δ' zu verstehen ist. — 13 E πολλὰ καὶ καλά: Ethopoiie. — 14 C δόσεως θεοῖς: der von dem Verbalsubstantiv abhängige Dativ wäre zu erklären gewesen. — 14 E Ist es Deutsch, wenn man ἀντιδωρεῖσθαι mit „entgegengehen" übersetzt? — 15 E σπεύδω ποι: Wie Wohlrab (z. St.) noch vermutungsweise und Nusser mit aller Bestimmtheit diese Worte deutet, hat E., von Sokrates hekehrt, seinen Plan heim Basileus eine Klage gegen seinen Vater einzureichen aufgegehen und geht nunmehr seinen Privatgeschäften nach. Dieser Romantik der Auffassung vermag ich mich nicht anzuschliefsen. Sie ruft die verwunderte Frage hervor, warum E. trotz seiner Bekehrung irgendwelche Privatgeschäfte für wichtiger hält als die von Sokrates geforderte Erneuerung des Gesprächs. Ja eine solche Annahme widerspricht dem von Platon für E. gewählten und mit aller Konsequenz festgehaltenen Ethos. Nein! E., der durch den ganzen Dialog in bezug auf das Fromme nicht als Wissender erscheint (Schanz, Einl. z. Komm. S. 14), ist so wenig bekehrt, dafs er vielmehr his zuletzt auf seinem unerschütterlichen Unfehlbarkeitsdünkel beharrt und die Ironie des Sokrates, mit der dieser Belehrung hei ihm zu suchen vorgibt, bis zuletzt nicht durchschaut. Wollte zudem Platon, wie Nusser in der Einleitung meint, in E. den Fanatismus der Verfolger, die rücksichtslos gewordene Orthodoxie zeichnen, so würde diese Bekehrung geradezu das Gegenteil von dem erweisen, was Platon wirklich in seinem Dialog üher die Frömmigkeit darstellen wollte, die Unvereinharkeit zweier Weltanschauungen, wie sie einerseits der aufgeklärte Sokrates und anderseits der Seher Euthyphron vertritt. In Wirklichkeit ist die Situation mit Meiser, „Über Platons Euthyphron" (Progr. v. Regensburg 1901, S. 7) so zu erklären,

dafs E. eben seine Klage beim Archon eingereicht hat und beim Verlassen der Halle dem ehendahineilenden Sokrates begegnet, mit ihm ins Gespräch kommt und sich dann durch *σπεύδω ποι* von ihm verabschiedet um von dem lästigen Gespräch loszukommen.

Lach. 179 E *ἐπιδεικνύμενον*: ein nochmaliger Hinweis auf die nur für den äufseren Eindruck zugeschnittenen Prunkreden (*ἐπιδείξεις*) der Sophisten wäre ebensowenig überflüssig gewesen wie 186 C ein solcher auf ihre prahlerischen Lehrprogramme (*ἐπαγγέλματα*), deren Erfolge, wie sie behaupteten, nicht mit Geld zu bezahlen seien und die Zöglinge zu lebenslänglichem Dank verpflichteten (187 A, Schanz z. Apol. 20 A, S. 128, 3 extr.). — 181 E *πολλαχῇ*: Die von Bertram übernommene Dreiteilung des Inhalts dieses Wortes und damit des Kapitels 5 widerspricht der von Nusser am Schlusse dieses Abschnittes gegebenen Disposition des Kapitels. An Stelle der vier Standpunkte zur Beurteilung des Wertes des Fechtenlernens, wie sie Nusser gibt, möchte ich fünf gesetzt sehen, indem an ihre Spitze der in 181 E erörterte moralische Gesichtspunkt zu stellen ist. — 184 B *διαβολὰς ἴσχοι· ἐπίφθονος κτλ.*: Beitrag zur Psychologie der Masse wie Euthyphr. 3 C. — 184 D: Die Übersetzung von *τί γὰρ ἄν τις καὶ ποιοῖ*; regnliert sich doch wohl nach der von 193 C: *τί γὰρ ἄν τις ἄλλο φαίη;*? — 186 B *ἢ δοῦλοι ἢ ἐλεύθεροι* deutet doch kanm „auf eine tiefere Erkenntnis der Menschenwürde", um so weniger, als kurz darauf von Sokrates mit dem nichts weniger als humanen Sprichwort *ἐν Καρὶ ὁ κίνδυνος* operiert wird. Vielmehr ist es eine „polare Ausdrucksweise", die (wie Apol. 30 A: *κ. νεωτέρῳ κ. πρεσβυτέρῳ ... κ. ξένῳ κ. ἀστῷ*) zur hesonderen Hervorhebung den Begriff rein formal nach zwei Seiten hin in seine Extreme zerlegt. — 186 C *παιδεῦσαι ἄνθρωπον*: Letzteres Wort ist mit Ethos betont wie Apol. 19 E. — 187 D *κοινῇ μετὰ Σ. σκ.*: Gegen „die geheime Angst des Nikias" vor der Dialektik des S. spricht *χαίρω* (188 A) und *οὐδὲν ἄηθες οὐδ' αὖ ἀηδὲς ὑ. Σ. β.* (B). — 192 C *τῶν καλλίστων*: Ethopoiie, die in verwandter Umgehung auffallend anklingt an Xen. Mem. IV, 6. 10 *κάλλιστον*. — 196 B *ἐν δικαστηρίῳ*: hier wäre ein Hinweis auf die rabulistische Kunst der attischen Gerichtsheredsamkeit wohl am Platze gewesen. — 198 C *ἔτι δὴ τὸ τρίτον σκεψώμεθα, εἰ ξυνδοκεῖ σοί τε καὶ ἡμῖν: τὸ τρίτον* scheint mir von N. nicht richtig gedeutet. S. läfst sich im Vorausgehenden die Übereinstimmung des Nikias mit zwei seiner Propositionen ausdrücklich hestätigen. Die erste Zustimmung wird 198 B

(ταῦτα μὲν γὰρ ὁμολογοῦμεν) festgelegt. Die zweite wird durch die Aufforderung: περὶ δὲ τῶν δεινῶν καὶ θαρραλέων σκεψώμεθα, ὅπως μὴ σὺ μὲν ἄλλ' ἄττα ἡγῇ, ἡμεῖς δὲ ἄλλα in die Wege geleitet. — 201 A μήτε ἄλλου οὐδενός: cf. 187 A χάρισι.

Was die Fingerzeige zum Verständnis der Beweisführung angeht, so sind sie im allgemeinen angemessen, mitunter sogar mit besonderem Glück formuliert. Doch ist mir aufgefallen, dafs sie zum Laches reichlicher sind als zum Enthyphron, obschon doch letzterer wegen der in ihm nicht selten vorkommenden formalistischen Spitzfindigkeiten dem jugendlichen Verständnis gröfsere Schwierigkeiten bietet als ersterer. Beiden Bändchen ist in Form eines Anhangs eine Reihe von Fragen und Aufgaben zur Vertiefung des Gelesenen beigegeben, deren Zweckmäfsigkeit für eine Konzentration des Unterrichts nicht geleugnet werden soll. Doch hätte Ref. diese zunächst nur für die Vorbereitung des Lehrers bestimmten Themata lieber in einem Fachorgan als in einem Schülerkommentar veröffentli ht gesehen.

Der Druck ist, was den Text im engeren Sinn angeht, fast durchaus korrekt: Wie bei Bertram fehlt am Rande der 4. Zeile des 18. Kap. des Euthyphr. ein E, die Randzählung des Stephanus, und wie dort Lach. 193 C am Schlusse der Frage: τί — Σώκρατες; das Fragezeichen. Im Kommentar seien folgende Versehen notiert: Euthyphr. S. 26, 22 ist st. ἀγάλμια zu lesen ἀγάλματα; Lach. S. 8, 11 ist mit neuer Zeile zu lesen: 15. ἡμεῖς δὲ δή st. — ὑμεῖς δ. δ.; S. 15, 19 τοῖσδ' st. τοῖς δ'; S. 43, 15 wäre zu setzen gewesen: „entsprechend Z. 17: οὐδὲν" st. „Z. 17 — οὐδὲν]"; S. 44, 12 ist Κρομμυωνίαν und Κρομμυών zu lesen an Stelle der Schreibung dieser Wörter mit ι.

Alles in allem: diese Neuausgaben bedeuten einen mit Dank zu begrüfsenden Fortschritt gegenüber der ersten Auflage.

Augsburg. **Friedrich Beyschlag.**

---

267) **S. H. Butcher, Demosthenis orationes.** Recognovit brevique adnotatione critica instruxit (S. H. B., in universitate Edinburgensi litterarum Graecarum olim professor). Tomus I. Oxonii e typographeo Clarendoniano. Londini apud Henricum Frowde, 1903. XVIII u. 451 S. 8. 4 s.

Auf die nicht numerierten Seiten der Präfatio folgt die Angabe der Aufeinanderfolge der in der bekannten Alexandrinischen Sammlung dem

Demosthenes zugeschriebenen Reden, Briefe und Proömien. Der hier gewürdigte erste Band enthält die Reden 1—19, wie bei Blafs. Der zweite wird, wie die Blafssche Ausgabe, 20—40, der dritte 41—61 nebst den Proömien enthalten. Dem eigentlichen Texte geht die allgemeine Hypothesis des Libanios, den einzelnen Reden die jeweilige Inhaltsangabe des nämlichen Gelehrten voraus.

In der Einleitung handelt Butcher in übersichtlicher und klarer, jedoch knapper Darstellung über die wichtigsten einschlägigen Fragen, so über die erste Sammlung und Anordnung der Demosthenischen Reden. Die Annahme, dafs die besten Handschriften ΣL auf die gleiche Überlieferung wie die sogen. Attikusausgabe zurückgehen, scheint ihm unwahrscheinlich; dagegen nimmt er es als gewifs an, dafs unsere Demostheneshandschriften auf eine etwa der späteren römischen Kaiserzeit angehörende Urhandschrift zurückzuführen sind.

Butchers Darlegungen über die Handschriftenfamilien enthalten eine gute Zusammenfassung des Tatbestandes, worauf er sich über die in Betracht kommenden Papyrusfragmente ausspricht. Wenn man auch aus ihnen nicht eben viele neue Lesarten kennen lernt, so stellen sie nach seiner Meinung doch eine von unseren Büchern verschiedene uralte Überlieferung dar. Bald mit dieser, bald mit jener Handschriftenfamilie übereinstimmend, dann wieder von allen verschieden, schützen sie an manchen Stellen in einziger Weise die richtige Lesart. Diese teils aus dem 1. Jahrh. vor, teils aus dem 3. Jahrh. nach Christus stammenden Bruchstücke scheinen zu beweisen, dafs der Demosthenestext tausend Jahre nach dem Redner keinen nennenswerten Schaden mehr erlitt. Die Fehler und Interpolationen seien vermutlich nicht in der römischen Zeit, sondern in den dem Redner näherliegenden Zeiten in den Text gekommen, als die Schulen der den Demosthenes lesenden, erklärenden und auswendig lernenden Rhetoren blühten und den Verderbnissen des Textes Tür und Tor geöffnet wurde; lehren ja auch die Papyri anderer Schriftsteller, dafs die Späteren nicht ohne Sorgfalt das Überlieferte bewahrten.

Dafs sich Butcher mit der grofsen Ausgabe von Friedrich Blafs auseinandersetzt, ist selbstverständlich. Er erkennt mit Dankbarkeit die gewaltigen Verdienste des deutschen Gelehrten um die Reden des Demosthenes an, aber jene Verdienste machen ihn nicht blind gegen die Fehler seiner Textesgestaltung, die sich wohl jedem Unbefangenen von selbst aufdrängen. Blafs legt vor allem den die Stellen aus Demosthenes zitierenden oder

ihn nachahmenden Rhetoren und Sophisten, die anerkanntermafsen häufig aus dem Gedächtnis zitierten und nicht selten geringwertige Demosthenes-exemplare in der Hand hatten, viel zu viel Gewicht bei. Ferner läfst er sich im Übermafs in der Textesgestaltung von seiner Theorie über den oratorischen Nnmerus, den Hiatus und die Vermeidung von mehr als zwei aufeinanderfolgenden kurzen Silben leiten. So hat er denn den Demosthenischen Text weniger nach den Handschriften gestaltet, als vielmehr aus den Handschriften, den griechischen Gelehrten und seiner unhaltbaren Theorie vom Rhythmus willkürlich einen neuen Text geschaffen.

Butcher hat nun, indem er wieder die handschriftliche Überliefernng zur Grundlage der Textesgestaltung nahm nnd in hesonnener Weise auf die früheren Herausgeber des Demosthenes zurückging, eine eminent konservative Tat vollbracht.

Er schliefst sich mit Recht besonders an Cod. Σ oder ΣL an, ohne sich sklavisch an sie zu binden. Eine Anzahl solcher nenaufgenommener Lesarten führt er auf S. IV der Präfatio Anm. 1 an, während er in der Anm. 2 eine noch gröfsere Zahl von Fehlern, besonders von Schreibfehlern, in Σ folgen läfst. Bei der Auswahl der Lesarten verfährt er im allgemeinen mit sicherem Takte, weshalh man ihm in den meisten Fällen wird beistimmen können. Konjekturen räumt er nur selten im Texte selbst eine Stelle ein. Die Adnotatio critica enthält eine bündige Auswahl der wichtigsten Lesarten aus den Handschriften und Ausgaben. Da sie nnter dem Texte stehen, ist die Übersicht leichter als bei Blafs, der den kritischen Kommentar vor dem Texte der Reden hringt. Wer sich indes über den kritischen Apparat genau unterrichten will, wird die Ansgabe von Blafs nicht entbehren können, da dieser besonders die Demostheneszitate bei den griechischen Rhetoren und Grammatikern mit grofsem Fleifse gesammelt hat.

Von den vielen Exzerpten, die ich mir aus den Reden 1—13 in der Ansgahe des Engländers machte, sei im folgenden eine kleine Auswahl gegehen.

ΟΛ. Α.

§ 2 schreibt Butcher: *ὅπως βοηθήσετε (καὶ μὴ πάθητε ταὐτὸν ὅπερ καὶ πρότερον)*: *βοηθήσετε* nach Pal. 142 statt *βοηθήσητε*. Es ist das einfachste und natürlichste, die heiden Verba von *ὅπως* abhängig zu machen. Die Differenzierung erscheint als sehr gekünstelt.

§ 28 B. *τὰ λοιπὰ ἀδεῶς καρπῶνται*, ein unerträglicher Hiatus. Was Blafs nach Σ und der Vulgata bietet: *λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς* klingt trotz des Hiatus doch weit besser.

ΟΛ. Β.

§ 12 Butcher: *ἐξεληλύθοτων ὑμῶν*, Blafs *ἐξεληλυθότων ἡμῶν*. Keine der beiden Herausgeber gibt die Überlieferung an. Aus Vömel erfahren wir, dafs *ὑμῶν* auf Σ etc., *ἡμῶν* auf Vind. 4 zurückgeht.

§ 28 [*Ἀμφίπολις*], *κἂν ληφθῇ*. Indem B. *Ἀμφίπολις* in eckige Klammern einschliefst, wird die Stelle eigentlich noch unverständlicher. Ich schrieb in meiner Ausgabe: *Ἀμφίπολίς γ' ἂν ληφθῇ*, *γε* im Sinne von quidem „wenn z. B. Amphipolis eingenommen wird …"

ΟΛ. Γ.

§ 22. Hier haben die besten Handschriften *χάριτος*. Ich verstehe nicht, wie B. diese den knappen Demosthenischen Stil charakterisierende Lesart verwarf und dafür den wahrscheinlich interpolierten Zusatz der Vulgata *ἡδονῆς καὶ χάριτος* aufnahm. Blafs freilich hält auch *τῆς παραύτικα χάριτος* wegen der vier aufeinanderfolgenden Kürzen für verdächtig!

§ 34 schreibt B. nach der Vulgata *λαμβανέτω πάντ' ἐφορῶν*, während ΣAB *λαμβάνων* haben. Die Vulgata wollte eben die nicht verstandene Schwierigkeit durch Korrektur beseitigen. S. die Erklärung in meiner Ausgabe!

ΚΑΤΑ ΦΙΛ. Α.

§ 16 bringt B. *παρεσκευάσθαι* statt des handschriftl. *παρασκευάσασθαι*, wie Blafs im Zusammenhalt mit § 19 ibid. vermutet. Diese Mutmafsung ist nicht recht logisch. Zuerst rät Demosthenes § 16 den Athenern, fünfzig Kriegsschiffe auszurüsten, dagegen § 19 fafst er im Rückblick auf die eben gegebenen Ratschläge und deren Begründung das Resultat zusammen: diese Beschlüsse müssen feststehen (*δεδόχθαι*) und diese Rüstungen sollten veranstaltet (*παρεσκευάσθαι*) sein.

§ 18. B. nach den Handschriften *εἰ μὴ ποιήσαιτ' ἂν τοῦτο*. Sicher ist die Stelle verderbt; *ἂν* ist kaum richtig. Ich schrieb in meiner Ausgabe: *ποιήσαιτ' αὐτὸ τοῦτο.*

§ 40. B. nach der Vulg. *πατάξῃ τις* statt des in den besten Handschriften erhaltenen *πατάξῃς*, das weit lebendiger und Demosthenischer klingt.

ΠΕΡΙ ΕΙΡ.

§ 8 bringt B. die Konjektur Tourniers *ποιησάμενος* statt des handschriftl. *ἐποιήσατο*. Diese Mutmafsung beruht auf einem Mifsverständnis. S. die Erklärung der Stelle in meiner Ausgabe!

§ 21. Die längst anstöfsige Stelle, wo B. im Einklange mit den bisherigen Ausgaben *οὐδὲν ἂν αὐτοῖς δοκεῖ εἶναι* schreibt, ist nunmehr richtiggestellt. Sie mufs auf Grund des Oxyrhynchus Papyr. lauten: *οὐδὲν ἂν αὐτοῖς κέρδος ἦν*. S. Fuhr in der Berl. Philol. W. 1903, Nr. 47, Sp. 1481.

§ 23 schreibt B. im Anschlusse an Rehdantz: *τοῦτο μέντοι, τοῦτ᾽ ἔστιν φυλακτέον ἡμῖν*. Sehr unwahrscheinlich, da sämtliche Handschriften bei sonstigen Verschiedenheiten *ὅτι* aufweisen. Es mufs wohl heifsen: *τοῦτο μέντοι, ὅτι τοιοῦτόν ἐστιν, φυλακτέον ἡμῖν*. Die pathetische Anaphora *τοῦτο* wäre hier unpassend.

§ 24. Die handschriftl. Lesart: *πρὸς δὲ τοὺς θρασέως ὁτιοῦν οἰομένους τὸν πόλεμον κτλ.* gibt trotz aller Auslegungskünste keinen passenden Sinn. B. schreibt: *οὐδ᾽* ante *ὁτιοῦν* add. Cobet; fortasse recte. Und ich sage: certo prave; *οὐδὲ* ist schon sprachlich unmöglich, es mufste *μηδ᾽ ὁτιοῦν* lauten. Ich schrieb schon in meiner 3. Ausgabe des II. Bändchens der Reden des Demosthenes *μηδ᾽ οἰομένους* und liefs *μὴ* vor *προορωμένους* weg. S. mein Vorwort zur 4. Aufl.

ΚΑΤΑ ΦΙΛ. Β.

§ 13 heifst es bei B. nach der Vulg. *Μεσσήνην Λακεδαιμονίοις ἀφιέναι κελεύων*, Blafs dagegen hat nach Σ und den übrigen besten Handschriften das allein dem Sinne entsprechende *Λακεδαιμονίους*. Übrigens gehen beide Herausgeber keine Variante an.

§ 25. B. nach Richards wohl richtig: *ἐλευθερίαν;* (mit Fragezeichen), statt der bisherigen Schreibung *ἐλευθερίαν*. (mit Punkt).

ΠΕΡΙ ΑΛ.

In dieser Rede finden sich geringe Verschiedenheiten zwischen Butcher und Blafs. Es fand eben der letztere hier in Stellen von Grammatikern und Rhetoren keine Anhaltspunkte zu Änderungen.

ΠΕΡΙ ΤΩΝ ΕΝ ΧΕΡΡ.

§ 14 schreibt B. mit Blafs nach Cobet: *οὔτε παρακαλεῖν*, das heifst den Redner korrigieren, da sämtliche Handschriften *παρακαλέσειν* haben.

Auch mit οὔτε παρακαλεῖν hat man vier aufeinanderfolgende Kürzen. Vgl. in derselben Rede § 30 ἄν τις ὑπέλαβεν, § 71. δυνάμενος ἂν ἴσως, sowie ἀλλὰ διαμένω.

§ 35. τὰ τοιαυτί; statt der gewöhnlichen Interpunktion τὰ τοιαυτί.

§ 46. B. nach der Vulg. ἀνήκεστον statt der gewählteren Lesart der Codd. ΣL ἀνείκαστον.

§ 75 schrieb ich in meiner Ausgabe statt der verderbten Überlieferung: τὰ δὲ βέλτιστα ἐπιστήμῃ λέγειν: τὰ δὲ βέλτισθ' ἂν ἐπιστηθῇ λέγειν.

ΚΑΤΑ ΦΙΛ. Γ.

In dieser Rede hat Butcher nach dem Vorgange von Blafs die erweiterte Fassung in kleinerem Drucke beigefügt.

§ 17 schreibt B. mit Blafs τυραννίδας κατέστησεν statt des handschriftl. τυραννίδα, einmal wegen der sonst aufeinanderfolgenden drei Kürzen, sodann im Hinblick auf Chers. 36 δύ' ἐν Εὐβοίᾳ κατέστησε τυράννους, eine ganz unnötige Änderung. Es heifst eben in abstrakter Weise: er hat auf Euboia eine Tyrannenherrschaft eingesetzt, gleichviel ob es zwei oder drei Tyrannen waren.

ΚΑΤΑ ΦΙΛ. Δ.

§ 7 läfst sich B. durch Blafs verleiten πάντας θεοὺς gegen das überlieferte πάντας τοὺς θεούς zu schreiben. Und warum? Weil sich Chers. 49 die gleiche Wendung μὰ τὸν Δία καὶ πάντας θεούς findet! Konnte der Redner in dem in der IV. Phil. Rede vorliegenden Material, das er in der II. und III Phil. Rede sowie in der Rede über den Chersones praktisch verwertete, nicht den Artikel τοὺς hinzugesetzt haben? Auf solche Weise schwankt ja alles!

§ 31 schreibt B. mit Blafs: Ὃ δὴ λοιπόν ἐστι, καὶ πάλαι μὲν ἔδει, διαφεύγει δ' οὐδὲ νῦν, τοῦτ' ἐρῶ, was sich schwer erklären läfst. Richtiger ist wohl mit Σ διαφεύγειν zu schreiben. „Was ihr zwar schon längst wissen solltet, was aber auch jetzt euch nicht unbekannt bleiben sollte, das will ich sagen.“ Demosthenische Kürze für: καὶ ὃ πάλαι μὲν εἰδέναι ἔδει, διαφεύγειν δ' οὐδὲ νῦν δεῖ ...

ΠΡΟΣ Τ. ΕΠΙΣΤ. Τ. ΦΙΛ.

§ 21. διὰ τούτων αὐτὰ πάλιν ἀναλήψεσθαι. So B. nach den Handschriften. Dafs ἀναλαμβάνειν auch ohne ἑαυτὸν in der Bedeutung „sich

erholen" bei attischen Schriftstellern, wenn auch nicht bei Demosthenes, öfter vorkommt, ist gewiſs, aber an unserer Stelle ist die intransitive Bedeutung nicht wahrscheinlich. Dagegen spricht die Stellung des hier unbetonten *αὐτὰ* an betonter Stelle. Es erscheint deshalb *αὑτὰ*, wie Blaſs schreibt, als richtig.

ΕΠΙΣΤ. ΦΙΛ.

§ 9 schreibt B. sehr ansprechend nach Cobet: *προϋπαρχόντων καὶ ... κακοποιούντων ὑμῶν, ἀμυνοῦμαι μετὰ δικαίου*, denn zu den Partizipien vermiſst man gar sehr das Subjekt, während nach vorausgegangenem *ὑμῶν* zu *ἀμυνοῦμαι* leicht *ὑμᾶς* ergänzt wird. Übrigens ist auch die absolute Auffassung ohne Akkusativobjekt „Ich werde mich wehren" naheliegend.

ΠΕΡΙ ΣΥΝΤ.

§ 13 schreibt B. *συνείθισθε*, während Blaſs mit Σ *εἴθισθε* liest. Letztere Lesart ist wohl richtig und *συνείθισθε*, wie Blaſs mit Recht bemerkt, durch das kurz vorhergehende *συνεθίζω* veranlaſst.

§ 31 zieht B. mit Blaſs das in ΣL enthaltene *ἃ ἂν* zusammen, was auch nach der rhythmischen Theorie von Blaſs unnötig ist.

Eine gewisse Inkonsequenz Butchers möchte ich darin sehen, daſs er vor einem Komma, wenn das nächste Wort mit einem Vokal anlautet, den kurzen Vokal in der Regel nicht elidiert, z. B. *προστάττετε, ἂν ..., ἀπεύχεσθε, εἰ, αἰσχύνεσθε, εἰ ...*, doch auch *Ολ.* I, 15 *κομιδῇ δ', ὥσπερ* und öfters, hingegen regelmäſsig vor *ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι*, obwohl er ein Komma setzt, den kurzen Vokal abstöſst, z. B. *Ολ.* I, 11 *προησόμεθ', ὦ ἄνδρες Ἀθ.* ib. 15 *δέδοικ', ὦ ἄνδρ. Ἀθ.* usw. Er schreibt ferner *τἄργα*, dagegen stets *τἄλλα* — aus welchem Grunde?

Der Druck ist ziemlich korrekt, aber klein, besonders im kritischen Kommentar und in den Anmerkungen der Präfatio. In dieser lies p. IV in Anm. 1, Z. 2: IV 18; ebenda Z. 3: XVIII 162; p. IX in Anm. 1, Z. 1: III 10.

Burghausen a. Salzach. **A. Deuerling.**

268) **F. Thümen, M. Tullii Ciceronis oratio pro M. Marcello.** Für den Schulgebrauch erklärt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1904. 28 S. 8. ℳ —.40.

Die Bibliotheca Gothana hat nun auch die dritte der von den alten Grammatikern als Caesarianae bezeichneten Reden in ihre Sammlung ein-

gereiht. Der Herausgeber, der den Text von C. F. W. Müller (1900) und Clark (1900) zugrunde legt, schickt eine kurze Einleitung voraus, die in knapper, aber ausreichender Weise über Persönlichkeit und politische Stellung des M. Claudius Marcellus, Anlafs und Zweck sowie den Gedankengang der Rede unterrichtet. Der Kommentar gibt über sachliche, stilistische, grammatische Einzelheiten (manchmal ziemlich ausführliche) Bemerkungen, ist durchweg bestrebt ein vollkommenes Verständnis zu erschliefsen und gibt auch genug Hilfen zu einer nicht blofs richtigen, sondern auch geschmackvollen Übersetzung; hierbei wird nicht etwa blofs eine einfache Übersetzung des Ausdrucks gegeben, sondern meist Grundbedeutung, Bedeutungswandel und Sprachgebrauch berücksichtigt. Allerdings scheint uns für den Standpunkt von Schülern der obersten Klassen eine und die andere Erklärung überflüssig, z. B. § 4 fortunatus, § 31 perfuncta. Jedenfalls aber wird dem Schüler, wenn diese Rede mit ihm gelesen wird oder er sie zur Privatlektüre wählt, die vorliegende Ausgabe gute Dienste leisten.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

269) **W. M. Flinders Petrie, Methods and aims in Archaeology.** London, Macmillan and Co., 1904. XVII u. 208 S. 8. 66 Illustrationen. geb. 6 s.

Der erfolgreichste Ausgraber auf dem Boden des alten Ägyptens ist Flinders Petrie. Seit 23 Jahren hat er so gut wie Jahr für Jahr hier selbst Ausgrabungen geleitet, zahlreiche andere ähnliche Untersuchungen angeregt und beaufsichtigt. Als erster hat er methodisch die Trümmerhügel des Niltales erforscht, alles beobachtet und verzeichnet, was bei der Arbeit an das Tageslicht trat und sich nicht damit begnügt, nur Museumsgegenstände der Erde zu entreifsen, sondern das Unscheinbare und Zerstückelte mit gleichem Interesse begrüfst wie das Auffallende und für weitere Kreise Ansprechende. Im Sommer, der der Wintercampagne folgte, hat er jeweils die gewonnenen Ergebnisse verarbeitet, in Werken, welche etwa die Mitte zwischen einem Inventar und einer Untersuchung halten, geschildert und auf Tafeln in Umrifszeichnung und gelegentlich in Photographie alle wichtigen Stücke veröffentlicht. Reicher Erfolg hat seine Arbeit gekrönt. Von der Steinzeit Ägyptens an bis zu der Herrschaft der Griechen und Römer herab haben sich ihm inhaltsreiche Trümmerhügel erschlossen; es gibt kaum eine Periode in diesem Zeitraum von fast 4000 Jahren, für die er nicht ausschlaggebende Ergebnisse hat gewinnen

können. Seine Werke sind ein Archiv geworden, dessen Inhalt für historische und kunsthistorische Zwecke von gröſstem Werte ist, für eine kulturhistorische Erforschnng Ägyptens an der Hand der Denkmäler den festen Grund gelegt hat.

Die praktische Tätigkeit der Ausgrabnng hat Petrie auſser der Gewinnung positiver Ergebnisse noch etwas anderes gebracht, eine stets wachsende Einsicht in die Methoden, welche Grabungen erfolgreich zu gestalten vermögen. Was er hier in der Wissenschaft des Spatens erprobte, das hat er kurz in seinen verschiedenen Werken angedeutet und jetzt in dem vorliegenden Buche übersichtlich zusammengestellt. In klarer Weise legt er in letzterem dar, wie sich der Forscher für eine Ausgrabnng vorbereiten, ihre Stätte vor dem Beginne erkunden müsse, wie er dann die Arbeiter auszuwählen und zu behandeln, die Arbeit selbst zu verteilen habe. Hierauf folgt eine Schilderung der Gesichtspunkte, nach denen die Aufzeichnung der Einzelergebnisse durch Pläne, Kopien, Papierabdrücke, Photographien erfolgen solle. Dann werden Mittel und Wege für die Konservierung der verschiedenen Fundgegenstände, ihre Verpackung, Veröffentlichung und Registrierung in tabellarischer Form angegeben. Hieran schlieſsen sich Ausführungen über den Wert der verschiedenen Arten archäologischer Beweise, welche er besonders an der Hand einer Besprechung der ägyptisch-griechischen Beziehungen von der frühesten Zeit (Creta) bis in die der 26. Dynastie (Naucratis, Daphnae) klarzulegen sucht. Endlich folgen allgemeine Erwägungen über das Recht, welches die Vergangenheit auf Erhaltung ihrer Überreste, die Zukunft auf genaue Verzeichnung alles uns zugänglichen Materiales besitze und das hohe Interesse, welches die historischen Studien besäſsen. Zahlreiche gute Illustrationen, meist nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen des Verf., begleiten den Text. Ein Index am Schlusse erleichtert eine schnelle Orientierung über die vorgebrachten Tatsachen.

Schon diese kurze Inhaltsskizze zeigt, wie reichhaltig die Ausführungen des Verf. sind. Seine Beobachtungen sind zum weitaus überwiegenden Teile auf ägyptischem Boden gemacht worden, und wird kein Ausgraber im Niltale und kein Ägyptologe das Buch entbehren können. Aber auch über diesen Kreis hinaus ist es von Bedeutung. Zahlreiche seiner Lehren lassen sich ohne weiteres auf die Forschertätigkeit in anderen Ländern übertragen. Der Archäologe im weitesten Sinne des Wortes wird in ihm ein ausgiebiges Hand- und Lehrbuch für seine praktische Tätigkeit in antiken

Ruinenstätten und Grabanlagen besitzen. Dem Gelehrten, der mehr von der Studierstube aus sich für das Altertum und seine Überreste interessiert, wird es eine belehrende und fesselnde Lektüre darbieten.

Bonn. **A. Wiedemann.**

270) **Paul Usteri, Ächtung und Verbannung im griechischen Recht.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. VIII u. 172 S. 8. *M* 6.—.

Die beiden Teile des Titels sind in zwei gesonderten Abschnitten abgehandelt (S. 5—62 u. 65—158). Die Untersuchungen, die auf einem noch wenig bearbeiteten Gebiete in zuverlässiger Methode angestellt werden und die die ganze griechische Welt in den Kreis der Betrachtung ziehen bis hinab in die Zeit der vollständigen Unterwerfung Griechenlands durch die Römer — eine zeitliche Beschränkung, die dem Verf. dadurch sich als geboten erwies, dafs eine grofse Menge gleichfalls durchmusterter griechischer Inschriften aus römischer Zeit nie auch nur das geringste für den hier vorliegenden Zweck brauchbare ergaben —, bieten reichhaltiges, bisher unter diesen Gesichtspunkten noch nicht zusammengestelltes Material und zum Teil die dankenswertesten Ergebnisse. Der erste Teil, die „Ächtung“, stellt die einschlägigen Quellen möglichst vollständig zusammen, und zwar die Strafbestimmungen, in denen Ächtung angedroht wird, und die Fälle, in denen Ächtung als Strafmittel vollzogen wird, beide Male mit der Unterscheidung der attischen und der aufserattischen Ächtungen. Es sind im ganzen 33 Fälle, die zur Besprechung kommen und die ein jeder mit vorsichtiger Kritik behandelt werden. Die sprachlichen Bezeichnungen für den Geächteten sind *ἄτιμος, ἀγώγιμος, πολέμιος, ἔκσπονδος*; das erstere ist das eigentliche und ursprüngliche Wort für „vogelfrei“, wofür aber schon im Jahre 409 in Athen *πολέμιος* in Gebrauch ist. Eine feststehende Formel für die Strafbestimmungen und Strafurteile, welche die Ächtung enthalten, hat sich niemals ausgebildet. In der früheren Zeit (vor dem letzten Drittel des 5. Jahrh.) werden die Nachkommen stets mitgeächtet; Vermögenskonfiskation ist die natürliche, selbstverständliche Begleitstrafe der Ächtung. Was das Vorkommen der Ächtungsstrafe betrifft, so findet sie sich angeordnet in Sanktionsformeln von Gesetzen und Psephismen, als Strafe für Bannbruch, in Tyrannengesetzen, als Strafe für Friedensbruch, für Eidverweigerung (bei Bürgereiden), für *ἀσέβεια*, für Bestechung und für Tötung einer besonders geschützten Person, also durch-

weg Verbrecher, die in hohem Grade die Gesamtheit direkt oder indirekt schädigen.

Für den zweiten Teil, „die Verbannung“, ist die Überlieferung im ganzen so mangelhaft, dafs von einer vergleichenden Zusammenstellung der Bestimmungen der einzelnen Staaten abgesehen wird; Verf. begnügt sich daher mit Aufzählung und Einzelbesprechung der Fälle der Verbannung (hierbei ein ausführlicher Exkurs über die Verbannung bei den athenischen Bundesgenossen im ersten und zweiten attischen Seebunde). Es werden behandelt die Fälle der Verbannung auf Grund gerichtlicher Entscheidung (neun Fälle in Athen, zwei in Sparta, drei im übrigen Griechenland, vier in Kleinasien und den Inseln), die ipso iure eintretende Verbannung, sodann die administrative oder politische Verbannung. Den oft strengen Bestimmungen über diese Strafe steht gegenüber das Verhalten auswärtiger Staaten gegen politische Verbannte, das in den meisten Fällen, wo es bekannt ist, als ein besonders wohlwollendes zu erkennen ist. S. 109—110 werden insbesondere die athenischen Volksbeschlüsse zugunsten Verbannter mitgeteilt. Ein Schlufsabschnitt handelt eingehend vom Zurückführen der Verbannten, insonderheit von den Amnestien, deren Verf. neunzehn ausfindig gemacht, darunter die drei bedeutendsten in Athen von 480, 403, 338. In der Mehrzahl der Fälle läfst sich auch die Vermögensrestitution feststellen. Aufser durch Amnestien wird die Restitution der Verbannten auch herbeigeführt durch erzwungene Rückkehr, wie z. B. bei der im Friedensvertrag zwischen Sparta und Athen 404 festgesetzten Rückkehr der attischen Verbannten. Im ganzen begegnen vierzehn solcher Restitutionen.

Die Sorgfalt der Untersuchungen macht das Buch zu einem zuverlässigen, die Zusammenstellung der Quellen und die der daraus gefolgerten Ergebnisse zu einem bequemen Hilfsmittel. Ein vollständiges Sachregister, ein solches über die vorkommenden griechischen Ausdrücke, ein drittes der besprochenen Inschriften und Autorenstellen bildet den Schlufs.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

271) **G. Cantecor, Le Positivisme.** Paris, P. Delaplane, o. J. 144 S. 12. geh. 90 cent.

Dieses neue Heft der Sammlung ‘Les Philosophes’, von welcher in dieser Zeitschrift schon mehrere Nummern besprochen worden sind, beschäftigt sich fast ausschliefslich mit Auguste Comte und seiner Philo-

sophie. Die allgemeinere Bedeutung des Ausdrucks 'Positivismus' und das Verhältnis dieses weiteren Positivismus zu dem spezielleren 'Comtismus' wird in der Einleitung und in der Schlufsbetrachtung, sowie auch bei der Besprechung der einzelnen Theorieen des Philosophen kurz beleuchtet. Der erste Hauptabschnitt des Buches (S. 13—42) behandelt 'La genèse et l'économie de l'œuvre', der zweite (S. 43—125) 'Les idées maîtresses du système'. Cantecor nimmt Comte gegenüber einen durchaus objektiven Standpunkt ein; seine Monographie ist klar geschrieben und angenehm zu lesen. Von Interesse war uns die auf S. 134 stehende Notiz über den Einflufs, welchen der Comtismus auf die Politik Brasiliens und Chiles ausgeübt hat und auch jetzt noch ausübt. **P.**

272) **Jonas, Fünfundzwanzig deutsche Dichtungen im Gewande französischer Prosa.** Leipzig, Haberland. 43 S. 8.

Es wird vermutlich von der Fachpresse gern anerkannt werden, dafs die Verfasserin die Aufgabe, die sie sich gestellt, eine Reihe bekannter deutscher Gedichte den Schülern in gutem französischen Prosagewande vorzuführen, völlig gelungen ist. Der Charakter der verschiedenen Gedichte ist in hübscher ansprechender Form wiedergegeben. Schwieriger ist die Frage, wie das Büchlein in der Schule am besten zu verwenden ist. Die Verfasserin empfiehlt im Vorwort zunächst die Stücke mündlich zu behandeln und sie dann von den Schülern in der Klasse lesen, gelegentlich auch schriftlich bearbeiten zu lassen. Mit ersterem und letzterem könnte man sich sehr wohl einverstanden erklären. Denn wenn Sprechübungen und schriftlichen Arbeiten neben den sogenannten Realien gelegentlich auch bekannte deutsche Stoffe zugrunde gelegt werden, so läfst sich dagegen durchaus nichts einwenden. Aber das Buch als Klassenlektüre zu verwenden, würde mir nicht recht angebracht erscheinen. Woher soll dazu bei den berechtigten Ansprüchen, welche die Schriftstellerlektüre an die Schule stellt, die Zeit genommen werden? Am ehesten noch liefse sich vielleicht in den Tertien die nötige Zeit dafür erübrigen, wenn man das Buch dort in den beiden Jahren neben der Chrestomathie oder dem Schriftsteller hergehen liefse — vorausgesetzt dafs die Behörden eine weitere Verstärkung des Lehrapparates genehmigten. Sollte das Werkchen in diesen Klassen und auf den entsprechenden Stufen der Mittelschulen Eingang finden, so würde die Verfasserin vielleicht gut tun, statt einiger reichlich schwieriger Paragraphen — so ungern der Erwachsene

sie auch vermissen mag — andere von leichterem Inhalt und einfacherer Sprache einzusetzen. Jedenfalls aber gebührt der liebenswürdigen Verfasserin der Dank ihrer Kollegen und Kolleginnen für diese erfreuliche Bereicherung des Unterrichtsmaterials.

Dessau. **Bahrs.**

273) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Vierter Band. Chemnitzer bis Differenz. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1903. 908 S. zu 2 Sp. gr. 8. geb. ℳ 10.—.

Wir müssen den Bericht über die Fortsetzung des grofsen Meyer zunächst mit der Berichtignng einer Notiz aus der Anzeige des vorigen Bandes beginnen. Es war dort in dem Artikel „Albert Bitzins" das Fehlen des Todesjahres moniert worden, dessen Angabe aber gleich im Anfange des Aufsatzes richtig eingesetzt ist. Wie dieses Versehen unter unsere Bemerkungen geraten konnte, ist nns nicht recht erklärlich; jedenfalls gilt nach Feststellung unseres Irrtnms erst recht das, was wir von der trefflichen Ausarbeitung des ganzen Bandes gerühmt hatten.

Der hier vorliegende vierte Band zeichnet sich wie seine Vorgänger durch eine Fülle von erklärten Namen und Sachen aus, die je nach ihrer Wichtigkeit mehr oder minder eingehend behandelt sind. Die Stichworte berücksichtigen alle Vorkommnisse und Gebiete des praktischen und geistigen Lebens, so dafs man mit diesem Nachschlagewerke im Hause sich eine ganze Bibliothek der Fachlexika erspart, mögen sie nun die Fremdwörter oder die geflügelten Worte, die geographischen Namen und die geschichtlich wichtigen Ereignisse, die Künste nnd Literaturen aller Zeiten und Völker, die Begriffe und Ausdrücke des Rechtslebens, der Heilkunde usw. behandeln. Wenn unsere Zeit unter dem Zeichen der naturwissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen steht, so sind demgemäfs die einschlägigen Artikel mit grofser Sachkunde, Ausführlichkeit und Sorgfalt ausgearbeitet worden. Man vergleiche z. B. die Lemmata des botanischen, mineralogischen, chemischen, physikalischen und technischen Gebietes. Eine vortreffliche Beigabe sind die zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen und die reichlichen Beilagen an Illustrationen

ıd Karten. Von letzteren seien besonders genannt sechs Geschichtskarten ›n Deutschland, Karte der deutschen Mundarten, der Verbreitung der ›eutschen in Mitteleuropa; politische Übersichtskarte, Flufs- und Gebirgs-.arte, geologische Karte, Klimakarte, Karte der Bevölkerungsdichtigkeit, ler Konfessionen, der Landwirtschaft und Industrie, der militärischen Verwaltung (Garnisonen usw.) Überhaupt ist die Behandlung Deutschlands, nach allen Gesichtspunkten erschöpfend durchgeführt (von S. 691—845), eine wahre Glanzleistung der Redaktion, der Mitarbeiter und der Verlagsanstalt. **R.**

Vakanzen.

Bedburg, Ritterakademie, (kath.) Obl., Alte oder N. Spr. Direktor.
Bochum, H.M.S. Obl. N. Spr. Deutsch u. Rel. Oberbürgermeister.
Braunschweig, O.R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Bromberg, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Charlottenburg, R.G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Frankfurt a. M., Obl. N. Spr. Kuratorium d. höh. Schulen.
Friedenau, G. Obl. Rel. u. Hebr. Gemeindevorsteher.
Fulda, O.R.S. Obl. N. Spr. u. Gesch. Kuratorium.
Gelsenkirchen, R.S. 3 Obl. Prof. E. Fritzsche.
Hannover, G. Direktor. Magistrat.
Hattingen, Prg. Obl. Klass. Phil. Kuratorium.
Herne, R.S. u. Prg. 2 Obl. Klass. Phil. u. Obl. Gesch. Kuratorium.
Höchst a. M., H.M.S. Dir. Kuratorium.
Itzehoe, Ref.R.G. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Halfmann.
Kreuznach, R.S. Obl. Gesch. Direktor.
Liegnitz, St.G. Oberl. (Lat., Griech., Deutsch). Magistrat.
Magdeburg, O.R.S. Obl. Gesch. Lat. u. Deutsch. Magistrat.
Meiderich, R.G. Obl. N. Spr. Direktor.
Myslowitz, G. Obl. Gesch. Magistrat.
Steglitz, H.M.S. Obl. Gesch. oder Deutsch. Schuldeputation.
Unna, R.G. Obl. Gesch. od. klass. Phil. Direktor.
Weimar, Sophienstift (H.M.S.) Obl. Dir. Dr. Ritter.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Ed. Hölzel in Wien** über: „Description des tableaux d'enseignement &c.“

Gotha, 12. November. Nr. 23, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Perfektum und Supinum von ferio . . . ferire.

Von C. Wagener.

In neueren lateinischen Schulgrammatiken findet man häufig ici als Perfektum von ferio angegeben, während die Nationalgrammatiker von dieser Form als Perfektum von ferio nichts zu wissen scheinen. Charisius, der am ausführlichsten über die Form von ferio spricht, zählt (I, S. 251, 24 ed. Keil) alle Formen auf, nicht allein die, welche vom Präsens, sondern auch die, welche vom Perfekt gebildet werden können, so *ferii*, ferieram, ferierim, ferissem, feriero, ferisse, ohne aber Belegstellen dafür zu zitieren. Einige Seiten weiter (I, S. 261, 33) sagt er: verba, quae perfectum mutant, sicut in superioribus varie comprehensum est, haec sunt: spondeo spopondi, pasco pavi, ferio *percussi*. Die Form percussi nehmen auch noch andere an, wie Priscian [1]),

1) *Prisc.* 8, 11, 59 (ed Hertz I, 418, 29): Sunt alia verba, quibus desunt diversa tempora usu deficiente non ratione significationis. Et quibusdam deest praeteritum perfectum et omnia, quae ex eo nascuntur, ut *ferio* etc. Ergo aliorum verborum

Consentius [1]) und Phocas [2]). Gegen ferii sprechen [3]) Diomedes und Consentius [4]); Macrobius [5]) tritt wie auch Diomedes für percussi ein, ist aber gegen ferivi, was sonst nicht erwähnt wird. Aus der Zusammenstellung der auf unsere Frage bezüglichen Stellen der Nationalgrammatiker ersieht man, dafs die meisten Grammatiker für percussi sind, dafs aber auch ferii und ferivi angeführt wird. Von den zuletzt genannten Perfekten lassen sich, wie Georges, Lexikon der lateinischen Wortformen unter ferio S. 274, angibt, nur drei Formen nachweisen: *feristi* Mar. Merc. subn. 6, 1; *feriit* Schol. Iuven. 8, 268 (267) und *feristis* Optatus Milev. 6, 1. Da nun die Perfektformen von ferii oder ferivi so selten sind, so hat man mit Recht *percussi* eingesetzt, und von Neueren ist auch noch *ici* aufgenommen, um so mehr, da nach Nonius [6]) icere und percutere von gleicher Bedeutung sind. Einen feineren Unterschied hat H. Menge, Lateinische Synonymik S. 70 aufzustellen versucht. Er sagt hier: *ferire* „treffen", durch einen Stofs, Schlag oder Wurf stark berühren und verwunden, selbst töten: f. murum ariete, aliquem securi, frontem, hostem, leonem — *icere* einfach „treffen", wonach man geschlagen, geworfen oder gestofsen hat: icere aliquem lapide, tragulā, fundā, fulmine, mortifero vulnere — *percutere* mit einem plötzlichen Schlage, heftigen Stofse „durch und durch erschüttern" oder gar „durchbohren": p. aliquem lapide, manu, fulmine, pectus gladio, aliquem securi, terram

---

perfectis, quae videntur eandem significationem habere, pro his utimur: in quibus invenimus percutio percussi, *ferio percussi.*

1) *Consent.* Ars ed. Keil V, 378, 25: In his enim dissimili voce significationem praeteriti temporis declarabimus. Dicimus enim: adfert attulit, item dicimus: *ferit percussit* praeterito perfecto.

2) *Phoc.* Ars ed. Keil V, 336, 18: In coniugationibus et praeterito deficiunt haec: fero fers praeteritum facit tuli, sum es fui, *ferio feris percussi.*

3) *Diomed.* ed. Keil I, 380, 9: Sunt quaedam verba, quae nequaquam ex se derivata habent tempora perfecta, utuntur tamen proximis, velut ferio perfecto ferii non decimus, sed *percussi.*

4) *Consent.* Ars ed. Keil V, 382, 31: Ex aliqua parte deficiunt, ut est ferio: haec enim non per omnia tempora figurantur; neque enim faciunt ferii.

5) *Macrob.* Excerp. Bobiens. ed. Keil V, 654, 15: Ferio tempore perfecto deficit et vocem sibi aliunde mutuatur: *percussi* enim dicimus, non ferivi.

6) *Non.* ed. L. Müller 176, 32: *icit* significat *percutit* und führt dann an:
Pacuv. (38): nam canis quandost percussa lapide, non tam illum adripit
qui sese icit quam [illum] eumpse morsu lapidem qui ipsa iactast petit
Lucret. (3, 159): esse animam cum animo coniunctam; quae cum animi vi
percussast, exin corpus propellit et icit.

pede. Ob hier alles richtig ist, will ich jetzt nicht weiter untersuchen, nur mufs ich bemerken, dafs Menge die wichtige Phrase foedus ferire ausgelassen hat.

Ein *Supinum* von ferio erwähnt nur Charisius (ed. Keil I, 251, 27) *feritum* ire, das sich aber nirgends belegen läfst, und davon gebildet das Partizipium *feriturus*, das von Serv. zu Verg. Aen. 7, 498; Heges. 3, 18, 1; Maximin. 5, 97 und Dracont. Carm. 3, 101 angewandt ist. Als Perfekt Passiv von ferio und die davon gebildeten Formen führt Charisius a. a. O. folgende an: *ictus sum*, ictus eram, ictus sim, ictus essem, ictus ero, ictum esse, ictum iri, ictus; vgl. auch Phocas [1]).

Aus dem Angeführten folgt, dafs von den Nationalgrammatikern als Perfekt von ferio im Aktiv nur *percussi* und im Passiv nur *ictus sum* angeführt wird, dafs aber *ici* und *percussus sum* nirgends genannt werden, obwohl beide Formen, wie wir finden werden, als Ergänzungsformen zu ferio angesehen werden müssen. Da nun die Nationalgrammatiker diese beiden wichtigen Formen gar nicht erwähnt haben, so müssen wir einen Weg einschlagen, der zu der sicheren Unterscheidung zwischen *ici percussi* und *ictus sum percussus sum* führt. Es scheint mir nötig, worauf schon bei Neue-Wagener, Lateinische Formenlehre III, 423 hingedeutet ist, solche Redensarten genauer zu betrachten, die in den präsentischen Formen des Aktivs und Passivs mit ferire und feriri, in den perfektischen Formen des Passivs aber mit Formen von icere und percutere gebildet sind. Als solche Redensarten haben sich mir *aliquem securi ferire* und *foedus ferire* (*ὅρκια τέμνειν*) ergeben, von denen die erstere in eigentlicher, die letzte in bildlicher Bedeutung aufzufassen ist, wenn ja auch bei Abschliefsung von Bündnissen ursprünglich ein Opfertier (eine Sau) geschlachtet wurde.

Aliquem *securi ferire* finden wir Cic. Verr. 5, 29, 75; 5, 52, 136; ferner ut securi feriret aliquem Cic. Cat. Mai. 12, 42; securi feriri Cic. Verr. 5, 27, 68; 5, 50, 133; feriuntur securi Cic. Verr. 5, 46, 121; alii securi feriebantur Cic. Verr. 5, 28, 72; ut quam primum securi feriantur Cic. Verr. 1, 30, 75; qui pro archipirata securi feriretur Cic. Verr. 5, 29, 75; ut securi feriretur Cic. Verr. 5, 30, 78; qui securi ferirentur Cic. Verr. 5, 28, 71; cum ... cives Romani securi ferirentur Cic. Verr. 5, 43, 113;

1) *Phoc.* Ars ed. Keil V, 438, 13: Notantur pauca (verba passiva), quae in praeterito deficiunt, passiva quidem haec: feror, ferior, tollor, faciunt enim latus sum, *ictus sum*, sublatus sum.

ut securi ferirentur Cic. Verr. 5, 60, 156; 5, 60, 157; auch in späterer Zeit kommt reversus securi eum ferire voluit Aur. Vict. Vir. ill. 31, 2 vor. Aber securi percutere oder securi icere in einer präsentischen Form habe ich in klassischer Zeit nicht finden können, dagegen öfter principem *securi percussisti* Cic. in Pison. 30, 84; ferner securi percussit Cic. Fin. 1, 7, 23; Verr. 1, 3, 7; quod securi percusseris Cic. Verr. 5, 50, 133; securi percusserat Cic. Verr. 3, 67, 156; se securi non percussisse Cic. Verr. 5, 29, 73, aber nirgends securi ici als Perfekt.

Was die perfektischen Formen des Passivs betrifft, so habe ich nirgends securi ictus gefunden, obwohl Cic. Verr. 5, 45, 118 ut uno ictu securis adferam mortem filio tuo sagt, oft aber *securi percussus.* So: qui securi percussus est Cic. Verr. 5, 59, 155; qui non securi percussus sit Cic. Verr. 5, 26, 67; qui securi percussus esset Cic. Verr. 5, 30, 79; cum erunt securi percussi ac necati Cic. Verr. 5, 45, 119; civibus Romanis securi percussis Cic. Verr. 5, 29, 75; 5, 30, 77; securi percussum esse Cic. Verr. 1, 5, 14; 5, 29, 73; 5, 29, 74; 5, 46, 123; 5, 60, 156; securi percussos esse Cic. Verr. 1, 5, 12; 1, 30, 76; 4, 64, 144; 5, 59, 154 und securi percussos Cic. Phil. 13, 16, 33 (Worte des Antonius).

Sehen wir zu, wie es mit *foedus ferire* steht. Ut tu amorum turpissimorum cotidie foedera ferires Cic. pro Cael. 14, 34; quicum foedus feriri in Capitolio viderat Cic. Rab. Post. 3, 6; foedera feriebantur provinciarum Cic. de domo 50, 129; ut satis honestum foedus feriretur Cic. Invent. 2, 30, 92; cui (foederi) feriendo ... interfuerat (Tib. Gracchus) Cic. Har. 20, 43; sodann foedus ferire Liv. 1, 24, 4; foedus; ad id feriendum Liv. 2, 33, 4; ad foedus feriendum Liv. 30, 43, 9; ut superior ultio cum paene victis amicitiae foedera feriret Flor. 1, 10, 2. — In der Ciceroausgabe von Kayser lesen wir pro Sest. 10, 24 nach der Konjektur von Pluygers Mnem. 1860, p. 322 foedus meo sanguine ici posse dicebant. Diese Konjektur ist nicht richtig, weil nicht beachtet ist, dafs foedus icere in einer präsentischen Form des Aktivs oder Passivs nicht vorkommt. Von C. F. W. Müller ist die alte Lesart: foedus meo sanguine ictum sanciri posse dicebant mit Recht beibehalten. — Auch foedus percutere im Präsens ist nicht zu schreiben, da es erst in später Zeit sich findet, so foedus percutiunt Hieronym. Chron. 1, S. 32; 2, S. 133; foedus percutitur Anth. Lat. ed. Riese 1, XII, 3. Dagegen lesen wir cum T. Tatio, rege Sabinorum, *foedus icit* (Perfekt) Cic. Resp. 2, 7, 13; ferner foedus meo sanguine ... iceras Cic. in Pison. 12, 28; L. Marcius cum Gaditanis

foedus icisse dicitur Cic. pro Rab. 15, 34; foedus icit Liv. 21, 18, 10; 21, 18, 11; 31, 2, 11; foedus icisse Liv. 40, 8, 9 vgl. M. Müller zu Liv. 2, 33, 4 und Wölfflin-Luterbacher zu Liv. 21, 18, 10; qui cum is ita foedus icistis Coel. Fragm. 6 ed. H. Peter p. 148. Nachklassisch oder vulgär scheint die Redensart foedus percutere in einer perfektischen Form des Aktivs zu sein, denn wir lesen cum barbaris foedera percussisse Bell. Alex. 44, 1; imperator foedus percussit Senec. Contr. 9, 2 (25), 15 und foedus cum eo percussit Senec. Exc. 6, 5 (ed. H. J. Müller p. 260, 9); cum Albanis foedus percussit Iustin. 42, 3, 4.

In den perfektischen Formen des Passivs finden wir bei Cicero: tum *est* cum Gaditanis *foedus ictum* pro Balb. 15, 34; quacum (civitate) singulare foedus ictum putatur pro Balb. 22, 50; cum Latinis foedus esse ictum ... quis ignorat pro Balb. 23, 53 und foedus meo sanguine ictum sanciri posse dicebant pro Sest. 10, 24, worüber kurz vorher gesprochen ist. Bei Livius lesen wir nobis vobiscum foedus est a C. Lutatio consule ictum 21, 18, 8; quia (foedus) ... ictum erat und aliud de integro foedus publico consilio ictum est 21, 18, 10; foedera vestra nisi ex auctoritate aut iussu vestro icta 21, 18, 11; foedus cum patre ictum 42, 25, 10, ferner auch foedus icturi essent Liv. 30, 42, 21. Nachklassisch sind hier wieder die Formen von percutere, so foedus aequo iure percussum Iustin. 43, 5, 10; foedus percussum Flor. 1, 1, 4; erat foedus cum utrisque percussum Flor. 1, 16, 2; percussorum cum Pompeio foederum Flor. 3, 11, 4 und foedus cum rege percussum Flor. 4, 10, 1.

Als Resultat der Untersuchung hat sich ergeben, dafs wir schreiben müssen:

securi ferio, percussi, percussum, ferire
foedus ferio, ici, ictum, ferire

und dafs wir sagen können, *ferio* wird in ursprünglicher Bedeutung im Perfekt durch *percussi* und im Supinum durch *percussum,* in bildlicher Bedeutung im Perfekt durch *ici* und im Supinum durch *ictum* ergänzt.

---

274) **E. Drerup, Aeschinis quae feruntur epistolae.** Lipsiae, Sumptibus Dieterichii, 1904. 76 S. 8. ℳ 2.40.

Drerups Ausgabe der Äschinesbriefe ist schon, was das grundlegende Material und seine Würdigung betrifft, eine Bereicherung und Vertiefung, insofern als die benutzten Handschriften vermehrt sind, welche in einer

kritischen Untersuchung eine so gründliche Beurteilung erfahren, dafs jetzt vollständige Klarheit herrscht über ihren Wert und die Klassifikation. Vermehrt ist das handschriftliche Material durch den zwar bisher schon bekannten, aber in den Briefen erst durch Drerup verglichenen cod. Coislin. 249, der aus dem 10. Jahrh. stammend auch für die Reden von grofser Wichtigkeit ist. Ebenso war bisher für die Briefe nicht benutzt cod. Barber. I, 159, der an und für sich von Wichtigkeit, vielleicht aus dem gleichen Archetyp wie vat. 64 entsprungen, mit diesem zugleich der Führer der gröfsten Zahl der Handschriften der zweiten Klasse ist. Dr. hat überhaupt die Führer der einzelnen Klassen selbst verglichen und sich über die anderen genau verlässigt z. B. über die neu aufgetauchten Mailänder, die teils zur zweiten, teils zur dritten Klasse gehörend, zwar von geringer Bedeutung sind, aber immerhin zur Bereicherung des Materials dienen (vgl. auf S. 32 Brief I, 4 ἐν πελάγει Ambros. M. 41 mit Estens. 25, Harl. 5635). Im ganzen führt Dr. 48 Handschriften auf, deren schwierige Klassifikation er im zweiten Kapitel unternimmt und durch Beispiele beweist. Dr. unterscheidet zwei selbständige, voneinander unabhängige Klassen und eine kontaminierte. Führer der ersten ist cod. H. 5610, dem verhältnismäfsig wenige andere affiliiert sind; H. ist in den wenigen Briefen, die er gibt, die zuverlässigste Grundlage der Kritik, und keine andere Handschrift bietet besseres. Das Charakteristische dieser Klasse ist die gleiche und in gleicher Folge auftretende Zahl der Briefe 1, 6, 7, 3. Diese Rezension geht jedenfalls auf alte Zeit zurück und steht ganz für sich da.

Es existiert nirgends eine Andeutung, dafs diese Rezension ein Fragment und die anderen Briefe in der gleichen Überlieferung vorhanden gewesen, aber verloren gegangen seien. Daneben aber existiert eine andere aus einem verlorenen Archetyp hervorgegangene und in zahlreichen Exemplaren vertretene Klasse, von Dr. als Vulgata (a) betrachtet, die aber nicht, wie man vermuten könnte, identisch ist mit der Vulgatüberlieferung der Reden, weil die Familie A (= ekl), die in den Reden II und III vor den anderen den Vorzug verdient, die Briefe gar nicht enthält und cod. l (= Paris. 3002), der sie enthält, diese in einer so kontaminierten Gestalt überliefert, dafs sie für die Kritik belanglos sind. Dr. weist auch später S. 39 nach, dafs aus der Qualität der Überlieferung der Reden auf die der Briefe nicht geschlossen werden dürfe, weil sehr wahrscheinlich Briefe und Reden aus verschiedenen Quellen geschöpft seien.

Jene zweite Klasse der Briefe (a) teilt Dr. wieder in drei Familien, deren Vertreter C (Coisl. 249), A (Angel. 44 dazu P = Paris. 3003), V (Vat. 64 und B = Barber. I 159) seien. Die einzelnen zur zweiten Klasse gehörigen Handschriften stehen aber wieder in einem teilweise verschiedenen Verhältnis zu CAV, was Dr. im einzelnen sehr genau nachweist, woranf aber in dieser Übersicht nicht näher eingegangen werden kann. Ein eigentümliches Bild bieten die kontaminierten Handschriften, von denen einige einer doppelten Rezension folgen, indem z. B. codd. Vindob. 82 und Palat. 132 neben die alte Ordnung 1, 6, 7, 3 aus einer anderen Quelle 2, 4, 5 u. 8 bis 12 stellen. Wieder einer anderen Anordnung folgt cod. Paris 3021, der alle Briefe in einer ganz anderen Aufzählung enthält, die auf Berührung mit vier verschiedenen Handschriften hinweist Es gibt auch Handschriften, die die Klasse H mit C kontaminieren oder VB mit H. Den gröfsten Wirrwarr zeigt cod. vat. 1353, dessen Text aus allen Rezensionen zusammengewürfelt ist, so dafs man nicht herausfinden kann, welches seine erste Quelle ist. Dieses schwierige, von Dr. zum erstenmal behandelte Verhältnis der Klassen und Familien und der einzelnen Handschriften zu denselben bildet den Inhalt des zweiten Kapitels.

Im dritten Kapitel wird zunächst das Ergebnis des zweiten dahin zusammengefafst, dafs nur H, C, A (P), V (B) für den Text von gröfserer Wichtigkeit seien und im Anschlufs daran Wert und Bedeutung dieser Handschriften untersucht, indem dabei betont wird, dafs da, wo H vorhanden, auch a von keiner grofsen Bedeutung sei. Das eröffnet allerdings für die Überlieferung der Briefe aufser 1, 6, 7, 3 keine günstige Perspektive und läfst der Konjektur noch einen weiten Spielraum. Dr. betont dabei, dafs die Spuren echter Lesart in C, auch in A noch weiter verfolgt werden müfsten, obgleich A, in höherem Mafse V, mehrfach interpoliert seien. Am Schlufs S. 44 ff. behandelt er einige kritische Stellen, die er teils auf Grund der mehr zu berücksichtigenden codd. CA, teils durch eigene Vermutung zu heilen sucht.

Was die in den Handschriften enthaltenen Reden betrifft, deren es meist drei, zweimal auch zwei sind (häufig cum vita, argumentis et scholiis) — im cod. Helmstad. 806 sind alle Reden enthalten —, so ist schon oben auf den Unterschied der Überlieferung zwischen Reden und Briefen hingewiesen. Am wichtigsten aber ist in dieser Beziehung cod. C, der für or. I Führer ist und der schon von Bekker verglichene und von Dr. nachverglichene cod. Angelic. 44.

Im vierten Kapitel erhalten wir eine Übersicht über die bisherigen Ausgaben von Aldus Manutius an bis auf die neueste Zeit. Die Ausgabe selbst ist mit vollständigem kritischen Apparat ausgestattet, wozu auch die S. 44—48 besprochenen kritischen Stellen gehören, die deshalb dort behandelt sind, weil sie einer ausführlicheren Erörterung bedurften. Aus dem Apparat erkennt man, dafs die Gelehrten bis auf den neuesten Herausgeber auf die Heilung der zahlreichen verbesserungsbedürftigen Stellen viel Mühe und Scharfsinn verwandten. Am glücklichsten emendierte unter den Älteren Hier. Wolf. Dr. selbst hat an etwa 30 Stellen sehr beachtenswerte Änderungen vorgenommen bzw. vorgeschlagen. Freilich kann man manchmal verschiedener Ansicht sein.

Ob z. B. ι', § 9 *καγχαλῶν* in den attischen Sprachgebrauch passen würde, scheint mir zweifelhaft, da das Wort sonst nur bei Homer vorkommt. Ferner ist in demselben Brief § 10 *μὲν παθὼν* (VB editt.) oder *μὲν ⟨ἐγὼ⟩ παθὼν* R. der Drerupschen Emendation *μὲν ἐμὲ παθόντα* wohl vorzuziehen, da die attischen Redner bzw. ihre Nachahmer die Häufung von Kürzen vermieden. Auch *ἀνδρῶν ἐν ἥβῃ ⟨ὅσον χρημάτων καὶ⟩ νεῶν τοσοῦτο πλῆθος* (ιά § 7) ist anfechtbar, so wenig glücklich der pleonastische Ausdruck *ἐν ἥβῃ νέων* auch ist. Von Schiffen ist vorher schon die Rede, und zwar sollen sie 300 Trieren geben, an Geld aber 30000 Talente Silber und 2000 Talente Gold. Wenn sie nun eine ebensolche Menge Mannschaft stellen sollen, so ging das jedenfalls über ihre Kräfte. Ausdrücke aber wie *ἀνδρῶν ἐν ἥβῃ*, die mit oder ohne *νέων* grammatisch anfechtbar sind oder auch wie *γεγυμνασμένων ἐν ὅπλοις* legen den Wunsch nach einer Untersuchung über den Sprachgebrauch der unechten Briefe nahe, da daraus wohl ein orientierendes Kriterium gewonnen werden könnte. — Druckfehler fand ich in der mit peinlicher Genauigkeit hergestellten Ausgabe nur zwei, S. 46 *ὑμὰς ὁμονοεῖν* st. *ὑμᾶς* und *ιά* § 9 bei dem Zitat einer Wolfschen Konjektur: *ἡττησόμεθα* st. *-θα*.

Durlach. **May.**

275) **Dom Cuthbert Butler, The Lausiac History of Palladius. II.** The Greek Text edited with Introduction and Notes. Cambridge, University Press, London, J. C. Clay & Sons, 1904. CIV u. 278 S. (= Texts and Studies Vol. VI, Nr. 2.) 10 sh. 6 d.

Vor mehr als vier Jahren konnte ich in dieser Rundschau (1900,

Nr. 6, S. 130 f.) die Prolegomena zu der jetzt vorliegenden Textausgabe anzeigen. Wer ihre Einleitung oder den kritischen Apparat auch nur ein wenig überschaut, wird sich nicht wundern, dafs die Herausgabe dieser 70 Kapitel mit 170 Seiten solange in Anspruch nahm und die Ausdauer des Bearbeiters auf die höchste Probe stellte. Mehr als 50 Handschriften hat er aufgetrieben, neben den verschiedenen Übersetzungen. Aber nicht die Zahl, sondern die Beschaffenheit der Handschriften verursachte die gröfsten Schwierigkeiten. Die ursprüngliche Schrift des Palladius hat alle möglichen Bearbeitungen erfahren, und die bisherigen Druckausgaben boten eine Gestalt, die von der ursprünglichen möglichst weit entfernt war. Es ist hier nicht möglich auf diese vielverschlungenen Probleme einzugehen. Zwei Beispiele mögen es klar machen und zugleich zeigen, welch reichliches Feld für philologische Forschung hier vorliegt. Kap. 18 erzählt, wie ein Mönch in der Wüste sich verirrt; fast verdurstend, glaubt er eine Jungfrau mit einem Wassergefäfs vor sich zu sehen, etwa ein Stadium entfernt, ohne sie erreichen zu können, *ὡς ἐπὶ τῶν ἱερέων*, doch hält ihn die Hoffnung auf einen Trunk aufrecht. In der einen Klasse von Zeugen steht hinter den angeführten griechischen Worten noch *καὶ τῶν μυστηρίων ἔστιν ἰδεῖν*, andere lassen sie aus; der eine Lateiner bietet sicut somnians, las also wohl *ὡς ἐπί γε ὀνείρων*, der andere quod in curvatura celi fieri videri ambulantibus solet; der Syrer bietet ganz anderes. Offenbar mufs statt *ἱερέων* etwas wie *ἴρεων* dagestanden haben: wie es beim Regenbogen zu gehen pflegt, den man auch nicht erreichen kann.

Ein zweites Beispiel aus Kap. 38. Ein Mönch ist totkrank, die heilige Melania bittet für ihn, *ἵνα δοθῇ σοι κομίατος ζωῆς*. Darauf wird er gesund. Statt der zwei griechischen Worte haben die einen Zeugen *καιρὸς κομιάτου* (oder *καμάτου* oder *μετανοίας*) *καὶ προθεσμία ζωῆς*, andere blofs *καιρός*, wieder andere *ῥῶσις καὶ ὑγεία σώματος*; ein Syrer „Befreiung von Not“, der Armenier „Zeit zur Bufse“, der Kopte „Gesundheit“; der eine Lateiner vivendi commeatum, der andere vitae tempus. Das Wort *κομίατος* ist neuerdings auch in dem Jeremiaskommentar des Origenes in sein Recht eingesetzt worden, wo der erste Herausgeber es stillschweigend durch *ἀνοχή* ersetzt hatte (herausgegeben von Klostermann 1901, S. XXXIV). — Unser Herausgeber hat S. 181 die Worte zusammengestellt, welche noch nicht sicher erklärt sind; z. B. S. 135 zweimal *καπνίζειν*, S. 165 *ἑαυτὸν δισκεύειν* sich (ins Wasser) stürzen als eine Art des Selbstmords. Majestätsbeleidigung heifst an zwei Stellen *βλασφημεῖν*

τοὺς καιροὺς καὶ τοὺς βασιλεῖς (p. 18. 161). In einigen Zeugen ist *καιροὺς* durch *θεοὺς* ersetzt, in andern weggelassen, in einem Lateiner temporibns dnrch nnminihus ersetzt. Ist es Schreibfehler für *κυρίους*? oder wie ist es sonst zu erklären? Derartige Rätsel gibt es in Menge. Mehr als hundert kürzere oder längere Anmerkungen begleiten den Text; ausgezeichnete Register und Anhänge sind beigegeben. Zu dem S. 160 von Palladius mitgeteilten Antograph des Origenes wird S. 234 gesagt: im kappadozischen Cäsarea werde man es gezeigt haben; richtiger im palästinischen, wohin es mit der Bibliothek des Origenes gekommen sein wird. Kulturgeschichtlich interessante Züge und Ausdrücke lassen sich dem Buch in Menge entnehmen. Eine gutmütige Nonne wird als Waschlappen des Klosters behandelt, *σπόγγος τῆς μονῆς*; ein anderer möchte lieber Skorpionen hüten *σκορπίους ποιμαίνειν*, als mit einem ungetrenen Weib zusammenwohnen. Weintrinken mit Vernunft sei besser als Wassertrinken mit Einbildung (*ἄμεινον ἡ μετὰ λόγου οἰνοποσία τῆς μετὰ τύφου ὑδροποσίας*) ist der Standpunkt des Verf.s, der deswegen Pythagoras, Diogenes und Plato verurteilt. Die Ausgabe sei bestens empfohlen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

276) [J. Vahlen,] **Horatiana.** Index lectionum quae ... in Universitate litteraria Friderica Guilelma per semestre hibernnm a. MDCCCCIV—V habebuntur. Berolini 1904. 10 S. 4.

Wieder ein kleines Meisterstück von der Hand Vahlens! Keine neue Konjektur, nur eine Erklärung zu einem Autor, an dem nach Vahlens Ansicht gerade die Interpreten noch etwas übrig gelassen haben. Aus dem schwungvollen Gedichte im vierten Buche (IV, 4), das dem Besieger der Vindelizier zngeeignet ist, hat Vahlen die letzte Strophe ansgewählt, nm die Kunst des Horaz in das rechte Licht zu stellen. Schon das letzte Wort *belli* scheint mir anzudenten, dafs hier noch Hannibal von demselben Feldzuge spricht, dessen unglücklichen Ausgang er schon als gewifs oder gar als etwas schon geschehenes betrachtet. Vahlen vergleicht mit den Worten des Dichters die Erzählung bei Livius (XXVII, 38, 6 ff.) über den ganzen Vorgang. Hier findet man in der Tat was *curae sagaces*, was *expediunt*, was *acuta belli* bei Horaz heifst. Auch *benigno numine Iuppiter defendit* pafst vollständig zu demselhen Ereignis. Noch verteidigt Vahlen die Lesart *perficiunt* statt *perficient*. Also: die Strophe

gehört zu Hannibals Rede. Den Gang der Untersuchung und die Einzelnheiten derselben mufs man in der anregenden Schrift selbst nachlesen.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

277) **L. Bergmüller, Einige Bemerkungen zur Latinität des Jordanes.** Jahresbericht des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg 1903. 52 S. 8.

Das Latein eines Schriftstellers wie Jordanes zu bestimmen ist besonders deshalb eine mifsliche Sache, weil er vollkommen unselbständig erscheint und den gröfsten Teil von dem, was er bietet, wörtlich aus anderen abschreibt. Wenn man aber vorsichtig zu Werke geht wie B., so kann man doch zu verhältnismäfsig sicheren Ergebnissen kommen. Unterstützt durch die gute kritische Ausgabe Mommsens in den Monumenta Germ. Hist., auf den richtigen Weg geleitet durch einen Aufsatz Wölfflins über die Behandlungsweise der Latinität des Jordanes (Archiv für latein. Lexikographie XI, 361 ff.) und ausgerüstet mit hinlänglicher Kenntnis des Vulgärlateins und der einschlägigen Literatur, hat uns der Verf. ein ziemlich deutliches Bild von der Schreibweise des Autors gegeben, wenn er auch bescheidentlich im Titel seiner Schrift nur von „einigen Bemerkungen" redet. Als literarisches Eigentum des Jordanes in der Romana und in der Getica können nach Mommsens Nachweis im allgemeinen die Vorreden, Übergänge, Verweisungen, Schlufsfolgerungen und allgemeinen Sätze angesehen werden, ebenso die Schlufskapitel der Getica (59 u. 60), wofür kein Bericht des Cassiodor vorlag.

In diesen selbständigen, von Kompilation freien Teilen treten zunächst sichere Beziehungen zum Kirchenlatein hervor, die sich wohl daraus erklären, dafs Jordanes Mönch, vielleicht sogar Bischof gewesen ist, z. B. signis et virtutibus, durch Zeichen und Wunder; ferner läfst sich der Einflufs Vergils klar erkennen, z. B. in Wendungen wie huc illuc oculos volvens (vgl. Aen. 4, 363). Im übrigen finden wir bei dem Schriftsteller vieles, was Gemeingut des Spätlateins ist, z. B. die Steigerung des Adjektivs durch ein Adverb wie bene (bene gloriosus = gloriosissimus) oder plus (plus velociter = velocius), den häufigen Gebrauch von Intensiven und Frequentativen statt der einfachen, nicht abgeleiteten Verben (z. B. ductare = ducere) usw.

Dankenswert sind die kritischen Bemerkungen zum Texte, die B. S. 40 ff. gibt, dagegen stehen die Auseinandersetzungen über die rhetori-

schen Darstellungsmittel S. 20 ff. vielfach auf schwachen Füßsen. Denn was will es besagen, wenn als Beispiel für Assonanz nur Get. 204: primo etiam non dico vulnere sed ipso pulvere gravantur angeführt wird, wo nicht einmal mit Sicherheit Assonanz angenommen zu werden braucht? Und wenn für Alliteration bloſs vier Belege gegeben werden (timore et tremore, frustratus fugatusque, evulsi et omnino extincti sunt, annos actosque), oder für ἓν διὰ δυοῖν lediglich die drei Verbindungen in pace et tranquillitate, grate libenterque, fovere et tueri, so haben diese Zeugnisse einmal wegen ihrer geringen Zahl wenig Nachdruck und sodann auch sachlich teilweise wenig Überzeugungskraft. Sonst wird man den Ausführungen des Verf.s meist beistimmen, wenn man auch in Einzelheiten ab und zu anderer Meinung sein kann. Denn, um nur eins anzuführen, liegt kein hinreichender Grund zu der Annahme (S. 11) vor, daſs caballus (Get. 38) aus dem Bibellatein stamme, zumal da das Wort bei Lucilius, Horaz, Persius u. a. Autoren wiederholt vorkommt.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

278) **Carl Schultefs, Herodes Attikus.** Beilage zum Programm des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg. Hamburg 1904. 30 S. 4.

Herodes Attikus hat in doppelter Hinsicht unter seinen Zeitgenossen eine hervorragende Rolle gespielt, als Rhetor und Haupt einer ansehnlichen Schule in Athen und ebenso als ein glänzender Förderer der Kunst. In seinem Charakter, wie in seinem ganzen Lebensgange sind Licht und Schatten wechselvoll gemischt. Das Quellenmaterial, aus welchem wir die Kenntnis dieses reichen Lebens schöpfen müssen, ist umfangreich, weitverzweigt und trotzdem lückenhaft. Hat also Sch. die keineswegs leichte und einfache Aufgabe sich gestellt, „die Ereignisse eines inhaltreichen Lebens im engen Rahmen eines Schulprogrammes chronologisch zu ordnen“, so verdient er um so mehr unsern Dank, als er mit Umsicht und Gründlichkeit diese Aufgabe gelöst hat. Nach einer Voruntersuchung über „Heimat und Familie“ folgt in sieben weiteren Abschnitten die Betrachtung des Lebensganges. Bei den sehr wenigen zweifellos sicheren Daten in Herodes' Leben ist die Vorsicht, mit der Sch. die Chronologie behandelt, durchaus zu billigen. Die Literaturnachweise sind in die Anmerkungen hinter dem Text verwiesen; alle Angaben sind genau und zuverlässig; nachzutragen wäre zu Anm. 32, daſs die Abhandlung von Ersilia Caëtani Lovatelli auch Deutsch erschienen ist in der Beilage z. Allg.

Ztg. 1897, Nr. 135. Eine kleine Änderung im Ausdruck wäre zu empfehlen S. 24, Z. 15 v. u. bei den Worten: indem er schreibt, er sei rasend geworden. Fraglich erscheint die Annahme (S. 20), H. Gemahlin Regilla sei in Kephisia oder Marathon begraben gewesen. Nach den Worten im Gedichte des Marcellus V. 46 σῆμα μέν οἱ (nicht δέ) νηῷ ἴκελον, δήμῳ ἐν Ἀθήνης (ψυχὴ δὲ ...) im Zusammenhalt mit: ἐστὶν δὲ οὐ τάφος· τὸ γὰρ σῶμα ἐν τῇ Ἑλλάδι καὶ νῦν παρὰ τῷ ἀνδρί ἐστιν auf der Inschrift CISI 1392, deren Echtheit ich, wie auch Sch. (Anm. 32 u. 46) nicht anzweifle, werden wir im Stadtgebiet Athens und zwar in einem tempelartigen Gebäude Regillas letzte Ruhestätte zu suchen haben. Hierfür den rechten, südöstlichen Stadionhügel in Anspruch zu nehmen, mufs freilich Vermutung bleiben, denn die Baureste dort sind unbestimmbar, aber aus gleicher Zeit stammend, wie der gegenüberliegende herodische Tychetempel (Pauly-Wissowa Suppl. 191). Auf diese Weise würde erst ein abgeschlossenes architektonisches Bild bewirkt: Ilissosbrücke, Stadion, Bekrönung der seitlichen Höhen. Gerade dieser künstlerische Abschlufs ist aber ganz dem Sinn des Herodes gemäfs; so hat er als Krone seiner Wasserleitungsanlagen in Alexandria Troas die Thermen, in Olympia die Exedra geschaffen, und die Notiz bei Philostr. V. S. II, 1, 12 φασὶν αὐτὸν οἰκῆσαι τὸ ἐν Ἠπείρῳ Ὠρικόν, ὃ καὶ πολίσαι αὐτόν scheint eine ähnlich grofszügige Bautätigkeit anzudeuten. Dieser Sinnesrichtung des H. nach dem Grofsen und Allgemeinen ist Sch. bei Würdigung seines Lebens und Charakters auch darin gerecht geworden, dafs er am Schlusse seiner Ausführungen in warmen Worten hervorhebt, wie Herodes als „echter Hellene“ noch in später Zeit von seinem grofsen Reichtum nur den edelsten Gebrauch gemacht hat. Die Abhandlung wird in der präzisen Knappheit, mit welcher der umfangreiche Stoff verarbeitet ist, dem Philologen, Historiker und Archäologen in gleicher Weise willkommen sein.

Zweibrücken. **Diptmar.**

---

279) **G. Compayré, Félix Pécaut,** et L'Éducation de la Conscience. Paris, P. Delaplane, o. J. 123 S. 12. geh. 90 cent.

Félix Pécaut wurde am 3. Juni 1828 in Salies-de-Béarn, dem Hauptorte des Kantons Basses-Pyrénées geboren und starb am 31. Juli 1898 in Orthez. Sein hugenottischer Vater bestimmte ihn für das protestantische Predigeramt, und er studierte demgemäfs Theologie in Montauban und in Berlin, und übernahm im Jahre 1850 eine Hilfspredigerstelle in

Salies. Seine freisinnigen Anschauungen, welche allen Dogmatismus verwarfen und vom Christentum nur die Ethik gelten liefsen, nötigten ihn jedoch schon am Ende desselben Jahres aus dem Kirchendienst auszuscheiden. Er trat als Lehrer in Beigbeder's Institution Duplessis-Mornay, eine Privatschule in Batignolles, und bald wurde er selbst Direktor dieser Anstalt, welche unter ihm sehr aufblühte. Seine wichtigste Tätigkeit entfaltete er in den Jahren 1880—1896 als Leiter des neugegründeten Lehrerinnenseminars zu Fontenay-aux-Roses bei Paris. Compayré hat namentlich diese Periode sehr eingehend geschildert. Mit grofser Liebe entwirft er uns ein anschauliches Bild des verehrungswürdigen Mannes, der seinen Beruf mit tiefem Ernste erfafste und trotz schwacher Gesundheit Bedeutendes geleistet hat, bis seine Kräfte versagten und er widerstrebend von seinem Amte zurücktreten mufste. Wie Compayré in seinem Nebentitel l'Éducation de la conscience andeutet, setzte Pécaut sich als Hauptziel seiner pädagogischen Bemühungen die Ausbildung eines feinfühligen Gewissens, das dem Willen überall den richtigen Weg weisen und so als beste und sicherste Grundlage aller Sittlichkeit dienen soll. Mehr noch als seine Belehrung hat in dieser Hinsicht sein eigenes persönliches Beispiel gewirkt.

Wir empfehlen Compayrés kleines Buch jedem, der sich für die jetzt so sehr in den Vordergrund tretende Frage der Entwickelung des nichtkirchlichen Unterrichts in Frankreich interessiert.

---

280) **Fritz Holl, Das politische und religiöse Tendenzdrama des 16. Jahrhunderts in Frankreich.** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Heft XXVI.) Erlangen und Leipzig, Deicherts Nachf. 1903. XXVI u. 219 S. gr. 8. ℳ 5,50.

Dem Einflufs nachzugehen, der durch Zeitereignisse auf die Literatur eines Volkes ausgeübt wird, ist schon vielfach versucht worden. Ich erinnere für das französische Gebiet an Forschungen wie etwa Mahrenholtz' Aufsatz „Die französische Revolution auf der Schaubühne und in der Tagesdramatik" (Archiv 94) oder an Koschwitz' Arbeiten über die Kriegsliteratur von 1870/71. Entsprechendes will Holl in der vorliegenden Untersuchung für das Jahrhundert der französischen Renaissance leisten. Seine Beantwortung der Frage, welchen Niederschlag die religiösen und politischen Kämpfe der Reformationszeit in der Literatur jener Tage

gezeitigt haben, führt in ihrem allgemeinen Ergebnis nicht über das hinaus, was wir bereits von diesen Dingen wufsten. Das hatte der Verf. sich aber auch nicht vorgenommen. Ihm kam es darauf an, dem Bilde, das man sich von der polemischen Literatur des 16. Jahrh.s bisher machte, den skizzenhaften Charakter zu nehmen und es in getreuer Ausführung des Details uns wieder vor Augen zu führen. Das ist ihm vollauf gelungen. Fast sollte man glauben, etwas ganz Neues zu schauen, so viel voller und farbenreicher hat sich das Bild unter Holls Hand gestaltet; ein ganz gewaltiges Material mufste zu dem Zwecke verarbeitet werden. Wenn man dem Fleifs des Verf.s die Qualität der Literatur entgegenhält, die er für jene Untersuchung bewältigt hat, mufs man sich schon recht kräftig den Satz vor Augen halten, dafs der Wissenschaft nichts als unwichtig gilt; sonst kommt einem nach der Lektüre vorliegender Schrift unwillkürlich der Gedanke, dafs der Verf. dem von ihm ins Auge gefafsten Gegenstand fast zu viel Ehre angetan hat.

Wie verschiedenartig sich geschichtliche Ereignisse in der Literatur ihrer Epoche äufsern können, sehen wir an unserem eigenen Schrifttum, wo beispielsweise die Lyrik der Befreiungskriege hoch über derjenigen der grofsen Jahre 1870/71 steht. Die dramatischen Erzeugnisse, zu welchen das französische Reformationszeitalter Anlafs gegeben, sind nun ganz besonders kümmerlich ausgefallen. Keinen einzigen wirklich hervorragenden Schriftsteller hat die gewaltige Zeit zu dramatischen Leistungen der Art inspiriert, wie wir sie auf dem Gebiet des Epos in d'Aubignés „Tragiques" kennen. Was uns in Holls Arbeit entgegentritt, ist rein ephemeren Charakters, und durchaus richtig sagt er am Schlufs seines „Rückblicks": „Diese gesamte literarische Produktion stellt also nur eine Episode in der Geschichte des französischen Theaters dar, dessen Entwickelung sie in keiner Weise gehemmt, aber auch in keiner Weise gefördert hat." Tendenz allein sichert eben noch keinen Platz an der literarischen Sonne: Fichtes „Reden an die deutsche Nation" sind ein unveräufserlicher Besitz unserer Literatur geworden, sehr zweifelhaft ist es dagegen, ob etwa Bilses Roman „Aus einer kleinen Garnison" einer gleichen Ehre gewürdigt werden wird. Was der Tendenzliteratur erst Berechtigung und Unsterblichkeit verleiht, ist allein jene Innerlichkeit, die künstlerischem Können entspringt. „L'histoire d'une littérature" — sagt Pergameni in der Vorrede zu seiner Literaturgeschichte — „n'est pas l'histoire de tout ce qui a été écrit, c'est l'histoire des œuvres bien écrites,

de celles qui contiennent un élément artistique et qui intéressent non seulement la vérité mais aussi la beauté." Solche Eigenschaften zeigt nun aber die französische Kampfesliteratur des 16. Jahrh. in keiner Weise: man griff zum Drama, nicht weil einen innerer Drang zu ihm zog, sondern weil man das richtige Empfinden hatte, dafs sich diese Literaturgattnng vorzüglich eigne, nm religiösen und politischen Ansichten Geltnng zu verschaffen. Aber war somit das rechte Gefäfs vorhanden, so fehlte es doch an dem edlen Wein, um dem Behältnis erst den vollen Wert zu geben.

Nach der recht umfangreichen Zusammenstellung der benutzten Literatur (S. x–xxvi) führt nns der Verf. in der „Einleitung" in den Stand der Untersuchung ein und schildert kurz die Theaterverhältnisse um 1500. In der eigentlichen Abhandlung soll dann „durch Analyse der teilweise nur dem Titel nach bekanuten Stücke gezeigt werden, welche Rolle die Reformation im Theater, und welche Rolle das Theater in der Reformation spielt". Zu dem Zwecke teilt Holl sein Material in solche Stücke, in denen besonders die politische Seite der Glaubenskämpfe hervorgehoben wird, nnd solche, die mehr religiösen Streitfragen gelten. Von den vier Teilen der Arbeit bildet das politische Theater — die historischen oder Gelegenheitsstücke — den ersten Abschnitt. Hier wird der Gegenstand in zwei Teilen vorgeführt, jenachdem die Stücke in der Zeit vor Ausbruch der eigentlichen Reformation oder nach Luthers Anftreten entstanden sind. Infolge der zeitlicheu Anordnung leben wir an der Hand der Dramen die bewegte Epoche noch einmal durch. Abschnitt II und III sind dem religiösen Theater gewidmet; ersterer umfafst das „didaktisch moralisierende, allegorische und mystische" Drama, letzterer betrifft „Satire und Polemik auf dem Theater". Die in Abschnitt II analysierten Dramen bewegen sich ihrem Inhalte nach vornehmlich auf dogmatischem und theologischem Gebiete, während die Stücke des folgenden Abschnittes mehr der volkstümlichen Debatte gelten. Hier sind Geistlichkeit, Papst und die katholischen Kultuseinrichtungen Gegenstand protestantischer Polemik, der dann auf der Gegenseite eine weniger umfangreiche und schwächere Literatnr antwortet. Holl gliedert die Dramen dieses dritten Abschnittes in vier Unterabteilungen: A. Satire gegen den Klerus. B. Die protestantische Polemik. C. Die Polemik im protestantischen Bibeldrama. D. Die katholische Polemik. Im vierten Abschnitt behandelt der Verf. schliefslich die Frage, inwieweit das profane Renaissancedrama Beziehnngen zu den gleichzeitigen religiösen nnd politischen Ereignissen unterhalten

hat. Da die Dichter der Zeit den rein künstlerischen Gesichtspunkt betonen, lassen sie sich vom Lauf der Welt im ganzen wenig beeinflussen; nur die Lustspiele machen von dieser Zurückhaltung mehrfach eine Ausnahme. Dieser letzte Teil der Arbeit ist recht lesenswert und interessant: während die Dramen der drei ersten Abschnitte eigentlich nur kulturgeschichtliches Interesse in Anspruch nehmen können und heute völlig vergessen sind, zeigt uns der Verf. hier im vierten Teil Spuren des Tendenztheaters, die sich in dem uns überkommenen Renaissancedrama noch vielfach vorfinden. Die Zeitereignisse dienen hier als Hintergrund und zur Erklärung von Verwickelungen, oder sie werden sonst im Dialog erwähnt. Diese gelegentlichen Hinweise sind uns, literarisch gerechnet, ein lebendigeres Denkmal der französischen Reformationszeit als die in Mengen erhaltenen, künstlerisch toten Tendenzstücke. Solch Urteil soll natürlich der Wertschätzung von Holls Arbeit keinerlei Abbruch tun; wir sind ihm dankbar, dafs er uns mit dem Nachlafs des 16. Jahrh. näher bekannt gemacht hat; wir ehren die Überzeugung, die aus den vergilbten Blättern zu uns spricht, aber eine Bereicherung der französischen Literatur werden wir in ihnen nicht erblicken können.

Hannover. **Carl Friesland.**

281) **Henri Quayzin, Premières Lectures** à l'usage des écoles supérieures de jeunes filles. 4e édition. Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1904. VIII u. 204 S. 8.

Die „Premières Lectures“ bilden die Fortsetzung zu den ebenfalls von H. Quayzin herausgegebenen „Premiers Essais“, und an sie wiederum schliefst sich als höhere Stufe eine Chrestomathie an, welche den Titel führt „Au Seuil de la Littérature et de la Vie littéraire“. Quayzin hat seine Stücke den verschiedensten Dichtern und Prosaikern der letzten drei Jahrhunderte entlehnt; von ihm selbst rührt ein anmutiges Gleichnis von der Biene (p. 32 f.) her. Neu sind in der vierten Auflage: Hannibal von Anatole France; Tragique aventure d'une poupée von J. de Mestral-Combremont; Souvenir d'enfance d'un grand peintre von J. Breton; Monsieur Printemps von H. Warnery; La ferme du petit Parisien von Anatole France; Les étrennes von L. Tournier; Senteur des foins von Mme M. Melley; Ma tante et ses abeilles; Un intérieur à la campagne il y a 100 ans und En vacances von J.-F. Marmontel, sowie Probité récompensée von J. de Mestral-Combremont. Die Auswahl ist geschmackvoll und wird

nicht verfehlen, die Schülerinnen, welche sie in die Hand bekommen, zu fesseln und anzuregen. Jedenfalls wird der Verf. den allgemein erziehlichen Zweck, welchen er hei seinem Bnche im Auge gehaht, damit erreichen. Das 43 Seiten umfassende alphabetische Glossar macht einen sehr vollständigen Eindruck und ist augenscheinlich recht sorgfältig gearbeitet. — Wir möchten hier nicht versäumen, eine Stelle aus der Vorrede, welche die nene französische Orthographie hetrifft, mitzuteilen, da dieselbe von allgemeinerem Interesse sein dürfte. Qnayzin äufsert sich üher die Rechtschreibungsfrage folgendermafsen: „Nons avons peu tenu compte des différentes innovations introduites dans l'orthographe par l'arrêté de M. Leygues, ministre de l'Instruction publique en France. Si l'on veut hien, comme nous, s'en tenir aux termes de cet arrêté, on verra, du reste, qu'il n'a pas la portée qu'on voulu lui donner en Allemagne, qu'il est uniquement destiné à sauver à l'examen certains candidats souvent fort capahles dans leur spécialité, mais a couteaux tirés avec la grammaire historique et ce qu'on a quelquefois appelé les chinoiseries de l'orthographe. En France ancnn écrivain, aucnn journaliste n'a encore modifié son orthographe. Pour en avoir le cœnr net, nous nons sommes adressé à quelques amis en France. L'un d'enx, auteur dramatiqne à Paris, nous répond: „La réforme de l'orthographe???" — Un autre, savant hibliothécaire dans une ville importante de province: „L'arrêté de M. Leygues a rencontré tant de protestations qu'il n'a pas été appliqué. La question de la réforme de l'orthographe à été depuis lors soumise à l'Académie française. Une commission spéciale en est chargée. Mais je sais de honne source qu'elle ne s'en occnpe guère parce que les memhres ne sont pas d'accord sur la partie de la réforme à accomplir." — In Deutschland wird man demzufolge wohl am besten im Unterricht noch die alten Regeln lehren, so umständlich und widersinnig sie auch zum Teil sein mögen. -l-.

---

282) **C. Brodmeier, Die Shakespeare-Bühne** nach alten Bühnenanweisungen. Weimar, Alex. Huschke Nachf. (Rnd. Buchmann), 1904. 119 S. 8. ℳ 3.60.

Die Kenntnis der Bühne Shakespeares ist für die Kritik und Würdigung seiner Dramen von höchster Bedeutung. Lange schwehte über diesen Verhältnissen ein sehr bedauerliches Dunkel, das erst seit 1888, als Gaedertz ein Bild des Schwanentheaters auffand, gelichtet wurde. Seitdem hat man verschiedentlich weitergeforscht und ist zu immer gröfserer

Klarheit gekommen. Ganz klar aber wird man sich erst werden, wenn man die zeitgenössischen Bühnenanweisungen selbst erschöpfend untersucht, d. h. nicht blofs die Shakespeares, sondern bei allen elisabethinischen Dichtern. Für Shakespeare hat nun Brodmeier diese Aufgabe im ganzen durchaus glücklich gelöst. Andere Stücke zieht er nur gelegentlich einmal heran. Systematisch beutet er die Dramen aus, um aus den szenischen Bemerkungen und der Untersuchung der jedesmaligen Bühnenlage die Einrichtung der Bühne festzustellen. Er nimmt vier Bühnenfelder an, die Vorderbühne, Hinterbühne, Oberbühne (d. i. dasselbe, was man sonst Balkon oder mit Brandl erhöhte Hinterbühne nennt) und noch ein viertes Feld hinter den Türen der Hinterbühne. Aufserdem erhebt sich über der Oberbühne der Turm. Sehr wesentlich für die praktische Brauchbarkeit der Bühne sind natürlich die verschiedenen Ein- und Ausgänge und die Vorhänge, die auch eingehend betrachtet werden. Dann werden noch die maschinellen Vorrichtungen, Fahrstuhl und Versenkung, behandelt und das Bühneninventar, das aufserordentlich geringfügig ist. Der Anhang beschäftigt sich mit Musik und Tanz während der Aufführungen. — Leider ist die Arbeit äufserlich nicht sehr sorgfältig.

Einige nicht unwichtige Bemerkungen zur Ergänzung von Brodmeiers Ausführungen finden wir im 40. Bande des Shakespeare-Jahrbuches (1904) von W. Bang (S. 223 ff.), W. Keller (S. 225 ff) und C. Grabau in einer Besprechung des vorliegenden Buches (S. 275 ff.).

Breslau. **H. Jantzen.**

---

283) **English Men of Letters. Maria Edgeworth.** By the Hon. **Emily Lawless.** London, Macmillan and Co., Limited, 1904. 219 S. 8. geb. 2 sh. net.

Fast ein halbes Jahrhundert ist seit dem Tode der Schriftstellerin verflossen, welche den Gegenstand obigen Lebensbildes abgibt (1849), aber noch ist sie nicht vergessen, weder in England noch bei uns. Ihr Castle Rackrent wird für jeden, der für Irland ein Herz hat, ein dauerndes Denkmal bleiben, und an ihren Erzählungen ergötzt sich noch manch ein Freund des Schlichten. Sir Walter Scott hat sie bewundert und nicht verschmäht, von ihr Anregungen zu empfangen; sie hat ihn in Abbotsford und er sie in ihrem irischen Heim Edgeworthtown besucht. Als Macaulay erfuhr, dafs sie seinen ersten Band der History mit Genufs gelesen habe — es war 1849, im Jahre ihres Todes, und sie eine Greisin von

zweiundachtzig — erwiderte er: „Das sei ein kleines Entgeld für die vierzig Jahre Genufs, den sie ihm verschafft." Die Verfasserin der Lebensbeschreibung hat, obwohl mit Wärme bei ihrer Sache, nicht versucht, ihre Heldin auf einen zu hohen Sockel zu heben, sondern hat sie richtig eingeschätzt. Nicht blofs das Werden der Schriftstellerin erfahren wir von ihr, sondern sie macht uns mit einem ungemein liebenswürdigen kleinen Menschenkinde bekannt, das, wo es gewirkt, um sich Sonnenschein verbreitet hat, und das ist bei dem hohen Alter, das sie erreichte, viel des Segens gewesen. — Der mütterliche Grofsvater hiefs Elers, das deutet auf deutsche Abkunft. — Das first vor débet auf S. 3 fehlte besser. Die vorliegende Lebensbeschreibung bildet zu der früheren von Mifs Zimmern eine vollkommene Ergänzung.

Berlin. **G. Krueger.**

---

284) **Eugen Borst, Die Gradadverbien im Englischen.** (Hoops' Anglistische Forschungen Heft 10.) Heidelberg, C. Winter, 1902. VII u. 170 S. 8. geh. ℳ 4.40.

Anknüpfend an eine Reihe von Einzeluntersuchungen über die englischen Gradadverbien, welche von verschiedenen Gelehrten (J. A. H. Murray, Elworthy, W. Franz, Storm, und namentlich C. Stoffel) seit 1873 veröffentlicht worden sind, sucht E. Borst zum erstenmal eine umfassende Darstellung dieses grammatischen Gebietes zu geben. Er hat naturgemäfs vieles aus den Arbeiten seiner Vorgänger mit in seine Abhandlung hinübernehmen müssen, und aufserdem haben ihm auch die beiden grofsen Wörterbücher von Murray-Bradley und von J. Wright viel wertvolles Material geliefert. Die ganze Behandlung des Stoffes ist aber bei ihm doch eine ganz selbständige, und auch in den Stellenbelegen bietet er viel Eigenes.

Sein Buch zerfällt in einen einleitenden und in einen speziellen Teil. Das einleitende Kapitel behandelt die verschiedenen Formen der Gradbestimmung (Betonung, Litotes, Verwendung superlativischer Ausdrücke, organische Steigerung und Abschwächung, Wiederholung, *„Genitive Superlative"*, Vergleichung, Komposition und Gradadverbien). Der spezielle Teil beschäftigt sich mit den Gradadverbien im besonderen, und zwar zuerst mit den Steigerungsadverbien und dann mit den Abschwächungsadverbien. Ein Kapitel Schlufsbemerkungen (S. 157—160) behandelt Wechsel und Zahl der Gradadverbien. Darauf folgt noch ein Verzeichnis der benutzten Literatur und ein Wortregister.

Wir haben zu der fleifsigen und tüchtigen Arbeit im ganzen wenig zu bemerken. Auf S. 14 bei dem „*Genitive Superlative*“ hätte, da Ausdrücke wie „the king of kings“, „the song of songs“, ihr Fortleben, wenn auch nicht durchweg ihr Aufkommen, der Bibelsprache verdanken, auf die Gebräuchlichkeit dieser Redefigur im Hebräischen hingewiesen werden können; vgl. Gesenius-Kautzsch, Hebr. Gramm., 27. Aufl., § 133, i. — Bei *hard-working* (S. 19) ist es uns fraglich, ob „eine Nominalkomposition als Muster vorgeschwebt hat“; das Verbum heifst doch überhaupt *to work hard; good-looking* kann gebildet sein wie *fine-looking* (z. B. Scott, Quentin Durward, Tauchnitz, S. 379; Marryat, Three Cutters, Renger, S. 36, 5), wo *fine* offenbar prädikativ gebraucht ist. — Auf S. 30 fehlt *alderbest.* — Über *beastly* (S. 38) und *jolly* (S. 84) gibt es eine kleine Anekdote, welche den verschiedenen Gebrauch dieser Wörter in amüsanter Weise erläutert: Ein kleiner Abc-Schütze wird nach den ersten Schulstunden, in denen der Lehrer hauptsächlich versucht hat, durch Freundlichkeit die Herzen seiner neuen Zöglinge zu gewinnen, zu Hause gefragt, wie ihm der Unterricht gefalle. Seine Antwort lautet: *Oh, it is beastly jolly!* Als dann ein Monat verstrichen ist und der Ernst der Arbeit begonnen hat, antwortet er auf dieselbe Frage mit ganz anderen Gefühlen: *Oh, it is jolly beastly!* — Zu *even* (S. 56) kann bemerkt werden, dafs auch das deutsche *eben* vereinzelt die Bedeutung, ‚sogar‘ entwickelt hat, vgl. Schultz, Das häusl. Leben der europ. Kulturvölker, S. 199, Zeile 15 und *nicht eben* = „nicht einmal“ bei Sanders unter eben Nr. 10. — Die Liste auf S. 151ff. läfst sich noch vermehren, z. B. durch *a thought*, für welches wir gerade keinen bestimmten Beleg zur Hand haben, und durch *a shade* (*Whitey arose a shade whiter*, Wells, Tales of Space and Time, Tauchnitz, S. 225; ebendort S. 267 auch noch ein populärer Beleg für adverbiales *something: I daresay he's scared and exasperated something tremendous*). Aufserdem leitet das betreffende Kapitel zu den zahlreichen Verneinungsfüllwörtern über, die, soweit die mittelenglische Poesie in Betracht kommt, J. Hein im 15. Bande der Anglia ausführlich behandelt hat. Ein anderes Gebiet, das sich, wie Borst auf S. 25 andeutet, ebenfalls mit den Gradadverbien eng berührt, sind die Ausrufe, Beteuerungen und die Verwünschungen anderer oder seiner selbst, die man als Verstärkungen des ganzen Satzes zu betrachten hat. Daher auch die adverbielle Verwendung der von Borst auf S. 45, 47 und 50 behandelten Wörter *confounded, damned* und *deuced*, welches letztere der populären Aussprache

gemäfs auch manchmal in euphemistischer Weise *juiced* geschrieben wird. Man vgl. dazu u. a. Swaen's Aufsatz: Figures of Imprecation, Engl. Stud. 24, 16 ff. u. 195 ff. **P.**

285) **O. Kistner, Wörterbuch der kaufmännischen Korrespondenz in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache.** Leipzig, F. A. Brockhaus, 1903. 478 S. 8. Gbd. ℳ 6.—.

Die kaufmännische Korrespondenz redet ihre eigene Sprache, und hierfür ein zuverlässiges Nachschlagewerk zu liefern, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Bei einem solchen Wörterbuch wird man freilich nicht den Anspruch der Vollständigkeit erheben wollen, und man wird zufrieden sein, wenn im allgemeinen die geläufigen Ausdrücke wiedergegeben sind, zumal in einem Werke, das namentlich die Wiedergabe fertiger Wendungen bringen soll. Hierin entspricht Kistner allen billigen Anforderungen. Er begnügt sich in der Regel nicht einmal mit einer Übersetzung, sondern er führt gewöhnlich eine ganze Reihe verwandter Ausdrücke auf, was dem Briefschreiber meist sehr willkommen sein wird. Als Beigabe erscheint eine Sammlung kaufmännischer Briefe, erst im deutschen Original, dann in französischer, englischer, italienischer und spanischer Wiedergabe. Eine solche Zusammenstellung ist gewifs sehr nützlich zum Vergleich der Eigentümlichkeiten jeder Sprache. Aber wenn auch der Verf. versichert, dafs die fremden Briefe keine einfachen Übersetzungen sind, sondern Übertragungen im Geist der fremden Sprache, so machen sie trotzdem häufig einen übersetzten Eindruck. Namentlich gilt dies für die spanischen Briefe, die bei weitem die schwächste Leistung darstellen, und häufig sogar die Klarheit des Ausdrucks vermissen lassen und grammatisch unkorrekt genannt werden müssen. Auffallend erscheint die häufige Wiederkehr des *el mismo* im Sinne eines Personalpronomens, sowie der hartnäckige Gebrauch des Infinitivs mit oder ohne *de* nach *rogar* und *suplicar* (statt Subjuntivo). Dieser letzte Teil müfste von Ausländern einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen werden, um ihn auf die Höhe des ersten zu bringen. An Druckfehlern sind mir aufgefallen: S. 263 *descenden* und *ascenden* (statt *descienden* und *ascienden*), S. 391 *antícipo* (statt *anticipo*), S. 410 *sospender* (statt *suspender*).

Bremen. **W. Röhrs.**

286) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Fünfter Band. Differenzgeschäft bis Erde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1903. 912 S. zu je 2 Sp. gr. 8. geb. ℳ 10.—.

Nachdem die Herausgeber von Meyers grofsem Nachlagewerk bereits in den letzten Auflagen ihre Aufgabe, alles, was Wissenschaft und Erfahrung zu menschlicher Kenntnis gebracht haben, dem gebildeten Leser in alphabetischer Wortfolge klar und möglichst allgemein verständlich dargestellt zu bieten, in vortrefflichster Ausführung gelöst haben, galt es für die neue Bearbeitung den Zuwachs des letzten Jahrzehnts auf allen Gebieten des Weltwissens in neuen Sonderartikeln einzufügen oder nach Mafsgabe der Verhältnisse bei den vorhandenen Stichworten einzuarbeiten. So findet man, um nur einige Punkte der neuen Gestaltung anzuführen, die politische Geschichte und das biographische Material bis zur Zeit der Drucklegung des vorliegenden Bandes berücksichtigt, die Ergebnisse der Provinzial-, Lokal- und Gentilforschung nachgetragen und mit den neuesten Literaturangaben versehen. Als Proben aus diesen Materien seien die Artikel Dominikanische Republik, Draga († 1903); Dortmund (Dortmund-Ems-Kanal), Düsseldorf und sein Regierungsbezirk (Statistik), Dresden (Neue Stadtpläne), beliebig herausgegriffene Stichworte, genannt. Übrigens beschränkt sich Meyers Lexikon bekanntlich nicht auf grofse oder nur geschichtlich bekannte Örtlichkeiten, sondern geht in der Ortsnamenerklärung recht tief herunter, so dafs auch namhafte Flecken und ansehnliche Dorfgemeinden ihren Nachweis finden. Des Beispiels halber mögen Dornum und Ditfurt erwähnt werden. Dafs die Erweiterung der Verkehrsmittel und -wege, Eisenbahnen, Kunststrafsen und Kanäle bis auf die jüngsten Anlagen und Projekte bedacht sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. — Die Fülle der Artikel dieses Bandes tritt dem Leser am deutlichsten im Bereich der mit „Dis-" anfangenden Worte entgegen. Neben dieser sorgfältigen Kleinarbeit imponieren wieder gewaltige, manchmal den Inhalt einer umfangreichen Monographie darstellenden Aufsätze, wie die, welche Elektrizität, Eisen, Eisenbahnen, England und Erde behandeln. Die Illustrationsbeigaben sind wie die in den bisher erschienenen Bänden ebenso zahlreich als gediegen. Danach bedarf das Werk keiner besonderen Empfehlung mehr.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Gotha, 26. November. Nr. 24, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112 sup

Von **J. May.**

Rede 56.

Ὑπόθεσις τοῦ κατὰ Διονυσοδώρου Βλάβης λόγου.

§ 1. *τόκους οὓς.* — *καταπλεύσαντος Δ.* (mg. ed. Par. a. 1570). — *προσσχών* [1]).

Κατὰ Διονυσοδώρου βλάβης [2]).

1 *προέχει* [3]). — *δίδ. τὸ ἀργ.* (a mann pr. insertum in Σ). — *τῷ οὖν τότε* (ΣQ). — 3 *ἐφ᾽ ᾧ τὴν.* — *καὶ νόμους* (FΣQ). — 4 *δῆλον ὅτι* [4]). — *ἂν δοκ.* (Σ). — *οὕτως γὰρ.* — 7 *Διον. τε* (in marg. a. m. pr. Σ). — 9 *τὰ ἐνθένδε* [5]) (Σ). — 10 *σύνθωνται* (B). — 11 *τῆς ἐπιβουλῆς* ohne *ὅλης.* — 12 *ἀλλὰ τότε* [6]) *δ.* — *αὐτὸς ἑαυτῷ* (Σ). — 13 *ἀπέτεινεν* [7]). — 14 *τέως* (FΣQ Suid.). — *ἡμεῖς ταῦτα.* — *ἡμᾶς ὁμό-*

---

1) *προσχὼν* (σ übergeschrieben) F.

2) Ist der Analogie anderer Reden nach, wo auch der Grund angegeben ist, jedenfalls richtig, z. B. 48 *Κατ᾽ Ὀλυμπιοδώρου βλάβης.*

3) Daſs FΣQ *προσέχει* lesen sollen, scheint mir zweifelhaft, da diese meist mit D übereinstimmen.

4) Also wie Σ, nur daſs bei Σ *ὅτι* am Rand steht.

5) *καθεστηκότα* streicht Blaſs Entbehrlich ist es ja.

6) Ist unrichtig. *γε* dient zur Verstärkung von *ἀλλά.*

7) Gibt zwar auch einen passenden Sinn, *ἐπέτ.* ist aber besser.

σαι [1]). — *φήσει* (ΣQ). — 16 *ἐφ' ἑνὸς* (FΣQ). — 19 *τ. τόλμαν αὐτοῦ* (mg. a m. pr. Σ). — 21 *αὐτὸ* [2]) *μέρος*. — 22 *εἰ ἡμεῖς* ohne *μή*. — Stellung von *ἀκούσατε* wie FΣQ. — 23 *οἶμαι πᾶσιν ὑμῖν* (FΣQ). — 23 *πλόϊμος* (AΣQr). — 24 *αὐτοὶ δὲ οὐ τ.* [3]) (FΣQ). — 26 *οὓς συγκεχ. φασί*. — *ἀφήκαμέν σοι* (AFQr). — *οὐδὲν κυριώτερον* (FΣQ). — 28 *ἐπεὶ ὅτι γε καὶ περὶ* (Ar). — 30 *μὲν γὰρ* (FΣQ). — 31 *ἀνάγετ' αὐτὸν* [4]). — *ἔμοιγε* [5]) *λ.* — *καὶ ᾧ οὗτος ἰσχυρ.* [6]). — 32 *σώια* [7]). — *οὐ δίδως* (FΣQ). — 33 *μάθοιτ' ἄνδρες* (ABΣ). — 34 *οἰόντε* st. *οἴονται* [8]). — 37 *ὑπὲρ ταύτης* (ΣQ). — 38 *οὐ μαδι' οὐ διὰ* [9]) *τ.* (FΣQ). — *τοῦτο τὸ* (FΣQ). — 39 *δανείσασι* [10]). — 40 *τοῦτο ἄνδρες Ἀ.* (Σ). — *προσκαλεσαμένων* (FΣQ). — 43 *ἐμίσθωσαν* (FΣQ). — *τὰ ἀρχαῖα* (Σ). — 44 *ὡς, ἐὰν* (AΣr). — *τἀλλότρια* [11]) (Σ). — 45 *εἰς Αἴγυπτον. ἐξ Αἰγ.* also ohne *καί*. — 48 *οἴεσθε δ.* (FΣQ). — 49 *προφάσεις τοιαύτας*. — 50 *τὰς συγγρ.* (FΣQ). — *οἷσπερ χρησ.*

---

1) ΣQ *ομοσαι*. Blaſs gibt an, in ΣQ stände *ομοσας*; das ist sehr unwahrscheinlich. Es scheint überhaupt, daſs sowohl Σ als Q einer genauen Nachprüfung bedürfen. Die Lesart D ist natürlich Miſsverständnis, entstanden aus unrichtigem Lesen der Endung *αι*.

2) Zweifelhaft.

3) Dem Sinn entspricht am meisten die Lesart A: *οὐδὲ ταῦτα*.

4) Man sieht aber, daſs der Schreiber *αὐτὴν* schreiben wollte, wie Σ hat.

5) Blaſs sagt, daſs in ΣFQ *ἐμοί γε* stehe, was ich bezweifle.

6) Erstens ist die Angabe bei Dindorf falsch, der *καὶ ᾧ* zum folgenden *καὶ ἡμεῖς* zieht. Zweitens ist *καὶ ᾧ ἰσχυρ.* doch sehr beachtenswert, und ich glaube, daſs folgendermaſsen zu lesen ist: *ἔστι γὰρ ἔμοιγε λοιπὸν ὑμᾶς τοῦτο, ᾧ καὶ οὗτος ἰσχυρίζεται φάσκων* etc. Denn man wird zugeben, daſs der Satzbau der gewöhnlichen Lesart sonderbar ist: denn es ist sowohl nur übrig dies zu beweisen als auch stützt sich dieser eben darauf, indem er sagt. Besser: denn es ist mir übrig euch darüber zu belehren, worauf auch dieser sich stützt, indem er sagt. Letzteres ist natürlicher. *τῷ αὐτῷ τούτῳ* scheint ein Glossem, entstanden als *ᾧ* verschwunden, oder miſsverstanden war. Nach der alten Lesart ist der Satz überhaupt nicht glücklich gebaut.

7) Ist doch wohl die bestbeglaubigte Lesart der Handschriften. Reiske und Bekker folgen ihr auch, vgl. § 37. 39.

8) Der Fehler kommt von der in den Handschriften gewöhnlichen Abkürzung des *αι*, das dann wie *ε* aussieht.

9) Es ist kein Zweifel, daſs mit *διὰ* hier nicht die Präposition gemeint ist, sondern der Schwur, daſs also *δία* in irgendeiner Form wiederholt war oder aus Versehen zweimal gesetzt wurde.

10) In der Pause ohne *ν*, wie auch sonst.

11) Bei diesem Wort und bei *τἄλλα* scheint die Krasis Regel zu sein, nicht so bei den anderen, wie vorher nach D und Σ *τὰ ἀρχαῖα*. Das richtigste ist, darin guten Handschriften zu folgen.

Rede 57.

Ἔφεσις πρὸς Εὐβουλίδην. Ἡ ὑπόθεσις[1].

2 *Εὔξιός τις* (FΣ). — *ἐξένιζε* (FΣ).

ἔφεσις πρὸς εὐβ.

§ 2 *πρὸς τὴν ἐκείνων*[2] *αἰτ.* — 3 *λάθρα*[3]. — *σώιζειν.* — *δ. ὄντες*[4]. — 8 *ἐνεκάλει* (Q). — 9 *ἐπιβουλεύων ὑμῖν*[5]. — *ἐκάλει· τὸ σκ.* — 10 *οὐ*[6] *πλείους ἢ τρ.* — 12 *προσ γένοιτο*[7]. — 13 *προυκαλεσάμην*[8]. — *ἀπολογ. οὐδεμίαν ἐμοὶ*[9] *δ.* — 15 *ἤισαν*[10]. — 20 *κάλει δὲ*[11] *πρῶτον.* — *τῆς Λυσαρέτης* (FΣQ) *τῆς ἐμῆς τήθης* (AΣQ r). — 21 *τοῦ Θουκριτίδου τοῦ ἐμοῦ*[12]. — *ὑπόλαβε* (AFQr). — 22 *εἶναι συγγενῆ*[13] (Ar). — 23 *φατρίαρχον* (F). — 24 *ἔστιν*[14] *ὑμῖν εἰδέναι.* — *ὑπῆρχε*[15]. — 26 *ἐάσαι*[16]. — 27 *Ἀθ. ἦν*[17]. — 28 *κ. τίς ἐστιν ὅστις ἄν.* — *τιθέντας*[18] (FΣQ). —

---

1) Hier ist die Stellung dieses Wortes anders als bei den anderen Reden.

2) Dann wäre *ἐκείν.* gen. obj. allerdings nicht so deutlich als *κατ' ἐκείν.*

3) So D immer.

4) Hier einmal gegen FΣQ, die *ὅτε* lesen.

5) Ist jedenfalls die allein richtige Lesart st. *ἐμοί.* Eubulides brachte den Tag mit Reden und Anträgen hin, um euch, ihr Richter zu umgarnen, damit die Abstimmung über mich möglichst spät stattfände. Die Entscheidung hatte ja nicht der Angeklagte, also hatte es auch keinen Sinn, diesen zu umgarnen.

6) Ursprünglich stand, wie man noch deutlich sieht, *οἱ* an der Stelle; dies wurde dann aber in *οὐ* umgeändert Σ liest nach dem Zeugnis Bekkers, wie Blafs mitteilt, *οἱ.* *οἱ* ist natürlich unrichtig, aber man sieht daraus 1) dafs die erste Grundlage von D mit Σ gemeinschaftlich ist, 2) dafs D auch noch andere Quellen zur Verfügung hatte, ganz wie Σ. Wenn übrigens Σ *οἱ* liest, kann es nicht *οὐ* lesen; vielleicht ist die Sache wie bei D, dafs *οἱ* in *οὐ* korrigiert ist.

7) *προσ* ist also von *γένοιτο* getrennt geschrieben. Dies wird hier nur wegen der Übereinstimmung mit Σ bemerkt.

8) Fafst man das Vorzeitigkeitsverhältnis von *προκαλεῖσθαι* zu *ἐφρόντ.* ins Auge, so ist die Lesart von D besser; natürlich kann das Imperf auch gerechtfertigt werden

9) *ἐμοὶ* mit FΣQ. *οὐδεμίαν* aber stellen FQ hinter *δούς*, was Blafs mit Unrecht aufgenommen hat, denn die beiden Nebensätze sind, wie man aus der Silbenzahl (je 12) sieht, gleichmäfsig gebaut, folglich entspricht auch die Stellung *οὐδεμίαν* der von *οὐδένα.*

10) Dies käme abgesehen vom Akzent auf die Lesart Dindorfs hinaus.

11) Also ist *μοι* ausgelassen, was auch entbehrlich.

12) *τοῦ ἐμοῦ* scheint allerdings an dieser Stelle nicht notwendig, da auch *τῆς Λ.* hier nicht näher bestimmt ist.

13) Also ohne *καί.* Ist dies richtig, dann ist auch vorher keine Ergänzung nötig.

14) Mit derselben Akzentuation wie corr. Σ.

15) Ohne *ν* am Schlufs des Satzes.

16) So akzentuiert D diese Form immer.

17) Dann ist der Satz irreal aufgefafst, wie der vorhergehende (*εἰ μὲν*).

18) Blafs: *τιθέναι τιν' εἴασε*, letztere Form nach Ar. *τιν'* setzte Blafs offenbar zur Vermeidung des Hiatus. Reiske sagt, dafs *τινάς* zu ergänzen sei, wenn man

29 *περὶ μὲν τοῦ.* — *ὡς αὐτῶν* [1]) *ἐνί.* — 30 *γέγονε* [2]). — *διαβεβλήκασί μοι* [3]). — *διέβαλεν* [4]). — 32 *ψηφίσασθαι* (FΣQ). — *πάλιν αὐτὸν ἀναν.* [5]). — 33 *ἐγὼ τύχω* (FΣQ). — 34 *ἐξετάσαντες* (ΣQ). — 35 *ἀρν. τοῦ* [6]) *γεν.* — 36 *ἐὰν κατ.* om. *οὗτος* (FΣQ). — 37 *δοξίθεος* [7]). — 38 *ἀλαιεῖ* [8]). — *τήθης* (AΣr). — 41 *τὸν Θούκρ.* (FΣQ). — 42 *καὶ τοῦ π. μὲν.* — *αὕτη δὲ* (Ar). — *Κλειδίκου* gegen FQ. — 43 *ἔπειτα ἐγγυωμ.* — 44 *τοσ. τούτων* (FΣQ). — *ψηφίσαιντο* (FΣQ). — *ἀλλὰ* (AQr). — *ᾔδεσαν αὐτὴν,* [9]) *ἡμετ.* — 45 *τύχης* (Ar *γρ.* FQ). — 46 *τὸ μὲν ἁπλ.* om. *οἶμαι* [10]). — *ἀστὸν* [11]). — 47 *χρ. ἅπαντα* [12]). — 48 *οὐδέ γ' ἂν* [13]). —

τιθέντας wolle. Ich würde mich unter Beibehaltung von *τιθέντας* zu der mühsamen Ergänzung von *τινας* noch eher verstehen als zu der Blafsschen Konjektur, die ganz unnötig ist.

1) Es ist zwar auf die Spiritusbezeichnung in den Handschriften nicht viel zu geben, aber das Reflexiv ist hier doch ganz richtig.

2) Wie oben *ἔλαχε*. Blafs *γέγονεν*, offenbar zur Vermeidung der Kürzen. Es scheinen aber, wie ich schon mehrfach dargelegt, in den Handschriften bezüglich der Setzung und Auslassung des *ν* andere Grundsätze obzuwalten, vgl. diese Zeitschrift 1900, Nr. 22.

3) So auch Reiske. *μου* ist gar nicht verständlich, trotzdem es in allen Ausgaben steht. Der Dativ bedeutet: denn auch diese haben sie bei mir verleumdet, haben sie bei mir in ein falsches Licht zu stellen gesucht. Oder ist *μοι* dat. ethicus?

4) „Aoristus satis placet" Schäfer.

5) *αὐτὸν* hat die richtige Stellung und ist der richtige Ausdruck. Zu der nachdrucksvollen Wendung *τὸν αὐτ.* liegt kein Grund vor, weshalb Bekker und Dindorf ganz davon absahen, aber *αὐτὸν*, das nicht besonders hervorhebt, pafst, da man doch ein Objekt vermifst.

6) Ist jedenfalls ein Fehler.

7) Dieser Wortform liegt auch ein annehmbarer Gedanke zugrunde.

8) So auch Reiske und Bekker, ob nach Handschriften, erhellt nicht. Die gleiche Form auch Harpocr.

9) Die gleiche Interpunktion nach *αὐτὴν* in B. *ἀλλὰ* und *αὐτὴν* mit Interpunktion nimmt auch Schäfer an: „nunc per totum antehac tempus norant mulierem, quae cum revera mea sit mater, Cliniam nutricata est."

10) Zu *οἶμαι* liegt auch gar kein Grund vor. Fällt aber *οἶμαι* weg, dann ist ein Grund weniger, nach *εἰπεῖν* zu interpungieren, denn die Interpunktion ist jedenfalls durch *οἶμαι* veranlafst. Reiske und Bekker interpungieren so wie so nicht.

11) Ist in der Handschrift aus *ἀστῶν* korrigiert, also hatte der Schreiber noch eine andere Vorlage, die er jedenfalls für die bessere hielt.

12) Blafs stellt *ἅπ. χρ.* Es ist aber sehr die Frage, ob nicht in der Stellung *χρ. ἅπ. παρὰ πᾶσι* Absicht liegt (Paronomasie).

13) Liest man *γὰρ*, dann beginnen drei Sätze nacheinander so. Dafs *γ' ἂν* sehr wohl gerechtfertigt werden kann, bedarf keines Beweises. Bekker behält *γ' ἂν* auch bei. Aufserdem wird *γὰρ* in den Handschriften nicht ausgeschrieben (*γ*), so dafs sehr leicht eine Verwechslung eintreten kann.

49 *εἰσπηδῶσιν*, am Rande: *γρ. καὶ: εἰσπεπηδηκόσι* [1]). — *παρωξύνετο* (FΣQ). — 50 *εἰ ἐμαυτὸν* (FΣQ). — 51 *οὐ γὰρ* und *ἐζήτησ'* om. *ἄν* (FΣQ). — 53 *ἢ νόθος* (ΣQ). — *κληρονόμους* (F). — 54 *εἰσηγαγέ με* (FΣQ). — 55 *ἢ τίς τ. ἐ. πώποτέ που πρὸς — πεῖσαι· δεῦρ' ἐμαυτὸν ἐνέγραψά. που. τί π.* [2]). — 57 *τοῖς δικαίοις*. — *παρασκ. καὶ τοὺς* (Ar). — 58 *ἐπαιν. ἄξιον* (F). — 59 *ἀποψηφίσαιντο* [3]). — *ἃ κοινῇ* (F). — 60 *ἐρῶ δὶς* [4]) *αὐτὸ τὸ πρ.* — 61 *γε δέον* (FΣ). — 64 *τοσοῦτον ἀν.* (AFr). — *περιόντες* (FΣQ). — 65 *φυγ. μου ἤδη*. — *τὰ ἔνδοθεν* (Σ). — 67 *ἠρία* (A) *ταὐτὰ* [5]) (margo ed. Paris. a. 1570). — 68 *ταύτης τινὲς*. — *μαρτυροῦσιν* [6]). — 69 *προθέμενοι* (B). — 70 *τούτους, ἢ εἰ* [7]).

Rede 58.

Ὑπόθεσις τοῦ κατὰ Θεοκρίνου [8]) *ἔνδειξις*.

1 *Ἀθήναζε εἰσηγηκότων* [9]). — 2 *Ἐπιχ. οὖν ἐνέδειξε* [10]). — *ἐκ τριῶν τούτων τῶν* [11]) *νόμων*. — *Μηκωνα* [12]). — *ἑτερωθί ποι*. — *εἰς ἐλευθέραν* [13]). — *τὸν Θεοκρίνου*.

---

1) *Σ εἰσπ·επηδωσιν*, zu welcher Lesart Dindorf bemerkt: sic, non *εἰσπηδῶσιν*. In D steht aber so. Es gab also zwei, in D richtig angegebene Lesarten. Die von *Σ* ist offenbar durch Mißverständnis aus *εἰσπηδῶσιν* entstanden.

2) Es wird dies nur verzeichnet, weil in Ar auch steht: *ἐνεγραψά ποι*. Ähnlich auch in der Aldina. Und doch ist dies nicht richtig, wie man aus der Antwort *οὐδαμοῦ* erkennt. Eher ist vorher die bezeichnete Interpunktion mit *πώποτέ πω* möglich.

3) Wenn dies richtig wäre, müßte mindestens *ἂν* gesetzt werden: *οὐκ ἂν ἀποψηφίσαιντο*: und jetzt dürften sie diese aus dem Demos nicht ausstoßen. *κοινῇ ταῦτ' ἐτόλμων* bezieht sich auf *κοινῇ διανειμάμενοι — προσεδέξαντο*. Was für D mit Einschiebung von *ἂν* spricht, ist: *καὶ νῦν*.

4) Ist jedenfalls die richtige Lesart mit Bezug auf *δεικνὺς αὐτὸ τὸ πρ.* Darum ist Blaß' Konjektur *εἰς* zu dieser Stelle unrichtig.

5) So stand ursprünglich im Text, ist dann aber in *ταῦτα* korrigiert.

6) Mit *ν* auch Bekker.

7) Es ist die Frage, ob *ἡ* nicht als Versicherungspartikel (*ἦ*) zu fassen und auf *ἀποκτείναιμ'* zu beziehen ist. Da aber nicht anzunehmen, daß *ἦ* in dieser Stellung für sich allein gesetzt ist, so ist vielleicht *ἦ μὴν* zu schreiben.

8) Ist in D durchweg nach der ersten dekliniert.

9) Dasselbe Wort und dieselbe Form auch § 2. Scheint verschrieben zu sein, obgleich Verschreibungen in D sonst nicht vorkommen.

10) Bestätigung der Konjektur Wolfs

11) Ist richtig.

12) Bedeutet, daß neben *Μήκωνα* auch die Lesart *Μίκωνα* existierte.

13) So auch *Σ*, dieselbe Handschrift aber *τὸν Θεοκρίνην*, was offenbar falsch ist Richtiger D, und so wird auch die Vorlage von *Σ* gelesen haben, die durch den Schreiber nur mißverständlich geändert wurde.

Ἔνδειξις κατὰ Θεοκρίνου.

Am Rande steht folgendes, die Bemerkung des Pollux (VIII, 49) wiedergebendes Scholion: *Ἔνδειξις ἦν πρὸς τὸν ἄρχοντα ὁμολογουμένου ἀδικήματος μήνυσις, οὐ κρίσεως, ἀλλὰ τιμωρίας δεομένου· ὁ δὲ ἐνδεικνύμενος ἐν γραμματείῳ πρὸς τὸν ἄρχοντα τὴν ἔνδειξιν ἀποφέρει, ἵνα ὑπεύθυνος ᾖ τῆς ψευδοῦς ἐνδείξεως· ἐγίνετο γὰρ αὕτη περὶ τῶν οὐ παρόντων.*

§ 3 *ὦ ἄνδρες δικ.* — 5 *Μήκωνος* [1]. — *Νόμος. Φάσις* (B). — 6 *φήναντι* (ΣQ). — 7 *μηδ' ἐ.* (ΣQ). — *εὑρέσεται* [2]. — 10 *μάλ. προσήκει* [3]. — 13 *τὰ ἡμίση* (ΣQ). — 15 *ἦν τῶν* (FΣQ). — *γ' ἂν οὗτος* (in mg. a. m. pr. Σ). — *κωλύουσιν* (mg. ed. Paris. a. 1570). — 16 *εἰ τοῦθ'* [4] *οὕτως ἐστίν.* — 17 *ἔγραφέ τε* mit vorhergehender Interpunktion wie B. — *λάβε* [5] *τὸ ψήφ.* — *Σκειρωνίδης.* — 18 Vor *προσελθὼν* steht mit Ausnahme von DΣ *ψήφισμα.* — *Λεωνίδας.* — 22 *καὶ κατὰ τὰς χ.* — 25 *ἐπακολουθήσητε* (ed. Ald.). — 26 *ὀλίγον* om. *τι* (FΣQ). — 27 *ἀνεγνωσ.* om. *εἶναι* [6]. — *οὐσῶν* (FΣQ). — *ἐποίησεν* [7]. — *πρόεισι* [8]. — 28 *ζητῆσαι* (FΣQ). — 29 *προκαλεῖσθαι* (FΣQ). — 30 *τὴν παρανόμων* (Σ). — *ἐπιβουλευόμενος* (FΣQ). — *τ. σίτισιν* (F). — *τῷ Ἰσομάχου.* — 34 *καθυφεῖκε* [9]. — 35 *Μαρτυρίαν* (BΣ). — *Ὑπερίδου* (Ar). — *τὸ παρ' ὧν οὐδ' ἂν εἷς ἀξιῶσαι* [10] *λ.* — 36 *μηδὲ Θουκ.* (in mg. a. m. pr. Σ). — *ὑμῖν μηδὲν* [11]. — *καίτοι γε* [12] (FΣQ). — *προφέρειν* (FΣQ). — 37 *ὁ* [13] *Χαρῖνος πρ. ἐγρ. τοῦτο τὸ περὶ τ.* — 38 *τῶν παρόντων*

1) B umgekehrt. D aber immer so wie bezeichnet.

2) Die zuerst geschriebene Form wird sich wohl kaum noch finden, darum ist *θη* darüber gesetzt.

3) Ist möglich.

4) Zu *ταῦθ'* ist auch wirklich kein Grund.

5) Also ohne *μοι*; die Akzentuation *λάβε* geht in D durch alle Reden.

6) Entbehrlich, weil wirksamer ohne *εἶναι*.

7) So nach Vömels Beobachtung besonders vor *κ*.

8) Die Lücke beweist, daſs hier eine Rasur vorliegt; das *σ* wurde getilgt und so ist die Lesart FΣQ gleich geworden.

9) ΣQ dasselbe mit *ν*.

10) Diese Form konjiziert auch Taylor, nur sieht man nicht, wie er es meint.

11) Ist nicht richtig, weil auch *οὔτε* folgt.

12) Wie *ὑπόθ.* § 2.

13) Es ist sehr die Frage, ob nicht dieser Satz bis *εἶπε* parenthetisch zu fassen, weil ὁ X. mit *τοῦτο τὸ* und ὁ *Θουκ.* sehr schleppend ist. Dieses Schleppende wird durch die Annahme der Parenthese und durch den Artikel vor *Χαρ.* beseitigt. Zu bemerken ist noch, daſs der Artikel nach *τὸ* in D gegen FΣQ, womit die Übereinstimmung sonst sehr häufig, gesetzt ist.

κακὰ [1]) τὰ ἐλ. — τὴν τούτων (AΣQr). — ἄλλος om. δ' (FΣQ). — 40 τοῦ δικαστηρίου (FΣQ). — καὶ τότε [2]) μὲν. — ἐνδικάζοντας (FΣQ). — 42 ὁ κῆρ. οὗτος (FΣQ). — ἀλλὰ τοῦτον (FΣQ). — 43 ἄλλο μεῖζον (FΣQ). — ἐπεγράψαντο (Σ). — περιόντα om. τὸν (BFΣQ). — 45 ἀκριβ. ἐμοῦ (AΣr γρ FQ). — ἐπειδὰν ἤι τις [3]). — 46 κωλύειν τέλος om. ἂν (Σ). — 47 μήτ' εἰς κ. (Σ γρ Q). — ποιεῖν αὐτῷ (AFQr). — τιμωρίας am Rande: γρ. καὶ ζημίας. — ἐὰν ἀλῷ (Σ). — δεδόσθαι (Σ). — 48 δίκαιον λέγειν (Σ). — ἐπιγεγραμμένοι (Q corr. BΓ). — οὐδ' ἔστι δ. — 49 ὄφ ληι [4]). — καί μοι πάλιν (Σ). — 50 ἐρήσεσθαι gegen FQ. — 51 φήσει (Σ γρ Q). — 52 κατὰ τούτων εἶναι (Σ γρ B) am Rande γρ καὶ κατ' αὐτοῦ. — οὓς und οἷς sind zwar ineinandergeschrieben, aber doch so, daſs man οὓς als die ursprüngliche Lesart erkennt. — δεῖ με τ. (Σ γρ FQ). — 53 κακουργούντων (Σ). — αἰσχύνεται (FΣQ). — τοῖς ἑαυτοῦ ψ. (Σ). — 54 χρήματα τούτοις (Σ). — 58 τοὺς διαβάλλοντας τὴν ἐμὴν ἀδικίαν [5]). — προσταχθὲν am Rande γρ καὶ πραχθὲν (Σ γρ FQ). — 59 μόνος δὲ κ. (FΣQ). — ἡμᾶς ἅπαντας. — οὕτω [6]) ἔλαττον. — 60 τῷ τούτων πάντων. — 61 καὶ τοὺς νόμους; am Rande γρ. καὶ κατὰ τ. ν. (ΣA). — ἐφ' ἡμῖν [7]). — 62 τ. γάρ ἐστιν — τότε γάρ [8]) φ. — τοὺς λέγοντας ἀεὶ γραφ. λρ. λαμβ. (Σ γρ FQ). — 63 περιϊόντες [9]). — οὐ τούτους (Σ). — ἀξίως αὐτῶν τῆς (Σ γρ. FQ). — 65 δ' ἑνί γε τρόπῳ [10]). — διασώσασθαι (FΣQ) ποιεῖν βουλομένων (Σ). — τὰς αὐτῶν γνώμας (ΣQ). — 66 Ὀλυμπιάσι (FΣQ). — παρὰ τ. ἡμετ. προγ. — διὰ τουτονὶ τὸν θ. (Ar). — 67 μὲν ὁ Σκ.

---

1) Ist möglich.

2) Und daſs sie dann wieder sich schmähten, nach kurzer Zeit aber gemeinsame Feste feierten.

3) FΣQ: ἐπειδὰν εἴ τις. Wenn hier so steht, was noch zu bezweifeln, so ist die Lesart D jedenfalls die ursprüngliche, die von FΣQ nur miſsverstanden ist. Richtig ist sie aber deshalb doch nicht.

4) ει ist radiert.

5) ἀδικίαν wird der Redner wohl nicht gesagt haben.

6) Es wurde schon öfter beobachtet, daſs D im Gebrauch von οὕτω und οὕτως häufig von der gewöhnlichen Regel abweicht. Hier aber scheint ionischer Sprachgebrauch eingedrungen zu sein.

7) Es scheint in ὑμῖν korrigiert zu sein; jedenfalls stand aber ἡμῖν ursprünglich da.

8) So also nicht bloſs Σ

9) Hier so, während sonst immer bei dieser Form das eine ι fehlt, an dieser Stelle auch in FQ.

10) Trifft also in der Auslassung von τῳ mit Σ zusammen.

(FΣQ). — *τοῦ ἐμοῦ πάππου*[1]) (Ar). — *τῆς π. Λακεδαιμονίους* (pr. Σ). — 68 *οὐ γὰρ πολλάκις ὑμᾶς*[2]) *ταὐτὰ* (marg. ed. Par. a. 1570) *λέγοντας* (F). — *οὕτως*[3]) *γάρ*. — *μεταδεδομένης*[4]). — 70 *τῷ πατρὶ τῷ ἐμῷ* (ΣDd). — *ὑμῖν ἀντιβολ.* om. *Καί* (Σ).

Rede 59.

Ὑπόθεσις τοῦ κατὰ Νεαίρας λόγου.

1 *πεπράσθαι τ.* — 2 *τὰ μὲν οὖν πρῶτον τ. λόγου.*

Κατὰ Νεαίρας.

1 *ταύτην* (Yrv). — 3 *προεμένους* (ΣQr). — 4 *δι' ἂν* (O) *πολ.* — *βούληται.* — 5 *ἔτι καὶ νῦν* (YOrv). — *περὶ*[5]) *πάντων δμ.* — *τοὺς δημοκρατουμένους δεῖν ὀργίζεσθαι* (YOrv). — *μαρτυρίας παρασχόμενος.* — *ὡς ὤφλεν* — *ἐτῶν* stehen in den Handschriften § 9[6]). — 6 *καταστήσειεν*[7]). — 7 *οὐδὲ τρ. τ. οὐ*[8]) *πάνυ τι.* — *ἐνάτης* (Orv). — 8 *ὥστε καὶ* (Yrv). — *ἐνεχειρίσαμεν* (r). — 9 *κατασκευάσαντες*[9]) (*γρ* FQ). — *προεῖπο ν* (corr. FQ). — 10 *πεντακοσίων δικαστῶν* (mg. O). — 11 *σκ. δὴ αὐτοὶ* (in mg. m. pr. Σ). — 12 *τραπέσθαι* (Y). — *ὑπ' αὐτοῦ* om. (rv). — 13 *ἀφῃρεῖτο* (Y). — *ἑταιρῶν* (Y corr. F). — *τὸν δ. ποιοῦντα* (YOrv). — 14 *ὡς δ' ἔστι*[10]). — 15 *Στ. τούτου* (ΣYOrv). — 16 *Ν. ταυτησί*[11]). — *Στ. τούτῳ* om. *τοῦτο ὑμῖν* (YOrv). — *οὓς ἐξ.* (r). — *ἔστω δὲ* gegen FQ. — 18 *ἠλείου.* — 19 *Ἄντειαν* (Y al.). — 20 *ἠλευθέρωσαν* (ΣY). — *παρὰ τῶν πρ.* (ΣY al.). — 21 *ἀναλ. ὑπὲρ αὐτ.* (YO al.). — 22 *Κολώνηθεν*[12]). — *φίλον*

---

1) Nach *πάππου* eine litura von 7 Buchstaben, also der Raum von *τοῦ ἐμοῦ*. Das bedentet ein Schwanken zwischen der Lesart von Ar nnd der Vulgata.

2) Bei *ὑμᾶς* ist also *ὑμῖν* darüber geschrieben, was ja die häufigere Konstruktion ist.

3) Häufig vor Konsonanten, namentlich vor K-Lanten.

4) Besser als *Σ*: *μετὰ διδομένης* und jedenfalls die richtige Lesart.

5) Es wird nicht bezüglich aller Punkte, sondern von allen zugestanden, dafs. Der zugestandene Punkt ist eben *ὡς* — *πάθοι*.

6) Von Sauppe hierher gestellt.

7) *ν* wieder vor K-Laut.

8) *οὐ πάνυ* ist eine beliehte Ausdrucksweise; ob aber die Stellung *οὐδὲ* — *οὐ* richtig, ist zweifelhaft. Vielleicht ist umzustellen: *οὐ πάνυ τι ἦν οὐδὲ τρ. τ.* Dafs der Redner stark negieren will, sagt anch Schäfer. Diese Stärke wird aber erst durch *οὐ πάνυ τι* erreicht.

9) Trotzdem hat D *παρασκευασάμενος*.

10) Richtige Akzentuation, anch § 16, § 17.

11) Was *Σ* zerstückelt bietet, hat D ganz

12) Ebenso § 23.

ἑαυτῷ (Y al.). — 23 τοῦτον ὑμῖν (Y al.). — 24 σῖμος (r). — καὶ [1]) τῷ Κυδαντίδῃ. — 26 μεμισθωμένην (YOr). — 27 Λακεδ. om. ὑμεῖς. — Στεφ. τουτουΐ (O). — 30 ἀκούσ. δ' αὐτή (r). — 31 τὸ ἀργύρ. (Σ). — συνάγουσα (Y). — προσθέντα αὐτοῦ (Or). — 32 ἄσμενος. — Τιμανορίδηι und nachher. — νυνὶ (Y al.). — 34 Χιονίδην (Y al.) und nachher. — 35 δύο, Θάτταν. — πρὸς Λακ. (Y al.). — 36 οἱ μὲν γὰρ μεγ. ἀνελ. (Y al.). — 37 πλ. ταύτηι (Y al.). — 39 εἰς τὸ οἰκ. — 40 λαβὼν (Y al.) — κάλει διήτην (Y al.). — 41 ἢ πρότερον gegen FQ. — 42 τε καὶ τὴν [1a]) αὐτὴν. — παιδία (Orv). — μεμαθηκυῖαν [2]). — αὐτῇ [3]) τὸ πρ. — 43 ἄξιον λόγου οὐδέν [4]). — ἐπέπεσε [5]). — ὑμᾶς [6]) ἠδίκηκεν. — 44 Ν. αὐτή (Orv.). — ἡσυχίαν ἔχειν [7]). — καὶ τουτονὶ [8]). — καταστῆναι (ΣY al.). — 48 Nach πράγμασιν fehlt οἷον. — Προβαλίσιον und nachher (Y). — Μάρτυρες (v). — 49 κατενεγυήθη. — Στέφανον om. τουτονὶ (YOv). — 50 τὴν παρὰ ταύτης [9]) ἀκολ. — 51 ἐθέλουσαν (FY al.). — σαφῶς ᾔδει [10]). — ἐνεγυᾶτο (γρ. FYQ). — 52 εἰσοδεῖον (Q) immer. — ἐπ' ἐννεοβόλοις. —

1) Mit τῷ Κυδ. ist wahrscheinlich der δῆμος bezeichnet, denn es findet sich in einigen Handschriften, die aber nirgends näher angegeben sind, der Zusatz δήμου. Dann wäre freilich καὶ nicht richtig.

1a) Vi‹e›lleicht durch Hören mifsverstanden aus ἑαυτήν.

2) So auch Lambin, wozu Reiske bemerkt: „non displicet coniectura Lambini μεμαθηκυῖαν, quod referetur ad δέοι αὐτὴν.“ Die Konjektur wird also durch D bestätigt.

3) Nicht so deutlich in v corr Q.

4) Diese Verstärkung der Negation entspricht ganz dem griechischen Sprachgebrauch, und zwar steht οὐδὲν in D an richtigerer Stelle als bei Wolf, der ebenfalls οὐδὲν konjiziert, es aber vor προσήει setzt: οὐδὲν προσήει. An οὔτε γὰρ ist aber nichts zu ändern, denn es entspricht ganz richtig dem vorhergehenden οὐσία μὲν γὰρ οὐχ ὑπῆρχε Στεφάνῳ – οὔτε γὰρ ἀπὸ τῆς π. προσήει Στεφάνῳ, — und λόγου οὐδὲν wird die Negation noch einmal recht wirksam wiederholt.

5) Würde heifsen: bis er den Kallistr. angriff. Das ist aber nicht gemeint.

6) Bestätigung der Konj‹e›ktur Schäfers. ν ἐφ. wieder vor κ.

7) ἄγειν ist allerdings häufiger.

8) Dann bedeutet καὶ „sowohl“ und korrespondiert mit καὶ ταύτην.

9) παρὰ ταύτηι YO; wahrscheinlich ist aber diese Angabe aus YO falsch; denn in dem Original stand jedenfalls ταύτης, das fälschlich als ι gelesen wurde. Durch die Lesart D wird auch der Hiatus vermieden.

10) Dafs die Konj‹e›ktur ἤδη unrichtig ist, sieht man daraus, dafs in ἅμα die Zeitbestimmung des Satzes schon angegeben ist; das wäre ein Pleonasmus. Wenn man mit Beibehaltung von μὲν den Satz τὸ μὲν πρῶτον bis συνοικῆσαι als Parenthese fafst, dann ist der Satzbau nicht mehr unverständlich. Auch Seager nimmt Parenthese an, allerdings mit Einschiebung von γάρ: τὸ μὲν γὰρ πρῶτον und mit Beibehaltung von ἤδη.

ἐκδῷ. — 53 am Rand: *γρ. καὶ: ἐγγεγυηκὼς ἄτιμος εἶναι* [1]). — *τούτων* [2]). — 54 *αἰγι λιέα* [3]). — 55 *πονήρως* [4]). — 56 *ἐπείσθη τὸ π.* (*γρ.* FQ). — *Νεαίρ.* om. *ἡ* (Yal.). — 57 *ἔχοι* (Bekker). — 58 *τἀκόλουθα* (Orv). — 59 *ἀσθ. ὢν* (Yal.). — 60 *αὐτοῦ τὸν υἱὸν* (FQO). — 61 *τοὺς μαρτ. Βρ.* (ΣYal.). — *Ἑκάληθεν* (Or v). — *Εὐαλκὴς* [5]). — *Εὐφρ. Αἰγ.* om. — 62 *συν. τύταηι* (Yal. *γρ.* Q). — 64 *αἰσχροκερδίαν* (Σ). — *Ἐπαινετὸν* [6]) (Y al.). — *τὴν* [7]) *N.* — 65 *λ. μοιχὸν ὡς* [8]) *ἐπὶ.* — *θεσμοθέτην* (Yal.). — 66 *καὶ ἐὰν* (Σ). — *ἀδίκως δόξῃ* (Yal). — 67 *θυγ.* om. *αὐτὴν* (Yal.). — *μοιχὸν ἑλεῖν*, dazu Randbemerkung: *γρ. καὶ λαβεῖν.* — *κάθωνται.* — *πωλοῦσί* [9]) *τι.* — 70 *ποιῆσαι αὐτὴν δυνάμενος* [10]). — *εἴποιεν ἂν* (r). — 71 *Ἐπαιν. ἀνδρίου* [11]). — *εἶρξεν* [12]). — *διήλλ. τὸν Στ.* — 72 *οὐκ* [13]) *ἐτόλμησε λαβεῖν.* — *εἰς τοσοῦτο* (pr. Σ). — 73 *καὶ αὐτὴ ἡ γ.* — *ἀλλ' ἢ* [14]) *τοῦ β* (rv). — *γεραρὰς*

---

1) Diese Lesart statt: *ἐγγεγυηκέναι καὶ ταῖς ἐσχάταις ζημίαις περιπεσεῖν.* Sie ist aber einer Randglosse ähnlicher als einer wirklichen Lesart. Man könnte meinen, sie stamme aus dem „verwilderten alexandrinischen Text“.

2) Ist, wie man deutlich sieht, aus *τοῦτον* (Y) korrigiert.

3) B liest zwar *Αἰγιλέα*, hat aber dieselbe Rasur eines Buchstabens, wie oben aus D bezeichnet ist. Auch sonst erkennt man die nahe Verwandtschaft von D und B.

4) D schwankt in der Akzentuation dieses Wortes. Dafs bei diesem Wort doppelte Akzentuation existiert, ist bekannt.

5) Die anderen Handschriften, die so schreiben, akzentuieren nicht.

6) So D immer.

7) Korrigiert aus *τῆς N.*

8) Dafs *ὡς* sehr gut pafst, sieht man aus § 66, wo es zweimal steht. Allerdings müfste es danach heifsen: *ὡς μοιχόν.* So vermutet auch Wolf: „forte *ὡς μοιχόν*“. Es darf wohl hier bemerkt werden, dafs Wolf in vielen Fällen das Richtige trifft, und dafs seine Konjekturen schon häufig durch D Bestätigung gefunden haben.

9) Ist jedenfalls unrichtig (Konstruktion). Sicher ist *πωλῶνται* aber auch nicht; denn *πωλεῖν* kann dasselbe bedeuten.

10) Diesen Zusatz hat keine Handschrift. Man kann *δυνάμενος* in der nachdrucksvollen Endstellung kausal fassen: da du es kannst.

11) Ist aus *ἀνδρείου* (Σ) korrigiert.

12) *ν* wieder vor *ξ*

13) Auffallende Bestätigung der Konjektur Reiskes. Dieser sagt: „Negativam auctoritate mea addidi Non enim audebat Stephanus coram iudice contendere et iure evincere Epaenetum esse moechum. Vulgata si servetur, non possit orator id efficere, quod vult. Vult autem efficere Phanonem civem atticam non esse, sed peregrinam, et ipsum Stephanum hoc fateri. Sed in civibus solummodo locum habet *τὸ λαβεῖν μοιχόν.* Duobus argumentis conficit Apollodorus Phanonem peregrinam esse. 1. Omnes homines norunt eam esse et constitit id inter omnes et indiciis notissimis et haud dubiis. 2. Ipse Stephanus fatetur. Qui? non audebat in Epaenetum iure agere titulo *μοιχείας*, stupri filiae suae illati.“

14) Von Schäfer gebilligt.

σε
(Y al.). — τ' ἐστὶν πῶς. — 74 εὐλαβείας [1]). — βασίλισσα οὖσα (pr. Q). — 77 οὕτως. [2]) καλῶς (Σ). — 81 οὐκ ᾔδειν (O). — 82 οἱ λεγόμενοι παρ' ἐμοῦ [3]). — 84 κάλει μοι Θεογένην Ἐρχιέα om. — ἐβασίλευσε. — ἐπειδὴ δὲ ᾔσθετο (r). — 85 τι τῶν νομ. — 86 νηποινεῖ [4]). — πλὴν τοῦ θανάτου om τἆλλα. — ἱερῶν τῆς π. (r v). — 87 τὸν νόμ. om. (ΣY al.). — τὰ δημοτελῆ — θανάτου [5]) om. — 89 τῷ δήμῳ om. (r v pr. Y). — τὸν δ. τὸν Ἀθηναῖον. — ὑπερεξ. Ἀθηναίων. (ΣYOv). — ψηφίσωνται [6]). — 90 τὰ γέρα (Σ). — ἕκαστος σκοπῆσαι [7]). — μέλλει ποιήσεσθαι om. πολίτην [8]). — γέγονε [9]). — 92 οὕτως [10]) τοίνυν Σ. — 93 Στέφ. om. τε (ΣYOv). — 94 καὶ ἔτι νῦν om. καὶ (F). — ὑπομν. om. ἡ (ΣY al.). — γραφῆι (FYOv). — οἱ τὰς κοινὰς [11]) (Σ). — 95 ἐπιόντι (γρ. FQ). — 96 Πλαταιάσι (r v) § 97. — ἐνεχείρει ἡμᾶς. — 98 χρήσονται (O r v). — οἱ om. (YOv). — 99 μέγας (FΣQ). — 100 δηϊῶσιν [12]). — 101 Αἰνιάσι. — 102 τὴν πόλιν [13]). — ἐθελησάντων δὲ (BF) τῶν Πλαταιῶν (O r v). — 104 ἀνάγνωθι αὐτοῦ [14]). —

1) Also εὐσεβείας. Das ist aber keine Konjektur des Schrelhers, denn solche macht er nicht. sondern eine Lesart, die er in einem ihm vorliegenden Exemplar fand, allerdings schreibt er sonst in diesem Falle an den Rand: γρ. καὶ. Auch Taylor konjizierte: εὐσεβείας, hat aber merkwürdigerweise damit keinen Anklang gefunden. Taylor sagt: „annon praestat εὐσεβείας?“, wozn Schäfer bemerkt: „praeferrem, si codex daret.“ D ist also der Codex, der die gesuchte Lesart gibt.

2) Ist ganz richtig, besonders vor κ.

3) Anch diese Stellung kommt beim Partizip vor.

4) Anch § 4 πανδημεὶ, doch § 101 πανδημεί.

5) Es scheint mir fraglich, oh in den von den Ausgaben bezeichneten Handschriften (Σrv) die Lücke his περὶ τὰ ἱερά geht.

6) σ ist aus ζ korrigiert.

7) Der Konjunktiv einer Hauptzeit wird dnrch die Konstruktion erfordert, anderseits sagt man aber in Verhindnng mit dem Reflexiv (πρὸς ἑαυτόν, πρὸς ἀλλήλους) gewöhnlich σκοπεῖν.

8) Unbedingt notwendig ist πολίτην nicht, da der ganze Zusammenhang darauf hinweist.

9) ν fehlt hänfig am Schlusse des Satzes und vor κ.

10) Jedenfalls richtig.

11) Σ aber ohne Akzent.

12) Also δηϊόω.

13) Die Auslassung von μὲν würde zn τὴν καὶ χώραν, wie Wolf liest, passen; τὴν δὲ ist nämlich Konjektur von Jurinus.

14) Es ist möglich, dafs αὐτοῦ durch falsches Lesen aus αὐτοῖς entstanden ist. Anderseits aber ist zu bedenken, dafs die in § 105. 106 folgende Darstellung mehr Punkte des ψήφισμα voraussetzt als vorhanden sind, weshalb Wolf und Reiske, denen Blafs folgt, eine Lücke annehmen. Oh nun durch αὐτοῦ, das in D unmittelbar mit ψήφισμα π. Πλ. verhunden ist, angedeutet werden soll, dafs nicht das ganze ψήφισμα mitgeteilt ist, wage ich nicht zu entscheiden. Dann würde die Stelle bedeuten: „und

καὶ[1]) μετ. (a m. antiqua insertum in Σ). — καὶ τελετή. — δ. τῶν Ἀθηναίων[2]) (r). — 105 δρᾶτε om. δὴ (Σ al.). — καὶ εἰ τῶν (ΣY al.). — ἀναγράφειν[3]). — παρὰ τῇ ϑ. (ΣY al.). —107 περιφανῶς gegen FQ, die καὶ ἀκριβῶς hinzufügen. — ἀτιμώρητον om. εἶναι gegen FQ. — 108 αὐτὴ[4]) (r v). — Λαρισαίου (O r v). — τ. μειδίου υἱοῦ (F). — μετ᾽ ἀσωτάδου[5]). — τὴν δὴ (ΣYOr). — ἁπάσας τὰς ἡδονάς. — 110 εἰσιὼν gegen FQ. — ϑυγατέρα ἢ μητέρα (r). — περὶ τῆς πόλεως (ΣYv). — ὡς om. εὖ gegen FQ. — 111 ὅσαι δ᾽ ἀνόητοι, mit der Randbemerkung: γρ. καὶ ἀναίσχυντοι[6]). — ἐπιδείκνυτε ταύταις[7]) (γρ. FYQ). — 112 ἤδη om. (Σ r v). — γενέσϑαι (ΣY al.). — 113 ἂν ϑὲ[8]) καὶ ὅπωστ. — παιδοπ. οἷς ἂν βούλωνται[9]). — μετέχειν om. τῶν. — 114 πολλοῖς πολλάκις. — 115 δικάζεσϑαι (ΣY al.). — ὄψιν αὐτὴν (r). — τοιαῦτα διαπέπρ. — 116 Σινώπη ἑταίρα[10]). —

lies daraus (aus dem genannten Ps.) das Psephisma über die Platäenser vor." Ferner ist zu bemerken, daſs der Redner an den anderen zahlreichen Stellen nie sagt ἀνάγνωϑι oder ἀναγνώσεται αὐτοῖς, sondern ἀνάγνωϑί μοι oder ἀναγνώσεται ὑμῖν oder παρέξομαι ὑμῖν, aber nie αὐτοῖς, namentlich dann nicht, wenn er vorher den Richter angeredet hat (σκοπεῖτε, μετέδοτε, ψ. τῶν ὑμετέρων). Wenn freilich die Rede nicht von Demosthenes ist, so kann man auch mit dem Sprachgebrauch nicht so streng ins Gericht gehen.

1) Blaſs sagt: καὶ om. Σ. Dies muſs unrichtig sein.

2) § 105 aber ὑπὲρ τοῦ δήμου τοῦ Ἀϑ.

3) Wenn O ἀναγραφὴν schreibt, so scheint dies nicht durch Abkürzung aus ἀναγραφῆναι, sondern durch falsche Lesung aus ἀναγράφειν entstanden zu sein. Auſserdem folgt nachher auch das Aktivum στῆσαι.

4) Wie Wolf, der sagt: „sed quid si αὐτὴ οὐκ εἴργασται nominativo et active?"

5) Es ist nicht zu kontrollieren, ob dies richtig oder durch die Präposition μετά veranlaſst ist.

6) Es ist doch zweifelhaft, ob nicht ἀναίσχ. als besserer Gegensatz zu σωφρονέστεραι zu betrachten ist denn ἀνόητοι.

7) Für ταύταις tritt auch Reiske ein, der sagt: „dedi ἐπιδείκνυτε ταύταις π. exemplum ipsis demonstratis faciendi, quicquid ipsis modo allubescat." Ohne ταύταις leidet sogar die Deutlichkeit.

8) In O fehlt δὲ nach προπηλ. Es ist möglich, daſs es eine Lesart gab so: ἂν δὲ … ἀποδῷ, προπηλ. τοῦ νόμου … παντελῶς … ἥξει. Doch wird an der Vulg. kaum zu rütteln sein.

9) Ebenso § 112, aber in Verbindung mit συνοικεῖν, § 17 jedoch steht der Dativ auch bei παιδοποιεῖσϑαι: ὃς (νόμος) οὐκ ἐᾷ τὴν ξένην τῷ ἀστῷ συνοικεῖν … οὐδὲ παιδοποιεῖσϑαι. Hier also und § 113 von der Frau gesagt; dann ist der Dativ entweder als D. commodi, wahrscheinlicher aber als sociativus zu fassen. Es scheint die Lesart in § 113 richtig.

10) Es fehlt zwar in der letzten Partie der Handschrift hier und da das iota subscr. Dasselbe kann auch hier der Fall sein. Ist es aber nicht widersinnig, daſs

ἀλώιοῖς [1]). — ἐκείνου. — 119 ἔχειν (Σ). — προεκαλ. πρότερον [2]) ἀκριβῆ. — ἅπαντα τὰ ἀλ. — Θράτταν [3]). — 123 Δεινομένης (YOr). — 124 προκαλεῖται (ΣY al.). — 125 πρὸς ὑμᾶς om. καὶ (FΣ al.). — λέγῃ πάντα (Σ r v). — ἐγὼ δ' ἐξήτουν (ΣY al.).

Rede 60 (Ἐπιτάφιος) fehlt in D.

Rede 61. Ἐρωτικός [4]).

1 Ἐπικράτην ἐπαινεῖν. — καὶ καλῶν (ΣYOv). — προέχειν. — 2 ὥσπερ (in mg. a m. pr. Σ). — κατάθοιτο (FΣQ). — λεκτικοῖς. — τεθεισομένοις (v). — προσήκει τοῦ βίου (Y). — ἃ γινώσκω. — προσεχῶς αὐτοῦ (FQv). — ἐπειδὴ δὲ καὶ (FΣ al.). — 3 μετεσχηκότας (ΣYv). — οὐδετέρους [5]) δέ. — 4 ἀπηνείαι [6]). — ἐνθυμουμένους (ΣYv). — ἀποτόμων (ΣYO). — 5 ἔρωτος om. δι' (ΣOv). — 6 εἰσοίσειν ἀμφοτ. (YOv). — 7 τῶν σωφρόνων. — 8 ἀνδρείαν (Σ). — οὔθ' οὕτως [7]) καλῶς. — προάγων (ΣY al.). — 11 θνητῶν δ [8]) αθ. — ἐπ' ἄνδν [9]). — συνέ-

Archias der Hetäre Sinope geopfert haben soll, zumal nachher gesagt ist, dafs das Opfern niemandem zustehe, aufser der Priesterin, also auch nicht der Hetäre. Dies setzt allerdings die Lesart ἐκείνης voraus, die alle Handschriften haben aufser D und Athenäos. Ein Mann durfte aber hier überhaupt nicht opfern, sondern nur eine Frau, allerdings nicht eine Hetäre, sondern nur die Priesterin. Und Archias wurde angeklagt, weil er seine Hetäre opfern liefs; dann pafst allerdings προσαγούσῃ nicht. Letzteres ist aber Konjektur Schweighäusers; vorher las man bei Athenäos προσαγούσης und trotzdem den Dativ Σινώπῃ ἑταίρᾳ. Weil aber FYQ Σινώπης τῆς ἑταίρας lesen, so wurde erst προσαγούσης konjiziert. Es ist doch möglich, dafs προσαγούσης sich gar nicht auf Σινώπης bezieht, sondern auf ἐσχάρας. Dann liegt freilich in προσαγούσης der Fehler, und es soll vielleicht gesagt werden: an dem Herde, welcher in dem Eleusinischen Hof, d. h. Tempel, steht (οὔσης) oder daran grenzt (προσεχοῦς). In letzterem Fall ohne ἐν.

1) Die richtige Lesart stammt aus Harpocr. D kommt Σ am nächsten. Beide lesen gleich, nur Σ ohne Akzent. Dadurch aber, dafs D zwei Akzente hat, besteht eine sonderbare Vermischung zwischen der richtigen und der Lesart von FYQ al. D schreibt aber in einem Wort und ohne spiritus asper.

2) Die Zusammenstellung der mit προ- beginnenden Worte ist nicht ohne Absicht gemacht.

3) § 124 Θάτταν. Keine Konsequenz in der Schreibung dieses Worts.

4) In der Schrift des 15. Jahrh. bis § 35 (οὐ τὰ κρατ.).

5) Liest man οὐδετέρᾳ, dann ist natürlich δὲ unmöglich. D ändert die Sache.

6) So scheint nach einer Bemerkung Reiskes auch Σ am Rand zu lesen. Reiske bemerkt dazu: „Haud displicet ἀπηνείᾳ, truculentiae, saevitati."

7) Deutlicher als Σ: οὐτ ουτως.

8) Bestätigung der Konjektur Wolfs. Reiske sagt: „sic correxit Wolfius vitiosum ὃν, quod est in Aldina et Bavarico."

9) Also ἐπ' ἀνθρώπινον. Dann wäre freilich φύσιν entbehrlich, wenn nicht ἀνθρώπινος als Adjektiv zweier Endungen behandelt werden kann.

πεσεν[1] *τῶν καλοῖς*[2] *μετασχόντων*. — 12 *σχήματος* (Σv). — *εὕροιμ'* (YOr). — *τὰ δὲ καὶ πλ.* (ΣY). — 13 *μόνον πρὸς τὰ* (Σv). — 14 *ὃ μάλιστ'* om. *καὶ* (pr. Y). — *ἀνδρείαν* (Σ). — *ὑποδεῖξαι* (ΣYOv). — 15 *οἷός τ'* (v). — *προσόντων* om. *σοι* (Σ v pr. Y). — *περὶ τοῦτο* (pr. Yv). — 16 *ὑπερβάλοι* (ΣYO). — *ἄδηλα* (Yv). — 17 *ἐξαμαρτάνειν* (ΣYO). — *προῄρησαι* (ΣY al.). — *καὶ τούτου* (YO). — *ἡ πρὸς* om. *τούς*. — *ὥστε καὶ πάντας*. — 18 *ἢ διὰ*[3] *τῶν συμβουλ.* — 19 *εἶναι οἰομένων*. — *τοῖς τῶν πολλῶν*[4] *τρ.* — *τοσούτω* (YO). — *συναρμοστίᾳ* (ΣQY). — 20 *οὐδ' ὃν* om. *ἂν* (om. Σ pr. Q). — 21 *ἔστι σου*[5]. — *τοιοῦτος εἶ* (in marg. a. m. pr. Σ). — 22 *ἀνδρείαν*. — *οὐ δ' ἐπὶ* (pr. Σ pr. v). — 23 *ἀφιεμένους* (v). — 24 *τοὺς δὲ πυγμήν*. — 26 *νομίζων* om. *δ'* (om. Σ pr. Y). — *ἅπαντα ἀεὶ* (ΣOv). — *ἐν τοῖς γ. εὐθέως* (ΣY al.). — 27 *τῶν τότε γιγνομένων* (Σ). — *μὴ θέλειν* (Σ v). — *διεξῄειν*. — *ταὐτά*[6] *τε δ.* — *συμμετριώτερον* (FOv). — 28 *ἀφαιρεθέντων* (pr. Σ [corr. ead.] Qv). — *ὡς ἑκατ.* gegen FQ. — *τῇ — ὁρμῇ* (FΣY al.). — 29 *θρυλλ.* — *τοιαύτην περί σε εὔνοιαν καὶ φιλονεικίαν ἡ σὴ φύσις αὐτοῖς παρεῖχεν εἰκότως*[7]. — 30 *καλὸν μὲν γὰρ* om. *καί*. — *μὴ τῶν τοῦτον τ. τρ.* (ΣY). — 31 *τ. σοὺς δηλοῦσθαι* (FΣY al.). — 34 *καταστήσῃς*[8]. — *μηδ' ὑπολαβεῖν*[9]. — *τῆς ὠφελείας* om. *σῆς* (ΣOv). — *μήτε τῶν β.* — 35 *τ. καλλίστων κατάγνωσιν*[10] *φέρει*. — 36 *μέγιστ' ἂν βλαπτοίμεθ' ἂν*[11]. — *πέφυκε*[12]. — 37 *τῶν*[13] *μὲν*

---

1) *ν* dient zur Verminderung der Kürzen.

2) Ist wohl fehlerhaft. Doch wird auch einmal bei Thucyd. 2, 16 *μετέχειν* mit dem Dativ konstruiert, was freilich angezweifelt ist: *τῇ οἰκήσει μετεῖχον*.

3) So auch Barocc. 1, wie Reiske anmerkt.

4) Ist Konjektur Wolfs, die dem handschriftlichen *τῶν ἄλλων* ähnlicher ist als Blafs' *ἁπάντων*.

5) *σου* (ΣYOv).

6) In D ist kein Verlafs auf die Unterscheidung zwischen *ταῦτα* und *ταὐτά*.

7) Vorhergeht *μή τι συμπέσῃ*. Es mufs natürlich heifsen *τοιοῦτον περὶ σὲ* und dies zum Vorhergehenden gezogen werden. Dann erst: *τοιαύτην εὔνοιαν*. Der Irrtum ist nur durch die doppelte Form *τοιοῦτ* — bzw. *τοιαύτ* — entstanden. *φιλονεικίαν* auch ΣYv. Neu ist in D *παρεῖχεν*; ferner dafs *εἰκότως* unmittelbar zu *παρεῖχεν* gezogen ist.

8) So will auch Woif.

9 So auch Barocc. 1, wozu Schäfer bemerkt: non displicet.

10) *κατάγνωσιν* auch YO, aber nach *φέρει*.

11) Die Wiederholung von *ἂν* in dieser kurzen Entfernung ist des Guten zu viel. Wahrscheinlich ist das zweite *ἂν* durch Mifsverständnis aus *α*, dem letzten Buchstaben von *βλαπτοίμεθα*, entstanden.

12) Bekker wieder mit *ν*; es ist aber nicht notwendig am Satzschlufs (in der Pause) *ν* anzufügen, namentlich wenn das folgende Wort mit Konsonant anfängt.

13) Bestätigung der Konjektur Sauppes statt *τήν*.

τοίνυν ἐν ἀνθρώπῳ [1]) *διάνοιαν.* — 38 *εἴωθεν* [2]). — 39 *ἐπ᾽ ἀνδραγαθίᾳ* [3]). — 41 *ἐμπορίαν* [4]). — *γυμνασίᾳ* om. *τινί.* — 42 *ὑπῆρξεν.* — *ταῖς* [5]) *δὲ.* — 43 *ἴσθι τὴν μὲν* gegen ΣYOv [6]). — *ἀγωνίζεσθαί σε* [7]). — 45 *τοῦτο μὲν γὰρ Π.* (O). — *ἐνεγκεῖν* [8]). — *ἀκούσειν τὰ* [9]. — *τὰ δὲ ταπεινῶς* [10]) om. — *τὰ δ᾽ ὑπεράκρως*; dazu die Randbemerkung: *γρ. καὶ ὑπερακρατῶ* [11]). — 46 *ὑπογυωτέροις* (FΣYal.). — 47 *ἀποβέβηκεν* [12]). — 48 *τῶν πολλῶν*, am Rand *γρ. καὶ πολιτικῶν* [13]). — *διαιροῦμαι*, am Rand *γρ. καὶ διορθοῦμαι* (Q). — 50 *ἧττον καὶ* [14]) *τἆλλ᾽* om. *ἤ.* — 51 *ὑφ᾽ ὧν οὖν σοί τε παραινῶ φιλοσοφεῖν.* Randbemerkung: *γρ. καὶ: ἐγὼ μὲν οὖν οὔτ᾽ αὐτὸς ἄλλως γιγν.* — *περὶ αὐτοῦ* [14]). — 53 *ἐν οἷς ἀνακρίνων.* — 54 *καὶ ἐμὲ*

---

1) Singular auch § 11: *ἐπ᾽ ἀνθρώπου*, sonst aber Plural.

2) Hier unter denselben Verhältnissen wie vorher *ν*. Eine für alle Fälle passende Regel läfst sich eben nicht aufstellen. Darum ist es am besten, sich nach einer sonst so zuverlässigen Handschrift wie D zu richten und nicht willkürlich zu ändern.

3) Bestätigung der Konjektur Wolfs. Dieser führt dazu die Stelle an aus Isocrates' in Helenae encomio: *τῶν ἐπ᾽ ἀρετῇ διαφερόντων* und sagt: „legendum igitur et hic fortasse *ἐπ. ἀνδραγ.*"

4) Fehler st. *ἐμπειρίαν.*

5) Sonderbarerweise geht *τοῖς μὲν* voraus. Es ist aber im Hinblick auf *ταῖς δὲ* anzunehmen, dafs in der Vorlage von D auch *ταῖς μὲν* stand. Dann wäre D gleich v, von welcher Lesart Schäfer sagt: „perplacet." Die Ausgaben hätten sie aufnehmen sollen.

6) Mit welchen D sonst meist übereinstimmt.

7) Es geht zwar *ἐπίστασθαί σε* voraus, aber gegen die Wiederholung ist nichts einzuwenden.

8) Fehler st. *διενεγκεῖν.*

9) Ist natürlich falsch. Sonderbar, dafs D hier zwei Lesarten vermischt hat: *ἀκούσειν* ΣQ und (*ἀκούσαν*)*τα* Barocc. 1, wie Reiske erwähnt. Von dieser Lesart rührt offenbar *τὰ*. Es zeigt sich auch an anderen Stellen, dafs D mehrere Vorlagen benutzte. Aber in so mifsverstandener Weise ist diee noch nicht zum Ausdruck gekommen

10) Es erhellt auch nicht, wie das Wort zu erklären, denn dafs sich Alkibiades kleinmütig oder unterwürfig gezeigt, pafst durchaus nicht zu seinem Charakter. Erklärt man aber: niedrig, gemein, schlecht, so liegt dies ja schon in *πολλῷ χεῖρον διακείμενον.* Es scheint *ταπεινῶς* eine später eingeführte Glosse zu sein.

11) Dafs hier das Schlufs-*ς* fehlt, sieht man leicht. Die Akzentuation, die Blafs hergestellt hat, ist dann auch handschriftlich begründet.

12) *ἀποβέβηκε* ist Konjektur Wolfs. Aus den Ausgaben erkennt man nicht, ob und welche Handschriften aufser D diese Lesart noch bieten. Wenn D das *ν* hinzufügt, so ist dies sehr angezeigt, damit fünf Kürzen nacheinander vermieden werden. Bis jetzt war aus D nicht zu erkennen, ob dieser Gesichtspunkt hier eine Rolle spielt.

13) Ebenso FYQ.

14) Liest man vorher *τούτου*, dann ist auch *περὶ αὐτοῦ* berechtigt, denn das Gesagte bezieht sich blofs auf den einen Punkt des *φιλοσοφεῖν.*

(Σ: *καιεμε*). — *οὔτως* [1]) (Σ). — Zu *ἁμαρτίας* am Rand: *γρ. καὶ ἀδοξίας* [2]). — 55 *πεῖραν* om. *σου* (v pr. Y). — *παρεσκευάσθαι καὶ γεγυμνάσθαι* [3]) *τὴν γν.*

---

287) Kottmann, De elocutione L. Iuni Moderati Columellae. Programm des Königl. Gymnasiums in Rottweil 1903. 71 S. 4.

Die vorliegende Schrift gliedert sich in zwei Teile, deren erster die Syntax (S. 1—37) und deren zweiter die rhetorischen Besonderheiten behandelt (S. 38—69). In jenem werden nach der von Dräger in „Syntax und Stil des Tacitus" verwandten Methode die einzelnen Satzteile besprochen, in diesem die Wortstellung, der Wechsel, die Fülle und die Färbung des Ausdrucks erörtert. Dabei ergibt sich, dafs Columella keineswegs, wie H. Schiller in seiner Geschichte der römischen Kaiserzeit I, 479 behauptet, eine kunstlose, ja rohe Sprache bietet, sondern nicht ungewandt schreibt und einen geglätteteren Stil aufweist als die übrigen landwirtschaftlichen Schriftsteller. Denn er hat sich Cicero und Virgil zum Muster genommen; namentlich sind die den einzelnen Büchern vorausgeschickten Einleitungen in gutem Latein verfafst. Natürlich huldigt er in mancher Beziehung dem Zeitgeschmack, z. B. darin, dafs er zuweilen dichterische Ausdrücke einfliefsen läfst und ab und zu, namentlich im Gebrauche der Umstandswörter, mit anderen, öfter auch zuerst von der Norm der Klassiker abweicht. So verbindet er abunde mit dem Verbum esse, setzt mox für deinde, demum für tantum, tamquam für ut (zum Beispiel), verbindet admodum mit nimius. Häufig begegnet bei ihm auch fueram mit dem Partizip des Perfekts statt des einfachen eram, habere mit demselben Partizip statt des einfachen Perfekts, z. B. clausum habet = clausit. Das Supin ist sehr selten: das erste findet sich nur einmal, das zweite dreimal. Genau wie z. B. Tacitus liebt Columella mit dem Ausdruck zu wechseln, so zwischen Adjektiv und Adverb: minus sedulam curam *foris*, sed maiorem *domesticam* postulat oder nam grex *particu-*

---

1) Es ist schon öfter betont worden, dafs folgende Konsonanten kein Hinderungsgrund sind, *οὔτως* zu schreiben. In dieser Beziehung können nur gute Handschriften entscheiden.

2) *ἀδοξία* ist schlechter Ruf. *ἁμαρτία* gibt zwar einen besseren Sinn, ist aber ein minder gebräuchliches Wort. Gewöhnlich *ἁμάρτημα*.

3) Dieser Zusatz steht in keiner anderen Handschrift, ist aber sehr sachgemäfs.

latim facilius quam *universus* convalescit oder zwischen Konjunktionen wie vel-ac-aut u. a.

Der Verf. hat viel Fleifs und Sorgfalt auf seine Arbeit verwandt und auch die bisher erschienene, allerdings nicht sehr umfangreiche Literatur gewissenhaft benutzt. Warum er den griechischen Ausdrücken bei Columella keinen besonderen Abschnitt gewidmet, ja diese überhaupt unberücksichtigt gelassen hat, ist nicht ersichtlich. Ein anderer Mangel dürfte der sein, dafs für den gröfsten Teil der Schriften eine Ausgabe von 1794 (J. G. Schneider) benutzt werden mufste. Doch liegt die Schuld daran an dem Umstande, dafs bis jetzt keine bessere existiert. Denn von der Lundströmschen ist bisher nur das Buch de arboribus und das poetische zehnte Buch erschienen.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

---

288) **K. Knaut, Cornelii Taciti Historiarum libri** qui supersunt. Für den Schulgebrauch erklärt. II. Bändchen. Buch II. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1903. 97 S. 8. ℳ 1.30.

Das erste Bändchen (B. I, 1902) dieser Schulausgabe der Hist. habe ich seinerzeit hier (1903, Nr. 15, 339—341) besprochen und kann mein anerkennendes Urteil im wesentlichen auf die vorliegende Fortsetzung übertragen. Die „Sprachlichen Bemerkungen" sind auch dem Text dieses zweiten Buches vorausgeschickt und zwar in unverändertem Abdruck, obwohl sie einer Revision bedürfen. Die von mir in der erwähnten Anzeige gemachten kleinen Ausstellungen waren dem Herausgeber vermutlich noch nicht zu Gesicht gekommen. — Der Kommentar entspricht nach Umfang, Inhalt und Form den für die Gothaer Schulausgaben geltenden Gesichtspunkten. Eine erklärende Note wäre wohl angebracht zu 49, 18 *celebratum* id genus mortis. Denn man kann zweifeln, ob celebrare hier, wie gewöhnlich, bedeute „preisen, verherrlichen" oder aber „häufig ausüben, betreiben" (saepius adhibere, Greef) Nach der letzten Auffassung hätten Othos Soldaten wohl infolge von Suggestion eine Art von Sport daraus gemacht, sein Beispiel nachzuahmen. — Zu 77, 6 cedere alicui aliqua re, jemand etwas überlassen, ist bemerkt: „wie 48, 12 remittere rei p. casum, zugunsten des Vaterlandes verzichten." Der Zweck dieser Hinweisung ist nicht erkennbar. — 86, 21 aegrum „ungesund, morsch, verstimmt". Soll der Schüler hier beliebig wählen dürfen? — 87, 6 lixarum ingenia

soll doch wohl nicht durch „Krämerseelen" wiedergegeben werden? Man hat wenigstens noch nicht gehört, daſs „ungebärdig und frech" zu den regelmäſsigen Eigenschaften der „Krämerseelen" gehöre, ganz im Gegenteil!

Knauts Textgestaltung verdient fast durchaus Zustimmung, namentlich auch darin, daſs er an 16 Stellen des zweiten Buches von Halms' vierter Auflage abgewichen ist, indem er entweder die Lesart des Med. wieder hergestellt (6 mal) oder gute Korrekturen aufgenommen hat, wie 4, 17 inexpertum bellum (Nipperdey), 7, 5 discordia militis, ignavia, luxurie (Madvig), 14, 9 nec mora proelio, sed acies ita (Ruperti) usw. Urlichs' Konjektur zu 23, 18 nam *eos copiis* Otho praefecerat mag im Hinblick auf I 87, 12 ganz sinnentsprechend scheinen, notwendig ist sie nicht, und der überlieferte Wortlaut nam eos *quoque* O. praefecerat hat namentlich durch Burnouf eine befriedigende Deutung erhalten. Man stelle nur zusammen: I 87, 12 peditum equitumque copiis S. Paulinus, M. Celsus, A. Gallus rectores *destinati*; sed plurima fides Lic. Proculo pr. praef. — II 11, 12 his copiis rector *additus* A Gallus cum V. Spurinna ... praemissus. 23, 1 Spurinna A. Gallum docet ... Gallus legionem primam ... ducebat ... ubi accepit ... sistit, und im folgenden: 23, 23 Titianum fratrem accitum bello praeposuit, 39, 1 honor imperii penes Titianum fr., vis ac potestas penes Proculum praef., Celsus et Paulinus ... inani nomine ducum alienae culpae praetendebantur. Erwägt man nun, daſs gerade Celsus und Paulinus schon vorher (I 90), als Berater Othos, zusammen genannt sind und daſs sie auch im weiteren Verlauf der Dinge wiederholt in gemeinsamer Tätigkeit auftreten (II 24. 33. 39. 40), so wird man die Deutung der handschriftl. Lesart aus dem Zusammenhang ganz natürlich finden: eos bezieht sich nur auf die beiden letztgenannten Führer. Der Verf. wollte allerdings „dem Gedächtnis des Lesers zu Hilfe kommen", doch in bezug auf Gallus war dies unnötig, von dem noch K. 11 die tatsächliche Übernahme und eben, K. 23 Anf., die Ausführung eines Kommandos berichtet ist. I 87, 12 ist nur von der Designierung der drei Genannten die Rede. Mit quoque deutet Tacitus zugleich auf den Umstand hin, der seiner Ansicht nach einen Teil der Schuld an Othos schlieſslichem Miſserfolg trug: die Vielheit der Kommandierenden und der sich bald ergebende Zwiespalt zwischen Gallus, Paulinus, Celsus einerseits und Titianus und Proculus anderseits. — 35, 2 liest Kn. richtig *praelabebantur* (M), doch will mir seine in Übereinstimmung mit Gantrelle

und Greef gegebene Übersetzung „kamen zuvor an" nicht einleuchten. — Schliefslich mache ich den Herausgeber auf einige durch Andresens Untersuchungen (In Taciti Historias studia critica et palaeographica, 1899 und 1900) gewonnene, teilweise evidente, Verbesserungen bzw. Herstellungen aufmerksam: II 20, 5 uxorem quoque, 32, 1 quia (st. qua), 38, 18 venio, 87, 8 regetur; auch A.s Vermutungen 65, 11 exemplo L. ⟨Arrunti. Sed⟩ Arruntium und 80, 15 ⟨sed⟩ nil aeque sind sehr beachtenswert.

Homburg v. d. H. **Eduard Wolff.**

289) **C. Willing, Zur Methodik des Lateinunterrichts** in den unteren und mittleren Klassen des humanistischen Gymnasiums. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1904. 36 S. 8.

Der Verf. teilt mit Ruskin, dem er das Motto für seine Schrift entnommen hat, die Geschicklichkeit, seine Gedanken in gefällige Formen zu kleiden, aber auch eine gewisse Vorliebe für das Paradoxe. Daher sind seine Ausführungen überall anregend, fordern aber nicht selten zum Widerspruche heraus. Paradox ist der Satz: Geschlechtsregeln sind überhaupt nicht zu lernen (S. 20), paradox die Behauptung, dafs das lateinische Übungsbuch ein corpus vile ist (S. 28), und dafs man auf besonderen sachlichen Inhalt des Übersetzungsmaterials zu verzichten hat (S. 19), paradox vor allem der Forderung, in Untersekunda die Germania und die Deutschland betreffenden Stellen der Annalen zu lesen (S. 35).

Andere Vorschläge verdienen dagegen Beachtung, z. B. der, manche Kasusregeln schon in Quinta im Zusammenhange mit den unregelmäfsigen Verben und den Deponentien einzuüben (S. 22). Auch die zwölf Thesen über die Behandlung neu eintretender Schriftsteller (S. 32), die Polemik gegen Spezialwörterbücher und andere Präparationshilfen (S. 31), die Mahnung, die Lehrmethode so einzurichten, dafs die normalbegabten Schüler die häuslichen Arbeiten ohne Nachhilfe und ohne Verschwendung an Zeit und Kraft erledigen können (S. 15), und die Forderung, dafs der Lateinunterricht im Interesse des deutschen die gesamte formale Schulung übernehmen soll (S. 18), werden auf ziemlich allgemeine Billigung rechnen können.

Dagegen hat der Verf. kein Recht, des Kaisers Äufserung, „dafs wir nicht junge Römer oder Griechen zu erziehen haben", zur Empfehlung seiner Methode zu verwerten (S. 30). Denn wer, wie der Verf., solchen Wert auf die Einübung eines fliefsenden, nach Sinn und Quantität

richtigen Vorlesens des lateinischen Textes (S. 21) und auf die wissenschaftliche Behandlung der Grammatik (S. 20) legt, geht mit seinen Forderungen noch über das Durchschnittsmafs dessen hinaus, was bisher von Gymnasiasten verlangt worden ist, und trägt trotz des Mottos schwerlich dazu bei, „glückliche, gesunde, breitbrüstige, hellängige Menschen zu schaffen“.

Potsdam. **Krause.**

290) **K. Brugmann, Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen.** Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. XXII. Band, Nr. VI. Leipzig, B. G. Teubner. 150 S. gr. 8. ℳ 5. —.

Der Übersicht der Demonstrativpronomina im Grundrifs 2, 767—771 und in der Kurzen vergl. Grammatik S. 399—402 hat Brugmann jetzt die im Titel namhaft gemachte „bedeutungsgeschichtliche Untersuchung“ folgen lassen, mit deren bedeutsamem Inhalt die Leser dieser Zeitschrift bekannt zu machen die Aufgabe dieses kurzen Referates ist. Das Wesen dieser Pronomina wird S. 15 unserer Schrift folgendermafsen bestimmt: ‚sie sind die sprachliche Hinweisung auf etwas, dem der Sprechende seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, und fordern den Angesprochenen auf, den Gegenstand ebenfalls ins Auge zu fassen. Will man alsdann eine Einteilung der sämtlichen einschlägigen Fälle in der Richtung vornehmen, in der die Unterscheidung nach δεῖξις und ἀναφορά liegt, so wäre die einzige mit dem Wesen der Sache in Übereinstimmung befindliche Scheidung danach zu machen, ob es etwas ohne weiteres Bekanntes, nicht erst durch die augenblickliche Situation bekannt Werdendes ist, worauf hingewiesen wird, oder etwas, dem diese Eigenschaft nicht zukommt.“ v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung (Heidelberg 1904), drückt ich folgendermafsen aus: „Die Pronomina demonstrativa und possessiva (bzw. Genetiva der Personalia) drücken eine Beziehung aus, die im grofsen und ganzen bei jedem Gegenstande stattfinden kann; d. h. sie sind allgemeine Symbole einer jeweilig eintretenden konkreten Raumbeziehung und einer jeweilig eintretenden konkreten Beziehung auf Personen der Unterredung oder überhaupt auf jeden Gegenstand.“ Die Rolle, welche diese demonstrativen oder deiktischen Pronomina in der Sprache, insbesondere zunächst in der des Alltagsverkehrs, in dem sie auch noch

regelmäfsig durch Geberden unterstützt werden, namentlich in älteren Sprachperioden gespielt haben und gemeiniglich noch spielen, wird in anschaulicher Weise geschildert und sodann werden vier Demonstrationsarten unterschieden, deren charakteristiche Eigentümlichkeiten im folgenden fast ganz mit den Worten des Verf. angegeben werden. 1) Die Dér-Deixis, bei welcher weder der Gegensatz von Nähe und Ferne des Gegenstandes, noch der von Angeredetem und sogen. dritter Person eine Rolle spielt. 2) Ich-Deixis, bei welcher der Sprechende den Blick des Angeredeten geflissentlich auf sich selbst und seine Sphäre oder darauf lenkt, dafs er selbst den betreffenden Gegenstand vor Augen hat. 3) Du-Deixis, eine spezielle Verwendung der Dér-Deixis, welche dadurch charakterisiert ist, dafs die in Betracht kommenden Pronomina eine besondere Affinität zur Person des Angeredeten haben, wie dies z. B. bei dem Gebrauch von lat. *iste* in vorklassischer und klassischer Zeit der Fall ist. Diese Du-Deixis kommt nur in solchen Sprachen vor, in denen zugleich die Ich-Demonstration einen besonders festen Ausdruck hatte. 4) Jener-Deixis, bei welcher es sich um zwei räumliche oder zeitliche Vorstellungen handelt, die oft nicht gesondert voneinander perzipiert werden. In dem einleitenden Teile werden noch einige Fragen allgemeiner Art, so die von Apollonios Dyskolos herrührende Scheidung zwischen ἀναφορά und δεῖξις im Gebrauche dieser Pronomina (im Anschlufs daran ist die eingangs dieser Besprechung aufgeführte Begriffsbestimmung mitgeteilt), die nahe Verwandtschaft des Pronomens *er*, bezw. der Pronomina der dritten Person mit den Demonstrativpronomina, die es wahrscheinlich macht, dafs die Pronomina der dritten Person ursprünglich Demonstrativa gewesen sind, u. a. behandelt. Der umfangreichste Teil (S. 19 bis 120) befafst sich mit der Darstellung der „verschiedenen Demonstrationsarten in urindogermanischer Zeit und in den Einzelsprachen", wobei zu beachten ist, dafs der Ausdruck „urindogermanisch" in dem weiteren kollektiven Sinne gebraucht ist (Übereinstimmung auch nur in zwei oder drei von den acht Sprachzweigen ohne Verdacht jüngerer Entlehnung). An diesen Hauptteil unserer Schrift, in welchem der Verf. seine bekannten hervorragenden Eigenschaften in glänzender Weise zur Geltung bringt und uns mit seinen scharfsinnigen Kombinationen in die entlegensten Zeiten der Entwickelung des Indogermanischen versetzt, folgt ein gleichfalls höchst belehrendes Kapitel über „Zurücktreten und Vergehen der demonstrativen Bedeutung" (S. 121—144). Nach einer allgemeinen Erörterung, in wel-

cher ganz besonders darauf hingewiesen ist, dafs die gegenteilige Erscheinung bei den Wörtern mit der Bedeutung 'ipse', die häufig demonstrative Bedeutung angenommen haben, vorliegt, und für diese Erscheinung die Belege aus den verschiedenen indogermanischen Sprachen beigebracht werden, folgen die Abschnitte „Übergang von Demonstrativpronomina in Personalpronomina" *„Dér-dér"* in dem Sinne 'verschiedene'", *„Dér-dér* in dem Sinne 'irgendwelche, gewisse' oder 'irgendwer, ein gewisser'", „Verselbständigtes und der Demonstrativbedeutung entkleidetes *so*" und „Sonstige Fälle".

Dies der Inhalt der ausgezeichneten Arbeit, welche über ein in diesem Umfang bis jetzt noch niemals durchforschtes Gebiet der indogermanischen Grammatik eine Fülle erwünschten Lichtes verbreitet und auch in vielen Einzelheiten unsere Einsicht in die Wortbildungslehre in dankenswertester Weise gefördert hat.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

291) **R. Kron, English Daily Life.** 3rd edition. With a map of London. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1904. IV u. 192 S. kl. 8 geb ℳ 2.40.

Die neue Auflage des E. D. L. unterscheidet sich im ganzen wenig von den beiden vorhergehenden. Das Buch ist, wie man weifs, insbesondere für Lehrerinnenseminare und Mädchenschulen bestimmt und enthält demgemäfs viel Stoff von speziell weiblichem Interesse. In manchen Partien lehnt es sich an desselben Verfassers „Little Londoner" an; was es im ganzen bietet, wird am besten durch eine Inhaltsübersicht klar werden. Auf ein Kapitel über Besuche folgt ein Abschnitt über Shops und Shopping. Die weiteren Überschriften lauten: Food and Meals; at Table. House and Home; Boarding Houses, Hotels. Clubs, Restaurants, Public Houses, Cafés, News-papers. Toilet. The Human Body. Bodily Defects and Illness; Phrases about Health. The Human Family. Education. English Society; the Various Callings. Arithmetic. Money, Weights, Measures. Time. Seasons and Weather. Red Letter Days. Recreation. Postal Arrangements, Letters, Telegraph, Telephone, Cable, Electricity. Travelling by Land and Sea. Means of Communication. London. The Environs of London. Needlework, etc. In the Country. The British Empire. Sundries. Materials for Dialogues. Jeder der einzelnen Abschnitte ist interessant geschrieben, reich an praktischen Winken und wichtigen Phrasen und in

jeder Hinsicht up to date. Der auf S. 188 angeführte Wortindex erleichtert sehr die Benutzbarkeit des kleinen Buches, das wir hiermit aufs beste empfehlen möchten. -i-.

292) **F. H. Pughe, Führende Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria.** Wien, C. Konegen, 1904. II u. 102 S. 8.

Der Verfasser (Engländer von Geburt?), Lektor an der Universität und Dozent an der Exportakademie des Handelsmuseums in Wien, will in dem vorliegenden Buche keine erschöpfende Literaturgeschichte des Viktorianischen Zeitalters geben, sondern nur dessen bedeutendste Dichter „im Rahmen der nationalen Kultur und im Verhältnis zu den Hauptströmungen derselben kennzeichnen" (Vorrede), und zwar vorwiegend in englischer Beleuchtung und Kritik als der „kompetenten Instanz", nicht aus Verkennung des Wertes der ausländischen Kritik, sondern weil es ihm darauf ankomme, die Bedeutung der führenden Dichter für ihre eigene Zeit und ihre zeitgenössische Kultur abzuschätzen. Die vom Verf. benutzten Quellen sind daher auch fast ausschliefslich englische: Walker, Stedman, Saintsbury, Shindler u. a. Nach einer Einleitung (S. 1—21), in der uns der Verf. einen Überblick der Haupterscheinungen und -strömungen des verflossenen „sozialen" Jahrhunderts auf dem Gebiete der Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst und besonders der Literatur gibt, geht er über zu einer eingehenden Darstellung und Würdigung des Lebens und dichterischen Schaffens der drei bedeutendsten Erscheinungen: Tennyson, Robert und Elizabeth Browning (S. 22—78), bespricht dann kürzer Arnold, Morris, Swinburne, Rossetti und seine Schwester (S. 79—99) und schliefst mit einem Hinweis auf Arnold, Austin, Dobson, Kipling u. a. (S. 100—102). — Über des Verf.s Kritik und Wertschätzung seiner Dichter läfst sich natürlich in manchem Falle streiten, sie weicht von dem doch auch wohl „kompetenten" Urteile deutscher Literarhistoriker oft nicht unerheblich ab; immerhin aber ist das Buch ein schätzenswerter Beitrag zu den nicht dicht gesäten Geschichten der neueren englischen Literatur. Zum Schlusse aber noch eine Frage: Für wen ist die deutsche Übersetzung englischer Zitate und fast aller Büchertitel, Gedichtüberschriften usw. bestimmt? Doch wohl nicht für den Leser, den Verf. „dazu anregen möchte, die Dichter des Zeitalters in ihren eigenen Werken aufzusuchen und kennenzulernen" (Vorrede)!

Wilmersdorf-Berlin. **Franz Blume.**

Vakanzen.

Allenstein, O.R. Obl. Deutsch. Gesch. N. Spr. Magistrat.
Belgard, G. Obl. Deutsch, Lat. u. Gr. od. N. Spr. Dir. Stier.
Bochum, G. Dir. (kath.). Kuratorium.
Cassel, R.G. Obl. Rel. Verwaltungs-Kommission.
Eschwege, G. u. R.G. Obl. Klass. Phil. Direktor.
Euskirchen, G. Zwei Obl. Klass. Phil. Dir. Dr. Hammelrath.
Gelsenkirchen, R.G. Obl. N. Spr. Bürgermeister.
Gladbach, H.M.S. Dir. (N. Spr. u. Deutsch). Oberbürgermeister.
Hagen i. W., G. u. R.G. Zwei Obl. Klass. Phil. Dir. Dr. Braun.
Hameln, G. Dir Magistrat.
Hannover, H.M.S. Obl. Frz. u. Deutsch. Direkt. d. Sophien-Schule.
Kerpen, H.S. Zwei Obl. Klass. Phil., Deutsch oder Gesch. Kuratorium.
Königsberg, R.S. Zwei Obl. N. Spr., Rel. u. Deutsch. Magistrat.
Magdeburg, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Steele, G. Obl. (kath.). Gesch. Dir. Wirz.
Steglitz, G. Obl. N. Spr. Kuratorium.
Stendal, G. Obl. Alte Spr. Magistrat.
Unna, R.G. Obl. Gesch. od. Klass. Phil. Direktor.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilagen: 1. Prospekt der Hofbuchhandlung **Friedrich Gutsch** in **Karlsruhe i. B.** über Werke ihres Verlages; 2) Prospekt der Verlagsbuchhandlung **George Westermann** in **Braunschweig**, betr. **Herrig, British Classical Authors;** 3. Aufforderung zum Abonnement auf die illustrierte Zeitung: **„Der Tag“.**

Gotha, 10. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

293) **Alfred Biese, Griechische Lyriker in Auswahl.** Zweiter Teil: Einleitung und Erläuterungen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, G. Freytag, 1902. 100 S. 8. geb.

Neben Buchholz, Stoll und Stadtmüller hat sich Biese durch seine Anthologie unbestreitbare Verdienste um die Lektüre der griechischen Lyriker auf unseren Gymnasien erworben. Wie sehr dieselbe einem Bedürfnis entgegenkam, zeigt, daſs sie nunmehr in zweiter Auflage vorliegt.

Die Auswahl ist im wesentlichen dieselbe geblieben. Neu hinzugekommen sind z. B. die sicher von jedermann vermiſste Salamiselegie des Solon, einige Stücke aus Theognis, der Gruſs des Alkaios an den heimkehrenden Bruder, das neue Straſsburger Archilochosfragment, vor allem aber einige von den neugefundenen Oden des Bakchylides. Zu bedauern ist, daſs der Herausgeber nur das 16. Gedicht (Ἠίθεοι ἢ Θησεύς) ganz wiedergibt, von 5 und 3 nur Teile. Warum auch da nur Bruchstücke bieten, wo uns das Schicksal ein Ganzes vergönnt hat? Den Schüler wird die eigentümliche Form der Kroisoslegende sicher ebenso interessieren als die Lebensregeln, die Apollon dem Admetos gibt. Die neuen Ge-

dichte der Sappho werden wohl in der nächsten Auflage Anfnahme finden und dann manches unbedeutendere Fragment entbehrlich machen. Aufserhalb des Rahmens der Schule liegt es wohl, eine Geschichte des Epigramms zu geben; hier genügte es meines Erachtens, die historisch und literarhistorisch bemerkenswerten Epigramme, soweit sie für die Schule in Betracht kommen, zusammenzustellen.

Mehr Berechtigung hat das historische Prinzip bei der Anordnung der Elegiker und Jambographen. Archilochos dürfte also bei der Elegie nicht hinter Solon, Xenophanes und Theognis, beim Jambus hinter Solon gestellt werden, weil auf diese Weise die Bedeutung desselben nicht genügend hervortritt. Überhaupt ist die Trennung des Jambus und der Elegie für die Schule nicht zweckmäfsig, da es sich hier weniger um die Knnstform als um die Persönlichkeit des einzelnen Dichters handelt; so ist es z. B. kaum denkbar, dafs man bei der Lektüre auf die Elegien des Solon nicht auch gleich dessen Jamben folgen läfst.

An der Anlage des Kommentars ist nur wenig geändert worden; namentlich sind die zahlreichen Parallelstellen geblieben. Für die Verweise auf Homer wird man immer dankbar sein; zweifelhaft ist es, ob dem Schüler Zitate aus ihm fernliegenden Schriftstellern, so aus Hesiod, Aristophanes usw., Nutzen bringen. Zu Tyrtaios I, v. 2 ist sogar auf eine Stelle aus dem C. I. A. (I, 442) verwiesen; hier müfste wenigstens gesagt werden, dafs dieselbe einem Epigramm entnommen ist, dessen Anfang der Verf. in seine Sammlung aus Kaibel aufgenommen hat (Text, S. 84, Nr. 2). — Die Zusätze und Änderungen, die sich an mancheu Stellen finden, sind nicht immer glücklich: Solon III, v. 4 (S. 38) steht jetzt statt des unverständlichen „*ἀεικές* sc. *εἰκός*, iis indignum, *ἀπρεπές*“, richtiger: *μηδὲν ἀεικές* sc. *εἰκός* etc.; *εἰκός* soll wohl hier das *μηδέν ἀεικές* umschreiben; doch ist die eigentliche Schwierigkeit der Stelle auch jetzt nicht erklärt. — Solon III, v. 12 (S. 49) ist zu „*ὡς ἄν* begründend“ jetzt hinzugefügt: „wie man begreift, wenn man bedenkt“. Anch so ist das *ἄν* noch nicht klar. Man mufs ergänzen *ὡς ἄν ἐπιλάθοιντο τῆς πατρίας φωνῆς οἵτινες π. πλανῷντο.* — Archilochos IV, v. 3 (S. 50) ist die unmögliche Ableitnng *ἠρήρεισθα* — *ἐρείδω* aufgegeben. — Theognidea IV, v. 9 (S. 46, 1. Aufl.) ist die Erklärung: „Zwei Redeweiseu usw.“ mit Recht gestrichen. — Theognid. XI, v. 2 (S. 44) ist hinzugefügt: „*πόρφυρον* = *πορφύρεον*“. Das Wort *πόρφυρον* findet sich nicht im Text. — Alkaios IV, v. 3 (S. 53) ist neu „*κάββαλε* = *κατάβαλε*“; vielmehr

κάββαλλε usw. — Alkaios VI, v. 2 (S. 54) ist hinzugefügt: ἀσάμενοι = ἀτώμενοι; aber ἀσάομαι (von ἄση), Ekel empfinden, traurig sein, hat nichts zu tun mit ἀτάομαι (von ἄτη), Schaden erleiden. — Sappho I, 5 (S. 55) lesen wir jetzt κἀτέρωτα = καὶ ἑτέρωθι „auch sonst" (für καὶ ἑτέρωθε). Herodot 3, 35 ist ἑτέρωθι so gebraucht; doch wird hier die Überlieferung angezweifelt; aufserdem erweckt die Zusammenstellung von ἑτέρωτα und ἑτέρωθι eine falsche Vorstellung über die Bildung von ἑτέρωτα; es wär eher auf ἄλλοτε zu verweisen, wenn man nicht ἑτέρωτα einfach mit ἑτέρωτε gleichsetzen wollte (s. Stein l. l.). — Anakreontea VIII, 15 (S. 85) findet sich der Zusatz „δοκεῖς: erg. ὅτι". δοκέω ὅτι ist wohl kaum möglich. δοκεῖς ist einfach parenthetisch eingeschoben, wie oft οἶμαι, zuweilen auch δοκῶ.

Manches meines Erachtens Unrichtige ist auch, im Text sowohl wie im Kommentar, aus der ersten Auflage stehen geblieben. — Tyrtaios II, 1 (S. 33) wird wohl die Erklärung von λοξός, „seitwärts gebogen, abgewandt" trotz Buchholz-Peppmüller nicht aufrecht zu erhalten sein. Man wird vielmehr im Hinblick auf Theognis 535 mit Crusius erklären müssen: „gebeugt durch das Joch der Knechtschaft; der Gott teilt das Schicksal seines Volkes." — Tyrtaios II, v. 32 (S. 34) lesen wir: ἐν δέ] sc. τούτοις d. h. dabei aber, zugleich." Billigt man auch die von Buchholz stammende Übersetzung, so darf man jedenfalls nicht τούτοις ergänzen, sondern mufs ἐν adverbial fassen, besser aber ist es wohl ἐν — πεπλημένους als Tmesis zu betrachten. — Bei Solon VI (S. 38) ist auf Horaz c. I, 2 verwiesen; mit Unrecht. Bei Horaz handelt es sich um Unheil drohende Zeichen; bei Solon haben wir einen Vergleich: So gewifs als die Wolke Hagel oder Schnee bringt, so gewifs auf den Blitz der Donner folgt, so gewifs wird der Staat durch übermächtige Männer zugrunde gerichtet. — Xenophanes I, v. 21 (S. 41) ist διέπειν imperativisch gefafst; dann könnte aber die Negation nicht οὔτι sein; es hängt vielmehr entweder von ἀγαθόν ab, oder man mufs mit Stadtmüller v. 12 οὐ δεῖ schreiben. — Theognis VI, v. 9 ff. bedarf dringend einer Erklärung. Wenn die Stelle richtig überliefert ist (s. Bergk), so mufs man κῆρας usw. als prägnant fassen: „den Gedanken an". — Theognis XXV, v. 12 (S. 47) ist δασμός nicht die Ackerverteilung, sondern die Verteilung der gemeinen Einkünfte, die unter die regierenden Bürger verteilt werden (s. E. Meyer, Gesch. d. Altert. II, S. 610, A. 1). — Archilochos IV, v. 4 (S. 48) „ἀμφί inmitten"; ἀμφί ist eher, wie oft bei Homer, kausal zu fassen: unter

der Einwirkung von, wegen. — Archilochos III (Text S. 28) enthält einen metrischen und einen grammatischen Fehler: v. 4 *λάμποντος· λυγρόν*; v. 9 *ἡδὺ ἦν*. — Archilochos IV (S. 50) mufs es wohl statt „verrückt werden“ heifsen „verrückt machen“. — Solon II, v. 3: *μιάνας* „wodurch ich ... hätte“; vielmehr „wodurch ich (nach eurer Ansicht) befleckt habe“. — Alkaios VI, v. 4 (S. 54) *ἐνεγκαμένοις*: *φέρεσθαι*, eigentlich „einheimsen“, „zu sich nehmen“. Der Dativ ist der Dativus ethicus. Aber *ἐνεγκαμένοις* ist kein Dativ, sondern ein äolischer Akkusativ, und *ἐνέγκασθαι* heifst „sich bringen lassen“; vgl. Anakreon 44 (Cr.) *φέρ' ὕδωρ, φέρ' οἶνον*. — Sappho IX (Text S. 35) ist durch einen Druckfehler entstellt: *οὐδ' ἔρος* (v. 1) und *οὐδέποτα* (v. 2) haben ihre Stelle vertauscht, übrigens möchte ich statt *οὐδ' ἔρος εἰς* (Crusius) im engeren Anschlufs an die Überlieferung *οὐδέποκ'* schreiben: *οὐδὲ πόθαες* (*πόθα = ποθή = πόθος*, vgl. Kallinos 18 *λαῷ γὰρ σύμπαντι πόθος ... ἀνδρὸς θνήσκοντος*). — Simonides II, v. 4 (S. 61) *φάτ' = φασί* (*φησί*), so nach Buchholz-Sitzler; vielmehr da *α* kurz ist, = *ἔφατο*. — Bakchylides III, v. 5 (S. 64) *ὑψοτάτω*] hoch in die Lüfte, so dafs der Wind sie fortträgt. Nicht richtig; sondern: er hebt die Gedanken hoch, er weckt hochstrebende Gedanken, vgl. Horaz c. I, 18, 15 tollens vacuum plus nimio gloria verticem. — Hybrias v. 8 (S. 69) ist *πεπτηῶτες* von *πτήσσω* abgeleitet statt, wie der Zusammenhang erfordert, von *πίπτω*. v. 9 ist *αἰεὶ σέβοντι* (Hiller) neben *προσκυνέοντι* schwach; ich ergänze, indem ich nur an einer Stelle eine Lücke annehme: 〈*ὥσπερ θεόν με προσ*〉*κυνέοντι δ.* Das Hypermetron ist wohl nicht zu beanstanden, da es sich auch v. 5 und 10 findet. Das *προσκυνεῖν* gebührt nach griechischer Anschauung nur den Göttern, ebenso der Name *δεσπότης* (Euripides, Hippol. 88 *θεοὺς γὰρ δεσπότας καλεῖν χρεών*); vgl. auch Sophokles, Philokt. 657 *προσκύσαι θ'* (den Bogen) *ὥσπερ θεόν* u. a. — Anakreontea VIII, v. 6 (S. 85) *πετασθείς*, mit ausgebreiteten Armen. So kann man wohl nur erklären, wenn man mit Bergk umstellt: *δραμὼν δὲ καὶ πετασθεὶς τὰς χεῖρας ὠλόλυξε.*

Über die neu hinzugekommenen Stücke ist folgendes zu bemerken: Zu Theognid. XV, v. 2 (S. 44) lesen wir: „*ἄξιος* mit Infinitiv“. Das Beachtenswerte ist aber nicht, dafs der Inf. bei *ἄξιος* steht, sondern dafs der Inf. mit aktiver Bedeutung sich auch bei der persönlichen Konstruktion von *ἄξιος* findet. — Archilochos VI, v. 3 (S. 50) *Σαλμυδησσῷ*. Es ist nicht an die spätere Stadt zu denken; der Strand heifst *Σαλμυδησσός*; ebenda ein Druckfehler: im bitterem Hohne (im Text [S. 28] steht v. 4 und v. 7 *πολλ'*

ohne Akzent). — v. 7 ist zu ἐπέχοι wohl nicht αὐτῷ, sondern αὐτόν zu ergänzen. — Alkaios VIII, v. 3 (Text S. 32) mit Bergk: ἐπειδὴ μέγαν ἆθλον Βαβυλωνίοις. Sitzler (Jahresbericht 1891/94) nimmt mit Recht Anstofs an ἆθλον statt ἄεθλον; Βαβυλωνίοις ist am Schlufs des Verses wohl zulässig, vgl. z. B. δόμοις Sappho 68, 3 (Bergk); ich lese daher ἢ μέγαν ποτ' ἄεθλον B. (ἢ σὺ μὰν μέγαν ἆθλον B. Jurenka). — v. 6 (S. 54) „παλαίσταν ergänzt μαχαίταν näher"; nicht richtig; παλαίσταν (= παλαστήν) gehört zu μόναν ἴαν, eine einzige Handbreit. — Bakchylides V, v. 24 im Text (S. 49) γαλανώσας, im Kommentar (S. 64) γελανώσας. — v. 60 liest man besser οὕς statt τούς; wenigstens müfste im metrischen Schema auf τούς Bezug genommen sein; ebenso ist die Lesart τάδ' v. 105 im metr. Schema nicht berücksichtigt. Bei v. 106 fehlt die Bezeichnung στρ. ε'. — v. 66 (Komm. S. 65) andern, lies: andere. — v. 80 τοῖσιν = οἷς εἰσιν. εἰσιν ist nicht verständlich. — Bakchylides VII (Text S. 52 ff.). Druckfehler: Text v. 18 τε statt τέ, v. 44 ἀεκόντα statt ἀέκοντα, v. 93 ἠϊθεων statt ἠϊθέων, v. 105 ὥστε statt ὥτε; im Kommentar (S. 68) v. 66 ἀραξιβρόντας statt ἀναξ. — Mehr stört es, dafs auch hier metrisches Schema, Text und Kommentar an manchen Stellen nicht zusammenstimmen. Das Schema ist der Anthologie von Buchholz-Sitzler entnommen, wie die Verwendung von ⊥ statt des sonst gebrauchten Zeichens ⊥ zeigt, der Text öfters aber nach Blafs geändert, ohne dafs im Schema darauf Rücksicht genommen ist; s. z. B. v. 93 ἠϊθέων γένος, ἐπεὶ; dagegen Schema: ⊥ ◡ – ⊥ ◡ ◡͡◡ ◡; v. 108 ..πον κέαρ ὑγροῖσιν ἐν ποσίν, Schema ⊥ ◡ ◡͡◡ ⊥ ◡ ◡. Im Text steht v. 51 ὕφανε, im Kommentar ὕφαινε, im Text 97 ἐναλιναιέται, im Kommentar ἁλιναιέται u. a. Ob übrigens der Verf. an den genannten Stellen den Text von Blafs mit Recht akzeptiert hat, ist zweifelhaft. So scheint vor γένος v. 93 trotz Blafs ein Wort ausgefallen zu sein, etwa νῦν; γένος selbst ist übrigens kaum passend (Wilamowitz); ich vermute dafür φρένες, vgl. Odyss. 22, 298 τῶν δὲ φρένες ἐπτοίηθεν und Pindar Pyth. IX, 33 κεχείμανται φόβῳ φρένες. — Im Kommentar ist v. 21/22 nicht richtig erklärt: Es ist nicht mehr fromm und rein, dafs du ... dich beherrschest. ὅσιον ist wohl nicht als inneres Objekt in der Bedeutung des Adverbiums zu fassen, sondern als Prädikativum: nicht mehr als ein frommes lenkst du im Busen dein Herz.

Doch beziehen sich die Bedenken, die ich im vorausgehenden geltend gemacht habe, meistens auf Einzelheiten. Im ganzen entspricht das

Buch seinem Zwecke und wird sicher auch in der neuen Ausgabe Freunde finden.

Baden-Baden. **Fritz Bucherer.**

294/295) 1. **Carlo Pascal, Studii critici sul poema di Lucrezio.** Roma-Milano, Società editrice Dante Alighieri, 1903. VII u. 218 S. gr. 8.

2. **Carlo Pascal, T. Lucreti Cari de rerum natura liber primus.** Introduzione e commentario critico. Roma-Milano, Società editrice Dante Alighieri, 1904. IX u. 186 S. kl. 8. Lire 1.80.

Pascals Studii critici und seine Ausgabe des 1. Buches sind ein Seiten- und durch die scharfe Polemik gegen den damals noch Lebenden ein Gegenstück zu der Gesamtausgabe des Lukrez von Giussani. Hier wie dort steht im Mittelpunkt die Exegese, gegründet auf die Erforschung der Quellenfrage. In der Textkritik zeigt P. Abneigung gegen die Ansetzung von Lücken und Umstellungen, in den Arbeiten der Vorgänger hat er Belehrung gesucht, aber seine Ehre dreingesetzt, in allen Fragen seinen Standpunkt und dessen Vertretung sich selbst zu erarbeiten.

Von 19 Abhandlungen in den Stud. crit. sind 2 der Textkritik, 17 der epikureischen Physik gewidmet, und von diesen gelten 10 dem 1., 1 dem 2., 2 dem 5., 3 dem 6. Buche; die 16. betrifft, als Anhang zur 15., die 6. Ecloge des Vergil.

In der 1. Abhandlung ist P. in der Widerlegung glücklicher als in seinen Vorschlägen. Hätte, wie P. meint, zwischen v. 43 und 50 Lukrez die ἀταραξία gepriesen und als „einzig übriges Mittel" (quod superest) dem Memmius Fernhaltung von politischen Sorgen empfohlen, so hätte ja die Bitte an Venus um Frieden keinen Sinn. Wenn ferner P. in v. 140. 141 eine Anspielung auf eine besonders erlesene, sozusagen vergeistigte Art epikureischer Freundschaft findet, ein foedus sapientium (nach Cic. fin. I, 20, 70), so ergibt der Zusammenhang bei Cicero, dafs nach gewissen Epikureern eine völlig altruistische Freundschaft ihr Dasein nicht φύσει, sondern νόμῳ verdankt. In der 2. Abhandlung werden die 3 Versgruppen I, 199—207; 518—519; 528—535 vor Verpflanzung gesichert; in der 3. (Coniuncta ed eventa) wird zum Beweise, dafs Lukrez sich nicht auf der Höhe des Verständnisses befindet, hingewiesen auf die Tatsache, dafs er für die eventa seine Paradigmen aus der Ethik nimmt

und auf den ungeschickten Satz, dafs die Entziebung eines Konjunktums für das Ding die Vernichtung zur Folge hat; darauf unter Polemik gegen Giussani Epikurs wahre Meinung ermittelt und aus Cic. fin. I, 9, 30 sowie Lukrez' Irrung geschlossen, dafs Epikur den conjuncta und eventa auch in der Ethik eine Stellung gegeben habe. In der 4. Abhandlung (Inane) beschäftigt sich P. mit der Polemik, zu der die schwankende Terminologie bei Lukrez (locus, spatium, inane) den Anstofs gegeben hat; von den folgenden 3 Abhandlungen (Simplicitas; La divisibilità all' infinito della materia; Partes minimae), die von den Eigenschaften der Materie handeln, ist die 7. die interessanteste, wo das extremum cacumen besprochen wird und es sich herausstellt, dafs, wenn Epikur den Atomen Teile zugesprochen hat, er sich dazu durch den aristotelischen Satz ὅτι τὸ ἀμερὲς οὐκ ἐνδέχεται κινεῖσθαι bewogen gesehen hat. Zu den beiden umfangreichen Abhandlungen über Lukrez' Polemik gegen Heraklit und Empedokles (8 und 9) sei nur hemerkt, dafs Lukrez sich gegen Heraklit selbst und nicht gegen die Stoiker wendet; dafs er seine Schriften wie die des Empedokles unmittelbar kennt, ja dafs das quodcumque suis mutatum finibus exit, continuo hoc mors est illius quod fuit ante (I, 670; 792; II, 753; III, 519) möglicherweise wörtliches Zitat ist.

In der 10. Abhandlung (La fissità delle specie e la isonomia) wird P. bei Besprechung der Unveränderlichkeit der Arten, die Lukrez zum Beweise für die Unveränderlichkeit der Urkörper dient, auf ein Gesetz gleichmäfsiger Verteilung der Materie unter die verschiedenen Arten organischer Wesen zwecks Verhütung ihres Untergangs geführt und bedenkt sich nicht, hierfür die Bezeichnung ἰσονομία in Anspruch zu nehmen, obwohl der Begriff, wie er ihn fafst, zur mafsgebenden Cicerostelle (nat. deor. I, 39, 109) gar nicht stimmt.

In der 11. Abhandlung wird die Widerlegung der sowohl den Peripatetikern als auch den Stoikern eigenen Lehre von einer in sich geschlossenen Welt mit der Erde als Zentrum besprochen und in der 12. gezeigt, dafs die Stellen I, 132—135; IV, 33—36 für Lukrez' Lebensgeschichte keine Bedeutung haben, indem sie sich überhaupt nicht auf einen Zustand geistiger Störung beziehen, sondern, wie aus Aristot. de insomniis ersichtlich, die Unterscheidung zwischen Erscheinungen im Wachen (im Fieber) und im Schlafen auf diesem Gebiete herkömmlich ist.

Die 13., wohl die bedeutendste der Abhandlungen, betrifft die Deklination. Da deren Darstellung durch Lukrez gegen 3 epikureische Prin-

zipien verstöfst, deren wichtigstes das nihil ex nihilo ist, so mufs Mifsdeutung einer Stelle in Epic. *περὶ φύσεως* vorliegen, die im Auszug (ad Herod. 61) so lautet: *ἐφ' ὁπόσον γὰρ ἂν κατίσχῃ* (sc. *ἡ ἄτομος*) *ἑκάτερον, ἐπὶ τοσοῦτον ἅμα νοήματι τὴν φορὰν σχήσει, ἕως* [*ἄν τι*] *ἀντικόψῃ, ἢ ἔξωθεν ἢ ἐκ τοῦ ἰδίου βάρους πρὸς τὴν τοῦ πλήξαντος δύναμιν*, und nach welcher Epiknr bezüglich der *παρέγκλισις* nichts weiter lehrte, als dafs im Znsammenwirken von Schwere und Stofs sich allmählich wieder die Richtung von oben nach unten herstellt nnd es somit in der Tat drei Arten der Bewegung gebe: dnrch Schwere, *παρέγκλισις*, Stofs, also Stob. Ecl. I, 14, 1 seine Berechtigung habe. Nach Giussani kam Epikur anf die Deklination von der Willensfreiheit ans, die Tatsache der Erfahrung ist. Ihm hält P. vor, dafs, wenn alle Seelenatome deklinierten, der Geist wieder einem Zwange unterworfen wäre, und ist der Ansicht, dafs Epikur für seine *παρέγκλισις* das Beispiel in Lucr. II, 277 ff. angezogen hat und nur daher die Verknüpfung der Deklination mit der Willensfreiheit bei späteren Auslegern stammt. Einem solchen aber habo Lukrez sich angeschlossen; einem Ausleger, der von der Atombewegung in der Fassung sprach, die diese Lehre angenommen habe zum Zweck der Abwehr des gegen Demokrit, also auch gegen Epikur, erhobenen Vorwurfs, dafs ihre Bewegungslehre gegen den Satz nihil ex nihilo verstofse.

In der 14. Abhandlung (La fine del mondo) ist die Hauptsache, dafs aristotelische Lehre bekämpft wird; in der 15. (Cosmogonia), dafs Lukrez sich Empedokles anschliefst, in der 16., dafs Verg. Ecl. 6, 31 ff., trotzdem der Inhalt seit Servius auf Lukrez zurückgeführt zn werden pflegt, sich an die empedokleische Kosmogonie halte, die Anregung aber von Apollon. Rhod. I, 496 ff. stamme. Nach der 17. Abhandlnng (Le piene del Nilo) entnahm Lukrez' Gewährsmann, Epikur, unter den Theorieen in Aristoteles' verlorener Schrift *περὶ τῆς τοῦ Νείλου ἀναβάσεως* diejenige, die ihm am meisten für sich zu haben schien. In der 18. (Il magnete) mifst P. der Einleitung mit ihren 4 Hauptpunkten den Zweck bei, da Lukrez eine von Epikur abweichende Theorie bringt, den Nachweis zu führen, dafs letztere mit den Prinzipien epikureischer Lehre stimme. Bis v. 1021 folgt Lukrez Empedokles und Demokrit und nimmt dann noch eine andere Theorie zn Hilfe, in der die des Apolloniaten Diogenes zu erkennen ist. Die Kontamination mufs aber schon Lnkrez vorgelegen haben in einem Traktat, der knrz die verschiedenen Theorieen brachte und zu einer Einheit zu verschmelzen suchte, und dieser scheine Aristoteles' oder Pseudoaristoteles'

Schrift περὶ τῆς λίθου gewesen zu sein. Nach der 19. Abhandlung (La causa delle epidemie) ist in der Epidemieenlehre Asklepiades Lukrez' Gewährsmann, sei es in indirekter oder, was gut möglich, in direkter Benutzung.

Dies in Kürze der Inhalt der 19 Abhandlungen, die, auf umsichtiger Verwertung aller Hilfsmittel, zu denen ja in letzter Zeit auch Diels' Fragmente der Vorsokratiker gekommen sind, und auf gründlicher Kenntnis des Aristoteles beruhend, jedenfalls beweisen, dafs die epikureische Lehre nicht starr und unverändert von Generation auf Generation überging, sondern durch die Opposition und von ihr lernte, sowie dafs Lukrez sich nicht an unpersönliche Traktate und Auszüge gebunden fand, und dafs der temperamentvolle Ausdruck von Hochachtung und Geringschätzung bei ihm nicht Spiegelfechterei ist, sondern unmittelbaren Beziehungen entspringt.

Der Inhalt von Studii critici nun ist in Pascals Ausgabe des ersten Buches des Lukrez übergegangen und gibt dieser ihren besonderen Charakter. Sie enthält aufser einer über des Herausgebers Standpunkt aufklärenden Vorrede eine Einleitung zum Ganzen, den Text des ersten Buches mit erklärendem Kommentar, die Bibliographie der Ausgaben, endlich einen grammatikalischen und lexikalischen Index. In der Einleitung wird kapitelweise über die Überlieferung, die Geschichte der Atomistik bis auf Lukrez (wo leider nicht hervorgehoben wird, dafs durch den Atomismus eine Vermittelung zwischen Eleatismus und Heraklitismus vollzogen worden ist), über Epikur, C. Memmius und die Anrufung der Venus gehandelt, während wir Lebensnachrichten über Lukrez selbst vermissen. Der in grofsen, klaren Typen gedruckte Text mit der Lachmannschen Verszählung ist von streng konservativem Standpunkt aus durchgearbeitet. Im Kommentar wünschte man sich Gliederung durch Überschriften und Inhaltsangaben, wird aber entschädigt durch eine Masse origineller Erklärungen, die P. oft an Stellen knüpft, an denen bisher die Exegeten vorübergegangen sind. Überflüssig scheint mir dagegen die Anmerkung zu v. 400, dann die zweite Hälfte der Anm. zu v. 437, die Anm. zu v. 688 praeterea. Zu v. 759 ist als nicht passend zu streichen Hor. Sat. I, 7, 1, endlich die Anm. zu v. 1077. Die Typen sind auch in den Anmerkungen sehr sauber. Die Korrektheit des Druckes ist im Texte genügend (doch lies v. 205 fatendumst; v. 440 quodcumque; v. 493 glacies; v. 830. 834 homoeomerian; v. 883. 884 aluntur; cum lapidi in lapidem; v. 1037 amissa), sonst leidlich, in den griechischen Stellen durchaus mangelhaft.

Strafsburg i. E. **H. Schröder.**

296) **A. G. Housman, M. Manilii Astronomicon liber primus.** Accedunt emendationes librorum II, III, IV. Londini apud Grant Richards, 1903. LXXV u. 103 S. 8. geb. 4 s. 6 d.

Der Ausgabe des ersten Buches der Astronomica mit lateinischen Anmerkungen ist eine englisch geschriebene Vorrede (S. VII-LXXV) vorausgeschickt. Ihr erster Abschnitt handelt von den Handschriften der Astronomica. Die Grundlage des Textes bilden 1) für I, 1—I 82: G, L, U; 2) für I, 83 — II, 683: G, L, M; 3) für II, 684 — V, 745: G, L, M, V. Der zweite Teil (S. XI–XXIII) berichtet von den Verdiensten der einzelnen Gelehrten um den römischen Dichter von Poggio bis auf die neueste Zeit: Jacob, Breiter, Ellis, Postgate, Thomas, Bechert. Hier fallen die starken Ausdrücke, deren sich Housman bedient, auf, wie: as he (Manilius) was destined often to fall again, into the hands of dullards (S. XIII), a slovenly work (S. XV), Wolf had a dash of the impostor about him (S. XVI). Verwunderlich ist die Bemerkung über Elias Stöwer aus Strafsburg, „a city still famous for its geese“, sowie über den alten Jacob. Der schlechte Witz (human parentage - Caucasian tigers - Nebuchadnezzar - oxen) S. XXI erinnert an Lucian Müller Catulli carm. Lips. 1890, praef. VI (ferae quam hominis similiorem). Becherts Ausgabe des Manilius ist (S. XXIII) nicht richtig eingeschätzt: it does not resemble Latin literature. Mit Recht ist Bechert sehr konservativ und hat Konjekturen nur mit grofser Vorsicht in den Text aufgenommen. Im dritten Abschnitt wird der Wert der einzelnen Handschriftengruppen beurteilt. Dabei wird Manil. IV, 776 statt Caesar- *meus* nunc condidit urbem emendiert: *melius*. Dies ist unmöglich: *melius* condere ist nichts!

Abschnitt 4—6 (S. XXX–LXIX) werden wir mit den Ansichten Housmans über die Methode der Behandlung der lateinischen Dichtertexte bekannt gemacht. Einzelne Teile dieser Darlegungen gehören infolge des bereits vorher gerügten Tones (vgl. z. B. S. XI are no wiser next time) zu dem Unerfreulichsten, was ich in dieser Hinsicht seit langer Zeit gelesen habe: Vahlen, Bücheler, Birt, Vollmer kommen schlecht weg. — Ganz nützlich ist die Zusammenstellung der häufig vorkommenden Verschreibungen. Sie sind eine gute Erläuterung zu C. Mayer, „Versprechen und Verlesen“, und zu dem Abschnitt „Verlesen“ in S. Freund, „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ (Berlin 1904).

Im vierten Abschnitt wird von dem Namen des Dichters und der Abfassungszeit gehandelt. Buch 3 und 5 enthalten keine Zeitangaben:

Housman hat Man. V, 513 ff. also richtig aufgefafst. Buch 1—3 sollen unter Augustus, Buch 4 (vgl. Manil. IV, 764 ff.) nach dem Tode dieses Kaisers geschrieben sein. Nach meiner Ansicht sind sämtliche fünf Bücher unter Augustus verfafst, wie ich in der Abhandlung „Ort und Zeit der Abfassung der Astronomica des Manilius“ (Frankfurt a. M. 1904) darzutun gesucht habe. Nach Housman hat Manilius sein astrologisches Lehrgebäude wahrscheinlich nicht selbst herausgegeben (S. LXXII). Die erhaltenen fünf Bücher sind blofs ein Teil eines auf acht (?) Bücher berechneten Werkes.

Das erste Buch der Astronomica, die Sphära, die ein abgerundetes Ganzes darstellt und ja auch bereits früher für sich (Merkel, Covino) herausgegeben worden ist, hat der Verf. mit fortlaufendem Kommentar versehen. Über seine Absicht gibt er S. LXXII Auskunft: This commentary is designed to treat of two matters only: what Manilius wrote, and what he meant. From the illustration of his phraseology and vocabulary, as distinct from the elucidation of his language, I have purposely abstained. Diesen Grundsatz hat er aber nicht konsequent durchgeführt. Sehr unangenehm berührt die Anmafsung, mit der er von seinen eigenen Verdiensten S. LXXIII spricht. Auch die erbitterten Ausfälle gegen andere Gelehrten (vgl. S. 20 Vahlen; S. 21 Vollmer; S. 32 reliqui certatim ineptiunt; S. 53 Bechert; S. 54 Jacob und Bechert zu V. 572 u. 577; S. 61 Jacob ineptiarum amator usw.) würde man in dem Kommentare gerne missen. Im übrigen nimmt Housman mit naiver Kühnheit seine Konjekturen in den Text. Warum er S. LXXIII verächtlich sagt: The sacred name of Posidonius, if I remember right, is not once mentioned in my notes, ist nicht recht einzusehen. Die genaue Kenntnis der Quellen des Manilius, zu denen Posidonius direkt oder indirekt ohne Zweifel gehört, wird sicherlich für das Verständnis des Dichters und vielleicht auch für die Textgestaltung nicht ohne Nutzen sein. Es liefse sich leicht an einzelnen Beispielen zeigen, wie H. den Text des Manilius verderbt, z. B. I, 779; I, 786; doch will ich auf Einzelheiten hier nicht eingehen. Jedenfalls werden wir uns für wissenschaftliche Zwecke einstweilen an die Bechertsche Ausgabe halten. Von Housmans neuestem Buche aber gilt, was Birt im Rhein. Mus. f. Phil. Neue Folge. Bd. LI (de Properti poetae testamento), S. 500 sagt: Qui vir doctus transmarinis coniecturis nuper pessumdare suscepit poetas Latinos.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

7) **Georg Wissowa, Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte.** Ergänzungsband zu des Verfassers „Religion und Kultus der Römer". München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1904. VI u. 329 S. gr. 8. ℳ 8.—.

Als vor zwei Jahren in J. v. Müllers Handbuche das Wissowasche Werk „Religion und Kultus der Römer" der gelehrten Welt dargeboten wurde, war der Verf., der auf diesem Gebiete seit langer Zeit vorgearbeitet hatte, in der Lage, sich häufig selbst zu zitieren und auf zahlreiche Einzelarbeiten, die aus seiner Feder hervorgegangen, zu verweisen. Diese Arbeiten hat er nun in dem vorliegenden Sammelbande — mit manchen Umgestaltungen und Ergänzungen — zusammengestellt; sie betreffen die Erörterung einer Reihe von Einzelfragen und geben eingehende Begründung mancher in dem Hauptwerke mitgeteilten Forschungsergebnisse, wodurch den Mitforschern die Möglichkeit geboten ist, in den gegebenen Fällen selbst nachzuprüfen. Auch die drei zunächst die Stadtgeschichte betreffenden Abhandlungen, VI. ‚Der Tempel des Quirinus in Rom', XI. ‚Septimontium und Subura', XII. ‚Analecta Romana topographica' gehören hierher; sie berühren wesentlich Fragen der Religionsgeschichte, die, wie J. A. Ambrosch und H. Jordan gelehrt haben, von der topographischen Forschung nicht zu trennen ist. Jeder Benutzer des gröfseren Wissowaschen Werkes wird daher das vorliegende Buch mit Dank entgegennehmen; aber auch jeder andere wird den einzelnen Abhandlungen sein Interesse entgegenbringen und diesen Sammelband so wenig entbehren mögen wie Mommsens „Römische Forschungen". Wenngleich die sämtlichen hier vereinigten Abhandlungen (bis auf die letzte, die 15.) schon früher Veröffentlichung gefunden hatten, so waren sie doch so verstreut, dafs es für manchen schwer wurde sie zu erreichen. Geordnet sind sie nach der zeitlichen Reihenfolge ihres Erscheinens (von 1882—1900) und wiedergegeben in der ursprünglichen Fassung (in lateinischer oder deutscher Sprache); nur eine, die dritte, „Silvanus und Genossen, Relief in Florenz" (1886), die, wie Verf. mitteilt, nach Umfang und Inhalt fast zu einer neuen Arbeit geworden ist, ist nicht, wie ursprünglich, in italienischer sondern in deutscher Sprache veröffentlicht. Die erste und umfangreichste ist Wissowas Habilitationsschrift „De Veneris simulacris Romanis"; es folgen Abhandlungen aus Zeitschriften, Universitätsprogrammen und anderen akademischen Veröffentlichungen. Welche der hier dargebotenen Abhand-

lungen man auch lesen mag, jede bringt mehr oder minder wichtige Ergebnisse und legt Zeugnis ab von des Verf.s Akribie und Umsicht, so dafs man keine missen möchte. Im Gegenteil, es regt sich der Wunsch, man möchte noch mehr von den in der „Real-Enzyklopädie“ und in Roschers mythologischem Lexikon von ihm herrührenden Artikeln hier auch beisammen finden. Von diesen Aufsätzen hat Verf. nur den im II. Bande der Real-Enzykl. S. 689—700 stehenden, ‚Argei‘, aufgenommen; er wünscht ihm durch den Wiederabdruck etwas mehr Beachtung zu verschaffen, als er bisher im Kreise der Mitforscher gefunden hat. Und wenn auch das Ergebnis der Untersuchung bei der Dürftigkeit des vorhandenen Materials kein durchaus abschliefsendes ist, wenn man in gewissem Sinne noch heute mit Huschke die Argei als „ein Kreuz der Altertumsforscher“ ansehen kann, so hat doch W. gegenüber einer Fülle von haltlosen Hypothesen den graecus ritus und den griechischen Ursprung der Argeerfeiern (trotz der Mitwirkung der Pontifices) dargetan, die eine erst im 3. Jahrh. v. Chr. durch sibyllinische Sprüche eingeführte Sühnezärimonie waren, wahrscheinlich das erste Mal als wirkliches Menschenopfer ausgeführt, dann in der Form des stellvertretenden Puppenopfers alljährlich wiederholt.

Von besonderer Wichtigkeit ist die hier zum ersten Male veröffentlichte XV. Abhandlung (S. 304—326): „Echte und falsche ‚Sondergötter‘ in der römischen Religion“, in mancher Hinsicht eine Erweiterung und Ergänzung der VIII. Abhandlung „De dis Romanorum indigetibus et novensidibus disputatio“ (Marburger Universitätsprogramm 1892). Verf. hat diese Abhandlung hauptsächlich deshalb hinzugefügt, um sein Verfahren zu begründen und zu rechtfertigen, dafs er in seiner Darstellung der römischen Religion nirgends eine zusammenhängende Behandlung der „Indigitamentengötter“ geboten hat. Hiermit werden jene „eigentümlichen, nach sachlichen Rubriken geordneten Listen in Begriff und Funktion engbegrenzter Gottheiten“ bezeichnet, welche uns durch Vermittelung der lateinischen Kirchenväter aus Varros Antiquitates rerum divinarum erhalten sind und in denen von hervorragenden Forschern der eigentliche Kern und Mittelpunkt der altrömischen Religion vortarquinischer Epoche erblickt wird. Der Ausdruck „Sondergötter“ rührt von Usener her; für alle Handlungen und Zustände, die dem damaligen Menschen von Wichtigkeit sein konnten, und nicht nur für Handlungen und Zustände als ganzes, sondern auch für die irgendwie hervortretenden Abschnitte, Akte, Mo-

mente derselben sind besondere Götter geschaffen und mit besonderer Wortprägung benannt. Verf. spricht nur von sogenannten Indigitamentengöttern; er warnt vor Überschätzung der varronischen Namensdeutungen, weist auch manche etymologische Deutungsversuche der Neueren zurück. Die indigitamenta sind ihm nicht Götterverzeichnisse — und das ist es, worauf es ihm in dieser Abhandlung vornehmlich ankommt —, sondern Sammlungen der bei den verschiedensten Anlässen zu verwendenden Gebetsformeln. Und so vermag Verf. recht viel von dem, was bisher auf die Autorität Varros hin den Sondergöttern zugezählt wurde, als andersartig oder unbestimmbar auszuscheiden: an Stelle des Eigennamens der angerufenen zuständigen Gottheit traten vielfach die Funktionsbezeichnungen, wobei manche nach und nach soviel Körperlichkeit gewannen, dafs sie selbst Träger eines Kultes werden konnten; viele sind unpersönliche Anrufungsformeln geblieben. „Wo der Name des zuständigen Gottes fehlt oder wo die Richtung, in der die angerufene Gottheit ihre Wirksamkeit äufsern soll, einer genaueren Bezeichnung bedarf, treten die Sondergötter ergänzend ein, und ihre Bedeutung liegt darin, dafs sie eine Anpassung der Anrufungsformeln an die unendliche Mannigfaltigkeit der Bitten und Bedürfnisse ermöglichen." Mit diesem Gedanken schliefst Verf. seine gehaltvolle Abhandlung, die auch bei denen, die nicht seine Anschauung von Varros Indigitamentengottheiten ganz zu teilen vermögen, vollste Beachtung beanspruchen kann.

Hanau. **O. Wackermann.**

298/300) **Olympia.** Wandtafel, gezeichnet von Architekt **R. Restle,** mit Textheft von Prof. Dr. **H. Luckenbach.** ℳ 6.—.

Delphi. Wandtafel, gezeichnet von Architekt und Maler **C. Schuster,** mit Textheft von Prof. Dr. **H. Luckenbach.** ℳ 6.—.

H. Luckenbach, Olympia und Delphi. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1904. 64 S. 4° mit 79 Abbildungen. ℳ 2.50.

Die Vorzüge, die ich kürzlich an dem neuen Lehmannschen Wandbild, „Der Festplatz von Olympia" rühmen konnte, lassen sich nicht in gleichem Mafse an den beiden Wandtafeln wiederfinden, die die Verlagshandlung R. Oldenbourg soeben feil bietet. Gewifs beruhen beide völlig auf den Plänen, die die deutsche und die französische Ausgrabungskommission hat anfertigen lassen. Sie sind im Grundrifs und auch in der Rekonstruktion zuverlässig. Von einem kleinen Fehler auf dem Blatt

Olympia sehe ich ab: dem Heraion, das auf dem Plan in der Westfront sechs Säulen aufweist, sind in der Rekonstruktion fälschlich acht gegeben. Auch finde ich es erträglich, wenngleich überflüssig, daſs man durchaus die Exedra des Herodes Attikus und die römischen Altismauern auf dem Plan des Olympia in griechischer Zeit aufnehmen zu müssen glaubte. Aber als Wandtafeln eignen sie sich wenig, sowohl wegen ihres zu geringen Umfanges (62 : 73 cm) als wegen der übergroſsen Feinheit der Zeichnung und des Verzichtes auf die Farbe oder auch nur Schattierung. Ferner erweckt auf dem Blatt Olympia die Zeichnung des Stadions nicht die richtige Vorstellung von dem Raume, da die nach Nord und Ost, d. h. nach innen sich senkenden Böschungen als aufsteigend erscheinen. Auch hätte der Baumwuchs auf dem Kronion und in der Altis weniger modern als in seiner Formation erkennbar sein dürfen. Die Wandtafel Delphi hätte zweckmäſsiger nur die Rekonstruktion Schusters geben sollen, den Grundriſs konnte man ja in das Textheft verweisen. In diesem Format (50 : 35) sind beide, Rekonstruktion und Grundriſs, kaum auf den ersten Bänken vom Schüler zu erkennen. Wie immer vortrefflich ist hingegen Luckenbachs Arbeit, die Erläuterungen zu den beiden Wandtafeln, die die Verlagshandlung in dankenswerter Weise zu einem Buch vereinigt herausgegeben hat. Da in der von Bertelsmann in Gütersloh veranstalteten Gymnasialbibliothek ein Heft über Delphi bis jetzt noch nicht erschienen ist, so ist es mit freudigem Danke zu begrüſsen, daſs diese empfindliche Lücke durch eine für die Zwecke der Schule wie für private Belehrung gleich wertvolle Schrift geschlossen wurde. Den reichhaltigen Stoff, den der Verf. für Olympia dem Monumentalwerk von Curtius und Adler, für Delphi den Arbeiten Pomtows entnahm, hat er beide Male in drei Kapiteln übersichtlich behandelt. Das erste schildert Lage und Bedeutung des Platzes, das zweite bespricht die einzelnen Gebäude und Monumente des heiligen Bezirkes, während das letzte seinen Untergang und die Aufdeckung darstellt.

Die sehr faſsliche und auf das Wesentliche und Sichere sich beschränkende Darstellung ist durch eine groſse Zahl sorgfältigst ausgewählter, ganz vorzüglicher Illustrationen unterstützt, Landschaftsbilder, Grundrisse, Abbildungen einzelner Fundstücke und gute Rekonstruktionen sind in gleichem Maſse herangezogen, um dem Leser ein richtiges und vollständiges Bild von dem Aussehen der beiden heiligen Stätten zu geben. Ganz besonderen Dank wird man dem Verf. für seine Ausführungen über Delphi zollen; denn auf das Erscheinen der groſsen offiziellen Publikation der fran-

zösischen Ausgrabungen wird man lange warten müssen, nachdem Herr Homolle von Delphi nach Paris versetzt ist und sich das Recht der Veröffentlichung der Ergebnisse der Ausgrabungen vorbehalten hat. Die bisher vorliegenden Tafeln mit Grundrifs und Rekonstruktion des Bezirkes von Delphi und einzelner Bauten sind ja hervorragende Leistungen, können aber für jeden, der Delphi nicht selbst besucht und unter sachkundiger Führung studiert hat, nicht den empfindlichen Mangel einer wissenschaftlichen Darstellung der Funde ersetzen. Ich empfehle daher Luckenbachs Schrift allen Kollegen aufs angelegentlichste; sie werden schon von selbst, haben sie sie erst einmal in die Hand genommen, im Unterricht fleifsig Gebrauch davon machen.

Bremen. **L. Koch.**

301) **René Pichon, De sermone amatorio apud latinos elegiarum scriptores.** Paris, librairie Hachette et Cie, 1902. IX u. 303 S. 8.

Die zahlreichen Spezialuntersuchungen, die sich mit der Ausdrucksweise der römischen Elegiker befassen, hat Pichon durch seine vorliegende Arbeit um eine neue bereichert. Man kann ihr, wie wir im folgenden sehen werden, eine gewisse Originalität und Berechtigung sicherlich nicht absprechen.

Bei der Behandlung des umfangreichen Stoffes, den mit Geschick und Fleifs zusammenzutragen keine leichte Mühe war, hat der Verf. das Ganze in zwei Hauptteile getrennt, von denen der erste die Untersuchungen über die „Liebessprache“ enthält, während der zweite eine Zusammenstellung der gesammelten Redensarten umfafst, die einerseits zur Erklärung und Erhärtung des im ersten Teil Gesagten, anderseits zur genauen Kenntnis der verschiedenen Bedeutung einer und derselben Wendung dient.

Es ist uns bei gegenwärtiger Besprechung hauptsächlich der erste Teil von Wichtigkeit, in dem der Verf. nach drei Gesichtspunkten untersucht. In erster Linie behandelt er nämlich die rein technischen Ausdrücke (*τεχνικὰ ὀνόματα*), dann diejenigen, welche in der erotischen Sprache einen anderen Sinn annehmen als in der gewöhnlichen Rede, also zweideutig sind, und endlich solche Wörter und Wendungen, die zwar von den Elegikern im üblichen Sinne, aber so häufig gebraucht werden, dafs sie nicht übergangen werden können.

Sprachlich bietet selbstverständlich die an zweiter Stelle genannte

Gattung von Ausdrücken des Interessanten am meisten. Bei Behandlung dieses Teiles seiner Arbeit hat H. Pichon sein Augenmerk hauptsächlich auf das gerichtet, was die römischen Elegiker nicht nur von den älteren griechischen und den alexandrinischen, sondern auch von den früheren lateinischen Dichtern besonders den Komikern gelernt oder entlehnt haben. Dabei kommt der Verf. zu dem Resultate, dafs erstere im Ausdruck der Liebesaffekte viel mafsvoller sind als die Komödiendichter, zumal als Plautus, dessen in Hyperbeln sich bewegende Sprache die Elegiker verschmähen.

Ebenso vermeiden es die römischen Elegiendichter zur Bezeichnung weiblicher Vorzüge sich griechischer Wörter zu bedienen, sondern sie ersetzen dieselben, wie der Verf. sehr treffend erwähnt (S. 17) überall durch die entsprechenden lateinischen, geradeso wie es Lukretius in der Philosophie und Cicero in der Rhetorik tut.

Wenn H. Pichon bildliche Redensarten (S. 18) wie „Band, Fesseln, Netze, Feuer, Pfeil" u. a. anführt, die überhaupt jeder Kultursprache mehr oder minder eigen und deshalb keineswegs besonders auffallend sind, so tut er es der Vollständigkeit wegen.

Was die zweideutigen Wörter und Wendungen betrifft, ist es vor allem Ovid, der dieselben am häufigsten, jedoch in dezenterer Weise als Tibull gebraucht (S. 36). Es gehören hierher hauptsächlich die Wörter: pretium, nervi, valere, facere, aliquid, quiddam, cetera usw.

Da es natürlich den Rahmen einer blofsen Besprechung überschreiten würde, alle von Pichon angezogenen Stellen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, wollen wir uns statt dessen die wichtige Frage vorlegen: „Welche Ausbeute liefert uns die genaue Kenntnis des sermo amatorius der Elegiker für kritische Zwecke?" — Die Antwort hierauf lautet: „Zur Feststellung der Autorschaft bietet uns diese Kenntnis insofern wenig Gewinn, als eben — wie dies der Verf selbst mit dem Hinweis auf das bekannte dritte Buch den Elegien des Tibullus mit Recht besonders betont — die Nachahmer sich sklavisch an die Form des Meisters hielten und nur durch den poetischen Gehalt vom Originale sich unterscheiden. Dagegen ist es keineswegs in Abrede zu stellen, dafs durch den sermo amatorius die Emendation einzelner Stellen der betreffenden Elegiker wesentlich erleichtert wird, wofür H. Pichon (vgl. S. 56 ff. Cat. LXIV, 64 u. 92) eine ganze Reihe zum Teil sehr überzeugender Beispiele beizubringen weifs. Nicht ohne Wichtigkeit ist ferner (S. 61 ff.) die orthographische Frage bei einzelnen Wörtern namentlich bei amor, venus,

cupido, wobei die Herausgeber vielfach schwanken und voneinander abweichen. Pichon hat hier im wesentlichen das Richtige getroffen, indem er (S. 63) sagt, dafs oben genannte Wörter, wo sie von seelischen Affekten gebraucht werden, also nicht die Gottheit bedeuten, klein zu schreiben sind. Freilich kommt es auch hier bisweilen sehr auf die persönliche Auffassung an, wie in den S. 66 aufgeführten Beispielen, die vielleicht ebenso wie die ganz selbstverständlichen (S. 69) besser in Wegfall gekommen wären. Keinesfalls aber kann ich dem Verf. zustimmen, wenn er sich eher für die Schreibung *Veneris* gaudia, voluptates, fructus etc. entscheidet und dies mit Beispielen wie Bacchi amor, Cereris dona motiviert (vgl. S. 72). Denn an Stellen wie Ov. am. II, 3, 2 mutua *Veneris* gaudia oder II, 10, 29 *Veneris* certamina mutua oder Her. XVI, 141 ad *Veneris* furtum ist nach meiner Ansicht durchaus *veneris* zu schreiben, da veneris hier offenbar nicht anderes bedeutet als den rein geschlechtlichen Umgang.

Was den zweiten Teil des Werkes anlangt, ist besonders hervorzuheben, dafs die sorgfältige alphabetische Zusammenstellung der in Frage kommenden Ausdrücke mit den beigefügten Zitaten, wie schon anfangs bemerkt, die Erklärung mancher Stellen der Elegiker wesentlich erleichtert.

Schliefslich noch einige Worte über die Form.

Im grofsen ganzen ist die Arbeit, abgesehen von einigen grammatischen Verstöfsen (wie S. 62 multa loca), die freilich einem Philologen von Fach nicht passieren sollten, in einem leichtverständlichen, gefälligen Latein geschrieben. Auch die äufsere Ausstattung des Buches macht einen angenehmen Eindruck.

Passau. **Aug. Wagner**

302) **Carl Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien.** (= Kaiserl. Akademie der Wissenschaften: Schriften der Balkankommission, Antiquarische Abteilung III.) Mit 180 Abbildungen und einer geographischen Karte. Wien, Alfred Hölder, 1904. 200 Sp. 4.

Die Anregung zu der im Frühjahr 1900 im Verein mit einigen anderen Forschern von Patsch unternommenen Bereisung Mittelalbaniens ist von Otto Benndorf ausgegangen. Es ist ein wenig bereistes und wenig durchforschtes Gebiet, das Hinterland der Avlonabai an der Strafse von Otranto. Darum hat sich die kleine Reisegesellschaft auch nicht auf die

archäologische Forschung beschränkt, sondern das für die Wissenschaft auch sonst in mannigfacher Art anziehende und ergiebige Land auf jede mögliche Weise kennen zu lernen gesucht, und so gibt auch der Verf. seine Ergebnisse nicht in der Form eines wissenschaftlichen Berichts, sondern einer erzählenden Reisebeschreibung, bei der wir zugleich alle die Schwierigkeiten und Fährlichkeiten miterleben, die Forschungsreisende in diesem halbzivilisierten Land, auf einem von einer einst hohen Kulturstufe herabgesunkenen Gebiet, zu bestehen haben. Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen, es genüge zu erwähnen, dafs es besonders die antiken Städte Aulon, Oricum, Amantia, Byllis, Apollonia sind, welche die Reisenden besucht und durchforscht haben. Bei Oricum findet der Leser wichtige Aufschlüsse über die örtlichen Verhältnisse und über antike Anlagen, die für die Operationen Cäsars im Bürgerkrieg an dieser Stelle lehrreich sind. Eine reiche Ausbente an Kult- und Grabskulpturen, sowie Inschriften hot besonders die Stätte des alten Apollonia. Hier ist als ein durch Schönheit und Alter besonders hervorragendes Stück hervorzuheben eine Grabstele aus dem 3. oder 2. Jahrh. v. Chr. mit schönem plastischem Schmuck, dessen Hauptbestandteil zwei Grabsirenen bilden. Der Stein ist schon länger bekannt und mehrfach besprochen, s. Brückner, Athen. Mitteilungen 13, S. 370 f., aber Patsch bietet eine bessere Abbildung. Wir können diesen höchst dankenswerten Reisebericht dem Studium der beteiligten Kreise nur angelegentlichst empfehlen. Sie werden reiche Belehrung über ein wenig bekanntes, im Altertum weniger als jetzt vernachlässigtes Gebiet finden.

C. **P. W.**

303) **Carl Willing, Grundzüge einer Genetischen Schulgrammatik der lateinischen Sprache,** in zwölf Lehrproben entwickelt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1903. VIII u. 93 S. 8. ℳ 1.20.

Das Buch ist offenbar mit grofser Liebe und Hingebung an den Stoff und die Schüler geschrieben und enthält vieles, was sich beim Unterrichte gelegentlich anwenden läfst und was ohne Zweifel von jedem verständigen Lehrer den Schülern mitgeteilt wird. Aber als systematisches Ganzes angesehen ruft die Arbeit doch allerlei Bedenken hervor. Der Herr Verf. hat „der Arbeit die Form von Lehrproben gegeben, weil sie der Hauptsache nach aus wirklich abgehaltenen Lektionen hervorgegangen

sind", und denkt dabei an eine allmählich von Untertertia bis Untersekunda aufsteigende, nach der Ostermanngrammatik von Müller unterrichtete Generation. Die einzelnen Abschnitte werden in Form von Frage und Antwort behandelt. Abgesehen davon, daſs manche der letzten Lehrproben vieles enthalten, was noch gar nicht in den Rahmen der Untersekunda zu passen scheint, ist die sokratische Behandlung der einzelnen Aufgaben und namentlich die Zusammenfassung des Ergebnisses am Schlusse der einzelnen Lehrproben der Art, daſs man schwer annehmen kann, daſs auch ein hochbegabter Schüler ohne grammatische Durchbildung imstande ist, die ihm hier im Buche in den Mund gelegten Antworten zu geben oder die Schlüsse zu ziehen, welche dazu gehören, eine Zusammenfassung wie z. B. am Ende von Lehrprobe 8 oder 9 oder 10 aufzustellen. Die Hauptarbeit müfste dabei doch immer der Lehrer leisten. Dafs vollends ein Schüler (Untersekundaner!) Erklärungen abgeben könnte, wie sie bei Lehrprobe 12 abgegeben werden, ja, dafs er sie überhaupt nur verstehen könnte, glaube ich nun und nimmermehr. Auch will es mir nicht recht in den Sinn, wie am Ende des Buches die historische Betrachtung des Ablat. absol. mit unserer Weltanschauung in Zusammenhang gebracht wird. Ich glaube also, dafs diese genetische Methode die Zeit und Arbeit nicht lohnt, welche sie notwendigerweise in Anspruch nehmen mufs, und halte mich meinerseits lieber an Waldeck, dessen auch von dem Herrn Verf. angeführte Anleitung zur lat. Gr. wirklich praktisch ist.

Bückeburg. **E. Köhler.**

304) **Fr. Metzger** und **O. Ganzmann, Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung und des Erlebnisses.** II. Stufe. Berlin, Reuther & Reichard, 1904. IX u. 215 S. 8. geb. ℳ 2 50.

Die von Ganzmann allein verfafste I. Stufe dieses Lehrbuches ist von mir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1903, Nr. 4, besprochen worden. Die Methode ist in dem zweiten für die Mittelklassen berechneten Teil dieselbe geblieben, nur ist neben die Handlung noch das Erlebnis als Grundlage des Lehrverfahrens getreten. Die in der I. Stufe verarbeiteten Stoffe sind erweitert und durch Abschnitte über gewerbliche Tätigkeit und einige Geschäftsbriefe vermehrt worden. Dem Text sind Illustrationen, ein Plan von Paris und eine Karte von Europa beigefügt; ein Anhang enthält singbare Lieder mit Noten. Jede Lektion zerfällt wieder in fünf Teile, die,

dem reiferen Alter der Schüler entsprechend, sachlich und sprachlich umfangreicher und schwieriger geworden sind, im übrigen aber den gleichen Zweck wie bei der Unterstufe verfolgen, so dafs ich es mir wohl versagen kann, auf den Inhalt der einzelnen Teile näher einzugehen.

Wie ich bei meiner Besprechung des ersten Teils hervorhob, war mit Recht für die Unterstufe auf die Einübung des passé défini verzichtet worden. In dem vorliegenden Teil ist nun in dieser Beziehung meines Erachtens des guten zu viel getan. Es ist entschieden davor zu warnen, bei mündlichen Übungen zu den Schülern zu sagen, wie es zum Beispiel S. 15 heifst: Comment entrâtes-vous...? Que vîtes-vous ...? A qui demandâtes-vous ...? Qu'entendîtes-vous...? Wer so zu Franzosen spricht, wird sofort als Ausländer erkannt und setzt sich der Gefahr aus, ausgelacht zu werden; denn in der Unterhaltung bedient man sich des Perfekts, wie es ja auch die Verfasser selbst an anderer Stelle (S. 94) ausdrücklich bemerken. Auch von dem, was mir sonst aufgefallen, möchte ich im Interesse des Buches noch einiges erwähnen. In dem Dialog auf S. 12—13 heifst es als Ausruf besser: *Que* voilà un joli sifflet! Die dann folgende Frage mufs nicht lauten: Cela te plaît? sondern Te plaît-il? Auf die Aufforderung: Montre-le-moi würde der Franzose nicht sagen: voilà! sondern: *le* voilà! Endlich mufs es heifsen: je veux bien *te le* céder (statt: je veux bien céder), da von einem bestimmten Gegenstand (le sifflet) die Rede ist. Die sich an den Dialog anschliefsende Erzählung, die einem italienischen Schriftsteller entnommen ist, enthält die für französische Verhältnisse unrichtige Bezeichnung *professeur* für einen Volksschullehrer (instituteur); auch der Ausdruck *élève de seconde* ist nur für höhere Schulen üblich. S. 51 heifst es: Faites des phrases où les expressions ci-après sont suivies d'un infinitif. Es mufs der Konjunktiv (soient) stehen. Derselbe Fehler findet sich an anderer Stelle. Störende Druckfehler (quel statt quelle) sind auf S. 46 und 55 zu verbessern. S. 58: Merci beaucoup, M. Die Abkürzung ist hier fehlerhaft. Monsieur ist auszuschreiben. Dasselbe kommt öfter vor. Auch sonst zeigen sich gelegentlich falsche Abkürzungen: p. e. statt p. ex. (S. 62); s. v. pl. statt s. v. p. (S. 30); Mr (S. 138) ist neben dem üblichen M. wenig gebräuchlich; falsch ist M. M. statt MM. (= Messieurs). Wiederholt ist das Ausrufungszeichen an die unrichtige Stelle gesetzt worden, z. B. S. 60: Bonjour! mon ami. Es mufs heifsen: Bonjour, mon ami! S. 61: Beaucoup de plaisir! ist ein Germanismus. Der Franzose

würde etwa sagen: Amusez-vous bien! Ebenso unfranzösisch klingen (S. 65) die an den Kellner gerichteten kurzen Befehle: Servez-moi! — Meringues! Der höfliche Franzose würde sagen: Voulez-vous me servir. — Vous me donnerez des meringues. S. 63: Nicht l mouillé, sondern l mouillée. Sachlich falsch ist es, wenn es in einem Satze (S. 67) heifst, dafs man sich zwecks Besteigung des Triumphbogens an den Wächter wenden mufs. Seltsam mutet es mich an, auf S. 72 von einem hauptwörtlichen Fürwort zu lesen. In der Fremdwörtervertilgung darf man nicht zu weit gehen. Auf dem Plan von Paris findet man einen Boulevard d'Enfer. Diese Strafse ist nach dem Kriege ebenso wie die frühere Place d'Enfer nach Denfert-Rochereau, dem tapferen Verteidiger von Belfort, benannt worden.

Das Gesamturteil kann durch diese wenigen Ausstellungen nicht beeinträchtigt werden. Das empfehlende Urteil, das ich über den ersten Teil des Lehrbuchs aussprach, gilt auch in vollem Mafse für die II. Stufe. Das mit viel Fleifs und grofsem pädagogischen Geschick gearbeitete Buch bildet eine sehr wertvolle Bereicherung der französischen Unterrichtsmittel.

Altona-Ottensen. **H. Schmidt.**

---

305) **Alfred W. Pollard, English Miracle Plays Moralities and Interludes.** Specimens of the Pre-Elizabethan Drama edited, with an Introduction, Notes, and Glossary. Fourth Edition, revised, with Illustrations. Oxford, At the Clarendon Press, 1904. LXIV u. 250 S. 8. geb. 7 s. 6 d.

Die Tatsache, dafs das Buch seit 1890, wo es zuerst erschien, bereits in vierter Auflage vorliegt, ist das beste Zeugnis für seinen Wert, und darum darf sich diese Anzeige auf wenige Worte beschränken. Die Einleitung (S. xi – lxiv) gibt eine gedrängte, gute Übersicht über die Geschichte des englischen Dramas im Mittelalter. Der eigentliche Text enthält dreizehn Stücke in sehr umfänglichen Proben, der Anhang noch vier andere. Die Anmerkungen geben Auskunft über Stoff, Dialekt, Metrik, Literatur und sachliche Fragen, ein Wörterbuch erleichtert den Gebrauch. Die neue Auflage ist natürlich sorgfältig durchgesehen und in den Anmerkungen durch manche Einzelheiten vermehrt. Neu hinzugekommen sind eine Anzahl gut ausgeführter Abbildungen mit Szenen aus mittelalterlichen Spielen, die freilich meist aus Mangel an englischem Material

französischen Handschriften entnommen sind. — So ist und bleibt das Buch ein gutes und bequemes Hilfsmittel, insbesondere für Studenten.

Ein Punkt ist uns aufgefallen, in dem hätte sorgfältiger verfahren werden können. Es handelt sich um das *Interlude of the Four Elements*; da hätte doch wohl noch von der neuen Ausgabe Julius Fischers (= Marburger Studien zur englischen Philologie, Heft 5, Marburg 1903; vgl. diese Zeitschr. 1904, S. 66) Kenntnis genommen werden können. Aber auch die alten Ausgaben von Halliwell und Hazlitt sind nicht erwähnt. Ferner vermifst man einen Hinweis auf die Verknüpfung dieses Interludiums mit einem Maskenspiel, die eigens in einer freilich nicht mit abgedruckten Bemerkung hinter dem Personenverzeichnis erwähnt wird. Aufserdem hat schon Brotanek in seinen *Englischen Maskenspielen* (Wien 1902) S. 99 darauf aufmerksam gemacht.

Breslau. **H. Jantzen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha

Hierzu als Beilage: **Weihnachtsprospekt** der Verlagsbuchhandlung **Friedrich Andreas Perthes,** Aktiengesellschaft, in **Gotha.**

Gotha, 24. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1904.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

306) J. Samuelsson, Ad Apollonium Rhodium adversaria.

Leipzig, O. Harrassowitz, 1902. 45 S. 8.

Der Verf. behandelt eine grofse Anzahl von Stellen aus der Argonautika des Apollonios Rhodios, die seiner Meinung nach teils bisher falsch erklärt worden, teils unrichtig überliefert sind. In beiden Beziehungen ist es ihm gelungen, das Hergebrachte wiederholt durch Besseres zu ersetzen und sich so um unseren Dichter verdient zu machen. An manchen Stellen freilich hat er auch die Überlieferung mit Unrecht verworfen oder zu einer falschen Heilung gegriffen, und auf solche will ich hier hinweisen.

I 18 will der Verf. die Worte *οἱ πρόσθεν ἔτι* von *ἀοιδοί* trennen und mit *καμέειν* verbinden: navem quidem iam antea ei canunt poetae Argum Minervae construxisse consiliis. In diesem Falle hätte man aber eher *πρόσθεν δή* erwartet; aufserdem geht so der Gegensatz verloren: *οἱ*

πρόσθεν ἀοιδοὶ κλείουσι, νῦν δ' ἂν ἐγὼ μυθησαίμην. Es empfiehlt sich also die Schreibung: ἐπικλείουσιν. — 384 liefse sich ohne Schwierigkeit βρίσαντες ἰῇ mit Brunck schreiben; da aber III 206 κατειλύσαντε βοείαις nicht beseitigt werden kann — der Verf. vermutet κατειλύσασι βοείαις —, so mufs man anerkennen, dafs Apollonios den Dual pluralisch brauchte, und darf auch I 384 nicht ändern. — 749 hat der cod. Laur. ἀμειβόμενοι, was der Verf. in ἀμερδόμενοι oder ἀμειρόμενοι verbessern will; aber das vorhergehende μάρναντο verlangt eher Köchlys ἀμυνόμενοι; denn das μάρνασθαι entsteht durch das ἀμύνεσθαι und ἐθέλειν ἀμέρσαι, nicht durch das ἀμέρδεσθαι und ἐθέλειν ἀμέρσαι. — 755 möchte der Verf. τὸν δὲ μέτα δρομάδην (st. μεταδρομάδην) lesen; dann müfste τὸν δέ auf Pelops oder dessen Wagen bezogen werden, was kaum angeht, da καὶ τὸν μὲν ... τὸν δέ offenbar δύω δίφροι zerlegt. Es ist wohl ἵππους aus ἵπποις verschrieben, wozu ἤλασεν den Anlafs gab. — 789 ist δι' ἀναστάδος überliefert, wofür die Schol. und das Et. Magn. διὰ παστάδος haben; der Verf. vermutet διαναστάδόν, das neben ἐσσυμένως unnötig und wegen δι wenig passend ist. — 1187 lautet im Laur. αὐτὰρ ὁ δαίνυσθαι ἑτάροις εὖ ἐπιτείλας, im Guelf. ἑτάροισιν εὖ, was Brunck in ἑτάροις οἷς εὖ, Hörstel in ἑτάροισιν ἑοῖς ἐπιτείλας besserte, beides völlig ausreichend und passend. Der Verf. meint allerdings: Brunckii lectionem ne surdae quidem aures, opinor, ferre possunt; aber vgl. z. B. Aeschyl. sept. 641 λιτῶν τῶν ὧν oder Eum. 367 λέσχας ἃς ἀπηξιώσατο. Er selbst dichtet den Vers frei um: αὐτὰρ ὁ εὖ δαίνυσθαι ἑοῖς ἑτάροις ἐπιτείλας, das auch wegen εὖ anstöfsig ist, das immerhin zu ἐπιτείλας noch besser pafst als zu δαίνυσθαι; denn warum soll er ihnen auftragen, „gut" zu schmausen? — II 160 hat der Laur. ἀγχιάλῳ, τῇ καὶ τῇ περὶ πρυμνήσι' ἀνῆπτο, wo das zweite τῇ augenscheinlich aus σφί verschrieben ist; der Verf. versucht τῇ καὶ νηὸς πρυμνήσι' ἀνῆπτο, wofür er übrigens besser τῇ καὶ πρυμνήσια νηὸς ἀνῆπτο gegeben hätte. — 563 f. geben eine untadelige Schilderung: die Taube fliegt hindurch, die Felsen prallen aneinander, Wogengebrüll und Wogenschwall entsteht, die Schwanzfedern der Taube werden verletzt, sie selbst bleibt unbeschädigt, die Ruderer frohlocken, Tiphys gibt laut den Befehl hindurchzurudern. Der Verf. ist aber mit dieser Reihenfolge nicht zufrieden; hinter ἐπέκτυπον bringt er ἄκρα δ' ἔκοψαν ... μέγ' ἴαχον, darauf läfst er folgen ὦρτο δὲ πολλὴ ... εἴλει ῥόος, und hieran schliefst er ἔβραχε δ' αὐτὸς κτλ., der Form nach unpassend, da so ταίγε (V. 574) überflüssig ist, weil das Subjekt dasselbe bleibt, dem Inhalt nach

störend, da einmal Wogengebrüll und Wogenschwall, die Folgen des Zusammenprallens der Felsen, von diesem getrennt, sodann der Befehl zum Weiterfahren, die Folge der Rettung der Taube und des Jubels der Ruderer, ebenfalls hiervon losgerissen wird. — 767 hat der Laur. ὅσσα τε Κύζικον ἀμφὶ Δολιονίην ἐτέλεσσαν; der Verf. wünscht Κυζικῷ, da der König gemeint sei. Dies ist richtig, und deshalb lese ich mit Guelf. Δολιονίην τ' ἐτέλεσσαν, nur dafs dieser unrichtig auch κἀμφὶ bietet: „in betreff des Kyzikos und Dolioniens". — 923 vermutet der Verf. ein Kompos. μελάνζοφον als Substantiv; Merkels μέγαν ζόφον, das eine treffliche Bezeichnung der Unterwelt ist, scheint das Richtige zu sein. — III 497 will der Verf. ἐπὶ in ὑπό ändern; es gehört aber zu τετράγυον νειόν: „über ein vier Morgen grofses Brachfeld hin". — 891 möchte ich das überlieferte μὴ ἴμεν halten, indem ich erkläre: „ich bedachte nicht, ob wir nicht gehen werden inmitten fremder Männer". Der Verf. wünscht ἔμμεναι st. μὴ ἴμεν, wofür man doch wohl in diesem Sinne das Partizip erwarten müfste. — 1137 ändert der Verf. ἐδεύετο gut in ἐδύετο; aber dann wird auch V. 1138 κούρῃ st. κούρην nötig sein.

Freiburg i. B. **J. Sitzler.**

307) **Ausgewählte Reden des Demosthenes** erklärt von **A. Westermann.** 2. Bändchen: Rede vom Kranze. Rede gegen Leptines. 7. Aufl. bearbeitet von **E. Rosenberg.** Berlin, Weidmann, 1903. 288 S. 8. ℳ 2.60.

Wie sehr E. Rosenberg bestrebt ist, die Ausgewählten Reden des Demosthenes von A. Westermann den Fortschritten der Wissenschaft anzupassen und auf der Höhe zu erhalten, davon legt auch das vorliegende Bändchen, das die Rede vom Kranze und die Rede gegen Leptines enthält, wieder Zeugnis ab. Jede Seite zeigt Veränderungen und Verbesserungen, die aus der sorgfältigen und umsichtigen Verwertung der neuen Literatur zu diesen Reden und zu Demosthenes überhaupt hervorgegangen sind. An erster Stelle sind hier die Ausgaben der Kranzrede von Lipsius und Blafs und die Ausgabe der Leptines-Rede von Sandys zu nennen. Aber die Änderungen erstrecken sich mehr auf den Kommentar als auf den Text; denn der letztere beruhte ja schon von vornherein auf dem cod. Σ, dessen Wert durch Drerups Untersuchungen noch zugenommen hat. Den Untersuchungen über den Rhythmus bei Demosthenes steht der Herausg. noch zuwartend gegenüber, und er tut recht daran; denn ehe die Ergeb-

nisse übereinstimmender und sicherer werden, lassen sich keine Schlüsse hinsichtlich der Textesgestaltung darauf gründen.

Damit könnte ich die Anzeige der nenen Auflage dieser vortrefflichen Ansgabe schliefsen; doch will ich noch auf einiges, was mir beim Durcblesen verschiedener Partien auffiel, kurz hinweiseu. In der Kranzrede § 18 sind die Worte: „Fuhr in der Anzeige von Heerdegen“ usw. an die unrichtige Stelle gekommen; sie gebören zu *οὐ γὰρ . . . τότε*, nicbt zu *Φωκέας*. — § 19 sollte *πρὸς αὐτούς*, § 20 *τούτων* und *ἐν αὐτῇ* in dem Satze: *τὰ δὲ τούτων ἀδικήματα κτλ.* erklärt sein. — § 27 *γίγνονθ'* Druckfehler, st. *γίγνοινθ'*. — § 28 erklärt der Herausg. *τὸν ἀρχιτέκτονα* noch mit Boeckb „den Tbeaterpäcbter“; richtiger Blafs nach Inschriften „curaterem ludornm“. — § 30 halte icb die Worte *ὁμοίως δὲ τριῶν ἢ τεττάρων* für einen fremden Zusatz. — § 44 ist jetzt *περιιὼν* st. *περιιών* geschrieben, obne dafs im Kommentar darauf hingewiesen wird, dafs dies die ricbtigere Schreibung ist. — In der Anmerkung *ἕτερος λόγος οὗτος*] ist Subjekt usw. fehlt vor „ist Subjekt“ das Pronomen *οὗτος*. — § 46 wird bemerkt, *πεπρακόσι*, statt des erwarteten *πεπρακέναι* schliefse sicb durch Attraktion an *συμβέβηκε . . . τοῖς προεστηκόσι καὶ οἰομένοις* an; das letztere ist ricbtig, aber vom Infinitiv kann hier keine Rede sein, da *πεπρακόσι* von *αἰσθέσθαι* abbängt; obne *συμβέβηκε* heifst es: *οἱ προεστηκότες ᾔσθοντο πεπρακότες*. — § 47 vermifst man eine Erläuterung zu *τὴν δὲ πονηρίαν εἰδώς*. — Gegen Leptines § 9 ist *τὴν πάλιν* Druckfehler st. *τὴν πόλιν*.

Eine kritisch viel behandelte Stelle ist Kranzrede § 12. Ich glaube, dafs *εἴπερ εἰσὶν ἀληθεῖς* st. *ἦσαν* zu lesen ist; im folgenden ist *οὐ γὰρ κτλ.* einheitlich gebildeter Satz, der in scbarfem Gegensatz zu *ἀλλ' ἐφ' οἷς ἀδικοῦντα κτλ.* stebt; daher ist *ἐστιν* nacb *δίκαιον* unhaltbar; man wünscbt *ὄν*, das nach *δίκαιον* ausfiel, worauf das unricbtige *ἐστιν* an dessen Stelle trat. Die Worte *οὔτε μὰ τοὺς θεοὺς κτλ.* treten prädikativ zu *τοῦτο* = *τοῦτο, ὃ οὔτε . . . ὀρθῶς ἔχει οὔτε πολιτικὸν οὔτε δίκαιόν ἐστιν* in kausalem Sinn. Mit *τοῦτο* ist *τὸ προσελθεῖν τῷ δήμῳ καὶ λόγου τυχεῖν ἀφαιρεῖσθαι* gemeint. Wie man aber aus *ἀλλ' ἐφ' οἷς ἀδικοῦντά μ' ἑώρα κτλ.* ersieht, ist der Satz nicht allgemein, sondern bezieht sicb auf Demosthenes; daber ist *μ' ἔδει* st. *δεῖ* zn lesen. Sinn: er durfte mich nicht der Möglichkeit berauben, vor euch aufzntreten nnd mich zu verteidigen — was er dadurcb tat, dafs er den Ktesiphon anklagte statt den Demostbenes, so dafs das Volk den letzteren aucb wegen etwaiger Vergebnngen nicht bestrafen konnte — sondern mufste bei jedem Vergehen meinerseits micb

sofort anklagen und die gesetzliche Strafe gegen mich erwirken. — § 45 schlage ich τῶν δ' ἰδιωτῶν καὶ ⟨τῶν⟩ πολλῶν vor, οἱ πολλοί als weitere Ausführung zu οἱ ἰδιῶται im Gegensatz zu οἱ ἐν τῷ πολιτεύεσθαι καὶ πράττειν. — Gegen Leptines § 7 ergänze ich καταμεμφόμενον τοὺς ἐπὶ ταῖς ὑπαρχούσαις δωρεαῖς ⟨ἀχρήστους⟩ τοὺς χρησίμους ὄντας τῶν τιμῶν ἀποστερεῖν.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

308) **Eduinus Mueller, De Posidonio Manilii auctore spec. I.** (Diss. Lips.) Bornae MDCCCCI. 40 S. 8.

Die neue Ausgabe des Manilius von Bechert im Corpus poetarum latinorum von Postgate, London 1900, hat der Verf. nicht benutzen können. Auch die Arbeit von J. Woltjer, De Manilio poeta (Progr. Gymn. Groning. 1881—1882) hat M. nach seiner Angabe S. 1, Anm. 1 nicht verwendet. In dieser wird die Frage nach den Quellen des Manilius S. 49, freilich nicht erschöpfend behandelt; es ist deshalb im ersten Satze der Müllerschen Dissertation das „primus" bei Lansonns zu streichen. — Im übrigen fufst Müller auf folgenden Vorarbeiten: 1. Lanson, De Manilio poeta eiusque ingenio, Paris 1887. 2. Gruppe, Hermes XI (wozu jedoch Diels Doxogr. 196³ zu vergleichen ist). 3 Diels, Rhein. Mus., Bd. 34, S. 487 ff. (zu Cic. Tusc. I 19, 43). 4. Malchinus, De auctoribus quibusdam, qui Posidonii libr. meteorol. adhibuerunt. Rostock 1893. 5. Boll, Fleckeis. Jahrb., Supplementband 21. Diesen folgend, sie zum Teil bekämpfend und berichtigend, sucht Müller nachzuweisen, dafs in der Tat Posidonius (und zwar dessen Meteorologie, s. Buch über den Ozean und der Protreptikos) eine hervorragende Quelle des Manilius ist: 1. für die Meteorologie im 1. Buche der Astronomica (S. 1—18), 2. für den geographischen Abschnitt im 4. Buche (S. 18—27), 3. für seine astrologischen Anschauungen (S. 28—29), 4. für seine philosophischen Ansichten (S. 29. 35). S. 35—36 folgt ein Exkurs über Kleomedes. Ein sehr praktischer Index (S. 37—38) erleichtert die Benutzung der Dissertation.

Die Bedenken, die M. Pohlenz gegen E. Müller vorgebracht hat, teile ich; ich will sie hier nicht wiederholen und verweise auf Berl. phil. W. 1902, Nr. 4, womit das Urteil von Franz Boll daselbst Nr. 50, S. 1549, zu vergleichen ist. — Das Latein des Verfassers ist im allgemeinen korrekt und leicht verständlich; aufgefallen sind mir die Germanismen S. 1 poeta noster und S. 6 verbotenus.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

309) **Fried. Kreppel, Der Zyklus der Horazischen Römeroden.** 2. Teil: Die dritte Staatsode. (Beilage zum Gymnasialprogramm.) Kaiserslautern 1904. 63 S. 8.

In der schon früher von mir geschilderten ruhigen und besonnenen Art geht Kr. zur dritten Römerode weiter. Nachdem er eine Übersicht über die bisher über sie geänfserten Ansichten vorausgeschickt hat, nicht ohne dafs er sie geschickt klassifiziert und richtig charakterisiert hat (S. 1—19), geht er daran, „des Dichters eigene Worte über seine Meinung zu befragen". iustus sei ebenso zu betonen wie tenax propositi. Propositum schliefsen aus, an Sokrates zu denken. Auch an Regulus lasse sich nicht mit Grund denken. Der Preis des Mannes, der ein gerechtes Ziel beharrlich verfolge, werde von Horaz zunächst in negativer Form verkündet. Nur bibet, nicht bibit entspreche dem recumbens (nicht recubans) und purpureo ore. Mit Pollux und Herkules werde Augustus absichtlich gleichgesetzt. Augustus sei der vir iustus et tenax. In den Versen 9—16 sei nicht eine fortlaufende Reihe, sondern **zwei** einander parallele Gegenüberstellungen, 1) Pollux-Herkules und Augustus. 2) Bacchus und Quirinus. Die dritte Strophe enthalte ein gewolltes Emporsteigen von Pollux, der ja doch nur kümmerlichen Anteil am Olymp habe, über den gewaltigsten Helden der alten Sage zu der erhabenen Person des Augustus. Die vierte Strophe sei so aufzufassen: „hat ja doch schon einmal ein grofser Römer, der allen als wirklicher Gott bekannte Quirinus, den stolzen Weg zu den Göttern ebensowohl zurückgelegt, wie der von einer griechischen sterblichen Mutter geborene Bacchus. Der Dichter habe (S. 31) vor dem Widerstand gegen das Reichsoberhaupt warnen wollen. Bei inquietus Hadria sei möglicherweise an des Augustus Sieg bei Actium gedacht. An die Grenze des akrokeraunischen Vorgebirges müsse man sich nicht allzuängstlich klammern. Bei dem vultus instantis tyranni müsse man an Antonius denken; darin liege eine versteckte Anspielung darauf, dafs Freiheitssinn nicht von der Unterstützung der neuen Regierung abhalten dürfe. — Das, was Juno bei Gelegenheit der Apotheose des Quirinus ausspreche, müsse ebenfalls im Hinblick auf Augustus gesagt sein. Es sei nicht unbedingt nötig, dafs Juno gerade von des Quirinus Gerechtigkeit und Beharrlichkeit rede. (?!) Juno spreche auch nicht ein Wort über die moralische Würdigkeit des Romulus; nicht diese also, sondern lediglich die völlige Vernichtung Trojas sei es, die das Nachgeben der Göttin ermögliche." Bei Virgil erscheine Aufgeben des Troertums

und Verwachsen mit italischem Volkstum als eine von der Göttin gestellte Bedingung, der sich dann die Aeneaden ebensogut wie Juppiter selbst fügen müssen. Bei H. dagegen habe Romulus von selbst den richtigen Weg gefunden und zwar mit solcher Selbstverständlichkeit, dafs über diesen Punkt gar nicht ausdrücklich geredet zu werden brauche. (??) Früher sei göttlicher Widerstand dem Augustus gegenüber vorhanden gewesen. Der Prinzeps habe iustum et tenacem propositi eine neue Seite in Klios Buch aufgeschlagen. — Für Juno und Paris und Helena finde sich ohne Zwang das Gegenstück in Antonius und Kleopatra. — resedit sei mit Rücksicht auf die Tätigkeit des Prinzeps gewählt. — Die zweite Bedingung: Dum Priami Paridisque busto Insultet armentum müsse streng von der ersten gesondert werden. Sonst entstände eine unerträgliche (?) Tautologie. Es solle auch kein Pietätsverhältnis mehr stattfinden. — Der Sinn der eingeschobenen Verse (49—52) sei: so lange ihr die vorhin aufgestellten Bedingungen erfüllt, werdet ihr euren Ruhm weithin ausdehnen und, eitlen Ruhm verschmähend, die Welt erobern. (?) Die Strafse von Gades werde nicht etwa blofs der grofsen Entfernung wegen genannt; hier sei eine Anspielung auf den Kantabrischen Feldzug im Jahre 27. H. lasse seine Juno, die doch von der Gesamtentwickelung des Römischen Volkes rede, die ganze Zeit zwischen Quirinus und Augustus überspringen. Für H. komme es auf den Unterschied zwischen dem Alten, Überlebten und dem Neuen, Kräftigen an, und seine Forderung sei rein praktisch die, die Konsequenz aus der geschehenen Änderung der Verhältnisse zu ziehen und sich mit Entschlossenheit auf den Standpunkt des neuen Staates zu stellen. S. 58: Troja sei in seiner übertragenen Bedeutung nichts anderes, als Rom selbst im alten Gewande; und wenn dieses Troja immer und wieder vernichtet werde, so treffe die Strafe tatsächlich die ungehorsamen Römer selbst. — Zu den Ausdrücken: nimium pii und auctore Phoebo lesen wir auf S. 59: „Der Traum der Freiheit ist auch für den Horaz unserer Ode noch etwas Schönes und Edles, aber er hat es einsehen gelernt, dafs dieses Schöne und Edle eben nur ein Traum ist, darum wendet er sich der Wirklichkeit des leuchtenden Tages zu, die die Träume verscheucht." — Die letzte Stophe habe nur rhetorische Bedeutung. — Obwohl ich schon in dem Vorhergehenden viele der Hauptstellen wiedergegeben habe, halte ich es bei der hervorragenden Bedeutung dieses Schriftchens für gut, wenn ich auch den vom Verf. am Schlufs (S. 61) angegebenen Gedankenzusammenhang hersetze: Gerechtigkeit und Ausdauer

sind unbesiegbar, sie werden, wie ... in unserer Geschichte dem Quirinus, so auch dem Augustus den Sitz im Olymp verschaffen. Mit ihm hat nach der Götter Spruch eine neue Zeit für Rom angefangen (?), wie eine solche mit Quirinus für unsere Vorfahren begonnen hat. Damit aber diese neue Zeit uns zu ... Gröfse führt, ist es nötig, dafs wir auf Erneuerung veralteter Zustände verzichten und uns, entschlossen wie der Prinzeps (?), der neuen Zeit widmen, wie unsere Römer aufhören mufsten, Trojaner zu sein, um Römer zu werden. Wie ein solches Hineinleben ins Neue eine machtvolle Znkunft verbürgt, so wird Rückschritt znm Alten ins Vederben führen." Zu gleicher Zeit wird das Abgedruckte zeigen, dafs auch dieser Verfasser noch nötig hatte, vom eigenen Geist hinzuzusetzen, damit er diesen schönen Gedanken als von Horaz gewollt und klar ausgedrückt erweisen könne.

Hirschberg i. Schl. **Emil Rosenberg.**

---

310) **Paul Thomas, Notes et conjectures sur Manilius.** (Extrait du tome XLVI des mémoires couronnés et antres mémoires publiés par l'Académie royale de Belgique.) Bruxelles, Fr. Hayez, 1892. 27 S. 8.

Thomas, der bereits in der Revue de l'instr. publ. en Belgique XXXII (p. 374) zwei Verbesserungen zum Texte der Astronomica des Manilius nnd Lucubrationes Manilianae — inest codicis Gemblacensis collatio — Gent 1888 veröffentlicht hat, gibt in dieser Broschüre nach einer Einleitnng über Manilins im allgemeinen (S. 3) und seine Herausgeber, besonders Jacob (S. 4), sowie die Fortschritte der Kritik auf diesem Gebiete, angeregt hauptsächlich durch R. Ellis' Noctes Manilianae (Oxford 1891) Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge zu Man. I 331—336; II 145—148. 175—177. 184—185. 223—231; II 23. 145—148. 175—177. 184—186. 223—231; IV 86—88. 94. 173—174. 368. 794—796. 797—799. 882; V 175—182. 216—217. 280—284. 322—323. 356—357. 478—480. 507—509. 513—515. 620—628. Auf die einzelnen Emendationen, die teilweise neu, teilweise Wiederholungen älterer Vorschläge sind, will ich hier nicht eingehen; sie haben mittlerweile in der Ausgabe der Astronomica von Bechert im Corpus poet. lat. von J. P. Postgate fasc. III. London 1900 Berücksichtigung gefunden: eine grofse Zahl ist sicher zu verwerfen, da sie paläographisch unwahrscheinlich sind oder die Überlieferung willkürlich behandeln. Der Vorschlag Quantula IV 882

(S. 16) wird in der Bechertschen Ausgabe Roſsberg zugeschrieben, der gleichzeitig mit Thomas diese Vermutung in den N. Jahrb. f. Phil. 1892, S. 77 (mit der paläolographischen Begründung) ausgesprochen hat. Über Manilius V 513—515 (S. 25) enthält das Schriftchen eine gute Bemerkung, die weder in der römischen Literaturgeschichte von Schanz, noch in der Geschichte der römischen Dichtung von Ribbeck (unter Manilius) die nötige Beachtung gefunden hat.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

311) **O. z. E., Von Asdod nach Ninive** im Jahre 711 v. Chr. Erste Folge. Leipzig, Otto Wigand, 1904. 178 S. kl. 8. ℳ 2.50.

Das erste Heft dieser noch mehrere Nachfolger in Aussicht stellenden Arbeit habe ich in der „N. Phil. Rundsch.", Jahrgang 1901, Nr. 136, S. 263, angezeigt. Nach der Ansicht des Verf.s ist der Prophet Jona der Jamani von Asdod, der 711 den Kampf gegen Sargon von Ninive leitete, die Insel Cypern der Fischleib usw., zum „Knecht Jahvehs" im Deuterojesaia wird der miſshandelte Jona in Ninive. Ich habe schon früher bemerkt, daſs ein Beweis absolut nicht erbracht ist; auch in diesem Teile wird er nicht gegeben. Altsemitische Gebete und Mythen aus den Keilinschriften, biblische Stellen, griechische Sagen — alles wird kühn verarbeitet, um die Verbindung des griechischen Geisteslebens mit dem assyrisch-babylonischen des 8. Jahrh. v. Chr. zu gewinnen. Es lohnt sich nicht, auf einzelnes einzugehen Dem wunderlichen Inhalt entspricht es, daſs keine Überschrift eines Abschnittes, keine Inhaltsangabe, kein Register beigegeben ist. Soll der Leser in magischer Düsternis bleiben oder weihrauchbetäubt nichts mehr klar übersehen?

Oldesloe. **R. Hansen.**

312) **Conrad Cichorius, Die römischen Denkmäler in der Dobrudscha.** Ein Erklärungsversuch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 42 S. 8. ℳ 1.—.

Der Verf., der die in Frage stehenden römischen Denkmäler an Ort und Stelle studiert hat, führt in dieser kleinen, dem Andenken Theodor Mommsens gewidmeten Schrift ein, wie mir scheint, abschlieſsendes Ergebnis dadurch herbei, daſs er nicht einseitig das eine und gröſste jener Denkmäler, das Tropäum von Adam Klissi, für sich allein, sondern alle

vier resp. fünf im Zusamenhang betrachtet. Dabei kommt er zu dem Resultat, dafs der noch zum Teil erhaltene Grabaltar von Adam Klissi von Domitian zwischen 87 und 89 v. Chr. zum Gedächtnis für den im Jahre 87 in der Dobrudscha in einer schweren Niederlage gefallenen praefectus praetorio Cornelius Fuscus und seine Soldaten errichtet, und gleichzeitig von ihm ein Grenzwall zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer angelegt wurde, um weiterem Vordringen der Daker Einhalt zu tun. Nachdem sodann Trajan 101—106 in den beiden dakischen Kriegen ganz Dakien unterworfen hat, erbaut er 107—109 das grofse Tropäum als Siegesdenkmal und weiht es dem Mars Ultor. Gleichzeitig damit wird von ihm in unmittelbarer Nähe die neue Stadt, das spätere municipium Tropaeum Traiani, angelegt. Zu Ende des 3. Jahrh. wird diese Stadt durch die Goten zerstört. Zwischen 315 und 317 fällt die Bautätigkeit Konstantins in Adamklissi, sowie die Anlegung des letzten der drei Grenzwälle. Die Untersuchung ist klar und überzeugend geführt und das Studium der kleinen Schrift jedem, der den Streit über diese Denkmäler einigermafsen verfolgt hat, als eine willkommene Lösung schwieriger Fragen zu empfehlen.

C. **P. W.**

---

213) **Ad. Lehmann, Bilder zur alten Geschichte.** Leipzig, Leipziger Schulbilderverlag von E. Wachsmuth, 1904. Fol.

pr. Tafel ℳ 2.80. Leinwandrand mit Ösen Zuschlag ℳ —.20.

Das neue Blatt des rühmlichen Unternehmens „Festplatz von Olympia in griechischer Zeit“ verdient eine besondere Anzeige. Denn wir haben an ihm das lange erwartete, wirklich brauchbare und zuverlässige Bild der für die Kulturgeschichte Griechenlands so bedeutsamen Stätte. Jos. Klemm, den der Verlag mit der Herstellung des Blattes betraute, ist seiner Aufgabe in jeder Hinsicht gerecht geworden. Mit Recht hat er sich auf eine Darstellung des Bezirkes beschränkt, wie er nach den Ergebnissen der Ausgrabung in griechischer Zeit aussah, als die olympischen Spiele noch im höchsten Ansehen standen. Die Gebäude, die in jener Epoche die Physiognomie des Platzes bestimmten und die auch bis in die letzten Zeiten hinein als die heiligsten und sehenswürdigsten galten, sind auf dem Bilde sämtlich aufgenommen. Dagegen fehlen ohne Schaden die Bauwerke und Umbauten, die in römischer Zeit das Gepräge der Altis und ihrer nächsten Umgebung stark veränderten, die Exedra des Herodes Attikus, das römische Triumphtor im Süden, das Haus des Nero usw.

All diese späten Schöpfungen mögen bei einer Besprechung des Bildes erwähnt oder auch in Bildern dem Schüler vorgeführt werden, wie sie Luckenbachs eben erschienene Erläuterungen der Wandkarten Olympia und Delphi bieten. Richtiger aber ist es, den Eindruck der Tempel und Hallen, wie sie die Bedürfnisse des Kultus erforderlich machten, nicht abzuschwächen durch Wiedergabe auch der rein äufserlichen Zwecken dienenden Anlagen. Die Farbe ist mit Geschick und Geschmack verwendet. Ihr und der Gröfse des Blattes (87 : 66 cm) ist es zu verdanken, dafs nicht nur der Kronoshügel, das Stadion und die Altis, sondern auch die einzelnen Bauten, namentlich aber der Zeustempel weithin deutlich erkennbar sind. Die kleinen Zahlen, die den Gebäuden aufgedruckt und unter dem Bilde durch die entsprechenden Namen der Bauwerke erklärt sind, stören nicht die Wirkung der auch künstlerisch hochstehenden Arbeit. Die erwähnten Vorzüge und der beispiellos billige Preis werden ihr gewifs weite Verbreitung sichern.

Bremen. **L. Koch.**

314) **W. G. Hale** and **C. D. Buck, A Latin Grammar.** Boston and London, Ginn Co., 1903 [London, Fred. J. Matheson]. XI u. 388 S. 8. geb. 4 sh. 6.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden Grammatik haben sich die Verfasser so in den Stoff geteilt, dafs die Lautlehre, Wortbiegung und Wortbildung von dem einen, die Syntax, Wortstellung, Verslehre usw. von dem andern geschrieben worden ist. Da das Buch in erster Linie für Studenten bestimmt ist, so bietet es mehr als die lateinischen Schulgrammatiken, namentlich wird in der Satzlehre, dem Hauptteile (S. 132– 334), die nichtklassische Prosa und die Sprache der Dichter oftmals mit herangezogen, z. B. S. 193 u. 322. Auch auf die geschichtliche Entwickelung wird überall Rücksicht genommen, allerdings nicht in langen Auseinandersetzungen, sondern in gedrängter Form; dabei werden die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung verwertet, soweit dies mit den Hilfsmitteln des Englischen (z. B. S. 22) und des Lateins möglich ist. Andere Sprachen, selbst das so naheliegende Griechische bleiben unberücksichtigt. Daher wird zum Beweise dessen, dafs auslautendes e häufig aus i hervorgegangen ist, nur auf Formen wie mari-um (gen. plur. von mare, Stamm mari-) und auf anticipo neben ante hingewiesen, nicht auf griech. *ἀντί*.

Die Auswahl der Beispiele, bei denen überall die Belegstelle angegeben

Anordnung des Stoffes und die übersichtliche Darstellung sind en zu loben. Die syntaktischen Mustersätze stammen zum weitaus Teile aus Cicero (besonders aus den catilinarischen Reden), aus Bellum Gallicum und aus Vergils Äneide. Bei jedem wichtigen itte, z. B. bei der Kasus- und Moduslehre, sind einleitend allgemeine ungen über die Bedeutung der betreffenden Erscheinungen, z. B. der und Modi, vorausgeschickt. Hier und da finden sich auch hübsche menstellungen, so S. 249 u. 311 über den Gebrauch des Indikativs les Konjunktivs in ähnlichen Verhältnissen, z. B. bei den Ausdrücken Könnens: possum persequi permulta oblectamenta rerum rusticarum si scieris, quis te scisse arguere possit?

Die Ausführungen sind zuverlässig und beruhen nicht nur auf den ten einschlägigen Schriften, sondern auch auf sorgfältigen eigenen Forungen. Die Regeln und Beispiele werden im Texte, die einzelnen aradigmen vielfach in Fufsnoten verzeichnet, z. B. S. 207 die Verba, elche den doppelten Akkusativ bei sich haben. Mitunter, doch nicht häufig, begegnet man Vokabeln, die selbst für Studenten entbehrlich erscheinen, z. B. bei den i-Stämmen der dritten Deklination buris und pelvis (S. 44). An anderen Stellen dürfte eine etwas genauere Angabe erwünscht sein, so S. 231, wo es heifst: „Der Ablativ wird gelegentlich gebraucht, um eine Zeitdauer auszudrücken" und als Belege angeführt werden die beiden Beispiele Bell. Gall. I, 26, 5: ea tota nocte continenter ierunt (was sich auch anders erklären liefse) und Plaut. Bacch. 2: qui viginti annis afuit. Besser wäre es gewesen, wenn es hiefse: Dies ist im Altlatein und bei den klassischen Schriftstellern sehr selten, kommt jedoch bei den späteren Autoren ziemlich oft vor, namentlich bei den aus Spanien gebürtigen (daher wird es von O. Rebling, Versuch einer Charakteristik der römischen Umgangssprache, Kiel 1873, S. 22, geradezu für eine Eigentümlichkeit des Stils der Spanier erklärt). So begegnet es häufig bei Columella, z. B. II, 10, 25: medica decem annis durat und II, 11, 10: diebus quadraginta florent.

Doch abgesehen von diesen Kleinigkeiten ist des Buch vortrefflich und wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

315) **C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens lateinischer Prosa.** Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. II u. 67 S. 8. ℳ —.60.

Auf Veranlassung des Verlegers hat Bardt das in Nr. 7 des Jahrgangs 1902 dieser Zeitschrift besprochene Hilfsheft zu einer Ausgabe Ciceronianischer Briefe mit einem gekürzten Vorwort als gesondertes Heft jetzt wieder erscheinen lassen. Man kann nur wünschen, dafs der dabei verfolgte Zweck, die treffliche Schrift in weitere Kreise zu bringen, wirklich erreicht werde.

Sondershausen. **A. Funck.**

---

316) **Thomas Achelis, Abrifs der vergleichenden Religionswissenschaft.** Leipzig, Göschen. 163 S. kl. 8. geb. ℳ —.80.

Die Religionswissenschaft ist eine der jüngsten Wissenschaften, recht eigentlich ein Kind unserer Tage. Auf Grund einer schon früher erreichten Unbefangenheit der Forschung gegenüber speziell christlicher Theologie und Spekulation handelt es sich dazu vor allem um sicheres und reichhaltiges Material, wie es die vergleichende Sprachwissenschaft, Ausgrabungen und allgemeine Völkerkunde, besonders aber die überlieferten literarischen Urkunden der Religionen selbst liefern müssen. Die Aufgabe der vergleichenden Religionswissenschaft ist dann, durch Vergleichung des kritisch gesichteten und psychologisch vertieften Materials die allgemeinen Grundzüge der Religion als solcher festzustellen. Wenn nun auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten auch schon viel geleistet ist, kann begreiflicherweise von abgeschlossenen Resultaten noch keine Rede sein, aber wir dürfen dem verdienten Herausgeber des Archivs für Religionswissenschaft glauben, wenn er nach dem gegenwärtigen Stand der Frage einen Abrifs der vergleichenden Religionswissenschaft für möglich hält, und wir müssen ihm danken, wenn er in knappen Zügen, wie es dem Charakter der „Sammlung Göschen“ angemessen ist, uns einen solchen gibt.

Die Schrift gliedert sich in einen gröfseren empirischen Teil: Grundzüge in der Entwickelung der Religionsgeschichte, und einen kleineren sich darauf aufbauenden synthetischen: Prinzipien der Religionswissenschaft. Als Bestandteile der Religion erscheinen der Glaube an übersinnliche und überirdische Mächte, die Mythologie, „das farbenreiche Abbild des Göttlichen in der Natur“, und der Kultus. An das erste schliefsen sich die Vor-

stellungen von der Seele, ihrer Unsterblichkeit und ihrer Erlösung, beim zweiten wird gegenüber der Beseelung der Naturkräfte, die leicht zu poetischer Verflüchtigung führt, auf die Bedeutung des Seelen- und Ahnenkultus hingewiesen; beim dritten unter den anderen kultischen Äufserungen auf die Bedeutung des Tanzes, besonders bei unentwickelten Völkern, aufmerksam gemacht.

Die Entwickelung der Religionen zeigt drei nicht immer scharf zu trennende Stufen: als unterste Stufe Fetischismus und Schamanismus, dann die höhere des Polytheismus der entwickelteren Naturreligionen, stets mit monotheistischer Tendenz, endlich als höchste Stufe die ethischen Religionen in ihren verschiedenen Formen, ihren Gefahren und Irrwegen, sowie ihren höchsten Zielen.

In vortrefflicher Weise werden dann im zweiten Hauptabschnitte die „Prinzipien der Religionswissenschaft" behandelt. Im allgemeinen bleibt die Schleiermachersche Bestimmung des Quellortes der Religion im Gefühl bestehen, ihr Wesen liegt vor allem in der Ehrfurcht, die einerseits sich bis zur mystischen Vereinigung mit Gott entfaltet, anderseits durch die Wertschätzung der eigenen Person zu grofser sozialer Bedeutung der Religion führt. Die entscheidende Bedeutung der Religionsstifter und später fixierter Schriften, die enge Verbindung der Entwickelung der Religion mit der gesamten Kulturentwickelung, besonders das Verhältnis von Kirche und Staat („Unsere Staatskirche ist ein Übergangsstadium"), die stete Wechselwirkung zwischen Persönlichkeit und „Milieu", die fördernde und hemmende Wirkung der „Kirchen", endlich die Hervorhebung der allgemein verbindlichen ethischen Elemente der Religion: das sind alles anregende Ausführungen, die in einer Schlufsbetrachtung gipfeln, welche mit Berufung auf Lotze, Fechner und Maeterling die steigende Bedeutung der Religion für die Gegenwart betont. Und gerade um dieser Bedeutung willen möchten wir die kleine Schrift, die so vortrefflich zur Orientierung geeignet ist, warm empfehlen.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

317) **Ph. Plattner, Leitfaden der französischen Sprache.** Zweiter Teil. Karlsruhe i. B., J. Bielefelds Verlag, 1904. 314 S. 8. geb. ℳ 3. —.

Der erste Teil ist in Nr. 4 dieses Jahrganges besprochen. Der zweite wiederholt zunächst die Formenlehre. Die Ausführlichkeit dieser Wieder-

holungen läfst auf die Annahme schliefsen, über der Pflege der Konversation und dem grofsen Vokabelreichtum möchte die Einprägung der Formen zu kurz gekommen sein. § 1 beginnt mit Lautregeln, die in wörtlicher Fassung schon den Schlufs des ersten Teiles bilden, aber vom Lehrer kaum mit Nutzen werden verwertet werden. Sie beginnen: „Die Endkonsonanten s, t können nicht an Stämme treten a) auf zwei unter sich verschiedene Konsonanten, b) auf zwei unter sich gleiche Konsonanten, c) auf einen ihnen selbst gleichen oder ähnlichen Konsonanten, sowie auf v." Dann wird gesagt, was in jedem Falle zu geschehen hat. Würde zum Beispiel die Erwähnung des altfranzösischen Lautgesetzes, nach welchem der mittlere von drei Konsonanten fällt und das zumal in den „ungleichförmigen" Verben Spuren hinterlassen hat, nicht bessere Dienste leisten? Damit sind auch Schreibungen wie enfans, gens (§ 6) erklärt. Während Beziehungen auf die historische Entwickelung streng vermieden werden, lesen wir S. 2: „n wird zum geschliffenen Laut gn, wenn das Stammwort g enthielt: malin, maligne; peindre, je peins, nous peignons", wobei allerdings Angleichungen wie craindre, empreindre erwähnt werden sollten. Bei coudre wird d nicht „ausnahmsweise zwischen s und r" als Verbindungslaut eingeschoben; d ist Übergangslaut zwischen stimmhaftem s und r, t zwischen stimmlosem s und r. Das x an heureux, genoux ist durch eine Verschnörkelung des s mit u entstanden, und dann ist u zum Überflufs noch einmal eingesetzt worden. Dafs in § 11 unter der Überschrift „Plural (von Substantiven) in Ausdrücken" à reculons und à tâtons aufgeführt werden, kann nur auf einem Versehen beruhen. Auch wird die Erklärung der Präposition à in diesen Ausdrücken vermifst. Bei Bestimmung des Geschlechtes der Substantive fehlen die Endungen *ās* und *ā*.

Den Bedingungssätzen (§ 123) wird die gebührende Beachtung nicht geschenkt. Zu der Bemerkung, dafs für eine einfache Zeit des Indikativs der Konjunktiv nur eintreten kann, wenn das konzessive quand durch die Inversion und das Konditional durch den Konjunktiv des Imperfekts ersetzt wird: je veux l'attendre ici, dût-il être absent une année entière, vergleiche man folgende Beispiele: Comme s'il n'y eût point dans Paris assez d'inquiétudes réelles, le „bureau de l'esprit public", comme on disait alors, semblait prendre à tâche de provoquer des terreurs chimériques sous le vain prétexte de pousser à la défense (Houssaye), oder Comme si sa modestie eût hâte de se soustraire à l'enthousiasme populaire, dès le lendemain de la victoire elle quittait Orléans, pour retourner à Blois, puis à Tours,

où le Roi vint de Chinon à sa rencontre (Petit de Julleville). Die strenge Scheidung, welche verlangt, dafs nach il semble das Verb des Dafssatzes im Subjonctif und nach il me semble im Indikativ stehe, wird von den besten modernen Schriftstellern nicht mehr eingehalten. Zu verwundern ist, dafs der Ministerialerlafs vom 28. Februar 1901 über den Gebrauch des Subjonctif in Dafssätzen keinerlei Weisungen gibt. Zum Schlusse der Behauptung (§ 128) „Veränderlich sind in diesen Redensarten (quel que, quelque ... que usw.) die Bestandteile quel (in allen Fällen), tout (vor Mask nicht, vor Fem. nur, wenn dasselbe mit Konsonant beginnt), quelques (vor Substantiv) ist hinzuzufügen: sofern das Substantiv nicht Prädikatsnomen ist. Wenn § 134 zu Je ne croyais pas qu'il dît la vérité in der Anmerkung gesagt wird: Le langage familier emploie volontiers le présent du subjonctif, usage approuvé par l'arrêté ministériel, so wird dem Ministerialerlafs Unrecht getan, welcher den Gebrauch des présent du subjonctif statt des imparfait nur in Sätzen duldet, die von einem Verb im conditionnel présent abhängen. Ungenau heifst es in § 169: „Die Nominative que und ce que stehen als uneigentliches (logisches) Subjekt bei unpersönlichen Verben: J'ai un professeur tel qu'il vous le faut." Nun ist aber il das grammatische, le das logische Subjekt, zu welchem que prädikativ tritt. Was hier Nominativ heifst, wird in § 144 Anm. 2 c Akkusativ genannt: „Ein näheres Objekt ist nicht vorhanden, wenn unpersönliche Verben den Akkusativ que vor sich haben: Les grandes chaleurs qu'il a fait l'été dernier." Gegen die Behauptung (§ 171 Anm.): „Im Ausruf steht das fragende que: Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!" ist zu bemerken, dafs dieses que auf das lat. quam zurückgeht. Bei der sehr knappen Behandlung der Konstruktion des Akkusativ und Infinitiv vermissen wir die Besprechung ihrer Verwendung im Relativsatze auch in Abhängigkeit von anderen Verben als faire, laisser usw. Es würde dann S. 175 zu dem Satze: „aber es war ein Geschäft, von welchem er wufste, dafs es gut war" die wunderliche Anmerkung wegfallen: „Akkusativ mit dem Infinitiv: welches er wufste gut zu sein." Auch S. 199 sind wir mit der Anm. zu Les montagnes Noires ne sont pas plus noires que la mer Noire n'est noire: „ne ... pas plus hat den Sinn von aussi peu, daher ne im zweiten Glied gestattet", nicht einverstanden. Peu ist eine Verneinung wie ne ... pas, und das ne im zweiten Gliede ist gestattet, weil eben beide Satzglieder verneinenden Sinn haben.

In verschiedenen Jahrgängen der Neuen Phil. Rundschau sind die Vorzüge der Plattnerschen Bücher, die auch für den Leitfaden zutreffen, wie Vortrefflichkeit sowohl der Zusammenstellung phraseologischer Ausdrücke und ihrer Verdeutschung, als auch der Auswahl der Beispiele und der Lesestücke so oft anerkannt worden, dafs eine Berufung darauf genügt.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

318) **A. Harnisch** und **A. Duchesne, Methodische französische Sprechschule.** 1. Teil. Mit einem Plane von Paris. Ausgabe A. Leipzig, P. Spindler, 1903. VI u. 137 S. 8. geb. ℳ 2. —.

Wir haben das englische Seitenstück zu dem vorliegenden Büchlein in Nr. 17 des heurigen Jahrganges der N. Ph. R. kurz charakterisiert. Das französische Buch, welches eher erschienen ist und dem anderen als Vorbild gedient hat, ist etwas umfangreicher. Es enthält folgende Abschnitte: Notre Classe. Le Corps humain. La Famille. Le Temps. La Toilette. Les Leçons. La Maison. Les Repas. Saisons, Temps, Maladies. La Ville. Professions et Métiers. Voyage. La Correspondance. Argent, Mesures, Poids. La France. Paris. Société. An jedes Lesestück schliefst sich ein Wörterverzeichnis und eine Phrasensammlung an. Die Stücke bieten ein sehr reichhaltiges und vielseitiges Sprachmaterial und können in der mannigfaltigsten Weise zu Sprechübungen benutzt werden. Das Französisch ist vorzüglich; auf allen behandelten Gebieten lernt der Schüler wirklich die gebräuchlichsten und bezeichnendsten Mots propres kennen. Bestimmt ist das Buch in seiner A-Ausgabe für die Mittelstufe der Realsantalten und für Gymnasien, wo es neben allen Arten von Lehrbüchern und Lesestoffen gebraucht werden soll. Eine gleichzeitig veröffentlichte Ausgabe B für höhere Mädchenschulen hat Fräulein Bertha Harder in Hannover eingerichtet. Aufserdem ist noch für die Oberstufe der Realanstalten usw. ein zweiter Teil in Aussicht genommen worden. **-i-.**

319) **Bertha Schmidt, Esquisses literaires.** Le groupe des Romanciers naturalistes: Balzac, Flaubert, Daudet, Zola, Maupassant. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, 1903. 196 S. 8. geb. ℳ 2. —.

Das Werkchen müfste eigentlich den Titel tragen: „Esquisses biographiques“, denn das Hauptgewicht ist auf den Vortrag der wichtigen und un-

wichtigen Erlebnisse der fünf Erzähler gelegt. Selbstverständlich kann daher nur allgemein Bekanntes wiederholt werden, wie sich denn auch der Abschnitt über Balzac gleich von vornherein als ein Auszug aus den vorhandenen Biographien, der über Daudet als „zum gröfseren Teil" aus „Mon frère et moi", der über Zola als „teilweise" aus der Biographie von Alexis entlehnt bezeichnet. Am Schlufs jeder Biographie folgt dann ein besonderer Abschnitt „L'œuvre", der aber stets sehr kurz und einer Bibliographie ähnlicher ist als einer Würdigung der literarischen Leistungen. Was man, von einigen Ansätzen abgesehen, gänzlich vermifst, ist der Versuch, das Wirken der Schriftsteller aus ihrem Leben zu erklären. Das macht sich bei der grofsen Freigiebigkeit an Einzelheiten aus dem Leben der Autoren besonders bemerklich. Wir erfahren beispielsweise, dafs Flauberts Vater sich einst, als er den Sohn zur Ader liefs, vergriff und ihm ein Gefäfs kochenden Wassers statt lauen über den Arm gofs. Wir erfahren aber nicht, wieso sich der merkwürdige Dualismus in Flauberts Dichtungen, sein Schwanken zwischen den Höhen der Phantasie und den Plattheiten der Realismus aus seinem tragischen Geschick und seiner Naturanlage begreifen läfst. Auch der Zusammenhang der Dichter untereinander und mit den Zeitströmungen tritt nicht mit der nötigen Klarheit hervor. So hält das Buch nicht, was sein Titel verheifst. Man weifs auch nicht recht, für welchen Leserkreis es gedacht ist. In eine wissenschaftliche Bücherei gehört es sicher nicht. Aber auch der ungelehrte Liebhaber der französischen Literatur wird in diesen anekdotenhaften Zusammenstellungen nicht seine Rechnung finden, und dies um so weniger, als das Französisch der Mlle Schmidt nicht ansprechend ist. Wenn sie eine Deutsche sein sollte, wie ihr Name vermuten läfst, so begriffe man nicht, warum sie die Eitelkeit gehabt hat, französisch zu schreiben, und würde ihr nur bestätigen können, dafs sie mit aufserordentlichem Eifer die fremde Sprache g e l e r n t hat, dafs man das aber merkt. Ist sie eine Französin, so müfste man mit ihr schärfer ins Gericht gehen und ihr einen Vorwurf daraus machen, dafs sie eine solche Vorliebe für seltene, sonderbare und gesuchte Ausdrücke hat. Es ist viel unlebendiges Französisch drin, manches sogar, was ganz unfranzösisch erscheint.

Weimar. **Erich Meyer.**

---

320) **Gustav Krüger** und **C. Alphonso Smith, An English-German Conversation Book.** Dresden-Leipzig, C. A. Kochs Verlag, 1903. 37 S. 8. ℳ 1.20.

In sechs Abschnitten — Redensarten des täglichen Gebrauchs, die Zeit, Reisen, Bücber nnd Zeitungen, das amerikanische College und die deutsche Universität — findet man eine knappe, vortreffliche Auswahl englischer und deutscher Redewendungen, hier und da erläutert durch gehaltvolle Fufsnoten. Eine besondere Hervorhebnng verdienen die beiden letzten Teile. Der eine bietet amerikanischen Studenten geeigneten Stoff für eine deutsche Besprechung ihrer heimatlichen Schulverhältnisse, der andere berücksichtigt wie kein zweites Buch auch die dem deutschen Bruder Studio eigentümlichen burschikosen Ausdrücke, die Regeln des Bierkomments, des Mensurenwesens usw.

Der Name des deutschen Mitarbeiters, des Herausgebers eines Englisch-Deutschen Wörterhuches und eines Bnches über die Schwierigkeiten des Englischen, bürgt dafür, dafs das erwähnte empfehlenswerte Conversation Book seinem ganzen Gepräge nach dazu angetan ist, auch in hezug auf den Erfolg sich eine beachtenswerte Stelle unter den einschlägigen Werken zu verschaffen.

Montabaur. **Melchior Thamm.**

---

321) **Modern Philology.** A Quarterly Journal devoted to research in Modern Languages and Literatures. Chicago: The University of Chicago Press. Leipzig: Otto Harrassowitz. Vol. I, Nr. 2. (S. 217—344.) 8. geh. 1 Dollar.

Dem ersten Heft der neuen Vierteljahrsschrift für moderne Philologie, welches wir anf S. 22 des laufenden Jahrgangs der N. Pb. R. kurz angezeigt haben, ist nunmehr die zweite Nummer gefolgt. Diese bringt Fortsetzungen zu den Anfsätzen 'Primitive Poetry and the Ballad' von F. B. Gummere und 'Songs of the Spanish Jews in the Balkan Peninsula' von Leo Wiener. Aufserdem enthält das Heft folgende Arbeiten: F. A. Wood: 'The IE. Base *ghero-* in Germanic' (eingehende Behandlung zahlreicher Wortstämme, die sich mit dieser Basis *ghero-, ghere-, ghrē-, ghrĕ-* = 'tonch, ruh, scrape'; 'tonch, handle, take hold of, seize' in Beziehung setzen lassen). — M. A. Nitze: 'Glastonhury and the Holy Grail'; der Verf. sucht, anknüpfend an seine Arbeit 'The Old French Grail Romance Perlesvaus', Baltimore 1902 noch bestimmter nachzuweisen, dafs

'however unoriginal the romance may be, it was certainly composed as early as several of its rivals for fame, and probably it represents the real transition from the purely romantic conception of Crestien de Troyes to the ascetic, ecclesiastical ideal of the writers of the *Quête* and the *Grand St. Graal*'; insbesondere zeigt er in seiner Studie auch, warum gerade Glastonbury als der Entstehungsort jener Dichtung angesehen werden mufs. — Mit einem verwandten Stoffe beschäftigt sich A. B. Fausts Aufsatz: 'A Defense and Interpretation of the Ninth Book of Wolfram's Parzival'. — A. C. v. Noé erklärt zur Beantwortung einer im 16. Bande der Modern Language Notes, No. 8, aufgeworfenen Frage die genaue Bedeutung des altfranz *fautre* (mittelengl. *fewter*) in der Phrase *lance sur fautre*. — Fr. Fr. Abbott teilt mit, dafs W. Wackernagels Konjektur *Albrûna* für *Aurinia, Albrima* und *Albrinia* in Tacitus' Germania Kap. 8 jetzt tatsächlich durch die Schreibung der neuen Toledoer Handschrift bestätigt wird, ein schöner Triumph der philologischen Kritik. — Die Herkunft des italienischen *greggio* und *grezzo* untersucht C. W. Rice; er leitet diese Wortformen vom griech. *γέρδιος* 'Weber' ab. — Die übrigen Aufsätze sind betitelt: Notes on the Blickling Homilies, von A. S. Napier; Notes on the Poema del Cid, von W. W. Comfort; The Dates of Chaucer's Troilus and Criseyde and Legend of Good Women, von J. S. P. Tatlock; The Departing of Chaucer, von E. P. Hammond, und Caxton's Old English Words, von Ewald Flügel.

---

322) **Kurt Schladebach, Jerome K. Jerome, Fact and Fiction.** Sketches, Tales and a Play in Prose. Edited with explanatory notes. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. IX u. 144 S. 8. ℳ 1. 40.

Der in England so beliebte humoristische Schriftsteller Jerome, der vielfach an Dickens und Mark Twain erinnert, ist auch in Deutschland in weiten Kreisen bekannt geworden. An Schulausgaben sind von seinen Werken bisher erschienen: „Three Men in a Boat“ (Perthes und Velhagen) und „Three Men on the Bummel“ (Gesenius). Jeromes Schriften, die bei ihrer humoristischen Färbung die Vorkommnisse des täglichen Lebens als realen Hintergrund haben, sind wohl dazu geeignet, den Schülern der oberen Klassen als fruchtbringende Lektüre dargeboten zu werden, einerseits wegen der frischen, lebendigen, nicht verletzenden Sprache, dann

auch, weil sie ganz besonders dazu angetan sind, die Kenntnis von Land und Leuten, englischen Sitten und Gebräuchen zu fördern. Diejenigen seiner Schriften, die über Deutschland und deutsches Leben handeln „(Three Men on a Bummel“ und „Diary of a Pilgrimage)“, beweisen, dafs der Verf. unser Land gründlich kennt und die Deutschen schätzen und lieben gelernt hat. Es war daher ein glücklicher Gedanke, aus den verschiedenen Werken Jeromes eine Reihe ausgewählter Abschnitte für den Schulgebrauch zu bearbeiten. Mit der in der vorliegenden Ausgabe getroffenen Auswahl kann man sich wohl einverstanden erklären. „Paul Kelver's Childhood“, entnommen aus „Paul Kelver“, der im Jahre 1902 erschienenen Selbstbiographie Jeromes, erzählt des Verfassers wenig glückliche Kindheit und seine trüben Erinnerungen aus der Schulzeit. In „How I became an Actor“ schildert Jerome, wie er Schauspieler wurde, gewissenlosen Theateragenten in die Hände fiel, doch seinen Beruf bald wieder aufgab. Die hochherzige Titelheldin in „Barbara“ verzichtet auf eine ihr zugefallene Erbschaft zugunsten ihres unerwartet wiedergefundenen Bruders, dem es dadurch ermöglicht wird, nach seines Herzens Neigung zu heiraten. Dann folgen vier Abschnitte aus "The Idle Thoughts of an Idle Fellow", dem Werke, welches Jeromes Ruhm begründet hat. Hier zeigt sich der Verf. so recht als geistreicher Plauderer, der den einfachsten Stoffen interessante Seiten abzugewinnen weifs. Nach einem kurzen Lesestücke aus the „Diary of a Pilgrimage“ (to Oberammergau) schliefst die vorliegende Ausgabe mit „The Man who lived for others“ und „The City of the Sea“. Letzteres behandelt eine englische Legende aus der Dänenzeit. So haben wir in „Fact and Fiction“ in angenehmer Abwechselung einen anregenden Lesestoff für die oberen Klassen unserer höheren Schulen zu verzeichnen. Der Bearbeiter hat in einer englisch geschriebenen Einleitung das Wissenswerteste über Jeromes Leben und seine Schriften mitgeteilt. Die ebenfalls in englischer Sprache abgefafsten Anmerkungen sind zum gröfsten Teil sachlichen Inhalts. Eine gröfsere Berücksichtigung der nicht geringen sprachlichen Schwierigkeiten würde bei einer zweiten Auflage, die wir dem trefflichen Buche gerne wünschen. den Wert dieser neuen Schulausgabe noch erhöhen.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

---

323) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Sechster Band: Erdeessen bis Franzén. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1904. 908 S. zu je 2 Sp. gr. 8. geb. (Halblederb.) ℳ 10.—.

Mit diesem sechsten Bande ist das grofse Werk fast zu einem Drittel vollendet, und die schnelle und prompte Folge der einzelnen Bände gibt uns die Sicherheit, dafs in wenigen Jahren das ganze Lexikon in der neuen, umgearbeiteten Auflage vorliegen wird. Der Anfang dieses Teiles schliefst die Gruppe der mit Erd(e) gebildeten Stichworte ab. Von den nächsten interessiert besonders der Aufsatz „Erfindung", erweitert durch eine alphabetische Tafel aller wichtigen Erfindungen mit dem Namen des Entdeckers und der betreffenden Jahreszahl; es wird damit dem vorläufigen Bedürfnis genügt: die ausführlichen Artikel, die unter eigenem Namen des Gegenstandes an ihrem lexikalischen Platze geboten sind, behaupten natürlich daneben ihre volle Bedeutung. Pädagogische Themata erläutert dieser Band u. a. unter Erzieherin, Erziehung und Komposita; Ferien, Ferienkolonien, Ferienkurse, Franckesche Stiftungen u. a. m. — Gegenstände und Persönlichkeiten der antiken Welt sind zufällig in dieser Abteilung minder häufig vertreten als sonst, doch vergleiche Euboea, Eretria, Etrurien, Fayûm; fasti, fasces; Eutropius, Euripides, Eusebios, Eustathios, Fabius, Fabricius. Dafür liefert der Band in aufserordentlich zahlreichen Artikeln den Beweis, dafs die ausländischen, besonders französischen und englischen Gelehrten, Dichter, Politiker, Parteiverhältnisse und geschichtlichen Vorgänge in einer Weise bedacht sind, dafs man hier stets eine voll befriedigende Auskunft erhält. So sind die bekannten innerpolitischen Vorgänge Finnlands in der sehr ausführlichen Geschichte dieses Landes bereits miterledigt, so prangt bereits Faschoda und der sich daranknüpfende englisch-französische Konflikt an seinem Platze. Und der französische Kultur- resp. Konkordatskampf Combes ist unter dem Kennwort der französischen Geschichte schon bis in die Kammerdebatten des ersten Quartals dieses Kalenderjahres (1904) eingehend dargelegt worden. Überhaupt ist diesem Nachbarlande eine sehr eingehende Bearbeitung nach allen Seiten hin zuteil geworden. Und das mit vollem Rechte; denn das schulmäfsige Wissen, auch der Gebildeten, reicht auf diesem Gebiete in

der Regel nicht allzuweit. Von anderen umfassenden Monographien erwähnen wir noch die über Europa und Finnland. — Reichen Anteil an den belehrenden Materien des in Rede stehenden Bandes haben noch die naturwissenschaftlichen und technologischen Gegenstände unter den einschlägigen Merkworten; vergl. Eulen, Falken, Fasanen, Fische und damit zusammenhängendes; Eiche, Eucalyptus, Farne, Faserpflanzen, Fichte, Flachs, Flechten usw.; Fahrrad, Farben, Feder, Feldeisenbahn, Fernmeldeapparat, Fernrohr, Fernsprecher, Festigkeit, Festungsbau und verwandtes, Feuer und Komposita, Fördermaschinen usw. Die zahlreichen und prachtvollen Illustrationen kommen dabei dem Verständnis aufs beste entgegen. Demnach verdient das Werk auch in diesem Bande die wärmste Empfehlung.

Vakanzen.

Gera, Handelslehranstalt, Dir. (Math. oder N. Spr.). Schulvorstand.
Görlitz, R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Hagen i. W., G. u. R.G. Obl. Klass. Phil. Dir. Dr. Braun.
Hannover, H.M.S. Obl. Franz. u. Deutsch. Magistrat.
Hattingen, Prg. Obl. Klass. Phil. Dir. Träger.
Heide (Holstein), R.S. Obl. Nat. Dir. Dr. Hübner
Herford, Landw.-Schule, Obl. N. Spr. Dir. Dr. Droysen.
Oberhausen, R.G. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Willenberg.
Rüttenscheid, Prg. Obl. A. oder N. Spr. Bürgermeister.
Viersen, G. Obl. Franz. u. Lat. Dir. Dr. Löhrer.
Witten, R.G. u. R.S. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Matthes.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: **Titel** und **Register** zu **Jahrgang 1904** der **„Neuen Philologischen Rundschau“.**

VERLAGS-BUCHHANDLUNG

ED. HÖLZEL

WIEN, IV/1, LUISENGASSE 5

GEOGRAPHISCHES INSTITUT UND KUNSTANSTALT FÜR ÖLFARBENDRUCK.

TELEPHON NR. 1284. SCHECK-KONTO DER K. K. POST-SPARKASSE NR. 808.865 GIRO-KONTO DER K. K. PRIV. ÖSTERR. LÄNDERBANK.

DESCRIPTION.

Kaum zwei Jahre sind verflossen, seitdem infolge mehrfacher Anregung aus pädagogischen und neuphilologischen Kreisen, zum ersten Male meine **Description des tableaux d'enseignements d'Ed. Hœlzel à l'usage des écoles** par **Lucien Génin** et **Joseph Schamanek** zur Ausgabe gelangten und heute schon bin ich in der angenehmen Lage, mitteilen zu können, daß das in einer außergewöhnlich hohen Auflage gedruckte Werkchen in den einschlägigen Lehrerkreisen eine so günstige Aufnahme

Als Nebentitel wurde dem Haupttitel beigefügt: »Méthode d'enseignement intuitif« = »Methode des Anschauungsunterrichts«, d. h. eine Lehrmethode, durch welche sich das zu Lernende dem Verstande und dem Fassungsvermögen der Schüler von selbst einprägt. Eine weitere wertvolle Zugabe hat das Buch auch dadurch erfahren, daß die Verfasser zum Zwecke der Übertragung der Descriptions in Conversations, also der gegebenen »Beschreibungen« in »Gespräche«, dieser neuen Auflage eine Sammlung der hauptsächlichsten hier in Betracht kommenden Fragestellungen in einer dem Schüler leicht verständlichen Form beigegeben haben.

Wie ich bereits bei dem erstmaligen Erscheinen von »Génin-Schamaneks Description« bemerkte, ist dieses Büchlein besonders für jene Anstalten geschrieben, in denen dem Schüler die ersten Elemente der französischen Sprache beigebracht worden sind, also insbesondere für Bürgerschulen und Lehrerbildungsanstalten, die unteren Klassen der Mittelschulen, für Handelsschulen, für Privatanstalten und französische Sprachschulen.

Sollen in diesen Schulen die Hölzelschen Wandbilder mit richtigem Erfolge verwendet werden, so ist es wünschenswert, daß dieses Büchlein in den Händen der Schüler sich befinde, da dadurch dem französischen Sprachlehrer die Arbeit des oftmaligen Aufschreibens erspart bleibt und er auf diese Weise genug Zeit findet, das Vorgelegte allseitig und gründlich zu behandeln.

Andererseits wird vorgebeugt, daß die Schüler beim Abschreiben Fehler machen, was auf dieser Stufe nicht immer ganz zu verhindern ist.

Möge auch die neue zweite Auflage, für welche ich um das gleiche geneigte Wohlwollen bitte, das der ersten Auflage zuteil wurde, viele Freunde finden und in allen Schulen, wo Hölzels Wandbilder heimisch sind, als ein ebenso praktisches wie pädagogisch vorzügliches Lehr- und Lernmittel zum Gebrauche und zur Einführung gelangen.

WIEN, im Oktober 1904.

ED. HÖLZEL.

notwendig wurde.

Indem ich das Erscheinen dieser **neuen zweiten Auflage** meiner

DESCRIPTION

des tableaux d'enseignement d'Ed. Hœlzel à l'usage des écoles

par

LUCIEN GÉNIN ET JOSEPH SCHAMANEK

(Méthode d'enseignement intuitif)

Preis kartoniert K 1.40 — M. 1.20

hiermit bekanntgebe, füge ich noch hinzu, daß diese neue Ausgabe von den Verfassern genau durchgesehen und **um zwei Bogen vermehrt wurde.**

Als eine in weitesten Kreisen sicher hochwillkommen geheißene Ergänzung bringt dieselbe **die Beschreibung der drei neuen Hölzelschen Wandbilder: Der Hafen, Der Hausbau** und **Das Berg- und Hüttenwerk.**

In einem von demjenigen der »Conversations françaises« der gleichen Verfasser ganz verschiedenen Text haben die beiden Autoren alles das beschrieben, was die Schüler direkt vor Augen haben, und zwar in denkbar einfachsten Sätzen, alles in erster Linie auf dem »Zeitwort« beruhend, der Grundlage oder besser gesagt, der Seele der ganzen Sprache.

Ankündigung.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03088 1885



